Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

41. Jahrg. September 1926/1. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

...RA UNIVERSITY
main
LIBRARY

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b.
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

AP30
.V4

Wund-Puder für Kinder u. Erwachsene

DIALON

Seit Jahrzehnten glänzend bewährt, von zahlreichen ärztlichen Autoritäten des In- und Auslandes empfohlen als unübertroffenes und unentbehrliches Einstreumittel bei der Säuglingspflege, zur Heilung und Verhütung des Wundseins kleiner Kinder, als Wund- und Schweisspuder für Erwachsene. Dialon sollte in keiner Kinderstube fehlen. Als antiseptisches Vorbeugungsmittel gegen die so häufig auftretenden Hautentzündungen leistet Dialon unschätzbare Dienste. Haben sich bereits Entzündungsherde gebildet, führt der Puder schnelle und gründliche Heilung herbei.

Fabrik pharmazeutischer Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Der Gast auf Juchhee. Roman von Viktor von Kohlenegg	1
Niederdeutsche Volkskunst im Oldenburger Landesmuseum. Von Dr. W. Müller-Wulckow. Mit 22 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	41
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Lieber leben als schreiben! Erinnerungen von Heinrich Federer	57
Eileen. Novelle von Carl Federn	66
Die Malerei in der Schweiz. Von Dr. W. F. Storck. Mit 21 farbigen Wiedergaben von Gemälden Schweizer Künstler	73
Zet — eine moderne Liebe. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm	89
Vergangen. Gedicht von Ernst Zahn	92
Heidenlärm und Kinderspiel. Von Prof. Dr. Curt Sachs	93
Turmglocke. Gedicht von Hugo Salus	95
Die Dahlie. Von Prof. Th. Echtermeyer. Mit 14 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	96
Heinrich der Löwe. Von Prof. Dr. Karl Hampe. Mit zwei Abbildungen	105
Neues vom Büchertisch: Romane, Novellen. Von Karl Strecker — Jagdbücher. Von Dr. A. Berger	111

Digitized by Google

Se

Bahnhofsgärten. Gedicht von Rudolf Knußert 1
Illustrierte Rundschau: Eine Gabe der „Monatshefte“ an ihre Freunde – Gereinigte Frans-Hals-Gemälde — Bogenhauser Keramik von Prof. Düll-Petzold — Entwurf eines Herbstkostüms — Zu unsern Bildern 1
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) 5

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Ausschauende. Gemälde von Georg Schrimpf . . . Titelb
Morgen im Moor. Gemälde von Henrik Moor . . . 16—
Das Jagdfrühstück. Gemälde von Prof. Angelo Jank . 64—
Erholung im Walde. Gemälde von J. L. Agasse . 72—
Tierstück. Gemälde von Prof. Richard Seewald . . . 112—1

Kunstbeilagen in Tondruck:

Knabenbildnis. Gemälde von J. Goth 8
Morgennebel im Manöver. Gemälde von Alfred Roloff . . . . . 24—
Schlangentänzerin. Bildwerk von Rudolf Marcuse 32—

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—
Rückwärtiger Anzeigenteil . 1—
Umschlag . . . . . 2—
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . .
Unterrichtsanstalten . . 14—1
Hotels und Pensionen . . 15—1
Heilanstalten und Kurorte 16—1

Digitized by Google

Ausschauende. Gemälde von Georg Schrimpf
(Düsseldorf, Kunsthalle)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
41. Jahrg. September 1926/1. Heft

Der Gast auf Buchhees

Roman von Viktor von Kohlenegg

Lutz Kilian flieht aus der Welt

Lutz Kilian saß behaglich mit einer tragischen Falte über der linken Augenbraue in der Ecke seines Abteils und las.

Der Wagen des D-Zuges federte angenehm, rasselte mit einem Geräusch, das keineswegs störte, über eine Weiche und fuhr dann wieder auf Samt; durch die geöffnete Gangtür kam frische Luft herein, ohne Zug zu machen, der äußere Lebenszustand war also erfreulich und durch die sanft rasende Vorwärtsbewegung voll sacht befreiender Spannung und Erwartung.

Es saßen noch ein paar andere Leute in dem Abteil. Gleichgültige Leute; Lutz Kilians Blick glitt über sie hin wie über den Notbremsengriff und über die bunten Reklametafeln. Das war das Hübsche und Gesunde am Reisen: man wurde duldsam, unempfindlich; die Welt war da und ging einen nichts an. Nicht ungern verweilte sein Auge auf dem eleganten jungen Paar. Hochzeitsreisende? Vaganten der Liebe? Sie hatte rote Lippen, ein wenig müde vom genossenen Glück und von der rastlosen Sehnsucht, und er gab sich beherrscht und sehr sinnlich. Nun ja, auch die Seele trug ihre Festtagsgewänder, auch sie verdrückten sich, wurden schlapp, welk und trübe, der Alltag war unvermeidlich. Et omnia vanitas, es war immer dasselbe, und bloß die Robusten und Dumpfen spürten wenig von des ewigen Wandels Enttäuschung und vom Überdruß.

Lutz Kilian blickte durchs Fenster. Grünes, hügeliges Land da draußen, bunte Ackerstreifen, die heiter gewellt anstiegen, darauf grelle Kopftücher und erfrischend nackte Arme und Schultern; blanke Spielschachteldörfer, der besonnte, dicke Schieferzwiebelturm einer Kirche, dann Fichtenwald, der würzig und trocken durch die Gangtür hereinduftete. Ja, das schickte Grüße herein, die plötzlich geheimnisvoll erregten, wie ihn dünkte.

Er war diese Strecke öfter gefahren in den letzten zehn Jahren, aber immer mit anderm Ziel vor Augen, rasch vorbei, einer wichtigen, ehrgeizigen Aufgabe, die ihn leidenschaftlich rief, entgegen. Übrigens war es meist des Nachts, während er in tiefem Schlafe lag, geschehen. Man war einander ziemlich fremd geworden — das hier und er. Er hatte im Norden und Süden und auch im Ausland in großen lärmenden Städten den Glanz seiner Person und seines laut tönenden Wirkens gezeigt. Hierherum war die Welt für ihn eingeschlafen, hatte bis heute unter dichtem Vergangenheitsstaub vermodert und begraben gelegen.

Der Winkel —! wie er diesen geographi-

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

schen Bezirk summarisch und zärtlich spöttisch nannte. Zuerst würde ‚die große Nachbarstadt' mit Theater, Universität, vergreisten Denkmälern, capuanisch beschwingtem Leben und modernster Betriebsamkeit und Lasterhaftigkeit auftauchen, und dann erst, an der betulichen Querbahnstrecke, das Städtlein, der wahre Winkel mit Onkel Rochus Kilian auf Schlößchen Juchhee und mit den anderen, die ihn von Geburt an kannten; mit schiefen Häuserchen und Sträßchen, gotischem Turm und wackeligen Stadttoren, herrlichem Wald und dem unvergeßlichen Munkesee — unvergeßlich? Ja, ja, mit einemmal war es so, daß das Sitzfleisch unruhig wurde und der Blick blanker.

Immerhin merkwürdig, so schien es ihm in der sausenden, angenehm beklemmenden Annäherung an die Vergangenheit, daß man ein kleines Menschenalter lang bloß eine bunte Postkarte und zum 1. Januar einen Brief geschrieben hatte, auf den übrigens auch immer bloß eine halbe Seite krakeliger Greisenantwort erfolgt war, die nicht gerade Sehnsucht nach dem Neffen verriet. Keine Zeit, keine Lust, keine Stimmung — was sollte man dort? Die Eltern tot, die Freunde verweht, andere vergraut und verblichen, nur Großonkel Rochus, nun schon den Achtzigen nahe, durch einen Jagdunfall verhindert, ein fröhlicher Lebensbeschauer und Weltverächter, der die Menschen nicht gerade ernst nahm — man hatte einander niemals übertrieben empfindsam nahegestanden. —

Indes — einmal — ja damals — gewissermaßen das letztemal — vor diesen beinahe lächerlichen zehn Jahren — als er, ein junger besessener Klängebeschwörer, zu Ferienrast und Arbeit bei Onkel Rochus auf der Juchhee eingekehrt war — da war er von hier in hoher Flucht wieder ausgerückt — schlechthin Hals über Kopf in der Nacht auf und davon gegangen, nicht vor Sünde und Verbrechen oder aus unerträglicher Bürgerhaft und -qual, sondern vor einem schönen, feinen, leidenschaftlichen Mädchen, vor Wieke Gilm. —

Ausgekniffen! War auch d a s ein Grund dafür gewesen, ein mehr oder minder bewußter Grund, daß er bislang um den Winkel herumgefahren war? In Beschämung oder schuldhaftes Unbehagen verstrickt, vielleicht voll Reue — ach Reue! Der heiße Fichtenduft da draußen war etwas stark, roch genau so gut wie früher, wenn man als Junge durch den Wald bummelte, im Moose lag, oder später — mit Wieke Gilm ... Dummes Zeug.

Vier, fünf Jahre lang war sie damals ja wohl noch im Winkel vorhanden gewesen oder wenigstens dorthin aus der nahen großen Nachbarstadt immer wieder heimgekehrt — und dann hatte sie seinen alten Freund und Schulkameraden Eberhard Heynk geheiratet, Pipo Heynk, den hübschen, starken Pipo, der vor lauter Emsigkeit eine Weile Landrat in der Nähe gewesen war, bis ihm die neue Zeit das Regieren verekelt hatte. Prächtiger Kerl mit blondem Spitzbart, den er zu jener Zeit eckig wie ein Assyrier getragen hatte — er war dem Pipo inzwischen einmal in Berlin oder sonstwo kurz begegnet, und Pipo hatte ihm begeistert auch von Wieke erzählt, von Wieke Heynk geborenen Gilm — ja. An beider Hochzeitstage hatte er, Lutz, im Ausland geweilt, gänzlich unabkömmlich und ohne sonderliche Teilnahme für den Tag. Sie war also immer ein wenig in der Nähe gewesen. Hatte auch dies mitgewirkt, ihn sozusagen ... feige gemacht? Keine Spur. Vielleicht ein biß — ach wo! Das weite, wildselige Leben, das ungebärdige Wollen und sein stürmender Ehrgeiz hatten ihn damals wie in einem Angstwirbel davongerissen, Daimon und Tyche ... wer das entwirren könnte, wenn man es überhaupt wollte. Ihm lag nichts mehr daran. Das war einmal gewesen und war nun gut so. Weiber. Der Pipomann war ein hübscher, kräftiger Mann, darauf kam's an; Mitbesitzer des Heynkschen Eisenwerks, darauf kam es ebensosehr an — für eine schöne, leidenschaftliche, bewegliche und zärtlich ins Leben verstrickte Frau wie Wieke. War das geläftert?

Die Räder summten und pochten eine wohlige Melodie, die einen heimatlichen Dialekt hatte. Man sank tiefer in sich hinein, ergriffen und gerührt? So das übliche, wie es sich für einen erlesenen Menschen ziemte ... Eine neue Flucht, in umgekehrter Richtung, gewissermaßen nach rückwärts gewandt, aus der chaotischen Welt in die Stille. Poch, poch. Ja, Müdigkeit — Mü — dig — keit, taedium vitae, wie es jeden besseren Menschen um die Vierzig oder vorher — also bei ihm vorher — um die achtunddreißig einmal beschleicht und ankrallt.

Er fühlte sich unzweifelhaft ziemlich heftig mitgenommen vom Leben. Enttäuscht von ihm, vom Beruf, Erfolg, vom Wirken, Schaffen, von Lust und Leid und Liebe — ach ja, auch von ihr; vergrillt von musischer und sonstiger Zeitenwirrnis — müde; erschöpft und angewidert und ausgeleert. Was war das erste und eigentliche? Das wußte man nicht so genau. Alles in einem. Tiefpunkt. Und darüber die Sehnsucht nach Abseitigkeit — vielleicht nach Sammlung, jedenfalls nach Losgelöstsein von den andern, den vielen,

11. 6. 28
Digitized by Google

dem Vielerlei! Er war sogar mal beim Arzt gewesen. „Depressive Stimmung aus nervöser Konstitution.“ Tropf. Ein Schwergewichtsmeister mit Hartschlag, der Mittelstürmer eines Fußballklubs mußte natürlich anders konstituiert sein! ... Er war auch reichlich viel mit dem Taktstock in der Tasche umhergefahren; dazu hatte er schweren Ärger mit dem eigenen stiersinnigen Intendanten gehabt, mit Sängern, Sängerinnen, Publikum und mit der inniggeliebten Kritik, ein wenig entnervend das alles, hatte man's nötig? Man schmiß ihnen den Kapellmeisterstecken und die übliche Generalmusikdirektormaskerade hin und war für eine Weile frei wie ein Kirmespfeifer und — versemt — und litt an einem ganz anderen und tieferen Ungenügen. — Hatte man als Schaffender nichts oder doch zuwenig geleistet und erreicht? Auch in diesem eigensten Bezirk schien ihm unter dem entglänzten Lebenshimmel zuzeiten selbstquälerisch manches oder alles schal und nichtig, wenn er die Reihe seiner heiterkühnen Opern und sonstigen Klangartefakte, eine ziemlich beträchtliche Reihe, überblickte. Er wurde gerühmt, o ja, und befehdet, o bitte! Die Jugend ging lärmend mit, benutzte ihn und schmähte ihn hinterher aus vergnüglich überspitzter Rezeptverderbnis im Chor der anderen — Ewiggestrigen. Ich wünsche allein zu sein, ihr Guten —! Allein — in Abneigung, Müdigkeit, Erschöpftheit und Zweifel, dies war sein Verlangen. Im Mittelalter, wie er neulich mal gelesen hatte, gingen die Bürger und Handwerker auf Zeit in ein Kloster, um dann, innerlich gestärkt, in die Welt zurückzukehren ... Nun also — nach Winkel!

Er stand langsam und gekränkt auf und ging hinaus.

Der Gang war fast leer. Eine dicke Dame rauchte, obwohl das hier durchaus verboten war; auch Lutz zündete sich ein Zigärrchen an, obschon das gegen seine neuen, strengen Lebensgrundsätze verstieß; so ist der Mensch. Es schmeckte ihm vorzüglich und belebte ihn überraschend. Er steckte den Kopf durchs Fenster. War das nicht schon Eremitage? Die kleinen, flinken Rehe lebten auch noch? Sieh da, ihr lieben Tierchen! Die Luft da draußen nahm etwas unaussprechlich Vertrautes an, so schmeckte keine andere Luft.

Eine schlanke, hohe Dame streifte rasch und dicht an ihm vorbei mit eigentümlich lebhaftem, durch das obere Lid verschleiertem Blick. Er erschrak fast — Wiekes Statur, Haltung und Blick? Was ging das ihn an. Irgendeine Frau, eine Dame; nun ja, in dieser rührselig frischen und erinnerungsreichen Luft hier auf dem durchlüfteten Korridor hatte derlei für eine Sekunde einen schwachen Reiz für ihn gehabt, nichts weiter.

Denn die Frauen — ja, das war noch ein anderes und sehr eigentümliches Kapitel in seinem Leben. Er war niemals unempfindlich für ihren Zauber gewesen. O nein, ihre Reize hatten nur allzu leicht wie ein Blitz in ihm gezündet, und dann hatte er geflammt und war berauscht gewesen. Sie hatten stets wie ein lebendiges Elixier auf ihn gewirkt; er hatte sie gebraucht, ihre Nähe, Süße und Wärme gesucht, die ihn immerdar sogleich erfrischte, beschwingte und klingen machte.

Leider aber war er auch zu jeder Zeit nur zu leicht und zu rasch enttäuscht und ernüchtert worden; manchmal schon durch ein plumpes oder törichtes Wort, durch eine ungeschickte oder gewöhnliche Gebärde — oder durch eine Unbequemlichkeit oder Verwicklung, die ihn in seiner Arbeit und in seinem sonstigen empfindlichen, immer dem Schaffen verpflichteten Behagen störte oder bloß zu stören drohte.

‚Wenn das Ziel, das die Natur will, erreicht ist, beginnt die Entzauberung, die Entseelung der Frau; der Satte ist phantasielos —‘ Meister Lutz räusperte sich stark und mußte husten, denn er hatte etwas von dem Rauch seines Zigärrchens in die Kehle bekommen. Ja — so war das in der Regel verlaufen: plötzlich war die Gleichgültigkeit wie etwas Unüberwindliches und Lähmendes, förmlich Beängstigendes da, dem man ungeduldig entfliehen mußte, die bleiche Angst vor lästiger Bindung, vor Alltag, Enttäuschung, Störung und Undelikatem; — und nicht selten war es bloß ein neues Erlebnis, ein neues Entzücken gewesen, das das alte bedrängt und verdrängt hatte.

Er hüstelte noch einmal und kräftiger.

Es gab da seit etlicher Zeit Hemmungen, wahrhafte Hypochondrien und entzaubernde Einblicke, die ihn förmlich schützten, wenn er sie anrief und suchte. Was war es denn überhaupt mit den Frauen und ihren Reizen? Alles was man Schönheit nannte, war doch im Grunde simpelste, persönlich geformte Zweckmäßigkeit; die Augen waren komplizierte Sehlöcher mit Haarschutz und Salzwasser zum Heulen, die Nase war eine Öffnung zum Atmen, Rachen mit mehr oder minder gefährlicher Schleimhautentzündung, genannt Schnupfen und so fort; das bißchen Form und ihre Beseelung? Du lieber Gott; das Zweckhafte, Biologisch-Anatomische war das Eigentliche, das man wie durch eine Blendung und ästhetische Übereinkunft übersah — das Ohr, die Hand, der Leib, der Fuß — alles! Diese Vorstellungen waren

Digitized by Google

nicht bloß eine Spielerei; sie störten und zerstörten die Anbetung oft wirklich, sollten es, vollends dann, wenn so eine bezaubernde Erscheinung nicht in greifbarer Nähe war... hm. Da kam diese hohe, stolze Dame von vorhin durch den Gang zurück, streifte ihn mit ruhigem Blick und strömte einen feinen Duft von Heliotrop oder Nelken aus. Er sah der biegsamen, köstlichen Gestalt nach. Reizend! Sie könnte bei Gott eine Schwester von Wieke Gilm sein ... der Frau des Pipomanns! Aber die hatte nie eine Schwester gehabt.

Der Zug rauschte über eine weite Kurve. Lutz Kilian bog sich abermals hinaus. Gärten, Villen, Türme — das war die große Nachbarstadt, das Capua der Geister und Genießer. Er war auch hier lange nicht ausgestiegen auf seiner Sonnenreise zum Ruhm —: später mal, wenn man als erlauchter Gast, hochwillkommen, von blanken Frauenaugen bestaunt, von geröteten Männerantlitzen gegrüßt, eine Gelegenheit zu musischer Einkehr hätte! — du liebe Zeit, nun war er hier, und mit dem Illustrissimus war es nicht weit her. Niemand erwartete ihn, keiner würde ihn erkennen — eine Nummer, wie jede andere, die man geschäftig anrempelte, ein eleganter, innerlich ramponierter Herr, ein Heimkehrer auf gestrandetem Schiff sozusagen . . .

Die Bremse kreischte, daß die Zähne im Mund locker wurden. Die Lindenallee zum Bahnhof glitt mit dem schmutzigen Denkmal eines Dichters, der einmal hier gelebt hatte und den kein Mensch mehr kannte und las, langsam vorüber — wie hübsch. Hier also mußte er heraus, um die emsige Querbahn zu besteigen.

Da wandte sich denn der hochgewachsene Meister Lutz Kilian mit dem bartlosen brünetten und leidenschaftlichen Gesicht, dessen Augen stahlblau und heiter umfältelt waren, eine unbestreitbar schöne und stolze Erscheinung mit einer herrisch geschweiften Musikantenstirn, langsam und würdig in das Abteil zurück. Er streifte die Dame noch einmal scharf prüfend mit seinen sehr hellen Augen, die unzweifelhaft bemerkt wurden, griff nach seiner prächtigen Handtasche im Netz und stieg aus — sehr schöne weiße Zähne hinter üppig roten, heiter und gewaltsam willfährigen Lippen, so beobachtete er wohlwollend und anerkennend — ein Mund, um Fleisch zu zerreißen, ein Tier, ein Lebewesen, wie alle!

Studenten mit Mützen und Hunden, Gepäckträger, Herren und Damen, quäkende Kellnerbübchen, und eine Luft, die so gut roch, wie die Luft in Großmutters Stube oder Garten, nein, Luft war keineswegs bloß Luft. Das Zügle wartete bereits auf einem Nebengleis und stieß vergnügt kleine, dicke Wolkenballen aus.

Es hing Dämmerung in der glasgrünen Luft, es war zwischen sieben und acht Uhr. Sollte er hierorts übernachten? Doch eine ganz lächerliche Sehnsucht war da irgendwo in ihm spürbar, die ihn geradeswegs einen Platz im Zügle suchen ließ. Er spähte sogar unwillkürlich nach bekannten Gesichtern aus — vielleicht, daß Pipo oder Freund Apitsch, der auch, wie er schon wußte, wieder im Winkel eingetroffen war — oder Pipos Schwester Christel, die blonde Doktorin und Assistentin in der Winkler Kranken- und Säuglingssolitüde — sie mußte nun auch fünf- oder sechsundzwanzig sein, oder Wieke selbst — nichts, nichts ... bloß die dicke, alte Schmüsern, die unsterblich war, watschelte mit ihrem schweren Tragkorb vor ihm her, die Krämer- und Kuchenfrau aus der Pfaffengasse, der er schon als Knirps Pfefferminzschachteln und Brezeln abgekauft hatte — „Tag, Schmüsern!" sagte er, „Einkäufe gemacht?" „He? wer — wer?" Sie pustete mühsam und starrte ihn mit runden Augen von unten her an. „Herrgott — Kilians Lutz — Herr Kilian —! hä — hä!" Und sie lachte hell und scharf, als sähe sie ihren verlorengegangenen Schatz wieder.

Lutz hatte ein leeres Abteil gewählt und stand am Fenster. Es lohnte nicht, erst einen Platz zu wärmen. In einer kleinen halben Stunde war man da. Ob auch die brave Schmüsern am Fenster stand? Nein, die kannte das alles, die erzählte schon der ganzen 4. Klasse: „Kilians Lutz ist wieder derhäme, ein feiner Mann, ein schöner, nobler Mann, Herrje; er war mal scharf hinter den hübschen Mädeln — oder sie hinter ihm!" Lutz lächelte geschmeichelt und reckte sich auf.

Wiesen, Heide, das Grenzhaus und nun der Munkesee . . .! Das Herz schlug ihm doch ein bißchen unter der linken oberen Westentasche — und dann, bei der nächsten Kurve, würde das zitronengelbe Pipohaus auftauchen, das alte, behagliche Heynksche Erbhaus in prächtigem Garten am Munkesee, wo Pipo und Wieke hausten; es lag im „Stiftswinkel", einem ehemaligen Stiftsdorf und Gutsbezirk, jetzt ein Anhängsel des Winkelstädtchens, durch ein wichtigtuendes Hohlwegchen von ihm getrennt.

Wieke . . . dummes Zeug; eine Angelegenheit mit Sehlöchern, Atemöffnungen und andern anatomischen Zweckmäßigkeiten! Wieke — Wieke —

Jetzt gab es ein Rasseln und Klirren über

Digitized by Google

An unsere Freunde!

*

Seit vielen Jahren genießen

Velhagen & Klasings Monatshefte

im In- und Auslande den Ruf der schönsten deutschen Monatsschrift.

Diesen Ruf haben sie sich durch die hervorragende Güte ihrer literarischen und künstlerischen Leistungen erworben und erhalten. Daß insbesondere die Ausstattung der Hefte die Leistungen des Friedens nicht nur erreicht, sondern bereits übertroffen hat, ist nicht zuletzt ein Verdienst unserer treuen Leser und Freunde. Denn nur die ständig steigende Zahl unserer Abonnenten hat uns diesen einzig dastehenden Ausbau unserer Hefte ermöglicht. Unsere Freunde kennen die Werbekraft, die unserer Zeitschrift eigen ist: wer sie sieht, möchte sie auch selber haben, und es bedarf meist nur eines kleinen Anstoßes, um den flüchtig interessierten zu einem dauernden Liebhaber zu machen. Wir wissen, wie viel von dem beispiellosen Erfolg unserer Zeitschrift der stillen Werbetätigkeit unserer Leser zu danken ist, und glauben, unseren Dank dafür nicht würdiger und wirkungsvoller aussprechen zu können als durch

eine Gabe an unsere Freunde.

Es handelt sich um bibliophile Drucke, die unsern werbenden Abonnenten und nur diesen, umsonst, gewidmet sind. Zwei Bände liegen fertig vor, sie

Digitized by Google

sind käuflich nicht zu haben, sondern werden einzig und allein als Werbegabe an die Leser ausgegeben, die uns einen oder mehrere neue Abonnenten zuführen. Wer den Jahrgang 1926/27 unserer Hefte bezieht und uns einen neuen Bezieher wirbt, hat Anspruch auf eine Werbegabe. Als Belohnung für die Werbung eines neuen Abonnenten ist ein entzückendes Buch bestimmt:

Das Modenbild. Von Dr. Wolfgang Bruhn.

An der Hand von 32 farbigen Kunstbeilagen sowie bunten und schwarzen Textbildern geht der Leiter der Lipperheideschen Kostümbibliothek in Berlin einem ungemein reizvollen Problem nach: der künstlerischen Auffassung der Mode im Bilde des Zeichners und des Malers und entwirft dabei in großen Zügen eine

Kostümgeschichte vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Das Buch ist nach Inhalt und Ausstattung ein Werk von hohem und eigentümlichem Wert, das selbst der Bücherei eines verwöhnten Bibliophilen zur Zierde gereicht und nach Stoff und Behandlung insbesondere auch dem Geschmack der Damen entspricht.

* *

Als Anerkennung für die Werbung zwei neuer Abonnenten ist eine der größten Kostbarkeiten der preußischen Staatsbibliothek in Berlin bestimmt:

Albrecht Glockendons illuminierter Bilderkalender.

Genau vor 400 Jahren ist dieses Prachtstück deutscher Buchkunst geschrieben und gemalt. Es enthält farbige Monatsbilder von erstaunlicher Feinheit der Ausführung, von heiterster Farbigkeit und fröhlichstem Humor. Der Meister, der sie geschaffen hat, zählt zu den hervorragendsten

Digitized by Google

Nachfolgern Albrecht Dürers. Er hat mit diesem Büchlein ein in der Geschichte der deutschen Buchkunst einzig dastehendes künstlerisches Dokument hinterlassen. Das ganze Buch ist in farbigem Lichtdruck wiedergegeben, d. h. in einem Verfahren, das die äußerste Treue gegenüber dem Original verbürgt. Der Direktor der Handschriftenabteilung der preußischen Staatsbibliothek, Prof. Dr. Hermann Degering, hat den Kalender mit einer wissenschaftlich und künstlerisch erschöpfenden Einleitung versehen. Das Buch ist in Ganzleder im Geschmack der Zeit gebunden, sodaß die ganze Veröffentlichung ein vollkommen treues Bild des Originals ergibt. Die kleine Kostbarkeit wird in bibliophilen Kreisen Aufsehen erregen, ist aber gleichzeitig von so liebenswürdiger Anmut, daß sie auch jedem nicht kunstgeschichtlich eingestellten Bücherfreunde erstrebenswert erscheinen wird.

Beide Bände, sowohl der Kalender, wie das Buch über das Modenbild, zeichnen sich, abgesehen von ihrer Ausstattung, dadurch aus, daß sie auch inhaltlich etwas Neues bringen. Der Kalender war bisher nur den Wenigen bekannt, die die noch heute hinter Schloß und Riegel bewahrte Handschriftensammlung der Berliner Bibliothek besucht haben. Das Thema, das sich Dr. Wolfgang Bruhn gestellt hat, ist in dieser Form noch niemals behandelt worden.

Wir hoffen, daß diese Werbegaben bei unseren Freunden jene freudige Aufnahme finden, die sie nach ihrem Wert wohl verdienen, und bitten, die hier folgende Anmeldung auf die Werbegaben genau auszufüllen, damit die Zusendung der Bände erfolgen kann. Es empfiehlt sich, nicht lange zu zögern, damit die Auflagen nicht erschöpft sind, wenn die Anmeldung erfolgt. Wir bemerken ausdrücklich, daß wir nicht zur Lieferung verpflichtet sind, wenn die allerdings reichlich bemessenen Vorräte vergriffen sind.

Verlag und Schriftleitung von

Velhagen & Klasings Monatsheften

Digitized by Google

An den Verlag von Velhagen & Klasing, Leipzig, Hospitalstr. 27

Anmeldung auf Werbegaben

Ich bin Abonnent von Velhagen & Klasings Monatsheften und beziehe den Jahrgang 1926/27 der Zeitschrift durch die Buchhandlung von

.....

.....

Ich melde als neuen Abonnenten für den Jahrgang 1926/27 an:

.....

Der neue Abonnent wünscht die Hefte zu beziehen durch die Buchhandlung von

.....

Falls keine Buchhandlung am Ort, durch Vermittlung des Verlages.

Ich bitte um kostenlose Zusendung der Werbegabe

a) Bruhn, Das Modenbild / b) Kalender von Glockendon

(letzteres nur im Falle der Anmeldung von zwei neuen Abonnenten)

Ort u. Datum: Unterschrift des werbenden Abonnenten:

.....

Ich bestelle hiermit Velhagen & Klasings Monatshefte auf ein Jahr (12 Hefte, beginnend mit ..... Heft 1926) und wünsche die Zusendung

a) durch die Buchhandlung: .....

b) da keine Buchhandlung am Ort durch Vermittlung des Verlages.

Ort u. Datum: Unterschrift des neugeworbenen Abonnenten

Digitized by Google

ein Weichenfeld — ein uraltes Geräusch, das alte Signal: der Winkel ist da! Er hob den Kopf: Pipos Fahnenstange ragte wie ein Riesenspargel auf, ein Schimmer des zitronengelben Hauses hinter Bäumen und blühenden Büschen, die Esse rauchte weiß und gerade — das war ein spaßiges Wunder, Miekes schöne, im Singen manchmal rauhe Altstimme sprach da oben, ihre hohe Gestalt bewegte sich da oben, sie hörte den Zug rauschen, alles höchst selbstverständlich — ja, warum sollte sie nicht?

Und dann kam die Stadt; zuerst zeigte sich, wie sich das gehörte, das kleine, rundliche Stadtschloß, fahlrot wie ein altes Seidenband, mit dem schmalen Schloßgarten hinter hohem Buchs: dort wohnte Baron Linus Zech, der etliche Unzen prinzliches Blut hatte, aber sonst recht wenig an irdischen Gütern besaß, Freund Apitsch war zurzeit sein geschäftiger Gast ... und am andern Ende der Stadt zwischen breiten Kastanien zwinkerte mit kleinen Scheiben als zweiter Flankenschutz des Winkels das spitzgiebelige, gemütliche Schlößchen auf der „Jochhöhe", die aus völlig unerfindlichen Gründen so hieß, nun, man hatte längst Schlößchen Juchhee daraus gemacht! Bedenklich wackelig und recht betagt der gute, alte Kasten mit seiner grauen, bröckeligen Tünche! Darin hauste Onkel Rochus, und das würde nun auch Lutz Kilians Residenz sein. Und dazwischen lag die Stadt in Abendgoldglanz und Dämmerung da, man war mit dem Zug puffend und zischend ein wenig emporgeklommen. Rrrrr. Der Winkel.

Begegnungen im Winkel

Lutz Kilian war die Untere Torgasse hinaufgestiegen. Niemand erkannte den einsamen Wandersmann, mancher sah ihm nach. Und das alles war Herrn Kilian recht. Er hatte sein Gepäck dem Hausdiener vom „Herzog" übergeben. Er hatte sich wohl im Schlößchen Juchhee angemeldet, aber dabei nicht Tag und Stunde angezeigt. Nun ging er hier, spielte den hohen Fremden und nahm die Nase voll Luft und Erinnerung.

Er ging förmlich leise die Hohe Straße links vom Markt hinauf. Dort oben war er geboren. Das Haus stand noch, ein feines, breites Patrizierhaus. Aber es war schlecht gehalten, ein bißchen verwahrlost und verkommen, längst verkauft; fremde Leute wohnten drin, Mietsleute, unbeträchtliche Leute, die weder Ansprüche noch Lebensart und Schwung hatten, Verdiener, Verdauer, Kindererzeuger, muffige Seelen, gar keine Seelen, die eine laute, knallende Meinung hatten und sich Menschen dünkten, er haßte sie — Stuhlpolterer, Türenschmeißer, das war die schlimmste Beschimpfung, die er zu verschenken hatte, schlimmer als Raubmörder, ebenso schlimm wie Klavierklimperer!

Die kleine Tür in dem runden schönen Haustor stand halb offen. Lutz Kilian sah hinein, trat auf den Fußspitzen näher, o ja, da war der Hausflur mit den weißgemalten Pomonen, Euterpen und anderen Musen in den Wandnischen, jetzt abgebröckelt, mit halben Gesichtern, ohne Füße ... gegenüber die Tür mit dem offenen Stabgitter zum Hof — er glaubte den alten Truthahn Abraham kollern zu hören, mit dem er damals in Urfehde gelebt hatte, der war niemals verspeist worden, man hatte ihm ein Ehrengrab hinten im Garten geschaufelt, sein Fleisch wäre so zäh gewesen wie seine Bosheit! Niederknien — wie? Er lächelte ein wenig einfältig vor Rührung. Hier waren Feste gefeiert worden, sein Papa war ein heiterer, unruhiger Herr gewesen, leidenschaftlicher Jäger, prächtiger Klavierspieler, der viele und heitere Gäste geliebt, große Reisen gemacht hatte und früh gestorben war; und seine Mutter war eine stille, feine Frau gewesen, ein wenig kühl nach außen und manchmal reizbar, der schlechte Manieren ein Greuel gewesen, und die doch ein gutes, großes, sorgendes Herz gehabt hatte — gute Mutter. Ob die Treppe in der Mitte unter dem braunen Haargarnläufer noch knackte, wenn man die vierte Stufe betrat — das hätte er für sein Leben gern noch einmal gehört!

„Sie wünschen?" fragte eine schmächtige, alte Dame, zog das Kinn zitternd an, reckte sich und sah ihn fest unter dem modischen Topfhut an, der durchaus nicht zu ihr paßte. „O nichts." „Nichts?" „Nein, die Tür stand offen. Ich sah herein. Guten Abend." „Höchst sonderbar!" sagte der Topfhut zitternd und stieß vor Empörung mit der Zunge an.

Er schritt das Mauergäßchen hinab, beim Schuster Haseloff vorbei, dessen Schnauzbart noch länger und trübsinniger über seinem Knieriemen hing, dort hatte er Frettchen gekauft und dazu mit Senf bestrichene und mit Zwiebeln belegte Semmeln gegessen, herrlich! Pink, pink! lachte der Schusterhammer in den blauen Abend, es roch nach Blumen aus den Gärten, Fliederrauch zog durch die Luft, Goldregenduft qualmte aus dem Gebüsch, Jasmin zelebrierte süße Geburtstagsdüfte, man wurde betrunken und

Digitized by Google

hätte an dem alten Mäuerchen hintasten mögen — jajaja, da war man wieder, alles noch wie eh' — ein Wunder!

Wie kurz doch die Wege geworden waren, da war schon das Siechenhaus; die alten Herrschaften schliefen bereits in Mühsal und Groll, wie das im Leben so ist; auch das Siechenhaus lag auf der ‚Juchhee'; und dort, quervor, stand das Schlößchen mit zermürbter Backsteinmauer, hinter der Bäume rauschten, mit dem runden Tor im Mäuerchen, darüber Giebelzacken, die Rokoko spielten, aber das war bloß Rückfront; vorn war das Schlößchen gebaucht wie eine alte Kommode: das war so vor etlichen Generationen an die Kilians geraten, ein braver Kilian, Spezereiwarenhändler und schon Guts- und Steinbruchbesitzer, hatte es der Stadt abgekauft, die keine Kelle Mörtel mehr dran wenden wollte, aber nun war es wieder nahe am Einpurzeln. Es juckte ihm die Hand, mal an dem rostigen Klingeldraht zu ziehen, der alte Gerste, Onkel Rochus' Diener, Betbruder am Ende seiner Sündenbahn, würde den dürren Fuchskopf herausstecken oder sein Gespons, das unten eine Plätterei betrieb, mit dem fetten Matronenkopf wackeln — der Fliederrauch war hier noch dicker: bloß mal durch den alten Garten bummeln, wo eine mit grauer Ölfarbe gestrichene Venus, eine freimütige Kallipygos, die an allen hübschen Rundungen abgeblättert und angeschossen war, vor der wunderbaren „Veranda" stand, auf deren Wände Freund Apitschs seliger Papa, Gymnasialzeichenmeister, Herrn Rochus inmitten fabelhaft schöner Schweizer Berge mit eleganten Herren und Damen und sogar im Gewittersturm abgemalt hatte. Ja, das gab es da drin! Sogar ein kleines Verlies war da mit rostigen Ringen, jetzt Bierkeller, und ein verschütteter unterirdischer Gang, wo Lutz Kilian, Pipo Heynk, Apitsch und Harro Muz gemauste Zigaretten geraucht hatten ... Nein, morgen. Er wollte das gichtige Gemäuerchen und seine Eulen nicht mehr stören. Onkel Rochus liebte unzeitgemäße Besuche nicht.

Gute Nacht, ihr Leute. Sein Steinwayflügel stand schon da drin im obersten Stock mit dem luftigen Erkerbauch. Seine Bücher, Noten, Kisten und Koffer waren schon da. Herrlich, man würde sich dehnen, die Hände reiben und auf die Welt pfeifen.

Danach wurde es wieder belebter, die Hohe Torstraße war Hauptverkehrsader zum Markt hinauf. Tut, tut, Autos bellten, nicht zu sagen! — Und nun hielt dort drüben vor Sattler Noppe eine recht stattliche Maschine, ein Herr und eine Dame stiegen aus, und Meister Noppe sprang federnd aus dem Haus und machte behende Schleuderbewegungen, als wolle er sogleich den ganzen Winkel unters Riemenmesser nehmen. Lutz blieb vor dem Buchbinderlädchen an der Ecke stehen und besah sich eine Tintenflasche, wobei sein Ohr ganz schief und lang wurde.

„Zu dienen, Herr Landrat — noch morgen, Herr Landrat! — Ehrenwort, Herr Landrat! Zu dienen, gnädige Frau, auch das Kissen und der Sessel, gnädige —"

„Ich verlasse mich darauf, lieber Herr Noppe ..." das war eine Frauenstimme, blaudunkel wie der Frühlingsabend, weich und süß wie der Fliederrauch, und ein wenig rauh und leidenschaftlich, als sie einmal lachte.

Lutz schielte wie ein Spitzbube — da bist du ja, alter Pipo! — Da bist du ja — Wieke Gilm, da seid ihr ja! — wie schlank und hoch sie war, das kupferblonde Haar leuchtete auch jetzt, daß es einem ein bißchen weh tat, und nun wandte sie vollends den Kopf mit ihrer ruhigen, brauenhebenden Damenart, hinter der sich wohl noch immer mancherlei verbarg, ja diese Bewegung war seltsam vertraut und ergreifend; Lutz besah sich wieder emsig die Tintenflasche, Pelikantinte 4004, und daneben stand eine grellblaue Fliegentüte, an der sein Blick kleben blieb, das war unwürdig — dämlich! Man sollte sich aufrecken: „Tag Pipo, Tag Wieke, da sind wir. Wie schmeckt die Ehe?" Ein großer Herr, ein Meister, der über der Niederung und Lächerlichkeit des Lebens, über Vergangenheit und Gegenwart stand, ein Souverän, der herrisch und freundlich blickte, abwies und sich herabließ, Pelikan ... man stand duckmäuserig gerührt und mit fast schlechtem Gewissen und lächelndem Herzen wie ein Junge, der was unsäglich Teueres und Verbotenes beim Buchbinder Zippert kaufen will, Affenhaut, Angelhaken. — Pelikan ... Sprich, Wieke, ich möchte dein Lachen noch mal hören, das wie dunkler Samt über die Nerven streichelt ... Nein, er stand hier und sog sich nur lächelnd voll, vollkommen passiv, müde und abseitig, wie es beschlossen war, er wartete bloß, wartete, daß alles gemach — und später wieder herankam, soweit es zu ihm kommen durfte. Sela. Fliegentüte ...

Hallo! Tag Pipo — er wollte gerade kurzerhand das Hütchen heben, ihm war, als hätte er den Blick zweier graudunkler, größer werdenden Augen auf seinem Gesicht gespürt; erschrockener Augen — spöttischer Augen. Er lächelte, errötete auf dieser rechten Seite, der Illustrissimus, und —

„Nach Hause, Fritz!" befahl der Pipomann; der stand würdig und wichtig, gut mittelgroß, sehr stämmig mit blondem Spitz-

Digitized by Google

bart und weitem Mantel am Wagen, ein Pascha, und die schlanke, holde Frau stieg schwebend ein. Klapp. Tut. Sattler Noppe verneigte sich mit wirbelnden Armen, und Meister Lutz las noch einmal grimmig: Pelikan.

Backpfeife, sagte er sich übertrieben jung. Wieso?

Da lächelte er wieder. Wie hübsch das gewesen war. Wie schön sie geworden war, noch schöner. Gott segne euch, auch dich, mein Pipo, seid glücklich und fruchtbar. Man würde einander von Ebene zu Ebene die Hände reichen, freundlich und duldsam, jeder untadelig und gelassen bei sich selbst stehend, mit einem milden, kleinen Lächeln der Erinnerung.

Nun konnte man ins Hotel bummeln. Er hatte Appetit auf etwas frisch und pfefferig Gebratenes, das hier herum delikater als irgendwo anders schmeckte, auch Durst nach einem belebenden würzsäuerlichen Fläschchen. Aber er war noch nicht müde, die Beine wollten noch pendeln nach der länglichen Fahrt. Pelikan ... dummes Zeug! Er drehte ab, drüben die Apotheke in der Schloßstraße war noch lockend blank von Licht, Gläsern und weißen Büchsen, aber der Schloßapotheker war ein neuer Herr mit Brille und Kakaduschopf. Man könnte immerhin etwas da drüben kaufen, um auch mal wieder dort drin gewesen zu sein, in dem alten wunderbaren Duftgewölbe.

„Adalin," sagte er auf gut Glück und blähte die Nasenlöcher; er hatte plötzlich Kniehosen an und ein wildes Verlangen nach Süßholz. „Bitte sehr," sagte der Kakadu und wunderte sich über den späten Käufer, der die Augen spielen und wandern ließ, wie ein Gentlemaneinbrecher. Er hätte eine kleine Stunde lang hier sitzen mögen und zahlte langsam und zerstreut mit einem wahrhaft herzlichen und schwatzhaften Lächeln.

Klingling! Der pharmazeutische Kakadu nahm kein Interesse mehr an dem fremden Käufer, vermutlich Psychopath im labilen Anfangsstadium. „Diener, Fräulein Doktor! Bote schon unterwegs ins Krankenhaus, Fräulein Doktor! Alles in bester Ordnung ... Empfehlung, Fräulein Doktor! — Empfehlung!" — Klingling! Der Kakadu schoß aufgeplustert hin und her und achtete des irrsinnigen Herrn überhaupt nicht mehr.

Das war wie ein frischer Hauch hereingeflattert und hinausgeweht.

Sehr blond mit fabelhaft hellen Augen, die ein wenig Lutzens eigenen Augen glichen. Ein ovales Gesicht mit langgeschweiften Lippen, die Unterlippe etwas voller, was ihr einen heiter wehrhaften Ausdruck verlieh. Die Stimme klar, ebenfalls hell. Das war der rasche erste Eindruck gewesen: ja, hell und stark — eine schlanke, biegsame, unzweifelhaft sportlich gestriegelte Gestalt, kleiner als die Wiekes, aber gut mittelgroß, rasch in der Bewegung, anmutig und reizend, erfüllt von einem Rhythmus der Kraft —

„'n Abend!" sagte der merkwürdige Herr und ging rascher hinaus, als er hereingekommen war.

Da draußen war die blaue Luft inzwischen noch dunkler und wärmer geworden, ein duftiges, laues Bad, und darin schwamm etwas ungewöhnlich Helles vor ihm her, ein schlankes, rankes, fest getakeltes Schiff, die blonde junge Dame, das Fräulein Doktor. Sie hatte einen festen, federnden Schritt, einen lächelnden, hellen Schritt — ja.

Lutz schritt behende aus, in einer raschen, keineswegs menschenfeindlichen Laune, förmlich angesteckt von diesem frischen, sachlichen Eindruck.

Die junge Dame sah zur Seite und ein wenig zurück — nanu? schien das Profil zu fragen. ‚Ich komme schon,' dachte Lutz Kilian munter und kam näher. Die junge Dame ging langsamer, gerader und blickte ihn eigentümlich ruhig an, es störte ihn gar nicht. Er ging ebenso ruhig in Front mit ihr und blickte sie genau so ruhig an. Frechheit! sagte eine scharfe Rechtsschwenkung der jungen hellen Dame; der Meister schwenkte mit. Da blieb die Dame kurz stehen, um hinter ihm zu kreuzen. Aber der ungewöhnlich hartnäckige Herr blieb ebenfalls stehen und lachte. Das war zuviel. Die junge Dame wurde rot — entzückend, ein Spiel der Hilflosigkeit und des Zorns, das überraschend war und sie plötzlich zu einem hübschen, schlichten, verdutzten Mädelweib machte.

„O nein, es stimmt," sagte der unverschämte Herr und hißte anmaßend vertraulich den Hut. „Christel Heynk, jawohl. Man war etwas eckiger und borstiger mit Fünfzehn, Sechzehn. Unverkennbar alles das — wundervoll hell — Pipos Schwester. Wie geht dir's Christel?"

„— Lutz ...? Lutz Kilian? —" Die Augen blickten plötzlich noch fester und blanker, und das eine Lid schloß sich visierend, was etlichermaßen lustig oder pfiffig aussah. „Der berühmte Meister," sagte sie ruhig, worauf die roten Lippen gefaßter und nicht übermäßig respektvoll lächelten und eine Hand, eine schlanke, feste Mädchenhand, mit feinem Geäder, wie er gleich fühlte, sich ihm gemütlich entgegenstreckte. „Natürlich, man wird erwartet, man ist angekündigt. Die Stadt rüstet sich und fiebert."

„Guten Abend. Es sei euch geschenkt."

Digitized by Google

Sie sah ihn unbekümmert von der Seite an. Das also war der weitgeschätzte Lutz Kilian, auf den man in Bruder Pipos Haus mehr oder minder gespannt war — auch sie war es ein wenig gewesen. Eine sagenhafte Erscheinung ihrer ferneren Jugendzeit. Sie hatte einen leicht gebeugten, nervösen und jedenfalls sich anmaßend darstellenden Herrn erwartet, der repräsentierte, rasch wechselnde Laune und Herablassung zeigte und im großen ganzen ziemlich unausstehlich geworden war. Der da war eigentlich noch ganz jung. Ein anscheinend menschlicher Herr und — ziemlich — recht hübsch! Gott sei Dank, das andere wäre lästiger gewesen. Da würde nun vermutlich viel Musik gemacht werden, sie selbst kratzte mehr schlecht als recht auf der Geige, aber sie hatte sehr talentvolle Ohren. Sie schritten nebeneinander die Schloßgasse hinab.

„Sie — du kamst mit dem Abendzug? Du siehst noch so gerüstet aus."

„Ja. Bitte die Fürwörter nicht mehr zu verwechseln."

„Es ist immerhin neu."

„Dafür um so hübscher. Man trifft ein helles, wehrhaftes Mädchen, es errötet und man sagt du. Sehr hübsch."

Sie hob das Kinn und schob die vollere Unterlippe vor. Er verstand. Sie setzte den Doktorhut auf, lächelte herbe Mädchenwürde, gestählt und gekühlt durch Wissenschaft, Tätigkeit und Gymnastik. Du lieber Gott, unter der hübschen Bluse war eine blühend geschwellte Mädchenbrust und darunter floß und kochte Blut. Weib und Mädel.

„Du wohnst bei Onkel Rochus?"

„Noch nicht. Ich wollte erst mal inkognito guten Abend sagen, an den Ecken stehen mit feuchtem Augenwinkel und so. Mich wieder an die alte Winkelluft gewöhnen. Sie ist sehr stark. Bei dir, Christel, ist es mir allerdings mißglückt."

„Was? Der feuchte Augenwinkel?"

„Nein, Christel, dir muß man munter begegnen. Du bist Gegenwart. Vor dir glitt mir der Harun-al-Raschid-Mantel herab. Verzeih die bildhafte Wendung. — Du wohnst bei Pipo?"

„Gut und billig. Ich hause links im kleinen Flügel, wir stören einander nicht, so wir nicht wollen. Ich komme und gehe über meine eigene Treppe."

„Das ist wichtig. Ich glaube, ich sah vorhin Pipo und Wieke vor Sattler Noppes Laden stehen. Es war schon dunkel."

„Und dazu der Kalifenmantel."

„Auch der. Jedenfalls als ich ihn lüften wollte, hupten die beiden schon wieder davon."

„Sehr schade. Sie — o nein — du solltest dafür gleich mal auf einen ‚Guten Abend' mitkommen zu uns. Wir werden kein Kalb schlachten; aber Wieke hat immer etwas Wurst und Tee im Hause."

„Tee und Wurst. Weißt du, Christel, wenn ich bloß deine Treppe benutzen dürfte — reizend, Tee und etwas Wurst, und wir würden die Fenster nach dem See Munke offen haben. So eine blanke Mädchenstube —"

Sie setzte den Doktorhut auf und dachte scheinbar ernsthaft nach. „Wieke und Pipo sind die älteren Freunde mit älteren Rechten sozusagen. — Meine Treppe ist übrigens nicht ängstlich, sie wird sich später freuen," sagte sie freundschaftlich.

„Tee mit Wurst. Das machen wir, Christel. Das war eine gute und vortreffliche erste Begegnung. Ein neuer Akzent — das gehört dazu, wenn man heimkehrt und an den Ecken gestanden hat."

Da war der Eingang zum Schloßgarten.

„Grüße einstweilen, Christel. Ich habe mich herzlich gefreut. Hier möchte ich umkehren." Er hielt ihre Hand. Er sprach noch ein paar Worte. Er sprach warm und gütig und drückte ihre hübsche, feste Hand.

„Auf Wiedersehen also," sagte sie und schüttelte kurz seine Hand. Und dann ging sie rasch davon.

Nett, nett. Sie hilft Kinder zur Welt bringen oder aufpäppeln und vor Schlimmem behüten. Sie riecht nicht nach Karbol. Und als sie rot wurde und ihn anstarrte — das war sehr anziehend gewesen, das rebellische Weib unter der Doktorhaube. Übrigens hat sie eine feine, schmale Nase — gescheit.

Im Schloßgarten war es still.

Doch wenn Harun-al-Raschid unterwegs ist, dann drängt sich Mensch und Kreatur aus seinen Winkeln.

Wer kam da? Ja, da kam er — Freund Adrian Apitsch.

Er trug einen hellen Filzhut, der nicht klein war. Er schritt groß und hager mit langem nußbraunem Vollbart, über dem ein Paar enzianblaue Kinderaugen saßen, in brauner Manchesterjoppe, Kniehosen und grüner Leinenweste lässig einher, als wenn er niemals Eile hätte. Seine Strumpfstutzen waren grünlich grau, sein Schlips zart violett, seine Stiefel gelb, eine wählerische, farbenfreudige Erscheinung. Lutz blieb stehen.

„Wen haben wir da?" fragte der gelassene Individualist. „Da haben wir ihn, Kilian, den Lutz, den Heimkehrer. Ich dacht' es mir und betrachtete soeben ahnungsvoll die Fürstenzimmer des ‚Herzogs'." Seine große, behaarte Hand sagte das übrige.

Digitized by Google

Knabenbildnis. Gemälde von J. Goth

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ja, du fehltest mir noch, Pitsch. Ich habe vor einer Minute Christel Heynk entlassen."

„Sie gehört zu den Labsalen dieses Winkels. Wir schätzen einander."

„Ein angenehm beherztes Mädel. Na also, Freund Pitsch. Aber das ist nicht so wichtig."

Lutz lächelte und nahm des andern Arm. Auch Adrian gehörte zu den Söhnen der Stadt wie Lutz und Pipo, hatte neben diesen das weitgeschätzte Gymnasium durchlaufen.

„Ich war über Land." Er trug Malkasten und Klappstühlchen in der Hand. „Das macht durstig. Ich schlage meinen Wigwam vor."

Sie gingen in den dunklen Schloßgarten, wo die weißen Büsche geisterten und die Luft süß wie Pfingstkuchen war. Es duftete scharf nach Muskat, ja, diesen Busch kannte Lutz, er hatte kleine, fette, gelbe Blüten, die man gern zwischen den Händen zerrieb. Dahinter lag das ‚Schloß'; ein ungewöhnlich bescheidenes himbeerfarbenes Bijou, zwei kleine Stockwerke hoch, unten, auf der Hofseite, wohnte der Gärtner Scharlibbe mit Frau und Nichte, im ersten Stock Baron Linus Zech, im Dachgeschoß zurzeit Apitsch — es war fast so wie auf der Juchhee; in den meisten Stuben aber waren die Dielen morsch und die Vorhänge zerschlissen, man überließ sie und ihr Gerümpel den Mäusen, der Saal in der Mitte war eine tote, schäbige Pracht, mit rotgestreiften Leinenbezügen, kein Mensch betrat ihn mehr; nein, man hatte jetzt kein Geld, hatte nie Geld gehabt.

Sie stiegen die behäbige Bürgertreppe hinauf, auf der ein schlicht vertretener Läufer lag. Im ersten Stock war eine breite, weiße Glastür mit braven Scheibengardinen und einer Messingklingel zum Ziehen.

Oben aber war es ungewöhnlich hübsch. Lutz trat sogleich an die kleinen Fenster und steckte den Kopf hinaus. Alles war da, drüben die Berge, rechts der Schloßgarten, dahinter der Laubengang am Rande der Stadt, weiter rechts ‚Juchhee', wo Onkel Rochus sanft schnarchte; und links — hinter dem Hohlwegchen in Garten und Park am See Pipos zitronengelbes Landhaus, gegen das die beiden ‚Schlösser' alte Katen waren. Ein paar Lichter flimmerten, ein paar Fenster und Türen schienen offen zu stehen, man sah sogar Gestalten sich bewegen, matthelle Figürchen über die Wege gehen... Christel? Wieke? Aber Pipos hatten auch Gäste, wie Apitsch erzählte, ein paar Damen. Hübsch? O ja. Ach, du Adorant! Lutz sah scharf hinüber, wie reizend das war, eine abendlich bunte Theaterdekoration, zwischen der man sich für ihn bewegte. Ja, fernes Theater, das war immer das beste im Leben. Ob Christel jetzt von ihm erzählte? Sicherlich war sein Name da drüben in diesem Augenblick anwesend und belebte die Luft.

Sie tranken einen hellen Wein. Das Zimmer war niedrig, ein beschauliches Meditiergehäuse mit alten Glasschränken aus poliertem, abgestoßenem Birkenholz, gut eingesessenen Roßhaarstühlen, einem Familiensofa, vielen Büchern, denn Apitsch war ein allweil emsiger Leser auf mancherlei besonderen und leckeren Gebieten. Natürlich gab es auch Bilder von Apitsch... nicht viele, aber sehr merkwürdige Bilder!

„Uns geht es gut," berichtete der und klingelte heiter mit dem Fläschchen.

„Der Baron schreibt immer noch seine Bücher — wie? Aber was tust du eigentlich hier? Onkel Rochus war auf der ersten und einzigen Seite seines Briefes nicht sehr mitteilsam: Apitsch ist auch da!"

„Ja, Monseigneur schreibt noch über seine früheren Reisen, wissenschaftlich und auch, mit stärkerem Eifer und Gewinn — publicissime. Ich meinerseits führe dazu seine Skizzen malerisch aus, ich war ja auch mal als Expeditionspinsel da unten am Äquator, wo Amba und Quendje, die beiden schwarzen Königstöchter, in heftiger Liebe zu mir entbrannt waren, wie dir bekannt sein dürfte... Er lebt sozusagen davon — das heißt — da sind noch die alten Bilder. — Ja — siehst du — die fand er eines Tages drüben auf dem Boden in großen Kisten unter altem Gerümpel versteckt, zusammengerollt, ohne Leisten und Rahmen aufeinandergepackt, wohl noch von der sagenhaften Franzosenzeit her, sein prinzlicher Großvater Cyrus, der die Modistin ehelichte, oder andere Herrschaften hatten sie wohl vergessen, oder waren darüber gestorben. So wurden sie dem heutigen Dynasten zur Sparbüchse. Ich restauriere sie, manche sind greulich übermalt — alles bessere, zum Teil vortreffliche und ein paar herrliche Sachen, Holländer und Flamen, auch Franzosen. Auch sie werden Geld machen — vielleicht sogar viel Geld, wenn erst der Markt wieder besser sein wird. Der Baron versteht sich ausgezeichnet auf den Schacher und ist von wahrhaft prinzlichem Eigensinn in jedem Handel."

Da drüben am vierten Fenster stand ein breiter Tisch, eine wahre Hexenküche mit Flaschen und Fläschchen, das war die ‚Restauration'. „Nicht uninteressant für mich, siehst du, eine alte Liebhaberei von mir, ich hätte ja beinahe mal Chemie, fast ebensogern wie Zoologie studiert, das bastelt sich so hin. Und dazwischen male ich Löwen und Tiger und Leoparden unten im Garten; wir haben etliches Ausgestopfte in der Sammlung und noch mehr Felle: fabelhaft echt, besonders in

Digitized by Google

praller Mittagssonne zwischen tropisch gesteigerten Kübeloleandern und Kugelakazien, das bezahlt der Verleger nicht ganz schlecht."

„So so. Eine etwas wilde Sache." Lutz lachte. „Ein bißchen geflunkert hast du in tropischen Dingen immer, mein guter Pitsch."

Dies überhörte der andere mit leicht gekränkter Miene: „Du unterschätzest ein richtiges Malergedächtnis. Aber höre, Teuerster, ich verkaufe auch selbst — — ich verkaufe mit wachsendem Erfolg auch eigene Bilder!" Er reckte drohend den langen Zeigefinger. „Ich beginne aufzusteigen, mein Lieber! Hast du die zwei Aufsätze über mich gelesen, sehr gut: Apitsch — schlichtweg Apitsch — ist ein Demütiggroßer, ein ganz Echter; man wird ihn in wenig Jahren nicht bloß in Deutschland kennen, jenseits der Mode — einer in der heimlich verknüpften Reihe der Meister."

„Etwas viel."

„Nicht genug!" sagte der andre mit zornig blauen Kinderaugen und langem Bart; „aber es genügt vorläufig, wenn ich dabei male oder ein gutes Buch lese. Es wird überhaupt nun Ernst gemacht, ich gedenke nun bald meine Preise zu nehmen! — Jaha — Freund Kilian — das Landhaus meiner vielen Träume, mit Park und Zwinger, Teichen, Aquarien ist in greifbare Nähe gerückt ... Ich werde mir dazu unwiderruflich einige von den umgänglicheren Wildkatzen und kleinen Bären verschreiben, Ozelot und Puma und malaiischen Waschbär; und dazu eine Frau, eine schöne, patrizische Frau, klug und ohne Fett — man darf in absehbarer Zeit — in nicht zu ferner Zeit — Ansprüche machen; du bist schließlich auch noch nicht verheiratet."

„Nein. Habe nimmer die Absicht, Pitsch!"

„Die Frau ist die Musik, die Farbe im Leben, so gut wie die Villa, der Park, Puma und Pardel, — letzte Sublimierung, der Glanz über dem Alltag. Man muß bei ihr vor Anker gehen."

„Du hast sehr blaue Augen, Pitsch. Aber deine Bilder sind in der Tat gut, wie machst du das bloß?" Sie waren da an den Wänden in ihrer Einfachheit so verblüffend neu und stark, daß man erschrak, lebensfromm, unbeschreiblich: simple Tierbilder, nur Tier und Landschaft und Wasser, nicht mit Menschenaugen gesehen, es gab keine Menschen, bloß Kreatur, aus sich gewachsen, sich ruhig und inbrünstig lebend, so einfach, so groß im kleinsten Format, daß man sich seiner eigenen Unwahrhaftigkeit schämte, so glückhaft rein und innig, wie am siebenten Schöpfungstag, als Gott sich den langen Bart strich.

Lutz stand auf und ging umher. Die Sterne sahen klein und blitzend zu den Fenstern herein, eben fiel im weiten Bogen einer herunter, vielleicht auf Pipos Haus. „Glücklicher Pitsch. Du bist zu schade für Welt und Frauen. Das Leben ist bloß der Weg in den Himmel."

„Falsch. Das Leben ist der Himmel."

„Narr. Wen hast du da gezeichnet — eine junge Dame? Laß sehen ... Idchen Scharlibbe, die Nichte des Gärtners, sagst du? Gelegentliche Übung —? Soso. Hm. Hübsch. Aber nicht mehr ganz an der Grenze des Magern — wie?"

Pitsch war nachdenklich und abseitig mit einem zweiten Fläschchen beschäftigt, Lutz sah ihn mit seinen sehr hellen Augen scharf an, das war wie ein leises Lachen. Doch da klopfte es, und ein mongolisch aussehender Herr in schwarzer Jacke mit weißem Schlips trat lautlos ein. „Herr Baron bitten um Einsichtnahme." „Danke, Herr Poese." Es war wohl wieder so ein Brief eines Kunsthändlers aus Berlin.

„Was war das? Dein Chateau hat merkwürdige Fledermäuse, Pitsch."

„Gustav Poese, Kammerdiener. In Peking geboren; Vater aus Magdeburg, Mutter aus Peking, spricht bloß sächsisch und englisch. Baron Linus brachte ihn sich von einem Südseeschiff mit, allwo der sächsische Asiat ein vorzüglicher Steward war."

„Ihr seid hier wunderliche Leute, mein Pitsch!"

Doch der hob plötzlich wieder gebieterisch den langen knochigen Zeigefinger und machte seine größten Kinderaugen. Irgendwo fern klang etwas — eine Stimme, eine leise, ferne, tiefe Frauenstimme, die sang. Pitsch nickte langsam und gewichtig.

Lutz trat zögernd ans Fenster.

Im Pipohaus weit drüben waren jetzt noch mehr Fenster hell. Und von dorther wehte der abendliche Wind herüber ... Wieke sang?

Sie lauschten und bogen sich hinaus.

Baum und Büsche rauschten herauf.

Ihr Duft quoll dichter und wärmer, immer mehr Sterne glommen auf. Und in allem war das ferne, süße, starke Singen der Frau.

Da ging unter ihnen auf dem Balkon mit leisem Klirren eine Glastür auf.

Ein hagerer Herr mit grauem Haar und scharf gespitzter Nase, auf der eine kleine goldene Brille blitzte, trat heraus, er war von rückwärts hell beschienen.

Er stand ebenfalls still, stützte die Hände auf die Brüstung und lauschte weit vorgeneigt und andächtig auf die den Abend erregende Stimme.

Digitized by Google

Die Frau Jugendliebste

Lutz hatte einen neuen Rhythmus in sein Leben gebracht: früh heraus, zeitig ins Bett.

Des Morgens arbeitete er, nach Tisch ruhte er mit einem Buche, dann trieb es ihn hinaus. Er ging gern allein, selbst Apitsch störte ihn dabei, weit hinaus. Er konnte eine Stunde lang auf einem heißen Stein sitzen und reglos lauschen, sich voll schlürfen mit Sonne oder Waldesrauschen. Er beschloß, nie mehr anders zu leben. Mitunter zog er behutsam sein Notizbuch mit Notenlinien heraus und schrieb etwas auf, vielleicht bloß eine Kadenz der Vogelstimmen. Das summte dann weiter, ließ die inneren Ohren wackeln. Nein, nicht zugreifen — zuwarten, mein Bursche, das war die Losung! Passiv sein, Gefäß sein und im übrigen verschlossen; besonders vor den Menschen.

Es war neun Uhr morgens, und die Sonnenglut hing glitzernd in den geschlossenen Vorhängen. Lutz zog sich gemächlich und summend an, etwas spät wieder — tja. Denn seht: auch die Nächte waren voller Wunder, zauberhaft schön. Man las zuweilen lange drüben im Erkerzimmer, in dem gläsernen Kommodenbauch, bei offenen Fenstern über dem sanften Tal, ging nachdenklich durch die Stuben, saß spielend am Flügel, notierte einen Einfall, der aus der Stille der Nacht aufklang, griff nach einem ganz schlichten alten Dichter oder studierte über einer Mozart- oder Händelpartitur ... Man dehnte sich glückhaft in dieser ganz vollkommenen Abseitigkeit, wuchs über die Welt hinaus, griff lächelnd nach den Sternen und nach dem Horn des Mondes wie zu vertrauten Dingen und konnte kein Ende finden.

Er machte die Fenster auf, spazierte in sein geräumiges Arbeitszimmer, ein schöner, alter Teppich lag in der Sonne, schöne, alte Möbel schimmerten und sein herrlicher schwarzer Steinway. Auf dem Schreibtisch lagen Notenbücher — ja, er hatte gestern spät noch darin gestöbert: Scarlatti, Carelli, Carissimi, der reizende Pergolese und die dicke Händelpartitur; er gedachte ein paar kleine Aufsätze zu schreiben mit neuen Perspektiven, die ihn ganz persönlich angingen und erfreuten — das lockte ihn! Hübsch, hübsch das alles, Lutz im Gehäuse, eine Abseitswelt, ähnlich der schlichteren des befreundeten Apitsch-Restaurateurs — man durfte nicht zu gewaltsam mit sich selbst verfahren. Im Sichgehenlassen war ein ebenso großer Reiz und Segen, besonders in dieser Urlaubszeit vom Leben — überhaupt: Wille ist unfruchtbarer Krampf, wenn er autokratisch regiert; bereitsein aber ist alles.

Heute — richtig — heute war Wiedersehensbegegnung und freudige Begrüßung mit Pipos; Lutz machte eine nachdenkliche Pause im Schlipsbinden und band dann gemächlich weiter.

Es war immerhin recht passend gewesen, daß die Pipoleute einen oder zwei Tage nach seiner Ankunft hatten wegreisen müssen; Tante Rina Heynk, eine gewalttätige Familienmatrone, dick und bärtig wie ein Mann, hatte ihren Siebzigsten gefeiert, da hatte Pipo selbstverständlich nicht fehlen dürfen, er durfte niemals fehlen, er hatte einen Großonkel Dolf, eine Großtante Rina, ein halbes Dutzend Basen und Vettern mit Nichten und Neffen auf Gütern und in Städten, die in allen Nöten, Freuden und Konflikten dieser schwierigen Zeitläufte nach ihm schrien, und er hatte einen ziemlich stark entwickelten Familiensinn und flitzte gern gutmütig und betulich umher, wie Onkel Rochus erzählte — Pipo war eine holde Blüte an diesem stattlichen, stacheligen Familienkaktus. Arme Wieke, sie war ein schillernder Falter, der sich die zarten Fühlerchen daran wundstieß — Lutz kannte die Leute.

„Herein! 'n Morgen, liebe Frau Gerste." Die dicke Dame mit weißem, borstigem Scheitel und zwei Warzen unter der Nase brachte den Tee mit Eiern, Butter, Schinken, Honig — ein wahrer Leckerladen. „Danke, liebe Frau Gerste. Danke! Das ist jetzt das Richtige! Ausgezeichnet. Ein wenig spät wieder, aber ich hatte gestern lange zu tun. Was haben Sie da? Post — interessiert uns nicht. Sie werden heute zu tun haben, wir haben Gäste, liebe Frau Gerste," sagte er leutselig und mitteilsam und setzte sich, geschäftig und mit tatbereitem Appetit die Serviette ausbreitend, an den Tisch.

Er aß etwas viel hier. Die Küche der Frau Gerste war ausgezeichnet, aber recht fett. Allmählich würde er feist wie ein Bürger werden — und mißtönend, Gott behüte! ... Indes, er hatte heute außerordentlich wenig Lust zum Studium und Geschmöker — warum? He? Sollte er ein erfrischendes Morgenbad nehmen? Erhabener Gedanke, auch Pitsch würde zu überreden sein.

Hm ... Spannung? Sei so gut. Sie wird dir gemütlich die Hand geben ... ihrem allerorten, tüchtigen Pipo unwandelbar treu im Herzen und im Blut; der ist bequemer, der eheliche Lanzelot, der ehrbar zirpende Troubadour, der Bürger, der Pantoff — — und

422559

Digitized by Google

sehr stark. Onkel Rochus hatte, unentwegt vergnügungssüchtig, diese erste Begrüßung auf Juchhee vorgeschlagen und gewünscht, sie konnte also seinem Neffen recht sein.

Darauf ging er hinunter.

Der alte Rochus saß mit schlappen Beinchen an seinem Erkertisch vor Büchern und Karten, ein Jagdunfall hatte ihn vor einem Jahrzehnt zur Hälfte unbrauchbar gemacht, aber seine heitere Laune nicht übermäßig getrübt; er las gerade in den von Apitsch illuminierten Büchern des Herrn v. Zech und machte Reisen durch die Lupe, ein Fläschchen Surius stand im lichten Morgen vor ihm, er rauchte eine seiner langen Zigaretten, er war immerhin hoch in den Siebzigen, hatte ein kleines rotes Gesicht voll vergnügter Fältchen und ein rosiges Glätzchen, auf dem hinten ein wunderlich kokett frisierter weißer Schopf stand, noch immer ehrbarer Junggesell — einer, der das Leben mit harten und geschmeidigen Händen bezwungen und mit feiner Zunge geschmeckt hatte, ganz anders als die Heynks, mit denen zusammen er das große Eisenwerk geschaffen hatte. Nun spielte er den zwinkernden Eremiten. Neben seinem Schlafzimmer befand sich ein Raum mit einer allerneusten Kinovorrichtung, sein grämlicher Pietist Gerste mußte den Apparat bedienen; da sah er, wenn es ihn gelüstete, Welt und Menschen gespenstisch tanzen, ferne Städte und Länder schimmern, die er nicht mehr aufsuchen durfte, besonders gern hübsche Frauen, elegante, schöne Frauen — „Siehst du, Lutz — so ist die Welt am angenehmsten, sie ist da und nicht da, ich kann sie langsam und schnell tanzen lassen und, wenn sie mir gefällt, stillstehen lassen, verweile doch, du bist so schön! Aber sie verlangt nichts von mir und kriegt nichts mehr von mir; man ist Zuschauer, das ist das allerfeinste." Lutz hatte gelächelt: auch ein Abseitiger; aber eine Verzerrung, ein Abgetakelter, ein Wrack, selbst ein Schatten. Jetzt wollte er sich auch noch eine Radiohaube zulegen, die Stimme der Welt hören, auf die man nicht zu antworten brauchte. Immerzu; auch dieser Spuk würde den Herrn Neveu nicht stören.

„Apitsch hat da eine innige Dschungelplantage gemalt, die Scharlibbe angepflanzt haben könnte ..."

„Ich gehe jetzt zu ihm. Ich muß etwas schwimmen. Und heute abend — du wirst es verantworten, Onkel Rochus, wenn es Wieke übel vermerkt, daß ich nicht zuerst zu ihnen —"

„Mir einerlei; wozu habe ich einen verlorenen Neffen, der nach zehn Jahren heimkehrt; zu dem alten Kerl allein kommen sie nicht, du kannst ja noch heut morgen hingehen."

„Nein, es paßt mir heute nicht."

Der Alte sah flüchtig auf. Er zwinkerte etwas mit dem einen Augenlid, eine nervöse Angewohnheit, Alterstick; Onkel Rochus hatte die beiden vor so zehn Jahren mal im Wald getroffen, als er selbst noch mit der Schießspritze spazieren ging — Zufall, nein, sie hatten ihn nicht gesehen. Er würde Wieke zu einem Gläschen Heydsiek mehr animieren, aber vielleicht war das gar nicht nötig. Rochus nahm wieder die Lupe zur Hand und klapperte ungeduldig damit, das hieß: auf Wiedersehen, Herr Neffe. —

Gegen sieben fuhren Pipos mit ihren Gästen vor. Apitsch klingelte gerade unten am Tor.

Doch Lutz saß noch an seinem Schreibtisch. Er hatte plötzlich noch einiges zu notieren gehabt, das gewissermaßen unaufschiebbar war. Er saß bequem und würdig und schrieb eigentlich nichts. Sein Gesicht war kühl, und über der linken Braue war die Falte. Jetzt hörte er irgendwo unter sich Stimmen, lebhafte Stimmen, Türen gingen auf und zu, und nun lachte Freund Pipo sein kräftiges Lachen, das klang höchst erfreulich, wärmte stark wie eine gute Freundschaft, es wurde also Zeit. Er stand auf. Der Hof war versammelt. — Affe. Er ging mit raschem Schritt, der sich aber unten vor der Stubentür wieder würdig mäßigte, hinab.

Pipo, blühend und blond, mit kurzgeschorenen Haaren, trat ihm rasch entgegen, als er die Tür öffnete. „Na höre, alter Lutz, du bist gut!"

„Ja, Pipo. Man ist etwas ungenießbar, und dann war't ihr fort. Tat mir selbst schrecklich leid. — Wie geht's, du Guter? Nun — dir kann's nicht fehlen, du siehst prachtvoll aus. — Ah, die Damen," er schüttelte ihm herzhaft die Hand, schlug ihm derb und freundbrüderlich auf den Rücken, und dann ging er langsam mit Pipo zu den andern.

Vier Damen und noch ein Herr außer Pitsch saßen um Onkel Rochus, dessen kokettes Schöpfchen sich vor Behagen sträubte: die lebendigen Schönen waren ihm doch noch sympathischer als die gespenstigen, auch wenn er sie nicht nach Belieben tanzen lassen konnte. Sie sahen alle auf und verstummten dann, und Meister Lutz bewegte sich sehr ruhig und freundlich an Pipos Arm auf sie zu. Christel saß mit einem abwartenden Lächeln da.

Aber da war ja auch Wieke, die jetzige Pipofrau! Er hatte sie natürlich sofort gesehen. Indes, zehn Jahre verändern immerhin die eigene Pupille oder machen vergeß-

Digitized by Google

lich, alle Innenbilder sind bläßlich und verschwommen. Sie war schmäler geworden im Gesicht, das Haar mit dem tiefen Kupferglanz war über der Stirn in Wellen hochgestrichen, lange Ohrringe hingen herab und machten das Oval noch schmäler, dadurch schien auch der schöne, sprechende Mund breiter, der Blick unter den dunklen Brauen war fraulicher, vom Oberlid verschleiert, als verberge sich ein starkes Leben dahinter und eine verhaltene Heiterkeit — o das kannte er; aber sie war noch mädchenhaft schlank, plötzlich rührend für Lutz — „an der Grenze des Magern", was Pitsch?

Wieke Heynk betrachtete auch ihn unter leichtgehobenen Brauen und gab ihm dann, als er sich zuerst vor ihr verneigte, unbefangen die Hand, so war sie immer gewesen, sehr natürlich. Er küßte die Hand, sie schien ebenfalls schlanker zu sein, auch der zärtlich weiße Hals. Manche Frauen werden dicker in der Ehe, Wieke war rassiger geworden, vielleicht noch leidenschaftlicher. Glücklicher Pipo! Und das tat dem vollkommen gleichmütigen Lutz unversehens etwas leid.

„Lange nicht gesehen, Wieke. Sehr lange nicht ..." Und danach sprachen sie noch mehr freundliche Worte, die sich um dieses willfährige Thema bewegten.

„Fräulein v. Gundel," stellte Wieke vor, — „Frau Hyma Eschenbach." Der Meister musterte, angenehm abgelenkt, die Damen, die hübsche, zartlange Blanka v. Gundel schien ihm mit ihren sachtgeblähten Nasenlöchern trotz der gelehrten, runden Brille sentimental und enthusiastisch; die lächelnde Dame Hyma hatte eine anregend weiße Haut, auf der ein Puderhauch der Verschwiegenheit lag, rote Lippen und einen schillernden, pupillendunklen Blick; in die Ehe entgleiste Studiosin, Witwe? „Sphinxhaft" hatte der Platoniker Apitsch gesagt; er machte ihnen nach alter Taktik ein Paar Augen und genoß auch das nebenher; aber diese Dame Hyma hatte wohl ein überaus empfindliches Gefühl für den Wert oder Unwert jedes eindringenden Männerblicks. Und da war noch ein blasser junger Herr mit einer knabenhaften Stirn, schwarzbrennenden Augen und einem schwarzsamtenen Haarpelz, er lächelte ablehnend und hastig: Dr. Reinhold Wende, von seinen Freunden Cassius genannt, wahrscheinlich seiner tiefliegenden Augen und seines Haarpelzes wegen, er wohnte ebenfalls bei Pipo, war auch ein Schützling Wiekes und betätigte sich, wie Meister Lutz schon wußte, beim Baron Zech als Sekretär. Er sollte angeknazt sein.

Pipo schlenderte wieder heran.

„Wiedersehen beendet? Wie gefallen wir dir? — Das letztemal sahen wir uns vor — vor — es wird gut drei, vier Jahre her sein, mein Junge. Ich gehe in Berlin über den Bayrischen Platz, will in die Untergrundbahn versinken, da klettert er die Treppe herauf. Es war sehr überraschend. Auch dein Haar ist nicht dünner geworden, alter Lutz, bloß kürzer geschnitten; naja, Leute wie wir . . .!"

‚Ob er gar nichts weiß?' ging es Lutz wieder gelassen und unbegreiflich ein bißchen schadenfroh durch den Sinn. Er hatte sich wohl kein Recht auf ihre Vergangenheit angemaßt, oder sie hatte es ihm nicht zugestanden — aus Stolz. Ein zu großes Wort für ein reinliches Jugendfieber? Darüber schwatzte man doch nicht; Wieke war bei aller Raschheit und unbekümmerten Heftigkeit immer höchst empfindlich und verschlossen gewesen und sehr eigensinnig in ihrem Stolz.

Lutz Kilian fühlte sich eingeordnet und setzte sich zu Christel, sie waren ja schon alte Freunde.

Als Wieke einmal zu ihnen herüber sah, was ihn befriedigte, da glaubte er zu bemerken, daß sie wohl doch nicht soviel schöner geworden sei, als er an jenem ersten Abend gemeint hatte — aber es war ein Hauch von Empfindsamkeit oder Reife um sie, von Erleben und Wissen, der ihn ergriff. Und als sie bald darauf aufstand, da war das noch stärker. Die hohe, schlanke Gestalt, ja, sie war für einen Augenblick wieder unabweisbar süß beunruhigend und erregend.

*

Nach dem Essen, das Gerste verdrossen herumgereicht hatte, begab man sich in den Garten hinab; Lutz und Gerste brachten den alten Herrn, der solche Veränderungen und Steigerungen liebte — sein Heydsiek sollte erst da unten in der „Veranda" eingegossen werden — auf einer Art Tragstuhl hinunter, dann wurde er wieder in sein Wägelchen gesetzt. Er war sehr aufgekratzt und rauchte seine langen Zigaretten, die Damen mußten immer in seiner Nähe sein, er hatte auch bald heraus, was es mit ihnen war, sie waren in ihren hauchdünnen Kleidern zarte und anspruchsvolle Damen, darunter aber warm und ganz heiß, die bloßen Arme Hymas züngelten wie Weißglutflammen. Auch Dr. Wende, der böse Cassius, war stets in der Nähe, und sein Auge blickte verzehrend auf diese nackten Flammen; sieh, sieh, das kranke Philologchen, ja, das brennt noch wilder.

Eine Nachtigall flötete in den Büschen an der Mauer, es klang zornig. Auf der langen Veranda, die quer durch den Garten ging und ihn teilte, standen Lampen, um die Falter und Motten stürmten.

Digitized by Google

Da trat Lutz zu Wieke unter die geisternde Glycinenwand. Die Pipofrau blickte auf, und ihr Duft war in dem Duft des Gartens. Ja, stolz und süß war sie doch, das wuchs sehr stark in der Minute. Man vergaß Skepsis und kritische Hypochondrie, das Leben war lebendiger und eine — beseelte Ganzheit.

„Ich freue mich, Wieke," hörte er sich sprechen. „Auch darüber, daß du glücklich bist."

„Nett von dir, Lutz. — Onkel Rochus zeigte mir deinen Brief, in dem du dich anmeldetest. Was hat dich so enttäuscht?"

„Ach das. Man wollte zu fröhlich und steil hinauf, ich habe nie gerastet. Und manches andere. Nun sucht man wieder nach sich selbst, weniger die andern. — Bist du mir noch böse? — Ich darf dich jetzt fragen."

Sie sah ihn prüfend an. „Du bist sehr eilig gewesen damals," sagte sie, den Blick von unten her auf ihn richtend; dieser Blick schien mit nahem Spott zu lächeln.

„Ja. Ich kann es dir nicht mit wenig Worten erklären. Mein Brief war töricht — gewiß."

„Du hättest es mir einfach sagen sollen," sprach sie und sah ihn mit dem gleichen Blick an.

„Ich war feige. Du warst sehr stark."

„Es war recht gut, daß es so kam. Auch für dich."

„Nein, nicht gleich. Manchmal hätte ich spornstreichs zurücklaufen mögen — hätte heulen und toben können — ja," sagte er überehrlich; es war ihm plötzlich wieder ganz gegenwärtig, diese Wut, die dann bald darauf freilich wieder verflackert war, bald genug. „Ich habe es nie ganz vergessen," sagte er mit Wärme ... zu pathetisch, und nicht gerade überzeugend, wie er meinte. Ach dumm, sehr dumm.

„Wie freundlich von dir."

„Man darf jetzt darüber sprechen. Vielleicht, ja, kam ich deshalb niemals zurück," sprach er hartnäckig weiter.

Sie runzelte die Brauen und sah ihn starr an. „Du siehst, ich bin nicht daran gestorben!"

„Nein. Ich hätte dich wahrscheinlich enttäuscht — immer, das wäre nicht bequem gewesen."

Da lachte sie. „Wie gut auch du das weißt." Und er dachte: ‚Man spielt immer eine klägliche Rolle in so einer Lage; immer vor der Frau, ich wußte es', und er hob die linke Braue scharf zur Falte, wurde wieder Meister.

„Ich wagte nicht zu euch zu kommen. Natürlich war ich nicht ganz sicher, ob es dich nicht stören würde. Aber ich wußte auch, wie — wie vollkommen glücklich es um dich stand. Ich, ein müder abgetriebener, zerschellter Mensch, der bloß Haltung präsentiert."

„Aber Lutz," sagte sie wieder freundschaftlich, und es klang nicht übermäßig tragisch und bedauernd in der dunklen, süßen Luft.

Die Nachtigall zerbarst. Christel und Pipo hatten sie drüben entdeckt und machten den andern lautlose Zeichen. Cassius Wende ging als einsamer, tückischer Schatten in der Tiefe des Gartens; er ging immer gern von den andern weg, verletzt und leidend und abweisend, besonders wenn Hyma mit andern zusammen war. Jetzt schwieg der schwülstige Vogel und flog weg.

Die beiden waren aus dem Schatten der Büsche herausgetreten. Wiekes Gesicht schien blaß zu leuchten in dem Licht der Lampenglocken. Wie schmal es war. „Vielleicht," sagte sie dann langsam, „sprach ich zu niemand davon, weil ich das hier nicht stören wollte. Ich wußte, daß du immer einmal heimkommen würdest."

„Ja, Wieke. Vergib mir."

„Es ist alles begraben, du darfst es glauben! Du kannst und sollst nun ruhig zu uns kommen, wenn du dich selbst nicht zu eitel und — wichtig nimmst. Es ist nicht nötig, daß wir noch einmal davon sprechen." Sie nickte ihm langsam zu und ging heiter mit ihrem sicheren Schritt auf Pipo und Christel zu, die wie junge täppische Geschwister ihre Nachtigall nun los waren.

Auf der Veranda zelebrierte Onkel Rochus seinen Schampus, er war sein dankbarster Gast, er und Apitsch, der den Kelch in der Hand, gerührt und verlegen, die kühnen, alpinen Landschaften seines Papas an den Wänden betrachtete, auf denen der junge Rochus mit Krinolinendamen in gelben Hosen und blauem Rock beinah lebensgetreu über Matten und Gletscher spazierte und auf dem Vierwaldstätter See gondelte. Rochus erklärte eitel den fremden Damen die Bilder, und Pipo, der immer unruhig war, wohl zu starkblütig, stand auf und ging lachend an den Wänden hin: ein toller Spaß, des alten Rochus würdig, aber das kannte man schon! Da nahm er Lutzens Arm: „Komm, Alter, hier gibt es noch einige Extrawinkel, wir haben sie lange nicht besehen!" und sie stiegen rasch die zwei Holzstufen der Veranda hinab.

Sie umkreisten rauchend die Kallipygosvenus, der sie in unbesorgteren Zeiten gern mit dem Tesching in die schwellendsten Rückenrundungen geschossen hatten; der Mond beschien die Narben, davor plätscherte der kleine Springbrunnen mit silbernem Strählchen. Nach einer Weile stiegen sie das wackelige Treppchen an der Seite der Veranda

Digitized by Google

hinab, das in den niedriger gelegenen hinteren Gras- und Obstgarten führte. Dort standen die alten Bienenstöcke und die schiefe Scheune, in der sie Feuerwerk gemacht und mit Revolvern geschossen hatten, durch den Zaun hinter den Johannisbeerbüschen war Lisbeth Schülpe herübergekrochen — sie war ein dickes Weib geworden mit sechs Kindern und einem schmierigen Mann, und Lieschen Puhl — die hatte ganz der Teufel geholt. Sie gingen schwatzend durch das hohe, feuchte Gras. Pipo, dem der Wein leicht ins Geblüt drang, war sehr eifrig und sehr gerührt.

„Wie gefällt dir Wieke?" fragte er plötzlich und blieb stehen.

„Du bist zu preisen, alter Pipo."

„Ja. Sie ist herrlich ... Wir haben sie alle verehrt. Ich kam damals weg, als du das letztemal hier herumkomponiertest. Nein, du hattest zuletzt andere Ziele — und Göttinnen, ich weiß. Natürlich. Sie hatte mich immer sehr gern. Ich bin auch gewiß nicht kleinlaut, aber sie ist prachtvoll, und schließlich ja — man ist ein wenig derb, gesund, wenn auch nicht gerade nüchtern. Aber grade diese Gegensätze, siehst du, ja — das schafft Ausgleiche und sucht sich. Nun ja, dummes Zeug."

„Du bist ein Mann, Pipo, und das sind wenige. Ein sehr hübscher Bursche und stark."

„Stark?"

„Und weißt zu verwöhnen. Das fühlen die Frauen, dankbar und bezaubert, mit ihren feinsten Organen."

„Ja, sie hat mich lieb. Sie kann sich verschwenden. Schade, daß keine Kinder da sind. Ich begreif' es nicht, und es bedrückt mich um ihretwillen. Sie entbehrt es — sie leidet vielleicht darunter. Auch ich habe einen starken Familiensinn, wie alle Heynks."

„Ihr seid noch jung," tröstete Lutz väterlich.

„Natürlich. In den letzten ein, zwei Jahren ist sie etwas ungleich geworden — ich will nicht sagen launisch. Sie ist manchmal müde und gereizt, dann wieder quick und entzückt. Es hängt wohl damit zusammen. Aus Menschen macht sie sich nicht allzuviel, diese netten Damen da vorn — dieser Cassius, das ist Mitleid, nicht ganz mein Geschmack. Man müßte vielleicht mehr den Herrn spielen; manche Frau will gezügelt, gelenkt, kommandiert sein, Überlegenheit spüren, die Hand des Herrn und Gebieters — was?"

‚Du netter, kleiner Pipo!' dachte Lutz, der einen Kopf größer war, von oben herab; diese Geständnisse, die er nicht suchte, waren ihm nicht weiter erwünscht. Kinder, ja, das wäre das Beste — vier — fünf; ein Dutzend. Gott bewahre!

Lutz ärgerte sich über sein Unmaß. Dann lachte er. „Tua res, tua maxima res, Pipo."

„Ach was! Laß das bitte! Man schwatzt," antwortete Pipo ärgerlich und selbstgefällig, „— na, wir sind alte Freunde. Und Wieke ist prachtvoll. Schade, daß sie mit meinen Leuten nicht zufrieden ist; sie verstehen einander nicht. Sie ist sogar ein bißchen eifersüchtig, aber ich kann nicht immer daheim hocken — gerade jetzt nicht, wie eben die Dinge — nicht sehr erquicklich für mich in unserem Eisenwerk liegen! Das gibt manchmal kleine Verstimmungen ... schließlich bin ich kein Duckmäuser und Pantoffel, den man weich und schief tritt. Kleine Imponderabilien — nee bewahre!"

Natürlich. Er war ein prächtiger und ungewöhnlich hübscher Mann, eine Zierde im Ehegarten. „Na und sonst?"

„Wie? Ach so." Pipo wurde zerstreut und machte ein verschlossenes, trotziges Gesicht. „Das Eisenwerk? Ich stehe meinen Mann im Außendienst als Konzerngesandter und bevollmächtigter Minister, und sitze juridisch beflissen im Direktorium. Sieh mal, der alte Holunderbusch, prachtvoll, das duftet wie verrückt auf seine alten Tage!" Ein paar dicke Kröten sprangen vor ihnen her und verschwanden in der kühlen Wildnis der Erdbeeren; Pipo sog stark an seiner Zigarre, daß die Kuppe glühte. „Na ja, es ist da im Werk nicht alles, wie's sein sollte —! Die Sache liegt mir überhaupt nicht, keine Arbeit für mich, man spielt so fünftes Rad — ich bin auch in schwerer Sorge um die Zukunft und um mein Geld — genug und bloß unter uns! ... Der Landrat? Nee, danke, das war auch nichts; ich war nie gern Beamter, und als im Dezember 18 der Töpfergeselle Löffler kam, du kennst den Schafskopp, klein, krummbeinig, Regennase mit einem Pickelhorn drauf, in hohen Stulpstiefeln, die oben, wenn er sich setzte, eine halbe Elle in die Luft ragten, er nannte sich Polizeidirektor und wollte mir dreinreden mit dem Schreiber Koeke, da hatte ich genug — die Welt hat sich ja gewiß verändert, aber das war sicher nicht das Richtige! — heute töppert er wieder Öfen, und ich bin in Vaterns Stelle eingerückt, wie es vorher bestimmt war, als er starb. Siehst du ... ich war immer mehr passioniert für die Landwirtschaft und bin es noch, nun erst recht, aber Vater wollte nicht — schön, schön; auch das treibt mich um, schwächt das Sitzfleisch — das Heynk-Werk, der Teufel hole es — er ist schon fast dabei; genug, man wird sehen! ... Na und du, Lutz — du suchst hier Nirwana, wie Wieke meint; aber das östliche Nabelbeschauen ist doch nie deine Sache gewesen, was ist denn

Digitized by Google

los? Klappte nicht alles da draußen, du bist doch berühmt —"

Der Meister verzog bei diesem Wort das Gesicht, als hätte er plötzlich Zahnreißen.

Danach stiegen sie wieder die morsche Treppe hinauf. Die lange, offene „Veranda" leuchtete festlich mit den abenteuerlich bunten Wänden im Schein der großen Glockenlampen, und davor war der Schimmer der höchst lebendigen, bunten Damen, umschwirrt vom gierigen Mottenvolk. Klingling! sangen die Kelche, Apitsch war Bacchos und Schenke.

Wieke sah auf, als die beiden alten Spießgefährten näherkamen, erhitzt vom Sprechen, wie es schien, und nun geblendet. Pipo strahlte, als er seine kostbare Wieke im warmen Lichte sah, er war einen Augenblick beschämt und beunruhigt durch den Nachhall dessen, was er geredet hatte, Lutz war schuld, der ihm immer der liebste gewesen ... Sie war eine seltene Blume, mit der man behutsam umgehen mußte, dann duftete sie verschwenderisch und glühend; zu kostbar für seine etwas festen Hände, dachte er, verstiegen, in einem leichten Rausch. Doch sie nickte ihm einfach und herzlich zu und fühlte sich fröhlich und glückhaft geborgen bei ihm; und dann sah sie fast mütterlich, ein Lächeln im Blick, auf den schlanken, großen Herrn mit dem leidenschaftlichen, nervösen Gesicht, das trotz der tragischen Falte über der Braue und dem melancholischen Schatten unverändert geblieben war und das sie einmal sehr selig und sehr schmerzlich geliebt hatte. —

Die gerechte Eva und das gefühlvolle Lied

In der Woche darauf saß Meister Lutz allein auf der kühlen Veranda zwischen des Apitschpapas Jungfrau, Matterhorn und Vierwaldstätter See an den Wänden.

Er zündete sich eine neue Pfeife an und roch an einer Rose, die neben ihm lag. Dann griff er gelangweilt nach den zierlichen Manuskripten etlicher Dichter, die vertont sein wollten; selbst hierher kamen ihm ihre wichtigen Pakete nach!

Aber das war niemals das Richtige gewesen, das sprach ihn niemals an. Er hatte, wenn es ihn trieb, immer selbst zur Feder greifen müssen. —

Er hatte da — „ach ja!" seufzte er nach einer Weile und langte mißmutig nach einem kostbar in Leder gebundenen Boccaccioband und schlug ihn langsam und widerstrebend auf.

Er hatte da schon vor Jahr und Tag eine Novelle gefunden, die neunundzwanzigste des menschenkundigen, heiteren und rührenden Buches.

Die hatte ihm einmal bemerkenswert gut gefallen, die hatte ihm öfter und eigentlich immer wieder in der Erinnerung vorzüglich gefallen, — so daß er von mal zu mal daran herumgenascht hatte. Und es hatte ihn dabei durchaus nicht gestört, daß William Shakespeare bereits eine am wenigsten Williamsche Komödie daraus gemacht hatte, die ging ihn nichts an ...

Hm — aber — auch in dieser Novelle war eine Atmosphäre, die ihn von mal zu mal unbehaglich fremd angemutet hatte; — man müßte das Ganze ins Mitteldeutsche transponieren, persönlichst umbilden und auch sonst einschmelzen, umschmelzen. Übrigens hatte er dazu schon früher mal eine Reihe anderer Namen erfunden; auch einen neuen Titel gefunden: die gerechte Dame Eva, oder die Rache der Domina, so ähnlich ...

Es könnte immerhin — vielleicht später einmal — könnte — jawohl! — ein ganz artiges Spiel der Leidenschaften und Täuschungen daraus werden mit einem Märchengekicher und dröhnenden Lachen, mit weißen Sommernächten und alten Gärten, und einem — ja — ja — Juchheeschlößchen, auf dem der grämlich-putzige König a. D. Rochus mit seinem jokosen Hofstaat residierte! — Und Herr Lutzius — he? — Wie? — war der schweifende, fernensehnsüchtige — und dann müde, entzauberte Mann des taedium vitae den überall die weißen Frauen gerufen hatten — wie? he? ein bißchen Lutz? — Und Eva, die kluge gerechte Domina, die manche Dinge zu ernst und zu schwer nahm? — Seit gewissen Tagen und oft wiederkehrenden Begegnungen war ihm gerade diese Gestalt ein paarmal lebendiger aus der Schattenwelt aufgetaucht, hatte zuweilen ein bestimmteres, schmales Gesicht mit rotgeschweiften Lippen und heißeres Blut bekommen, sogar vielleicht von zwei Seiten her, — denn Eva war nach Boccaz auch eine Art Doktorin gewesen, die Tochter des großen Arztes Bombastus, der das Tränklein gegen Grillen und Melancholien erfunden hatte — lustig! Ein deutsam menschliches und koboldderbes Spiel, das wohl gar der commedia dell'arte nicht ganz fern stünde. —

Er nahm den Füllfederhalter, schob die Hefte und Bücher der Dichter vom Tisch und begann dann auf einem großen weißen Blatt mit lässiger Hand spielerisch zu kritzeln — ein paar der neuen Namen flüchtig zu notieren — und dann unlustig und wie unter einem

Digitized by Google

Morgen im Moor. Gemälde von Henrik Moor

Digitized by Google

Digitized by Google

lästigen Zwang Vorgänge für einen Eingang, ein Vorspiel zu entwerfen. Alles flüchtig und grob in Stichworten, Textfetzen, voller Andeutungen mit noch schwebenden Auftritten und Aktzäsuren, ein erster hingehauener Entwurf ...

Lutz hatte zuletzt statt der erkalteten Pfeife die Rose in den Mund gesteckt und schrieb.

Ein in der Tat merkwürdiger, völlig unerwarteter und überraschender Augenblick.

Lutz lächelte mit sanft erwachendem Bewußtsein gutmütig darüber und fühlte sich leidlich stark. Er sog an dem blühenden Stengel, atmete den frischen Teerosenduft ein, seine Lippen zuckten, als spräche er dahinter. — ‚Was ist das?' dachte er wieder nebenbei. Eigentlich unzulässig und störend, gegen Programm und weise Abkehr! Es war in allen diesen Tagen so hübsch friedlich und still gewesen, sollte der Krampf und Schwindel schon wieder beginnen —? Er bedankte sich schön und grimmig dafür! Er verbat sich — —

Aber würde es anderseits nicht der hübscheste und ... weiseste Abschluß sein, wenn er sie alle, sich mit, o natürlich! in diese Szenen sperrte und mit Musik versiegelte? Ein Abschluß — finis comoediae, lacht, ihr Freunde; wer gestaltet und gesungen ist, ist erledigt — und eitel erhoben und getröstet!

O, dummes, wirrseliges Zeug. Ganz verrückt!

Lutz hob ächzend die Bücher und Hefte vom Boden auf. Was nun? Und er sah mit etlicher Unruhe und Verlegenheit nach der Uhr. Er mußte sich jetzt mit einiger Beschleunigung umkleiden, den Apitsch und den baronlichen Zech abholen. Und dann würde man selbander zu Pipos pilgern, denn das stand auf dem heutigen Programm. Ob er der Domina zur Feier des Tages ... also zu ihrem hohen Geburtstag einen Band von seinen Noten mit einer kleinen Widmung mitnehmen mußte?

Es schlug grade halb sieben, als er festlich gewandet zu Pitsch kam. Der saß noch weltvergessen in weißer Hose, rotem Hemd, mit Wüstensandalen und Spitzpilzstrohhut im Schloßgarten und malte einen fürchterlichen Tiger, der ausgestopft in einer sauber geschorenen Buchenhecke stand. „Na höre, Pitsch —"

Da trat auch der Baron mit grauem Sommerzylinder und Stock aus dem Haus, ein hagerer Herr, schon fast weiß, ein mittlerer Fünfziger mit einem schmalen Erasmusgesicht voll feiner Fältchen, an dem ein winziges bewegliches Kinnbärtchen hing; seine Augen hatten breite, müde Lider, vor denen eine kleine Goldbrille saß. Ein gelbangelaufener Herr, der immer zu frösteln schien.

Er begrüßte Lutz artig. „Sie holen uns ab? Das Fest unserer reizenden Herrin darf nicht versäumt werden," sagte er mit hoher, leicht belegter Stimme und lächelte. Das klang ironisch und ehrlich, so wie vornehme, ältere Herren von sich selbst sprechen. Lutz erinnerte sich des ersten Abends hier und der vom Zimmer her beleuchteten hageren Gestalt auf dem Balkon, die sich der süßen, fernen Frauenstimme in der Nacht entgegenneigte. —

Die Domina stand indes vor ihrem lebensgroßen Spiegel. Es lag Farbe auf ihren Wangen, ihre Augen unter dem verschleiernden Lid glänzten und ihre Lippen waren röter als sonst. Sie musterte heute alles besonders scharf, ihre Schultern, ihre Arme, ihr Kleid — sie schien zufrieden und triumphierte mit den Augen. Da kam Pipo in seiner raschen, energischen Art herein, so daß sie ein bißchen erschrak und die Hände fallen ließ.

„Die Krebse sind da. Wir geben das Ragout später. Mit der Bowle will ich doch warten. Lutz trinkt keine Bowle, und Herr v. Zech nimmt bloß ein Glas Sekt. Lassen wir die Pantscherei ..." Er war geschäftig, immer in Tätigkeit, er hatte in den Ställen, wo er eine kleine Amateurlandwirtschaft betrieb, frische Streu schütten lassen, auch diese kräftig riechenden Herrschaften sollten sich festlich präsentieren, hatte die Wege des Gartens inspiziert — das Boot mußte bereitliegen und das Feuerwerk trocken im Schuppen! „Machst du dich immer noch schön, Wieke?" fragte er plötzlich und sah das stumme Bild im Spiegel. Er griff nach ihrer Hand und küßte ihren nackten Arm, und dann wollte er ihren Kopf herabbiegen, der war einen kleinen Finger breit höher — nicht der Rede wert.

„Nein, jetzt nicht," bat sie. „Ich habe mir Mühe gegeben. Der Anfang des Matronenalters braucht Künste." Aber sie rückte an seiner Krawatte, und er genoß den Duft ihrer Hände.

„Ja, Wieke, Matrone —!" Er lachte entrüstet. „Ich möchte, du wärst eine — und ich ein Mümmelgreis, dann lebte man beruhigter und sähe auf alles glücklich und zufrieden zurück!"

„Soo —?" fragte sie verwundert, bog sich vor und bot ihm doch die Lippen.

„Natürlich. Was man gehabt hat, hat man am sichersten gehabt und am gründlichsten! Aber ich will noch mal in den Keller. Zu der Suppe nehmen wir unsern Madeira, den mag auch Lutz, den einzigen süßen, den er trinkt; mit dem Heydsiek des alten Rochus kommen wir freilich nicht mit." — Pipo lief

Digitized by Google

schon wieder hinaus, und Wieke ging langsam durch die Zimmer mit den breiten Ecken und Fensternischen. Sie schritt ein wenig berauscht und war glücklich und stolz.

Draußen am Haus unter dem großen, roten Schirm saßen Blanka und Hyma, sie hörte ihre Stimmen. Auch diese Damen waren gerüstet und zeigten in ihren zarten, losen Kleidern oben und unten Bemerkenswertes.

„Lutz Kilian enttäuscht," sagte Blanka, die Bibliothekarin z. D. mit ihrer klaren Stimme, die hübsche, spitze Wendungen liebte. „Wenn er einem die Hand gibt: gnädig — sieh da, du Kleinigkeit, du Nichts! Etwas lächerlich."

„Etwas empfindlich, Blanka."

Die war jetzt vermutlich rot auf ihrer weißen Seidenhaut, ganz dicht unter dem weichen Blondhaar. Die Domina Wieke ordnete mit belustigten Fingern die Blumen in einer Vase — o eitel!

Hyma lachte leise, und Blanka stimmte gereizt ein: „Ich bin nicht für Künstler!" erklärte sie. „Bei ihnen hapert es immer irgendwo mit der Männlichkeit. Ich bin für Männer, zuverlässige Männer. Kompliziertheit mag ihren Wert haben, aber nicht für die Frau. Ich bin für — starke Männer — für Kerle, die einen munter und unermüdet auf der Hand durchs Leben tragen."

„Boxer haben heute die größte Chance."

„Ich bin mehr für die feinen Bürger, Hyma. Zwischen einem Schwergewichtsmeister und dem verbrennenden Cassius Wende gibt es Grade." Das war spitz.

Wieke lachte. Blanka — sie war ein allzu durchsichtiges Geheimnis, trotz Brille und Bücherweisheit; Hyma war verschwiegener und erfahrener, die Dame mit dem zärtlichen Namen und den gleitenden Bewegungen, die dem männlichen Instinkt ihre Bestimmung verrieten. Wieke stellte die Vase weg und trat ans Fenster. „Nun — ihr wartet? Ich hörte einiges und sah in Abgründe."

„Abgründe, meine liebe Wieke? Abgründe sind nicht statthaft und nicht vorhanden!"

Doch dann begann der Einzug der Gäste. Zuerst kam der Generalissimus des Eisenwerks, ein gewaltig stattlicher Herr mit munteren, scharfen Äuglein; sodann die flinken Kapellmeister Röhl und Flintsch aus der großen Nachbarstadt, musikalische Freunde des Hauses und der Domina und eine Aufmerksamkeit für Lutz — nun, der machte sich vorläufig nicht viel aus ihnen; Harro Muz, auch ein Jugendgenosse und Spießgeselle aus dem Winkel, derzeitiger Chefingenieur des Werks, ein großer dunkler Herr mit unwahrscheinlich jungen Augen und unerlaubt fröhlichem Lachen, ein prachtvoller Römer, wie ihn Blanka nannte, und seine braune, heitere und sicherlich schwerverliebte Frau Margret — und dann die übrigen.

Das weiße Tonnengewölbe des langen Eßzimmers war mit Lichtbirnen bestickt, und darunter ging es den Menschen nicht schlecht, sie darbten und trauerten nicht. Der verkleidete Gärtner umkreiste die Tafel mit mächtigen Platten in sakraler Haltung. Der Baron erhob sich und bewegte sprechend das weiße witzige Kinnbärtchen, darauf standen alle auf und huldigten der Domina. Pipo erhob sich und seine helle Stimme schallte laut über den Tisch und dankte den Freunden. Kling-ling! sangen die Gläser. Neue lasterhafte Schüsseln folgten, das war an solchem Tag nicht zu vermeiden, und niemand entrüstete sich darüber. Apitsch stand hoch und strahlend und beschäftigte sich rhetorisch mit der Gesamtheit der Damen und lud sie alle in seine dereinstige nahegelegene Pumavilla ein. Neue Platten, Gefrorenes, Früchte und Käse. Ein überaus gesundes Mahl. Der jünglingshaft magere Dr. Reinhold Wende, Cassius genannt wegen seines brennenden Blicks und seiner unerschrockenen, scharfen Kritik, ganz unten am Tisch, stach mit seinen schwarzen Augen umher... die Arme der Dame Hyma leuchteten und flammten wieder am heißesten von allen, zum Erschauern, daß er ein paarmal nahe daran war, aufzuspringen, und denen da das Schmausen, Schwatzen und Lachen scharf zu verbieten: jeder von denen da kumulierte sich unstatthaft — selbst Hyma — aber wie sollte sie sein? In Sack und Asche gehen — jeder ist in seine Lage verliebt, wenn sie gut ist und wenn er nicht ein Heiliger oder ein Narr ist! grübelte er erregt und von Braten und Wein erhitzt mit einem Stachel der Selbstverachtung im Herzen, leidend, angezogen und abgestoßen, sehnsüchtig und feindselig, denn er befehdete und verabscheute die Bevorzugten grundsätzlich und — Und nun erhoben sich alle und gingen heiter lärmend und erleichtert durch die breite Tür hinaus in den großen kühlen Garten, der sich bis zum prächtigen Munkesee erstreckte.

Unter dem kleinen Seitenflügel, in dem Christel hauste, an den Spiräen standen Tische und Stühle bereit, gerade dem hellen Musikzimmer gegenüber, dessen Fenster und Türen weit geöffnet waren. Hier wollte man nachher den Kaffee nehmen.

Lutz promenierte rauchend mit Roebel und Flintsch, der Respekt der beiden jüngeren Herren behagte ihm und stimmte ihn wohlwollend und umgänglich und unversehens kameradschaftlich.

Der leibesmächtige Generalissimus hielt

Digitized by Google

noch sein volles Glas in der Hand und umsäuselte Hyma mit einer Grazie, die den erbitterten Cassius Wende quälend an die täppische Liebesbrunst Falstaffs erinnerte. Man erging sich im Garten, der herb nach Erde und süß nach Blumen duftete. Apitsch blickte herzlich über seinem langen Gottesbart um sich, sah Helena in jedem Weibe, er war glücklich und neidlos, der platonisch-irdische Genießer.

Hyma ging drüben auf dem Weg zwischen den Klematisbüschen, immer noch neben dem feisten, dröhnenden Falstaff, doch jetzt war auch der jugendlich glatzköpfige Flintsch, ein springendes Quecksilber, neben ihr, und sie lachte laut. Wenn sie und Wende allein waren, dann war sie nachdenklich und dankbar für die Bücher, die er ihr gab, klug und still wie eine Schülerin, wenn er sprach; heute war sie fremd, unerträglich, das war oft so, kaum ein Blick — warum? Er zitterte.

„Kommen Sie, Wende," sagte Apitsch leise, der etwas von dem Leid auf diesem bleichen, harten Knabengesicht las. „Es ist Zeit für den Kaffee, er wird uns zu weisen, sanften Brahmanen machen."

Christel stand mit Lutz in der Nähe an den Frührosen. Auch sie trug ein ganz helles Kleid, aber es war ziemlich verschlossen und kühl, wie ihr helles, klares Gesicht. Lutz hatte eben eine besonders feste Rose abgepflückt und suchte sie ihr anzustecken, doch er fand nicht den rechten Platz, nicht am Gürtel, nicht an der Brust, an der Schulter, da gab er es auf, für sie schien so etwas nicht zu wachsen und zu passen. „Da —!" sagte er, und sie nahm sie lachend und rasch aus seiner Hand und senkte die feine, kluge Nase hinein.

„Was macht ihr da?" fragte Wieke, die lautlos über den Rasen kam und stehen blieb.

„Eine zwecklose Bemühung, Wieke. Mehr eine botanische Angelegenheit," sprach Lutz zwischen den beiden. Christel sah geradeaus und machte ein spöttisches Gesicht, dann wandte sie sich kurz dem vorbeiwandelnden Apitsch und seinem Schützling zu.

„Doktorin Heynk — wahrhaft gnädige Frau Landrat — was tun wir, daß wir nicht noch seliger werden?"

„Musik," sagte Wieke lächelnd und sah bedeutsam zu Lutz hin.

„Mu-sik," wiederholte Apitsch verklärt und schmeckte mit den Lippen, aber das galt auch dem edlen Mokka.

Die andern wollten hier draußen bei den sanften Lampen sitzen. Die Spiräen und die hohe Taxuswand an der Seite gaben eine freundliche Akustik. Pipo stand bei den Likörflaschen. Roebel schlug Töne an, Flintsch stimmte die Geige. Dann wurde es wieder still. Wieke sang. Roebel saß am Flügel, und Flintsch strich die Geige. Es klang leicht und zärtlich — etwas ganz Fernes von Couperin ... dann Schwellendes, Glühenderes von Mozart ... und lieblich Hingegebenes von Haydn. — Dann sang und spielte Wieke allein. Dies und das. Etwas ganz Neues von Roebel. Und ja — das war nun wieder etwas Neueres. Und doch wohl vollkommen Vergessenes. Sie sang von alten beschriebenen Blättern, die ihr vermutlich einmal geschenkt worden waren — in dieser ersten, quellenden Fassung war es niemals gedruckt worden.

„Ich legte sacht die Lippen dir auf Wang' und Mund,
Ganz regungslos, ich fühlt' nur Glück und Stille,
Versank in dich zu seligseliger Ewigkeit,
Mein Herzschlag war dein Atem und dein Wille;
So war ich du und unermeßlich reich,
Verweht, erloschen, lebte ich nur dich,
Ganz dein, ganz mein in dir,
So unbeschreiblich innig fühlt' ich dich —"

Der Meister hatte etwas betreten ob der alten Worte und Klänge gelauscht. Sie schienen ihm heute nicht mehr ganz einwandfrei. Warum übrigens sang sie das, hier und vor den andern? Ein strafendes oder seiner lachendes Spiel? Nun wohl ... Jedenfalls war es ihm völlig fremd geworden, zu billig und effektvoll. Man hört sein eigenes Kindergestammel nicht immer gern, besonders dann nicht, wenn man auch menschlich ein anderer geworden ist. Aber sie hatte es recht schön, sehr zart und stark und in der Tiefe eigentümlich rauh gesungen, wie es ihre Art und ihr Fehler war, so daß er hier und da dankbarer und ehrlicher sich selbst erkannt hatte.

War es denn nicht ehrlich gemeint und erlebt worden damals?! — O sehr. Er erinnerte sich: er hatte es in einer wilden Nacht geschrieben, nachdem sie sich in ihrem Elternhause gesehen, zum erstenmal allein im dunklen Garten; er war danach durch dickströmenden Sommerregen gelaufen, und hatte dann durchnäßt und fiebernd daheim am Klavier gesessen. O, es war schon echt. Aber warum sang sie gerade das —? Hyma beobachtete ihn mit sanft schimmerndem Blick durch die langen Wimpern. Und Wende starrte sehr bleich auf Hyma. Christel sah vor sich hin, als wäre sie böse, aber das war wohl immer ihr Gesicht, wenn sie Musik hörte. Pipo, der noch bei den Flaschen stand, hielt den Kopf schräg, weil alles ergriffen war; er hatte sicherlich keine Ahnung, daß es von Lutz war, es war ihm vermutlich auch gleichgültig; er sang manchmal zu Wiekes Spiel den Erlkönig oder die Grenadiere.

„Was war das, Wieke?" fragte Blankas klare Stimme in der Stille.

Digitized by Google

Es war ein Lauschen in der Luft und fast ein Geheimnis und ein Verrat. „Was war das, Wieke?“ Nein, Wieke antwortete nicht.

Da ging Lutz Kilian langsam zu ihr hinein, sie wandte sich zurück und ihm zu, und ihre Ohrglocken zitterten. „Zufrieden, Meister?“ fragte sie mit einer noch rauhen Stimme.

„Ja, liebe Wieke,“ antwortete er, er konnte es nicht hindern, daß auch seine Stimme nicht ganz natürlich klang.

Da sah er sich nun diese und andere alten Blätter schweigend an, fast Hand in Hand mit Wieke. Dies hier: das hatte er ganz vergessen — ‚nur kniend nah' ich dir —' Dies, ach, unmöglich, viel zu dick und ehrlich im Gefühl — ‚du bist die Flamme meines Bluts und bist die Gnade —' beider Augen lasen lächelnd. Auch seine Handschrift und Notenschrift war inzwischen anders geworden, rascher und sicherer. Sie hatte noch manche andere Sache von ihm — mehr als er wußte.

Nun kamen auch die andern herein, da es vorläufig von denen da drin nichts Neues zu hören gab. Die neigten sich unbekümmert über die Blätter, lächelnd, fast Haar an Haar.

War er ein Narr damals, ein Tropf und Esel gewesen, der die Distel der schwellenden Ananas vorgezogen hatte? Das war jetzt nicht zu ergründen und in dieser Atmosphäre von Geburtstagstorte und Rehbraten nicht weiter ernst zu nehmen. Man hatte ein stumpfes, staubiges Gefühl vom Blättern in in diesen verschollenen Papieren in den Fingerspitzen.

Ihre vom Spiel gesegnete Hand lag einen Augenblick fest und warm an der seinen, es war fast, als suchten sich die Hände und wußten es nicht. Da bog er sich hoch.

„Steh auf, Wieke.“ Ihr Kleid rauschte freudig, und er nahm in ihrem Dufte und Lebensatem Platz; er schlug ruhig, fest und langsam an und begleitete nun selbst. Wiekes Stimme war unsicher am Anfang, wie in Furcht vor dem zu nahen Meister. Doch dann waren sie beide entrückt in seine Musik und von ihr umhüllt.

Die andern standen lauschend und stolz.

Der Platoniker indes saß draußen unter blühenden Büschen und heiteren Sternen, hörte die Musik der Freunde und tönte in sich arglos und fromm die Harmonie der Sphären. Sela, sela. Sei gesegnet immer heiliger Augenblick und gepriesen aller Zukunft Fülle und Gewißheit! Und daneben, mehr im Gebüschdunkel, saß Christel und trank nachdenklich ihre zweite kleine Tasse Kaffee, setzte die Tasse leise nieder und lauschte mit eigentümlich bösem Gesicht. Sie störten einander nicht. Apitsch war Gott und Christel ein gutes Seelchen...

Gleich nachdem der letzte Ton verhallt war, war Pipo mit dem Gärtner unter geheimnisvollem Reden und Gepolter auf den See hinausgefahren, und jeder wußte, was nun kommen würde.

Aber es kam noch nichts. Es zischte bloß und polterte wieder, dazu hallten aufgeregte Stimmen und Kommandos über das Wasser her. Zsch, zsch, zsch! machte es mutlos da vorn. — Aha! — „Sehen Sie, das ist großartig. Das Pulver brennt!“ rief begeistert der hilfreiche Apitsch.

Nun stiegen mit Knall und Geprassel goldene Strahlen und bunte Garben hoch, oben gab es wieder Geknall und Überraschung. Man sah es staunend und verlegen und bewunderte vor allem den emsigen Pipo und seine unerschöpfliche Wunderkiste. Wieke stand zwischen Apitsch und Lutz und hatte zerstreut und übermütig beider Arme genommen, was dem Platoniker schmeichelte. Sie hielt das bestrahlte Gesicht aufwärts gerichtet, einen entzückten Glanz in den Augen, ganz kindlich bei der Sache, sogar ihr Mund stand offen. Aber sie spürte auch Lutzens Blick. Doch der Meister war wieder voll lächelnder Haltung — mein Gott, was war hinter allem süßen und heißen Zauber, nicht viel, zu wenig, er wußte es zu gut und wollte es wissen; aber er spürte auch ihren weichen, nackten Arm in seinem Arm und ein feines Fieber auch in seinem Blut. Jetzt stand ein großes W da oben und sprühte und prasselte in Garben und bunten Kugeln; alles rief vergnügt, auch Wieke stieß einen kleinen Schrei aus und legte den Kopf noch weiter zurück, so daß er den Puls ihrer weichen Kehle hüpfen sah, dabei ließ sie schlaff und abschließend die Arme sinken. Und dann hörte man auf dem dunklen See wieder das nüchterne Poltern und das hallende, kommandierende Sprechen des Regisseurs. Das klang ziemlich lächerlich. — Aus.

Da gingen alle zurück, einsilbig und etwas gelangweilt von dem hübschen Glitzerspuk.

„War es dir nicht recht, daß ich die alten Lieder sang?“ fragte Wieke nach einer Weile mit ruhiger Stimme an seiner Seite.

„Ich danke dir, Wieke. Gerade für dieses Lied. Ich habe es nicht verdient.“

„O Gott. Es läßt sich doch der Künstler vom Menschen trennen.“

„Ehrlich und gerecht.“

Sie lachte. „Verlangst du Feindschaft? Ach nein. Wir wollten ja, glaub' ich, nicht mehr davon sprechen. Dürfen auch nicht. — Meine Herrschaften, bitte ins Haus, Blanka und Hyma werden tanzen...“

Christel lief jetzt allein noch ein Stücklein durch den Garten. Die Frische und

Digitized by Google

Einsamkeit taten ihr gut. Sie schritt rasch und stark aus, als wollte sie irgend etwas Fremdes oder Ungewohntes abstreifen. Sie summte dabei. Sie hatte heute wieder tüchtig arbeiten müssen und war zufrieden und mit ernstgeschäftigen Gedanken heimgekommen. Das hier war danach höchlichst erfreulich und erholsam gewesen. Aber es war doch zuletzt damit immer ein bißchen so wie mit dem Feuerwerk... man stand davor und sah zu. Sie seufzte und atmete tiefer, plötzlich hielt sie vor einem blühenden Busch. Ihre Hand streichelte darüber. Man kann auch im entgegengesetzten Sinn sentimental sein. Was verlangst du? O nichts, nichts! Und dann ging sie rasch hinein zu den andern, erfrischt und mit seltsam roten Wangen. O ja, auch sie würde tanzen — sie wünschte zu tanzen.

Ein schöner Morgen mit Hintergründen

Punkt sechs Uhr war Christel aufgestanden. Sie zog energisch Gummistrippen aus der Wand, beugte Rumpf und Knie, drehte und wand sich in rhythmischer Qual, schmeidigte und massierte, stand wie eine Kerze und atmete gewaltig. Prachtvoll war das, wie das Blut sang und sprang und wohlig flutete. Es war ihr nie genug. Tanzen und springen hätte sie mögen, splitterfasernackt über die Gartenwiesen, daß dem Gärtner die Gießkanne entfiele. Sport, jawohl, er machte das Leben erst zum Leben. Im Winter Ski und Schlittschuhe, im Sommer Schwimmen und Laufen und am liebsten Holzhacken und Bäumefällen oder sie setzte sich aufs Motorrad und sauste mit einem Hexenqualm hinter sich davon. Bloß kein dickes Blut und Fett, das gibt fette Gefühle und Sentimentalitäten, die aber sind das Schlimmste!

Fertig! sagte sie rosig, hüllte sich in den bunten Bademantel und ging auf weichen Sandalen hinab. Die Mädchen waren schon beim Lüften, ansonst schlief das Haus noch; Pipo und Wieke pflegten sich erst gegen halb acht zu regen.

Das Mädchen brachte Brot und Obst und sah bewundernd auf die schlanke Gestalt. „Ach Fräulein Doktor, immer wie aus 'm Ei gepellt und blank wie 'n Appel —" „Ja, Lina, so muß ein richtiger Doktor sein, sonst glaubt ihm keiner." Christel schmauste im Stehen ein paar Happen, die Hauptstillung des Appetits kam später. Dann ging sie rasch durch den Garten zum Badehaus hinunter.

Nach einer halben Stunde kam sie mit einem Löwenhunger zurück. Doch da meditierte schon jemand still und blaß über die Wege, Cassius Wende; natürlich mit einem Buch in der Hand, einem Schatten unter den Augen und einem Mörikeschen Morgenträumerblick in den Augen. „Schon auf, Herr Doktor?"

„Ein wenig. Ich konnte nicht schlafen. Ich schlief erst gegen Morgen ein, es schlug drei, dann lag ich unruhig."

„Keine Bulletins ausgeben, lieber Doktor Wende, das ist das Gefährlichste."

Cassius lächelte schmal und errötete an der eigensinnigen Knabenstirn. „Sie haben recht. Man soll sich nicht darum kümmern. Als geh' es einen nichts an. Mißachtung des Leibes, das verdrießt ihn, so daß er kuscht. Das Unterbewußtsein hat ein feinstes Ohr und fast magische Kräfte."

„Ach schon. Aber besser ist, man spricht nicht soviel mit sich allein. Sie sollten sich da drüben im See auch mal eintauchen."

Er errötete wieder unter dem schwarzen Pelzhaar. „Ich darf nicht. Bloß mal an einem heißen, stillen Mittag, wenn Pan schläft."

„Ach so eine Badewanne. Na, ich muß hinein, mir knurrt der Magen, und dann ins Geschäft." Sie zog die gelbe Schnur des Mantels fester um den Leib und lief mit blanken, schlanken Mädchenknöcheln davon. Cassius dichtete wohl grade und strich um Hymas Fenster; Hölderlin und Diotima; seine wahre Sonne schlief noch, und er wartete bebend auf ihren Aufgang — ach, ihr kranken und schwülen Leute! Cassius Wende aber sah ihr grübelnd nach, ihm war, als hätte ihn ein frischer Morgenwind gestreift — woran lag das? Er hätte Hyma in diesem Mantel nicht gut sehen können; Christel Heynk war so gesund an Leib und Seele, das war es wohl, man beachtete kaum, daß sie ein Weib war. War das unnatürlich?

Dann verließ Christel das Haus. Sie trug keinen Hut, ihr weizengelbes Haar war fest zurückgestrichen, was ihr längliches Marquisengesicht noch klarer machte; eine Handtasche und ein brauchbarer Spazierstock waren ihre Ausrüstung. Sie stieg hinab und jenseits des Weges wieder sacht zum Schloßgarten hinauf.

Da drüben zwischen den Bibernellbüschen stand Apitschens hoher Pilzhut, der lange Herr pinselte vermutlich einen innig im Morgenglanz glühenden Kuhschwanz ureigenster Prägung. Christel schwang den Stock, daß er blitzte.

„Hallo!" Pitsch erhob sich, ließ den Pilzhut kreisen und segnete sie, daß die Schloß-

Digitized by Google

wand erschrak und der nervöse Dynast Linus vielleicht mit seinem empfindlichen Schlummerlid zuckte.

„Pscht! Still!" gebot Christel erschrocken.

Im Linuschateau weilte seit einigen Tagen ja auch der prächtige Mijnheer Mauritius van Goudsmit wieder zu Gaste, aus Amsterdam und Java, ein jüngerer Freund des Dynasten, Kulidespot und Bildersammler, mit dem man auch drüben im Pipohaus ein wenig befreundet war von seinem ersten Besuche her. Respekt, Freund Pitsch . . .! auch vor dieses Trefflichen gesundem und rosigem Morgenschlummer; Bruder Pipo und Schwägerin Wieke schätzten den neuen Linusgast außerordentlich hoch . . . und hatten noch gestern mit schmunzelnder Anerkennung und einem beinahe — listigen Seitenblick auf die unbesorgte Christel von ihm gesprochen, o jemine — weil Mijnheer Mauritius ihr damals auf seine unbefangene holländische Art recht munter begegnet war?! Wie so ein stürmischbesonnter Frühmorgen hellsichtig machte, zum Kopf- und Rückenschütteln! . . . er würde ja wohl demnächst auch im Pipohaus wieder einmal sichtbar werden, der nette Herr van Goudsmit mit der angenehmen Weltatmosphäre. Guten Tag, Mijnheer, wie geht es Ihnen? Bin erfreut, Sie wiederzusehen! Aber der saß wohl bereits höchst behäglich in der kümmerlichen Zechschen Zinkwanne dort oben oder stand kräftig prustend unter der strömenden kalten Brause.

Christel ließ ihn stehen und lief flott weiter, durch blanke Gäßchen und Sträßchen, in denen die feuchtgestriegelten Schulgören krakeelten, und durch das wackelige Niedertor, auf dem die Stare pfiffen.

In dem Baumgang unter der Juchhee, in den sie nun, eifrig ausschreitend, einbog, war es dunkel und frisch. Aber allmählich wurde diese lebendige Wandelhalle lichter und fröhlicher. „Juhu —!!" kam es da gänzlich unerwartet und aufscheuchend irgendwoher von oben herab. Zwischen den Zweigen blitzten ja wohl Lutzens Fenster. Christel hob erstaunt und ungläubig das Gesicht hoch. Und weiß Gott, da stand jemand in — Gott sei's geklagt — geradezu paradiesischer Gestalt am Fenster und verneigte sich leutselig. Christel lachte hinauf und war rot und merkwürdig erschrocken. Sie ließ sich aber auf keine Unterhaltung ein, sie hatte jetzt noch größere Eile — und unglaublich dieses Apollkostüm, unerhört! und sie ging rascher und belebter davon, mit einem hellen Lachen in der Seele und einem scharfen Spott um die roten Lippen.

Da war das Krankenhaus, rot und breit und nüchtern mit einem kümmerlichen Vorgärtchen, in dem ein paar staubige Blumen zu blühen versuchten. Hier herrschten Pflicht, Sachlichkeit und Frieden, Christel schritt rasch durch die runde Tür, hinter der es kläglich nach Menschen und sauber nach Desinfektion roch, und da war auch schon der Chefarzt Professor Tuchel im immer welken Kittel, mit schiefer Stahlbrille und grauem eckigen Vollbart, schlicht und ungepflegt wie ein Schwerarbeiter; sein erster Assistent Dr. Lück lief mit spitzer Nase, hager, sarkastisch und niemals aus der Ruhe zu bringen, aus einer Tür heraus, Christel aber schwenkte durch eine Pendeltür in den Seitengang ein, — rabäh! da war das Konzert der Kinderstation. Die Stationsschwester Ernesta berichtete und half Christel in den Badermantel; sie hatte rechts einen Leberfleck und links eine große Warze, ganz gut und heilsam, aber Christel traute ihrem Temperament doch nicht. — Rabäh! . . . Im Krankensaal der Kleinen herrschte Stille und Ernst . . . Nach dieser behutsamen Visite ging's in den Raum der gesunden, aber doch ganz kleinen und hilflosen Menschenfrösche, wo diese Wesen nackt und bloß gerollt, auf den Kopf gestellt, auf den Bauch gelegt, an den Füßen wie abgezogene Hasen nach unten gehalten, mit den Fußspitzen ins Gesicht, mit den Armen wer weiß wohin gebogen, gekrümmt und gemüllert wurden, — indes, es schien ihnen nicht eben schlecht zu bekommen, sie krähten und quietschten gnädig oder waren schnaufend still, machten runde, verständige Äuglein, als wüßten sie ganz genau, was da los war.

So war die wichtige Stationsarbeit scharf im Gange, die Doktorchristel war überall, fröhlich und streng, — und hatte alle unmöglichen paradiesischen Meister, erfreulichen holländischen Moritze, stillversunken pinselnden Apitsche und sonst was vergessen.

*

Bei Pipo war der Frühstückstisch noch gedeckt. Es war später geworden als sonst, da Eberhard, der Pipo, lange gekramt hatte, denn er mußte mal wieder verreisen.

Er war immer recht umständlich bei seinen Reisevorbereitungen, packte viele Dinge ein, insonders für die liebe Verwandtschaft.

Hyma und Blanka waren schon in den Johannisbeeren. Auch Wieke hatte dabei geholfen, stiller als sonst und scheinbar verstimmt. Nun exerzierte sie mit Pipo nach, strich ihm Brötchen, goß ein und machte bei aller Sanftheit ein abweisendes Gesicht. Sie hatte keinen Ton gesagt, als gestern abend das lange Telegramm von Tante Rina und Onkel Dolf gekommen war. Sie hatte auch

Digitized by Google

geschwiegen, als er in der Nacht in seinen weichen grünen Lederschuhen und in violettgestreiftem Pyjama an ihr Bett gekommen war, sie hatte sich tief schlafend gestellt, eine ganze Weile sehr tief schlafend . . .

Aber jetzt tat sie mild und freundlich schweigsam, sagte ja, soso, o freilich, nimmst du noch ein Ei? hier ist frischer Honig, noch ein Brötchen? Gütig und sorglich, aber in ihren Augen brannte es düster und auf der weißen Stirn spielten nervöse Fältchen.

‚Gott, Launen,' dachte er, sich selbst beschwichtigend und großartig, und schnitt das dicke weiße Ei auf. Er hatte prächtig geschlafen, wie ein Mann, der mit sich zufrieden sein durfte.

Er selbst ließ es doch an nichts fehlen, o bewahre! ‚Und eine Ehe kann nicht ewig jung und blinkeblank und rosarot bleiben, kann sie nicht, nirgends — dummes Zeug!' dachte er ärgerlich. Ihm blieb und war sie blank genug! Im übrigen freute er sich, wieder mal 'rauszukommen, empfangen zu werden, sich betulich zu regen, zu raten, zu taten, zu reden, durch große Ställe und Scheunen zu laufen, im lauten Getriebe eines großen Wirtschaftshofs zu stehen, Dunghaufenluft zu atmen und — seine Leutchen wiederzusehen! Daheim erwartete ihn dann die Frau. — Und die Arbeit. Ach ja, zum Teufel mit ihr! Und da war noch das andere, das ihm schwere Sorge machte! Aber gerade darüber mochte und wollte er nicht zu Wieke sprechen, wünschte auch kein Gespenst ins Haus, es gab jetzt überall Krisen und unübersehbare Übergänge — sein ganzes Geld steckte in dem Werk! Er strich seinen Bart, und Wieke sah es mit einem tadelnden Seitenblick.

Sie war heute überhaupt sehr kritisch gestimmt. Er aß nach ihrer Meinung viel zu viel und zu rasch. Es machte sie nervös, auch die Art, wie er die Sachen unruhig und energisch durcheinanderschob. Dazu diese unzerstörbare Heiterkeit, die kaum ein Stirnrunzeln trübte — und dann polterte er plötzlich los über irgendeine Kleinigkeit, eine Ungeschicklichkeit der Leute wie ein cholerischer Pascha. Er war schrecklich sicher, auch wenn er über andere sprach, wohlwollend, gutmütig, aber doch von der höheren Warte einer unzerstörbaren, gesunden Tüchtigkeit herab — so wenn er von Lutz Kilian sprach, herzlich lächelnd: ein wundervoller Kerl, Wieke, aber ein Kind — ein großer Junge, ein Träumer und herrischer Phantast wie alle diese Künstlerherrschaften, ich kenne ihn lange genug, heute enttäuscht, launisch gereizt, morgen mitgerissen, hochfahrend begeistert. Pipo war sehr gescheit, manchmal zu gescheit! Im Grunde blickte er mit unverhohlenem Respekt und geradezu verliebt zu jenem auf. Er wußte gar nicht, wie jungenhaft er selbst dabei wirkte, wenn er so lachte, sich betonte . . . Jetzt nahm er weiß Gott noch von dem fetten Chesterkäse, den er gern aß, einen großen Brocken ohne Brot, zermalmte ihn zwischen seinen weißen prachtvollen Zähnen. Es mißfiel ihr heute alles an ihm.

Er ärgerte sie. Es war fast eine Feindseligkeit in ihr . . . diese ewigfordernde Zärtlichkeit verletzte und erbitterte sie. Man ist nicht immer zärtlich! Er griff nach ihren Händen, nach ihrem Körper, wie er nach der Scheibe Braten griff, und bildete sich noch ein, daß es sie glücklich mache, und dann ging er starken Schritts und zufrieden davon, machte seine vielen Dienstfahrten — ach, sie waren wohl nicht immer so nötig! oder reiste zu Tante Rina oder Onkel Dolf oder Kusine Linda — die hatte er einmal geliebt — und wie sie alle hießen, oder bastelte hier in Hof, Ställen und Garten, ewig geschäftig, oder saß brütend über seinen dicken politischen, geschichtlichen und landwirtschaftlichen Büchern oder reizbar über seinen noch dickeren Kontobüchern, schmetterte den Douglas oder Herrn Heinrich, sogar den Erlkönig zu ihrem Spiel! . . . Sie war schrecklich ungerecht und unduldsam, — es rebellierte etwas in Wieke aus einer Unlust — nach fünf, sechs Jahren Ehe.

Ob sie rasch aufstehen, sich fertig machen und mitfahren sollte zu Onkel Dolf, Tante Rina, Vetter Dietrich — Wolf — Linda — Gesima, es durchblitzte sie übermütig und unternehmungslustig, fast wie eine starke, sinnenhafte Freude und Befreiung —?

Ach nein. Lieber nicht. Sie dankte bestens. Ihre grauen Augen glänzten noch dunkler und gereizter. Sie wollte Unrecht leiden und unrecht haben — Pipo aß jetzt vergnügt Kirschen, seine geliebten großen sauren Kirschen, die er selbst abnahm, und schnellte die Kerne lärmend mit der Messerspitze auf den Teller.

„Magst du nichts, Wikulein —? Vorzüglich, ganz prachtvoll saftig!"

Wikulein! „Danke." Sie spielte sanft und nervös mit dem Obstmesser, ließ es mit der Spitze auf den Teller schwirren; etwas, was sie an ihm empfindlichst gestört hätte. Er merkte es gar nicht. Er sprach wieder vergnügt und nahm plötzlich zärtlich ihre Hand. „Schlechte Laune? Was hast du, Liebling?"

Sie schwieg, duckte den Kopf ein wenig und nestelte am Haar.

„Naja. Wenn schon," sagte Pipo gemüt-

Digitized by Google

lich und legte die Serviette liederlich zusammen. Sie zog sie ihm aus der Hand. Er wurde flüchtig rot um die Augen, die Situation wurde unbehaglich. Er liebte Aussprachen nicht, am wenigsten Szenen, am allerwenigsten, wenn er im Begriff war, wegzufahren.

Weiberlaunen, Empfindlichkeiten, Eifersüchteleien! er verstand es nicht ganz.

„Es ist doch nun mal nicht anders, Schatz! Ich bin vielleicht ein bißchen zu flink bei der Hand — naja — geb' ich zu! — auch das liegt an der ganzen verd— Zeit, gönn' mir den Spaß! Sie sind nicht immer praktisch, meine Leute, oder zu alt, und es ist immer was los, weiß der Geier! Neulich die dumme Sache mit Gesimas Jungen. Dann Dietrichs Prozeß mit dem Forstfiskus. Nun wieder der Scheunenbrand auf Wilnau und die Sache mit der Brennerei und der Hypothek — es interessiert mich natürlich auch mächtig. Rina hat immer neue Pläne, und Linda und ihr reizbarer Exdiplomat vertragen sich immer schlechter mit den Alten, wollen endlich weg vom Gut, sich selbst was suchen — rasch gesagt!"

„Sie sind alle ziemlich egoistisch, die lieben Heynks," sagte Wieke mit sanfter, leicht singender Stimme. „Auch untereinander. Hart und rücksichtslos und unduldsam. Da ist natürlich immer etwas los. Und wenn man einen Pipo hat, so ist es bequem, zu telegraphieren oder zu schreiben: komm, Pipo! Sie wissen zu gut, daß du mit Vergnügen in den Wagen steigst. Es macht dir Spaß, mein lieber Pipo, als wär' es zu still hier! Tut mir leid. Du müßtest das Haus voller Menschen haben, voll — voll Familie, voll Heynks, meine ich."

Er sah nach der Uhr. „Ach, Wieke. Es liegt doch wohl anders —"

„Bitte. Ich halte dich gewiß nicht auf."

„Aber es gefällt mir nicht, Wieke, siehst du! Mir ist nichts schrecklicher, als wenn etwas nicht stimmt zwischen uns. Ich weiß ganz gut, was hier fehlt, besonders dir, und was du damit meinst, daß hier etwas fehlt — mache ich dir Vorwürfe?"

„Du — mir?" sie errötete jäh und stolz.

Er lachte gutmütig. „Lassen wir das, meine süße Wieke. Ich bin ganz zufrieden, da es nicht anders ist. Kinder — ja, das wäre gut, das wäre prachtvoll, Kinder von dir! Aber ich bin schon glücklich und vollkommen zufrieden, daß du hier bist. Das weißt du. Ich gebe zu, daß ich wenig Sitzfleisch habe — nun, ich werde mal ruhiger werden — vielleicht schon bald! Ich werde auch mal mit der Heynkerei sprechen, verständig und nüchtern; freilich mit den öden Geschäften im Werk, mit dem vertrackten, diplomatisch-repräsentativen Außendienst läßt sich nicht immer reden. Und mein Güterfimmel hat auch seine ernste Seite . . ."

„Das ist etwas anderes," sagte Wieke widerstrebend, schon wieder umstrickt von seiner Wärme, und als wiche die Überspannung wie eine schwarze Wolke von ihr. Sie sah ihn deutlicher und in einem helleren Lichte vor sich, alles Gute an ihm. Aber sie wollte auch recht haben und böse sein. Auch sie wollte sich einmal mit Worten auslüften, immer bloß Hyma und Blanka, und Christel, Cassius Wende und Apitsch und — und — Lutz . . . und die andern . . .! da war die undurchsichtige, schwarze Wolke wieder und sollte da sein.

Pipo hielt die Klingelbirne in der Hand. Er hatte verstohlen nach Luft geschnappt wie ein Fisch, den man auf Sand setzen will, er war etwas rot . . .

Da gab sie ihm die Hand. „Laß den Wagen kommen und fahre, es ist Zeit. Grüß' die lieben Leute. Verzeih, ich habe nicht gut geschlafen." Nun war sie rot und sah vor sich hin.

Er streichelte und küßte die Hand. „Liebe, süße Wieke. Ich bringe dir etwas mit, ich finde schon was, und wenn ich krummliegen muß hinterher! Glaube mir, daß ich dir niemals weh tun möchte. Lieber schneide ich mir beide Ohren ab —"

„Es würde dir nicht stehen." Sie streichelte sacht und flüchtig über seinen warmen Bürstenkopf. „Gute Fahrt, Pipo."

„Höre, Wieke — Hyma und Blanka können ihre Seelenschmerzen auch allein kultivieren und Cassius bläst die Mundharmonika dazu — oder Lutz, in den sie alle verliebt sind. Sie können hier Faun und Nixe oder Triton und Nereide im See spielen."

„Wieso? Ich habe nichts gemerkt!" sagte Wieke kurz und abweisend.

„Dann kommt es noch. Wir sausen zusammen in die Welt, alles frisch und neu wie für 'n Hochzeitspaar!"

Wieke stand auf und schüttelte den Kopf. „Ach nein, nicht nach Wilnau. Mancher verträgt Erdbeeren oder Krebse nicht, ich vertrage Tante Rina und Onkel Dolf nicht."

„Na höre! Sie sind ganz gut, so schlimm sind sie gewiß nicht!" Er war nun doch beleidigt und holte eine große Zigarre heraus.

„Sie haben mir meinen guten Papa, der ihnen als Justitiar des Werks viel zu großartig war, und seine letzten Schwierigkeiten niemals verziehen. Ich war ihnen von Anfang an verdächtig als Tochter meines Vaters, zu hübsch, zu elegant, zu besonders, nicht brav und bescheiden genug!"

Digitized by Google

Morgennebel im Manöver. Gemälde von Alfred Roloff

Digitized by Google

Digitized by Google

Wieke stand verlegen und schob am Tisch zerstreut und gequält Teller und Tassen zusammen. Sie hatte es schon wieder bereut, aber sie war nun mal im Zuge und irgend etwas Fremdes in ihr mußte heraus. Ach, die Heynks! Sie liebte sie nicht, aber das wußte man ja alles schon. Sie schämte sich, war beinahe den Tränen über ihre Gereiztheit nahe, deren Grund sie sich aber sehr klug und hartnäckig verschwieg.

Da stand auch Pipo, der ahnungslose Blitzableiter, nachdenklich und rauchte seine schrecklich große Zigarre. Er tat ihr leid, aber sie fand ihn von neuem etwas komisch und störend, so von Herzen lieb sie ihn wieder hatte. Sie nahm mit einer raschen Wendung seinen Arm und spazierte neben ihm. „Es ist heute ein schlimmer Tag, da soll man nicht reden. Wenn du wiederkommst, ist der Tag besser und das Geblüt wieder hell. Mach' dich aus dem Staub, dann bist du mich los. Ja!"

Er sah sie ernst prüfend an.

„Nein — nein — ich bin heute krank."

„Es muß da doch mal was geschehen oder geändert werden! Es ist vielleicht doch ganz gut, mal gemeinsam Inventur zu machen — allein tut man es schwerer."

Da sah sie ihn groß an und wurde ein wenig blaß. Aber er merkte es nicht.

Hyma und Blanka unter breiten, koketten Gartenhüten kamen draußen mit gefüllten Beerenkörben, sie sangen etwas und taten ländlich. „Die Nereiden," sagte Pipo.

„Aber sie baden ja gar nicht. Blanka ist blutarm, und Hyma hat die empfindliche Lungenspitze."

„Sie werden schon noch, wenn der Triton ins Muschelhorn stößt. Kümmerliche Leute, aber große Herzen."

Sie wandte sich ab. „Habt ihr alles?" rief sie am Fenster den Freundinnen zu.

„Es wird genügen. — Dürfen wir zum Lohn ein Stück mitfahren? Wir bitten, liebster Herr Landrat! — so wie wir hier sind, Wieke —" die schwankte, sie hatte im Haus zu tun. „Nicht weit."

„Bitte, meine Damen. Bitte sehr, bis ans Ende der Welt," sagte der Pipopascha.

Triton und Nereide

Von Pipo war eine kurze, aber herzliche Karte gekommen. Er war in den starken Armen Tante Rinas und Onkel Dolfs gelandet. Nun also. Sie würden ihn mit frischem Familiengarn umschnüren.

Wieke ging durch die Stuben und sah überall streng nach dem Rechten. Dann weilte sie in ihrem Schlafzimmer. Eine Glastür führte gleich in den Garten hinaus, Sonnenschein flutete herein.

Es gab hier Wichtiges und Schwieriges zu rechnen und zu schreiben. Neben dem Schreibtisch stand wie ein Fenster ein Spiegel auf zwei gekrümmten Mahagonibeinen, in dem man einen Teil des Zimmers übersah, sie brauchte bloß den Kopf zu wenden. Eine fremde Dame saß in dem Glas, so schien es ihr. Ein paar Fältchen an den Augen, die sonst nicht statthaft waren, war das Morgenlicht zu grell?

Sie setzte sich anders und gerader und spürte ihren Körper dabei; der war noch schön, schlank, straff und stark, sie spürte's wie ein Glück unter dem knisternden Gewand.

Einmal dachte sie mütterlich und ein wenig mitleidig an Christel, während sie bedächtig ihre Zahlen schrieb und rechnete — die war herb und verschlossen. Komödie? auf Eis gekühltes Programm? Schließlich war alles doch des Mannes und der Kinder wegen da, nach einem metaphysischen, urhaften Willen. „— siebenundfünfzig — achtzig — neunzig —" sie — Christel — würde heute vormittag den Mijnheer van Goudsmit mit seinem Gastfreund Linus Zech in ihrer Kranken- und Kinderherberge empfangen . . . „— sieben — fünfzehn — vierzig — nein, neununddreißig — falsch — also nochmal —!" . . . Ob der holländische Moritz ein Gottgesandter war und nicht bloß der alten Bilder wegen schon wieder bei Herrn Linus saß? Sie lächelte und machte einen kleinen, festen Strich mit einem Lineal aus Schildpatt.

Fertig. Wieke faltete die Hände träge im Schoß und sah nach dem Fenster. Draußen riefen und sprachen wieder Hyma und Blanka. Es war bald Badezeit; sie pflegten im Kahn mit Wieke hinauszufahren und dann Wiekes morgendlichen Künsten kritisch zuzusehen.

Tick, tick plapperte die Uhr. Wieke rührte sich nicht. Plötzlich schloß sie ein Schreibtischfach auf und begann zu kramen. Sie tat das selten, fast nie, sie bekam davon nervöse Fingerspitzen.

Briefe von den Eltern, Gedichte, sogar eigene — o wie gefühlvoll . . .! Aber der Mensch ändert sich wenig. Abgeschriebene Noten, eine Zeitungsnotiz aus dem Winkelblättchen über ein Schulkonzert: Wieke Gilm, Selekta, sang mit schöner, eigentümlich leidenschaftlicher, hier und da rauher

Digitized by Google

Stimme, die an den bewegtesten Stellen nicht völlig Takt hielt, höchst talentvoll und zukunftverheißend, sie erntete begeisterten Applaus . . . Das stammte von Oberlehrer Putzke. Man bekam kranke Fingerspitzen und wurde traurig im Lächeln. Draußen sangen und pfiffen Gegenwartsvögel und schwatzten die Freundinnen. Kasten zu — dachten die stöbernden Hände und hielten einen Brief von Lutz Kilian. Er hatte ungewöhnlich hübsche Briefe geschrieben — nein, nicht viele — mit einer eilenden, reifen und beschwingten Handschrift, die damals etwas an die von Strauß oder Wagner erinnerte — Zufall oder sonstwas.

Noch mehr Briefe oder Zettel, lustige und ernste. Eine lächerliche Blume, ein kleiner Wacholderzweig, ein paar Takte auf einem herausgerissenen Notizbuchblatt, ein reizendes Motiv auf den Text: Wieke ist böse — con espressione, ma non molto! Und dann — o nichts weiter; bloß eine verlegene, böse und gleichmütige Heiterkeit.

Die Sonne lag auf ihrem Kleid und reizte mit einem sengenden Duft.

Lieber alter Pipo, du solltest hier auf den Tisch hauen, und Onkel Dolf und Tante Rina die Zähne und die Zunge zeigen — sie wurde rot; ach, so war es ja gar nicht! Es fehlte bloß manchmal ein Duft, ein Taumel — als käme nichts anderes mehr! Sie war verdreht. Sie hätte doch mitfahren sollen und selbst die Zunge herausstecken und auf den Tisch hauen, lachend und höchst verständig. Man wurde dünnhäutig unter Pipos streichelnder Hand und in seiner friedlichen Hütte.

Sie warf alles ärgerlich zurück, schlug zornig das Fach zu und eilte hinaus.

„Lustig! Es ist Zeit — ihr solltet mal mitmachen, ihr schwächlichen Kahn-Nereiden!"

Aber als sie gleich darauf dem See zuspazierten, tauchte wirklich der Triton auf. Eine Baderolle unterm Arm, mit Spazierstock und ohne Strohhut. Hyma und Blanka machten helle Ferienaugen, ihnen war alles Ereignis. Wieke beachtete den Herrn nicht sonderlich, blieb gar nicht stehen.

„Hallo. Guten Morgen, ihr Damen!" rief er. Was fiel ihm ein? Er schwamm sonst gelegentlich erst am Nachmittag mit Apitsch, weitab im See. Er arbeitete wieder, er brauche den Morgen, wie er ernst und verschlossen bekannt gegeben hatte; war zerstreut und erhabener Meister. Er war jetzt auch manchmal in der großen Nachbarstadt mit Roebel und Flintsch zusammen . . . Auch mit Daniela Abel, der Sängerin, die er von früher her kannte, und mit andern; leutselig. Wichen die düsteren Schatten aus seiner Seele? Sie gönnte 's ihm, auch Daniela, die nicht mehr ganz jung war, ach wie gleichgültig! Sie schritt leicht und langsam und fühlte den heißen, stillen Morgen.

Der Triton kam elastisch heran.

„Du badest, Wieke?" Natürlich wußte er das!

„Wir wollen jedenfalls ein wenig aufs Wasser."

Es war durchaus nicht nötig, daß sie auch heute schwamm. Aber es würde ihr fehlen, denn sie hatte sich auf die Erfrischung und Kraftentfaltung gefreut. Übrigens: der See war groß. Und wenn es anders wäre — dann wäre es keine Katastrophe, man fiel nicht mehr vor einem nackten Bein und Arm in Ohnmacht und Empörung. Bloß Pipo war im Wiekepunkt etepetete, landrätlich oder — eifersüchtig.

Die beiden andern, Blanka laut, Hyma verschwiegener, wünschten auch ihn mit hinauszurudern und seine Kühnheit zu bewachen. Wieke fand das nicht eben nötig.

Doch Lutz ging, heiter sein Laken schwingend, schon wieder davon. Ihm selbst schien die Gesellschaft keineswegs so wichtig. Nein. Er hatte auch auf dem Weg hierher wieder sehr gute Einfälle gehabt, war alle zwanzig Schritte stehengeblieben, um etwas zu kritzeln — Das war jetzt oft so, wenn er ins zitronengelbe Pipohaus pilgerte oder wenn ein anderes gemeinsames bukolisches Unternehmen bevorstand, das belebte ihn eigentümlich. War ein altes Zentrum berührt — eine geheime Erregung geweckt? A bah! Spiel einer unergründlichen Erinnerung, fast ein Spaß — und von ihrer Seite offenbar ein wenig Strafe und evalistige und rachsüchtige Prüfung ihrer Macht — und letzte Abreagierung. Hoho! er lachte geschmeichelt und stelzte eitel und stattlich bedeutend dahin. Aber es tat ihm guten Dienst, er würde es nach alter Art noch weiter nützen und gebrauchen; er summte schon wieder und ließ sein Laken Karussell fahren. Gott, diese Luft über Wiesen und Wasser, paradiesisch leicht, man taumelte und tönte in der Sonne mit den Fliegen und Käfern, Pan sang und flötete. „O falterleichte Welt der Morgenstille . . ." er sang es; hübsche Kleinigkeit, sehr hübsch, und pfiff höhnisch eine gehässige, grelle Kadenz dazwischen, unmöglich schrillende Terzen.

Und Pan sang über das Wasser hin. Libellen schwebten wie opalisierender Rauch, standen still und lauschten. Vögel jauchzten im Busch. — In den Rohrkolben rauschte es. Stieg Pan ins Wasser? Er sang lauter mit starkem, weithin tragendem Bariton. Er war schwarz und gelb gestreift, wie eine Raubtierwespe, schlank und bartlos und sah

Digitized by Google

prachtvoll menschlich und beinah glücklich aus. Er schlug Gischt auf, tauchte wie eine blitzende Robbe und sprudelte wie ein unsichtbarer Wal. Dann lag er wie tot und schien in die blaue, weißglühende Sphärenwelt hinaufzubeten.

Der grünblinkende Kahn zog schlank hinaus und sang ebenfalls, hoch und lieblich zitternd, fern. Pan lauschte. Tücher und Schleier flatterten . . . auch dort sprühte Gischt. Eine schwarze Kappe schwamm wie eine Kugel still und einsam. „Lalai lala — o, seligsüßes Element, das dich und deine Wonne trägt," schienen die Damen zu singen, die weite, schimmernde, schwirrende Luft trank verliebt die Worte von den zärtlichen Frauenlippen — lalai — lala — Pan legte sich auf den Rücken, stampfte mit den Beinen wie ein Raddampfer und kümmerte sich um nichts mehr. Ich bin ich, nichts ist außer mir. Lalai — lala. Da setzte er das Muschelhorn an, die Handhöhlen — der Triton, und blies. Hoho — ho — ho! Die schwarze Kappe schwamm stetig, ein weißer Arm blitzte. Der Triton ließ das Horn sinken und stürmte davon, in einem wilden Rausch der Bewegung.

Da war Lutz am Kahn, blank und triefend, der Seegott. Er griff um die Planken, das Schifflein tanzte, Blanka schrie und haschte nach seinen nassen Händen, Hyma lächelte. Wieke aber schwamm schon weit drüben. Dorthin, wo in verklärter Ferne silbern blitzende Weiden und Urwaldbäume auf einer spitzen Inselzunge standen; das war immer ihr Ziel und ihre Rast.

„Sie bekommen sie nicht mehr, Meister," sagten die Damen und lachten. Er dachte gar nicht daran. Sah gar nicht hin. Er tauchte unter dem Kahn weg. Kam hoch, atmete gewaltig und war dann völlig verschwunden. Lalai — o Gott, wo war er hingesunken? Sie suchten bestürzt und blaß, bogen sich vor und sangen sirenensüß und wild beklommen.

Weit drüben kamen sehnige Arme hoch und ein Kopf.

Aber Wiekes Kappe glitt nun näher und näher der Spitze der Munkeinsel zu. Vor ihr war es schattig, abgründig und kühl, und das tief herabhängende Gebüsch bot viele bergende Winkel. Darunter war es ganz still. In dem Urgebüsch oben zwitscherte es verträumt, Nestvögel erzählten sich etwas, ein Vogelweib zankte schrill über den allzuflüggen Mann zükzükzük! und der Papa beschwichtigte sanft und verlegen.

Doch Wieke stieg nicht hinauf in die grüne Wildnis. Ihr Herz schlug. Sie war zu rasch und zu gewaltsam geschwommen, nun war sie davon erregt. Sie hielt sich an einem herabhängenden Zweige fest, der scharf nach Zimt duftete und Arme und Schultern mit seinen winzigen Blütenblättchen gelb färbte. —

„Da bist du ja, Wieke," sagte ein aus der Tiefe auftauchendes, triefendes Seegeschöpf.

„Ja. Was willst du hier? Hier werden keine Besuche empfangen."

„Hier ist — Prosperos Zauberinsel." Er sah sich verzückt und geheimnisvoll um.

„Wir wollen wieder zum Kahn."

„Ach, diese Damen mit den hungrigen Augen und dem herzbrechenden lalai — la — la. — Wie bist du jung, Wieke, mit deiner Mütze!" rief er.

Er sah sie lachend an und nahm furchtlos ihre Hand. Ein Rohrvogel schrie in diesem Augenblick und warnte eindringlich. „Wir wollen ein paar Minuten halten, das Tempo war auch für mich etwas scharf; aber ich mochte die Damen Hyma und Blanka nicht enttäuschen!"

Auch er atmete rascher, sie standen in einem Sonnenstreifen, der den kühlen Schatten durchschnitt und die Haut köstlich brannte. „Wie jung und schmal," wiederholte er lächelnd und beunruhigend selbstvergessen, „— wie — wie damals! . . . und der Munkesee ist neutral wie die Wiesen oder der Garten!" Er hob den Finger und lauschte wieder verzaubert. „Ariels Stimme — hörst du sie, Miranda? — —" Sein Gesicht strahlte in einer Spannung, die im nächsten Augenblick nicht mehr ganz diesseitig und die seltsam streng war.

O ja — und höchst wunderbar — der ‚Sturm' — des geliebten Briten ‚Sturm', der lag ebenfalls schon seit geraumer Zeit unter toten Gesteinsschichten in seiner Phantasie bereit . . . und nun stieg er plötzlich mit einer strahlenden Herrlichkeit in ihm auf — Finsternis, Menschenqual und Lebenshaß, überglänzt von seligleichter Heiterkeit und Lust — und Calibans fletschendes Bellen verklang.

Lutz hob mit flügelnden Fingern übermütig die Hände, als wollte er fliegen oder etwas fassen, und sein Auge blickte weit, — ach, ach! er wußte nur zu gut um diese jähen Augenblicke spendender Magie, nur allzuoft trogen sie, versanken sie . . . Er sang und schlug das Wasser und lachte, höchst unsinnig, so daß Wieke zu innerst erschrak.

Auch Wieke spürte etwas von seinem wunderlichen Rausch, in dem er wirr phantasierte, ein Funken des närrischen, musischen Blitzes sprang auch auf ihre empfindlichen Sinne über. Was war denn los mit dem sonst so gemessenen Herrn, das war entschieden kein statthafter Zustand. Er benahm sich ungebärdig und lärmend wie ein Irrsinniger, nicht

Digitized by Google

wie ein gereifter Meister und malader Lebensfahrer.

Die Calibandommel schrie und Vogel Ariel flötete. Ferdinand-Prospero-Lutz lag mit Nase und Ohren im Wasser, hörte nichts, es brauste bloß in ihm und klang.

„Das gehört unbedingt nicht hierher," gebot dann Wieke bestimmt. Es war ungewiß, ob er es hörte, obwohl sich eins seiner Ohren aus dem Wasser hob. „Was willst du mit Miranda? Ich bin Wieke Heynk."

„Seid Miranda, so ohnegleichen, so vollkommen ihr...!" zitierte er stark und innig.

„Bitte keine falschen Vokabeln," sprach sie kühl und streng.

Da legte er sich auf die Brust und sah zu ihr auf. Die Dame. Die Dame mit der schwarzen Mütze. Das heiße Sonnenlicht schauerte auf dem Wasser. „‚Miranda — in der Tat der Gipfel der Bewunderung', sagt der heilige William."

Sie schwamm dicht neben ihm am Ufer hin, ganz ruhig und kühl. Seine Hand, sein Arm berührten sie einmal, das war unvermeidlich im nassen Element. Das Wasser war wieder kalt und glatt, wie grüner Atlas. „Wer ist Miranda?" fragte sie nach einer Weile mit tieferer Stimme, die aus der Schwimmbewegung kam, und weil sie den Mund dicht überm Wasser hielt. „Ich erinnere mich bloß dunkel; ich habe es vergessen."

„Es ist gleich. Ich sag' es dir einmal. Kein irdisch Wesen — später — vielleicht. Ach Wieke — —"

„Was nun wieder?" Aber es klang so, als ob sie böse würde.

„Es ist köstlich. Bloß das. Eden im Element. Man spürt Entfesselung. Man ist ganz wahr und sieht sich selbst bis auf den Grund wie diesem grünen klaren Wasser. So ist das. — Ich glaube, Wieke, — wir haben damals eine furchtbare Dummheit gemacht!"

„Wir?" Nun lachte sie rauh überm Wasser.

„Ich, ich. Mea maxima culpa."

Sie verschluckte Wasser. „Wir kehren hier um," befahl sie.

„Der Kahn ist mißgünstig, neugierig und sentimental mit Selbstbetrug gepolstert wie ein Mädchensofa." Lalai — la — la —, dort glitt er sacht heran über dem Wasser.

„Wir schwimmen jetzt hinaus und du empfiehlst dich nach deinen Gestaden."

„Nach meinen Gestaden? Sie schrecken mich, sie sind rauh, finster und einsam. Ariel hilf, Prospero hilf! Ach Wieke, ein paarmal schien mir, — als ob auch du mich mit früheren, sich nachdenklich erinnernden und lebhaft gegenwärtigen Augen ansähest. Zu Hohn und Strafe natürlich. Aber du hättest es lieber nicht tun sollen —!"

So war der Augenblick. So war er selbst und immer. Er war allein auf der Welt und duldete und sah nichts anderes neben sich, vergaß es, weil es ihm so beliebte. Er lag wieder auf der Seite, um sie mit seinen hellen Augen besser sehen zu können. So redete er leise, wie zu sich selbst.

Sie blickte scharf geradeaus. Die Büsche hinter ihnen wurden kleiner, da war wieder das breite, blitzende Wasser, fern der Kahn — lalai — la — la — das Haus. Alles vertraut und winzig, fern, als hätte man es für eine Weile stehen gelassen und vergessen, war es noch da? — Merkwürdig und hübsch!

Er kam ihr nahe, als wollte er ihr schroff den Weg sperren oder bloß den Kahn noch nicht sehen. Und da neigte sie sich wie im Zufall der Bewegung und doch mit einem geheimen Übermut und Triumph über sein erregt gespanntes Gesicht. „Dummer Lutz," sagte sie lächelnd und ruhig, ihre Stimme war warm und tief.

Aber da bog er sich hoch und küßte sie mitten auf den warmen Mund über dem kühlen Wasser. Nun war der Augenblick erst wahr und gewaltig. Es war der Mund von damals, plötzlich unvergessen — Wieke, Miranda, ein Wunder — mehr davon! Mehr — — der Triton hob sich stürmisch und triefend.

Wieke sah es mit strengem, furchtsamem Blick. Auch sie war blaß geworden. Triton und Nereide. So hatte es Pipo doch nicht gemeint! Sie mußte bei der Erinnerung fast gewaltsam ein Lachen unterdrücken und zog sich in den Schultern zusammen. Was hatte sie getan? Ihr Herz pochte — auch unter der aufspringenden Furcht. Mußte es ernst und tragisch genommen werden? Ach nein! sie bog sich stark zurück, und in ihren Augen war noch eine Starrheit.

„Gut," sagte sie ruhig. „Es war wohl noch etwas Falsches zwischen uns, unter allen gleichmütigen Worten. Das ist der Abschluß. Offener Friede, meinetwegen Freundschaft. Ich wünsche keine Dummheiten mehr, guter Lutz. Das soll keine gewesen sein und steht als Finale zwischen den Kapiteln. Ich habe und wünsche jetzt keine Geheimnisse mehr und habe meinen Mann sehr — lieb. Hallo!" rief sie hell. Sie waren sacht vorangetrieben. „Wir kommen!" rief sie über das Wasser, daß ihre Stimme hallte. „Fahrt auf uns zu, Blanka — Hyma!" Lalai — la — la.

„Bist du des Spiels so sicher, Wieke?"

„Spiel?!" Sie zog die Brauen hoch. „Ich spiele nicht. Wir wollen wie vernünftige Leute reden. Wir sind beide zu erfahrene und ernsthafte Menschen."

„Du sprichst so hübsch, Wieke."

Digitized by Google

„Nun denn —“ fuhr sie mit rasch auffahrendem Stolz seinen Spott aufnehmend fort, „man kennt seine Abgründe vielleicht selbst nicht in jedem Augenblick, dann solltest du mir also die kleine Rache und Strafe und ein gutes, gemütliches Lachen hinterher wohl gönnen!“

„Zu klug. Dein Mund sprach im Schweigen anders, dein süßer, königlicher Mund, Miranda!“

„Höre, das verbiete ich dir —!“ Sie sah ihn groß und streng an und schwamm dann stumm von ihm weg. Das Wasser rauschte unter ihren Armen, sollte noch lauter rauschen; über aller Kühle pochte ihr Herz.

Lutz blieb ungerührt ein Stück zurück. Lalai — la — la — diese gewissermaßen stehengelassenen Damen im Kahn waren ihm für den Augenblick unsympathisch.

Er wünschte jetzt selbst etwas abklingen zu lassen, wollte Einsamkeit und sich selber. So rief er und sang er das Mozartsche „Addio — addio —!“ über das Wasser und schwamm, ohne den Blick zu wenden, einfach davon. Und als er sich nach einer langen Weile auf den Rücken legte, dem lieben Gott und der Sonne ins Antlitz sah und den Kopf hob, da schimmerte weit drüben eine vestalische Gestalt in langem, hellem Mantel zwischen den Blumen und Büschen des Pipogartens und verschwand. Das tat weh, das tat doch ein bißchen weh — das tat unerlaubt und seltsam heftig weh. —

Eine kleine halbe Stunde später wandelte der Meister gemessen zur Juchhee zurück und stieg dann die alte, gemütliche Treppe empor.

Oben angekommen in seiner Klause griff er nach kurzem, brütendem Zaudern und Umherlaufen finster widerstrebend und dann langsam und beglückt aufatmend nach seinen Manuskripten — Gott sei Dank, sie waren noch da! Miranda versank, war bereits verblaßt und versunken. Das hier tat gut, das war schon lebendig vorhanden, das tat außerordentlich gut, durchwärmte ihn und erfreute seine Seele.

Ja — das hier war Leben, Gegenwart und reifende, strotzende Gestalt, das beglückte ihn. Für Miranda wäre übrigens Wieke doch etwas zu alt gewesen — erheblich zu alt, sie war erfahrener, wundervoll und bestürzend reif! Eher Christel — aber anders — sehr viel anders! . . . Gleichgültig und erledigt.

Er saß noch eine Weile, ruhig atmend und sinnend und tat eigentlich nichts.

Und dann entschloß er sich, zu Onkel Rochus hinabzuwandeln, den er heute noch nicht begrüßt hatte, und weil er zu einem ersprießlichen und wahrhaften Arbeiten nun doch zu faul war. Er war müde, und sein Blut war warm und schwer vom Baden und von der Erinnerung.

Mijnheer Mauritius, Quendelmeyer und ein Ständchen

Gottlob!“ sagte Christel Heynk und schwang sich in geschlitztem Lederrock auf ihr Motorrad; Männerhosen schienen ihr nicht nötig für eine Kinderärztin. Sie hatte schweren Dienst gehabt: ein paar Fürwitzige hatten die Nasen zu früh ins Leben gesteckt und waren dafür in Trikot, Wolle und Federn gepackt und förmlich in den Ofen geschoben worden.

Tacketacke! sang der Motor. Auf den Feldern knisterte der Roggen in der Sonne, alles gelb; am Entenpfuhl stand ein Storch auf gravitätischen, roten Beinen mit biederlangem Schnabel — aha, mein Junge! deine Voreiligkeit kommt vom guten Leben!

Sie hatte in der großen Nachbarstadt Wichtiges für sich und für ihre Kinderabteilung zu besorgen; man mußte den Leuten und Handwerkern immer mal auf den Nacken springen.

Tacketacke — tack — tack — tack — Nanu? Die Maschine wackelte, puffte und blieb stehen. Schöne Geschichte. Christel verstand auch davon etwas, aber sie machte sich aus solchen Unterbrechungen nur wenig, man färbte sich bloß die Hände schmutzig und kam nicht vom Fleck. Also wieder die Zündung. Sie schleifte das Rad an den Straßenrand zwischen Nesseln und gelbe Königskerzen, in denen Hummeln brummten, sehr hülsig und behaglich, aber Christel war wütend. Sie war stolz und fröhlich dahingeschmettert und hatte es verdient — Handschuh ab — Ärmel hoch! . . .

Doch da kam hinter ihr ein anderer, ein großer Wagen geknattert und staubte die Welt mitsamt Christel ein, pfui Teufel, und darin saß friedlich Herr Mauritius van Goudsmit, natuurlijk.

„Panne?“ fragte er besorgt und heiter und bog sich weit aus seinem Wagen herüber.

„Es sieht so aus,“ erklärte das verhinderte Mädchen. Da stieg er schnell heraus, und sie steckten beide eifrig und nachdenklich die Köpfe zusammen. Der feine roch gut nach Tabak und — nun ja Seife wahrscheinlich, denn für Haaröl hatte er nicht allzuviel Verwendung.

„Een beetje kapot,“ stellte er noch einmal unwiderleglich fest. „Was wollen Sie sich

Digitized by Google

quälen, Fräulein Doktor. Sie wollen in die Stadt? Wir laden die Maschine auf, Platz genug für uns alle, bitte schön."

Und nun federten sie wie auf einem sanft bewegten Klubsessel nebeneinander davon.

„Wie geht es den kleinen Herrschaften?" fragte Mijnheer van Goudsmit zufrieden.

Sie erzählte von den Neuesten und Voreiligen. „Einer saugt schon an der Tropfpipette."

„Haha! Prachtig. Hier sind fijftig Mark für ihn und für das Saugen, Fräulein Heynk." Sie nahm lachend den Schein und hatte den Geber herzlich lieb.

Mauritius war ein blühender Mann, ein paar Jahre jünger als Pipo, das Leben spritzte ihm aus Gesicht und Augen; er trieb, wie er gern erzählte, viel Rasensport, das machte ihn in jeder Bewegung behende, sogar anmutig, obschon er etwas breitbeinig einherschritt; dazu äußerst gepflegt, eine gesund durchblutete, frische Haut bis zum blonden Bürstenschopf hinauf, nein, sehr viel Haar war nicht da, aber das machte ihn bloß jünger. Er sprach flüssig deutsch, rasch und rund stürzend mit gemütlichen Rachenlauten und Lachtönen: sein Urgroßvater stammte aus Coswig und hieß damals Gutschmidt, was er munter zugab; er liebte die alte Heimat, ein freier, sympathischer Mann mit einem Palladium fröhlicher Sicherheit, der viel wußte und sich um alles kümmerte.

Vor ein paar Tagen hatte er, wie es erwartet worden war, bei Pipos Tee getrunken. Pipo selbst war leider noch verreist.

„Was haben Sie für eine mooie — schöne Schwägerin, Doktor!" hatte Mijnheer Goudsmit später im Garten zu Christel gesagt. „Gefällt sie Ihnen?" „O — sehr gut. Ist sie krank?" „Warum?" „Sie ist een beetje blaß." — „Sie ist ganz gesund."

Nun saßen sie durch Zufallstücke wieder beisammen und freuten sich aneinander. Mijnher hatte in diesem Jahr, wie es schien, langwierige Geschäfte in Deutschland abzuwickeln, jedenfalls sprach er gelegentlich von einer noch fernliegenden Heimkehr; das alte Linuschateau war vorderhand sein Standquartier. Der Dynast selbst hatte einmal vor vielen Jahren, als Mauritius noch ein Jüngling gewesen, auf Java als Gast des väterlichen Goudsmit geweilt — ein alter Freund.

„Also — Sie sollten bald mal nach Holland kommen, Fräulein Heynk! Wann? Bei uns in Holland wird es Ihnen gefallen. Sie passen hinein. Wonderbaar. Ich werde es Ihnen präsentieren."

„Gut, ich komme einmal, Mijnheer. Ich komme sehr gern. Ich kenne Holland noch nicht." Später, beschloß sie.

„Also wir besprechen es noch, Fräulein Heynk!" O, auch er hatte wohl Zeit und überstürzte nie etwas. Sehr gut.

Da begann schon die kühle Platanenallee der Eremitage vor der Stadt. Mauritius war betrübt, daß er in der Stadt nicht mit Christel würde aussteigen können, er mußte gleich wieder weiter und würde erst in ein paar Tagen zurückkommen. Es war nicht seine Art, nach Laune einen Entschluß zu ändern. Er sah nach der Uhr. „Ich habe um fünf eine Besprechung. Das ist sehr störend. Also bis auf das nächste Mal, Fräulein Heynk. Wir müssen einmal eine lange Fahrt zusammen machen; zeker! Auch die andern Damen werden dafür zu haben sein. Und der Herr Landrat kommt in diesen Tagen zurück. Mir außerordentlich sympathisch, Ihr Herr Bruder, in de hoogste mate sympathisch!"

Dann ließ er halten und stieg mit ihr aus, schüttelte ihr kräftig die Hand und fuhr gleich darauf wieder davon, indes er noch einmal die Mütze schwenkte, so daß sein blonder und rosiger Schädel glänzte.

Christel stand mit ihrem Rad ein bißchen einsam und verlassen am Wege. Sehr verständig, dieser holländische Moritz. Vaarwel, mijnheer. Good bye. Wiedersehen. Sie stieß einen Seufzer aus, aber er galt mehr ihrer Maschine und ihren Geschäften.

Sie eilte durch die mittagheißen Straßen, auf die die Ladenmarkisen Schatten warfen; trat hier und dort ein und kam nach einer Weile mit Paketen wieder heraus. Auf dem Goetheplatz blendete weiß in einem Kranz von Linden das neue Theater, sehr groß, viel zu groß; davor warf der Marmorgoethe einen schwarzen, einsamen Schatten, in dem ein Volk Spatzen pickte. Es schien die einzige Aufgabe des heroischen Denkmals zu sein, Schatten zu werfen.

„Christel!" rief es da gewaltsam aufrütelnd über die Straße her.

Sie erschrak mächtig wie schon einmal vor Wochen und sah sich um.

Das war in der Tat wieder einmal Lutz Kilian da drüben auf dem Plattengang. Er ging mit Roebel und mit anderen lärmenden Herrschaften, auch Damen waren dabei, Daniela Abel, die Diva, sehr groß und leidenschaftlich dunkel, bis hier herüber gepudert, sie war noch schön, sehr elegant, ihre Stimme war groß, in der Höhe zu scharf — sonst wäre sie wohl in Berlin geblieben! Christel blieb abwartend stehen und sah hinüber. Roebel winkte mit dem Strohhütchen, und sie dankte herzlich. So mußte also der Meister auf langen Beinen mit weißen Gamaschen herüberkommen; die weißen Gamaschen machten

Digitized by Google

sich recht selbstgefällig bei dieser Straßenpromenade.

„Was tust du hier, Christel? Wir wollen Kaffee trinken."

Sie dachte nach. „Ich weiß nicht."

„Nein, die kommen nicht mit. Wir aßen zusammen. Ich hatte eine Konferenz mit Roebel wegen der Festspiele im Herbst — man will da auch von mir was Älteres abstauben —" Ja das war schon bekannt. „Und dann war ich beim Zahnarzt, heldenhaft. Daniela muß mit Roebel und den andern noch irgendwo probieren. Wir fahren dann zusammen, Christel!"

Er sprach eifrig wie ein Tagebuch, es ging sie doch nichts an, was er und die andern hier trieben. Sie stand sehr schlank in der Sonne, sehr blond, jung und frisch; wie gekühlter heller Wein, blumig und würzig, mußte sie schmecken, er hatte eben so ein paar Gläser getrunken und hatte den herben Würzgeschmack noch auf der Zunge. Sehr köstlich und frisch in dieser prallen Sonne!

„Ich habe mein Rad hier. Ich hatte eine Panne. Mijnheer Goudsmit lud mich auf."

Lutz pfiff und war schon wieder in seiner blanken Laune und Wiedersehensfreude gestört. „Wo ist der Moritz?"

„Weg."

„Also gehen wir. Ich begleite dich. Wiedersehen ihr da drüben —!"

Er winkte gnädig, verbeugte sich liebenswürdig und huldvoll, wohl vor Daniela, und drehte sich gleichmütig um. „Los, Christel. Das ist famos. So wir zwei, das war noch gar nicht da, und so etwas ist immer das Feinste. Da hätte sogar der liebliche und herzhafte Moritz gestört — er ist schrecklich gesund."

„Das ist ein Vorzug."

„Findest du? Gesund ist auch ein Sperling. Naja, du Doktor." Er pfiff wieder ziemlich jungenhaft und unerzogen. Auch er sah sehr jung aus mit seinen stahlhellen Augen, die noch heller waren als die Christels.

Es war fünf. Bei Quendelmeyer war allerhand los. Der Raum war feierlich wie eine Kapelle und mystisch dämmerig wie eine Krypta. Alles violett oder pfaublau mit jadegrünen Tupfen, das Oberlicht, die Lampenschleier, die Teppiche und Sessel, die Menschen. Es gab nicht bloß Studenten hier, auch Künstler, Musiker, sogar Dichter, vor allem Herren, jüngere und ältere, die Geld ausgeben konnten, bemerkenswerte Frauen und Mädchen mit dem letzten Schrei an den Beinen und überall.

Christel trank mit Behagen in kleinen Schlucken ihren guten Eiskaffee. Etliche schlanke Paare schritten, drehten und bogen sich, in die Rhythmen geschmiegt, auf dem pfaublauen Teppich, die Gesichter waren ernst und hochmütig, wie voll Weisheit, die gepflegten Hände der Damen mit den großen bunten Ringen waren bleich. Die Musikanten waren nicht übel, aber ihre Musik war bloß hämmernder Rhythmus, kaum ein Einfall, heiliger, seeliger Johann Strauß! Lutz hörte sie gar nicht. Geräusch.

Er betrachtete die tanzenden Damen und aß mit Genuß ein Stück Torte, die nach Rum schmeckte. ‚Ja — Christel riecht hier wie gutes, duftiges Weizenbrot', dachte er. „Ich werde immer bald nervös und melancholisch an solchen Stätten. Schon als ganz jungem Menschen ging es mir so. Eine Haftpsychose. Aber ich könnte auch über die Musik weinen. Man ist zusammengepfercht, die warme Luft mit ihrem fetten Geruch — das ist alles zu nahe, beengt aufdringlich, wie ein dickes, wollenes Hemd. Nein, Menschen sind bloß in der Ferne gut. Ich will allein sein."

„Ach wo," sagte Christel und sog mit hohlen Backen. „Du beobachtest dich nur zuviel, so wie unser Freund Cassius. Der gibt auch gern Bulletins aus."

„Ich möchte lieber irgendwo draußen sitzen, in Belvedere, siehst du; unter Bäumen, an kleinen, braven, viereckigen Tischen mit flatternden, rotkarierten Decken, und die andern Tische nicht so nahe; unter Bäumen vertut sich das, lauter luftige, zufriedene Inseln. Du, Christel — wollen wir rasch noch 'rausfahren?"

„Wir sitzen hier ganz gut, Lutz. Nicht immer was anderes." Christel legte den Strohhalm, der schon rasselte, weg. „Wie geht es dir eigentlich? Wir waren lange nicht so allein beieinander."

„Danke; darüber spricht man nicht. Man lügt sich in eurer Luft Illusionen vor, Blankheiten allenthalben — Bezauberungen, und tut so, als ob man wieder arbeite. Ach ja, wollen wir darüber reden? Nimm noch ein Stück Torte. Die da ist vorzüglich — russische Torte mit Rumfrüchten." Er nahm den Teller und begann sie kurzerhand zu füttern.

„Das ist zu unbequem, danke dir. Und ich hätte auch lieber etwas ohne Rumfrüchte."

„Ach, du mußt immer streiten, Christel. Das tut mir weh. Du warst niemals enttäuscht und entzaubert —"

„Es wird nicht entzaubert, es wird bezwungen!"

Lutz lächelte und sah sie wieder an. Sie aß und trank wie ein richtiges Mädel und ließ sich gemächlich von dem straff und geschmeidig gebundenen Rhythmus überströmen, genoß auch das und den Anblick der Tanzenden. „Du bist doch eigentlich famos,

Digitized by Google

Christel. Weißt du, was ich vorhin unter dem ersten Druck dieser violettgrünen Luft von dir phantasierte — sie riecht wie frisches, köstliches Weizenbrot."

Christel hörte zerstreut zu und wurde rot. „Setz' es in Musik," sagte sie abweisend. Weizenbrot. Unglaublich.

„Sag' mal — ehrlich — bei dem Jazzgemecker hört es keiner, selbst wir nicht —: hast du schon einmal einen Mann geküßt — ich meine nicht Onkel Rochus."

Sie dachte sachlich nach, zog die seidigen Brauen zusammen, daß sie sich über der Nasenwurzel sträubten. „Meines Wissens nicht, Meister. Erotologie gehörte bislang nicht zu meinen Fächern. Interessiert mich auch nicht sehr."

„Merkwürdig. Du bist doch stark und gesund, als müßte dein Blut Melodien pfeifen. Und verdammt hübsch, du hast Momente, in denen du blühst —"

„Na nun hör' mal auf —! Und Momente. Bitte, ein anderes Thema. Auch das liegt mir nicht."

„Man sollte dich auf die Probe stellen, schon deinetwegen."

„Man? ‚Man' bemühe sich nicht. Von einer Quitte kann man keine Kirschen pflükken. Was ich beobachte und beobachtet habe — und dieses Untersuchungsfeld liegt mir einigermaßen nahe — verlockt mich persönlichst nicht allzusehr zu diesem neuen lebensnahen Studium, und ich glaube, das Examen ist beträchtlich schwer."

Sie war bei ihren spitzen Worten wieder um die blonden Augenbrauen errötet, welche Erscheinung Lutz Kilian mit Behagen bemerkte. Es mußte entzückend sein, hier den Funken zu wecken, das Staunen, die herbe Abwehr, den Kampf und das weiche, vielleicht rauhe und stürmische Sichlösen und Gewähren, sagte sich der vielfach enttäuschte und grundsätzlich gefeite Meister.

So plauderten sie in dem Kaffeetempel von Quendelmeyer, in dem hübsche weißbeschürzte und bebänderte Mädchen bedienten und die Jazzbandrhythmen quäkten und schrillten. Es wurde recht warm, und Lutz Kilian saß so sonderbar vertraulich an ihrer Seite, daß Christel sich langsam und fest verschloß. Sprach er auch so mit Blanka und Hyma? vielleicht, nein, das glaubte sie nicht. Oder mit Wieke? —

Sie machte ein nachdenkliches Gesicht. Er kam häufig in den Garten zu den Damen. Und die gingen gern zu Onkel Rochus oder waren heiter im Juchheegarten spaziert, so auch Wieke zuweilen, bis vor kurzem, allein; sie hatte einen Lustgang am Krankenhaus vorüber gemacht, unter der Juchheemauer hin, hatte eifriger als sonst zu ihr und ihrer Arbeit hereingesehen. — Warum sollte er nicht ebenso mit ihnen sprechen? Die Luft hier machte wirklich krank und traurig auf die Dauer, es war zuviel Unnatur darin und gewaltsames Wünschen. Sie sollten gehen.

Auch Lutz bewegte die Beine und griff zum Taschentuch. Die tragische Falte erschien über seiner Braue. Was schwatzte er da? Erst mit Daniela bei Tisch vorhin; jetzt mit Christel, dem Weizenbrot — daheim Wieke-Eva-Miranda — aber da war es, als sähe die plötzlich mit einem bösen Leidensblick zu ihm her, und er erschrak in seinem Magen oder Zwerchfell. Er bewegte die Beine heftiger. Das sollte zum Teufel doch besser aufhören, er hatte genug — genug — übergenug davon, er hatte abgeschlossen! War ein Abseitiger — aber mit einemmal siedete es wieder durch ihn hin, ein Schauer und eine Qual, daß sein Augenspiegel feucht wurde.

Es war diese Luft, diese verpestete, verwesende Kryptenluft.

Er nickte vergnügt, als Christel mahnend und fremd den Kopf hob. Jeder Zoll unmenschliche Doktorin.

Draußen atmeten sie auf und gingen gemütlich einher und freuten sich des Lichts und freieren Lebens.

„Ich werde nun mein Rad holen."

„Schade. Wir hätten heute auch in die Oper gehen können, Christel. Erst mal nach Belvedere, siehst du —"

„Nein, das läßt sich alles nicht machen. Tut mir leid. Ich habe noch Dienst mit Pipette und Nasenlöffel." Das interessierte ihn ganz und gar nicht, — kleine Katzen, Lurche, diese fremden Jören.

„Sehr schade. Ach, es war wirklich reizend, Christel. Danke dir herzlich. Es hat mir wohlgetan. Das muß und sollte bald wiederholt werden, sollte öfter wiederholt werden. — Gute Fahrt denn, da es nicht anders sein kann, und grüße Wieke."

Aber er vergaß gleich danach vollkommen, sie zu ihrem Mechaniker zu begleiten; denn es drängte ihn nun plötzlich, allein und mit großen Schritten nach Belvedere hinauszulaufen, durch herrliche Alleen und köstlich freie Natur und Luft zu wandeln und dort später allein den Zug zu nehmen und auf weichem Pfühl und bei vielleicht guten fruchtbaren Gedanken eine einsame Zigarre zu rauchen. Ein paarmal dachte er noch: ‚Du leckeres Weizenbrot! Du famoser — entzückender Kerl. Und doch ein Weib — ein fest und schwellend Weib — entzückend! Fahr wohl. Fahr hin.'

*

Digitized by Google

Schlangentänzerin. Bildwerk von Rudolf Marcuse

Digitized by Google

Digitized by Google

An diesem Abend verfiel Christel in ihrem Zimmer über dem Pipogarten in eine kurze, unwillige Meditation.

Dieser Lutz Kilian... Er tat, als wenn er jede Tür zum Heiligtum — erhabenes Wort! — aufmachen könnte, für jede einen Dietrich oder moderneren Bleistreifen in der Tasche hätte. Was hatte er sonst noch erlebt? Er war enttäuscht — entzaubert? — auch darin, und davon? O, sicherlich, nichts reichte an ihn heran, an seine Sphärenwelt. Der hohe und verehrte Herr. Er war nicht ganz vertrauenswürdig. Ein Mann, nun ja — nicht mehr ganz jung, höchst besonders, erlesen und — recht — sehr hübsch, so wie man es bei einem Mann mitunter nicht ungern hat, leidenschaftlich, reizbar, ein dionysischer Mann, erfreulich, besonders die Augen — ach Gott, Zigeunerprimas waren ähnlich so. Pfui, das war billig und unanständig, unter ihrem Niveau und Gleichmut; sie schüttelte heftig den Kopf und lehnte sich hinaus.

Wieke drüben hatte noch Licht, sie las an diesen Abenden manchmal lange oder trödelte zwischen ihren Sachen. Sie lebte seit ein paar Tagen behutsamer in lächelnder und zerstreuter Abseitigkeit. Auch . . . Besuch kam nicht oder doch wohl seltener. Macke schlug an. Da draußen schlich jemand.

Es war wohl der tückische Cassius, der nicht schlafen konnte und dichten mußte, anbetend vor Hymas hellem Fenster — heilig war der Ort, heilig —

Christel schloß kurz und fest das Fenster, zog die Vorhänge zu und griff nach ihren Hanteln.

*

Der Sonntagnachmittag war unheimlich heiß. Pipo, der gestern heimgekehrt war, saß in seinem grünen Zimmer mit den dunkeln Schränken, Stühle und Sessel standen um ihn her, auf denen zahllose Blätter, Zeitschriftenhefte und Bücher lagen. Er saß über langen Berechnungen, rauchte eine große Zigarre und war beschäftigt.

Blanka, das feine Brillenmädchen, lag in einem kühlen Lederstuhl im Musikzimmer und las, die langen Beine in den hellen Strümpfen hatte sie weit von sich gestreckt; Hyma, deren weiße Haut gegen die Hitze unempfindlich zu sein schien, schrieb draußen unter dem bunten Schirm Briefe. Christel, immer gescheit, hatte sich in einem schattigen Gartenwinkel, der feucht war, in eine Hängematte ausgestreckt und atmete langsam, daß ihre Hände auf dem Leib sich friedlich hoben und senkten.

Wieke saß in der kleinen Bibliothek und sah die neuen Bücherkataloge durch, die ihr Geheimbibliothekar Cassius Wende ihr besorgt hatte; es war vieles rot angestrichen und am Rande mit anspruchsvollen kritischen Glossen versehen. Ein unerbittliches Herrchen mit abseitigen Neigungen.

Wieke legte die Hefte weg. Wo waren die andern? Das war doch öde. Pipo hockte bei seinen gräßlichen Berechnungen, geduckt und emsig; er liebte es nicht, wenn man ihn dabei störte. Sie würde ihn nicht stören. Es war ihm übrigens schon wieder ein Brief von Tante Rina und Base Linda nachgekommen, der ihm ebenfalls zu schaffen machte und der, wie er vermutlich annahm, auch sie ärgerte und erregte. Da unten, auf Wilnau, schien sich das Leben zu einer kleinen Katastrophe zuzuspitzen.

Sie stand rasch auf. Draußen wurde es lauter. Cassius Wende ging über den Kiesweg und sprach mit Pipo am Fenster. Sie hatten heute morgen drüben im Hof und im Garten eine neue Brunnenanlage beraten; davon sprachen sie wieder, Wende hatte etwas gezeichnet. Die Damen tauchten auf, und Pipo hantierte laut an seinen Schüben, sie hörte es deutlich hier hüben.

Da kam er schon mit seinem raschen Schritt zu ihr herein. „Du liest? Wollen wir ausfahren? Wir trinken irgendwo Kaffee," sagte er mit flotter Lautheit. „Du bist mir zu still, Wieke!"

Er setzte sich an den Tisch neben sie und betrachtete sie scharfprüfend von der Seite: viel zu still! — schon gestern abend! Und dann — ach ja, da war ja auch wieder der fatale Eilbrief von heut morgen. Er schien ihn ungemütlicher als Wieke zu nehmen.

„Nein, heute sind zu viele unterwegs, das macht Staub. Ich werde dann ein Stück gehen. Ich nehme den Hund mit und Blanka oder Hyma und Cassius. Du gehst nicht gern ohne Ziel spazieren. Und du mußt ja wohl auch schreiben."

Er wurde rot. „Ach was soll ich schreiben. Ich muß sagen, Tante Rina — hat wirklich despotische Familiengefühle!" Er lachte. „Es handelt sich diesmal um Linda und ihren Mann —" Er rauchte stumm, streifte die Asche ab und betrachtete Wieke wieder flüchtig. Sie hatte ihn schon gestern und heute morgen nicht ganz geheuer gedünkt! Pipo wieselte unruhig um den Tisch herum.

„Der Teufel hole die ganze Geschichte!"

Wieke lachte. „Ja, das tut er nicht. Und gut, daß er dich nicht beim Wort nimmt. Es würde dich grimmig ängstigen."

„Ja — ja — ja!" Er lachte bekniffen mit. „Du mußt hier vor allem mal 'raus, Wieke —!" erklärte er plötzlich energisch.

Sie hob den Blick. Ein falterleichtes Bangen streifte sie. „Warum denn —?"

Digitized by Google

„Naja. Eben mal raus! Man reist eben. Du wirst mir zu still und zu schlank."

„Ich bin gern schlank. Ich habe für Fett nirgends Verwendung. — Vielleicht später, wenn unsere Gäste abgereist sind."

„Ach die!" Aber dieser Ton gefiel ihm schon besser. Weiß der Henker —

„Also bitte, wenn du schreiben willst, wir werden dich nicht stören," steuerte sie ab und machte Anstalt, zu den andern hinauszugehen. „Es handelt sich um Linda, deine Lieblingskusine — und früher einmal mehr."

„Ach was! Dummes Zeug! Eselei! Sei so gut, Wieke . . . das spielt schon gar keine Rolle!" sprudelte er vergnügt und ärgerlich hervor.

„Das spielt immer eine Rolle. Und du siehst, ich bin großmütig."

„Nanu — etwa noch eifersüchtig?" inquirierte er aus dem Mundwinkel und hielt den Atem an. Sie sah förmlich leidend auf. Eifersüchtig — und noch? Auf Linda mit vier Kindern. Tüchtig.

„Ich weiß es nicht."

Da lachte er schallend. „Schön, meine geliebte Wieke. Ich weiß so was zu schätzen. Aber wir wollen erst mal sehen, was die jungen unbekümmerten Leute da draußen treiben."

Es hatte sich ein Wind erhoben, der weiße Wolkenpakete über den Himmel schob, da war es gut, zu gehen.

Wer kam mit? Macke, der brave, behende Setter, ein Prachtkerl mit langer roter Zunge, Blanka? gut. Hyma und Cassius wollten mit dem Kahn auf den See —

Zwei Sonnenschirme, grün und rot, spazierten davon. Wieke unter dem grünen Zelt war anfangs in Gedanken, als ginge ihr noch was von dem Gespräch mit Pipo nach. Es war wieder etwas Merkwürdiges darin gewesen. — „Hyma war die verständigere, es ist noch sehr warm," sagte sie in das Schweigen. „Wir wollen nicht zu weit gehen."

„Sie ist mitleidig."

„Mitleidig? Das ist ganz gut."

„Das weibliche Mitleid liebt sich selbst," meinte die weise und gelehrte Blanka und verstummte. Macke aber sah aufgeregt einem Frosch nach, der mit entsetztem Quaken ins Wasser sprang.

Als sie eine Weile später auf dem Rückweg unter der Juchheemauer hinschritten, blieb Blanka unerwartet stehen und rief durch eine gewisse Lichtung zwischen den Baumzweigen unbeherrscht und klar zu den Fenstern hinauf. Wieke wollte es eben noch mit einer Würdemiene verhindern, doch Blanka unter dem seidenen Rosendach kam ihr zuvor, sie sang sogar, zu hoch, zu scharf und obendrein falsch, Susannes Schalkworte hinauf: „O säume länger nicht — sehnsuchtsvoll harrt deiner hier die Freundin — noch leuchtet nicht des Mondes Silberfackel — Ruh' und Frieden herrschen auf den Fluren."

Nichts zeigte sich an dem offenen Fenster im obersten Erker. Aber eine gedeckte helle Baritonstimme sang mit weithin schwingenden Tönen Antwort: — — „Wach' ich oder träum' ich?"

Dann erschien ein Rauchwölkchen, eine Pfeife und danach des Meisters blondhaariger Kopf.

Er sah bloß auf zwei aufgespannte Sonnenschirme herab, auf einen grünen und einen roten. „Wer seid ihr, süße Damen?" Aber er hätte durch zehn grüne Sonnenschirme hindurch festgestellt, wer darunter war — so hoch und schlank stand nur eine.

„Ach Kinder, kommt herauf! Ich sitze hier einsam zwischen sinnlos beschriebenem und bedrucktem Papier. — Als hätt' ein Engelssang mich hold gegrü — üßt! — —" Er schien förmlich angestrahlt von der lichtfarbenen sonntäglichen Erscheinung da unten.

Da neigte die Dame Wieke langsam den Schirm zur Seite, und da war die ganze Sonntagsluft von ihr erfüllt; doch sie schüttelte mit hoheitsvollem Bedauern den Kopf, das Gesicht hell zu ihm emporgehoben. Das war, aus dieser Vogelperspektive gesehen, ein wahrhaft erschütternder Anblick.

„— Kommt herauf — sonst spring' ich hinab aus der Höhe —!" das war ein neues, noch nie gehörtes Rezitativ.

O nein. Das da wurde wieder zu ernst, mit seinem heitern Pathos.

„Vielleicht schließt du dich uns an," rief sie zu ihm empor. „Wir gehen jetzt heim. Pipo wird sich freuen — er fragte nach dir!" Das Gesicht im Fenster schwieg und ward finster. „Vielleicht sind auch Apitsch und Mijnheer Goudsmit zu haben," überredete sie in gastlicher Güte und Freundlichkeit.

„In Gottes Namen. O, sehr liebenswürdig von dir, Wieke!" klang es gedämpft von oben. Die ganze Sonntagsluft war voll von ihr. Ach was, die andern, sie kümmerten ihn nicht — Bürger. Sie waren nicht vorhanden. Weg da, Blanka, entferne dich, reine Törin, brennendes Lamm — gefühlvolles Schaf, so klug als brillenweise, apage! Du störst mich — uns. Weg mit allen! Pipo — ach ja, den gab es auch noch. Man vergaß es mitunter — liebte ihn in allem innig mit. Der ging ihn auch nichts an. Keiner.

Und plötzlich krächzte aus dem gläsernen

Digitized by Google

Erkerbauch unter ihm, dessen Fenster ebenfalls offenstanden, eine meckernde Greisenstimme den Basilio:

In den Jahren, wo vergebens
Die Vernunft und Klugheit spricht,
War auch ich voll wilden Le—ebens —
Hörte ihre Stimme ni—i—i—cht!

Das war Herr Rochus Kilian, lächelnder Kyniker, heiterer Emeritus und erdenfrommer Herr auf der Juchhee und im Rollstühlchen.

„Meine Damen, haben Sie die Güte, in der Gartenveranda auf mich zu warten," sprach Herr Lutz Kilian voll Ernstes und Würde und mit vollkommener Nichtachtung des offenen Fensters unter ihm, sprach es an seinem in jedem Sinne überlegenen Erkerfenster.

Sintflut auf Ararat Juchhee

Da regnete es nun wirklich.

Wieke Heynk war in einer Nachmittagsgesellschaft der Kommerzienrätin Pomposia Dinsemeyer am anderen Ende der Stadt gewesen; derlei ließ sich nicht immer vermeiden. Sechs Torten, siebenerlei Schnäpse, Eisfrüchte in Champagner, nein, danke! hatte Wieke strahlend zu dem aufgeräumten Pomposius — Schnupftabak und Rollpriem — gesagt und hatte auch nicht gesungen. Dann hatte sie das königliche Heim verlassen, in dem es nun plötzlich übertrieben heiter geworden war. Wieke eilte dem Krankenhaus zu. Sie war vorhin ohne Schirm von Hause weggegangen, gleichgültig gegen das Wetter. Die Zimmer waren leer, voll flaugrauer Luft gewesen, der Garten hatte trübselig und träge dagelegen, keine Arbeit hatte sie befriedigt und die Stille war bedrückend. Blanka war gestern früh abgereist zu ihrem väterlichen, gallenkranken Quäler in die große Nachbarstadt zurück, mit behender Hoffnung für ihre künftige Bibliothekarinnenleiter, sie wollte sogar Vorträge halten.

Auch Hyma würde nun bald verschwinden; die sollte mit ihrer verdächtigen Lungenspitze in Celerina spazieren gehen.

Eine kranke Luft überall, dumpf, lichtlos und unheimlich. Pipo war natürlich wieder fort. Er war sogar mit Linda und ihrem reizbaren Mann bis nach Ostpreußen gefahren, um das kleine Gut zu besichtigen, das ihnen angeboten worden war; er hatte obendrein noch für einen Teil der Anzahlung sorgen sollen, aber das hatte er kurz abgelehnt — er sei kein Dukatenmännchen! — o nein, dann würden sie ihn mit Haut und Haaren auf ihre Seite ziehen, leidenschaftlich und innig! Hatte man einen Mann? Er schrieb betrübt und zärtlich, wie immer — und sie antwortete wenig. Er war sicherlich sehr mobil und aufgeräumt da draußen, täglich etwas Neues, das liebte er, besonders alles Agronomische, und Linda — straff, gesund und hübsch, trotz der scharfen Nase, würde ihm blanke, starre Augelchen machen. O, bitte sehr. Lindas eigener Mann spielte keine stattliche Rolle.

Auf Wiekes Kleid fielen dunkle Tropfen, die darunter kühl auf ihrer Haut brannten. Es war die höchste Zeit.

Fräulein Doktor sei schon weg, erklärte der Pförtner Schliepe im Krankenhaus. Sie habe von früh an Dienst gehabt.

„Sie müssen mir einen Schirm borgen, Herr Schliepe!" — „Jawohl, Frau Landrat, schön is er nich. Sie sollten lieber bei uns abwarten, Frau Landrat."

Aber das wollte die Frau Landrat lieber nicht. Sie stand ungeduldig und sah nach dem Himmel hinauf. Eine Weile würde es schon noch halten . . .! Schliepe brachte seinen betagten Schirm. „Danke," sagte Wieke lächelnd. Sie bog an der Juchhee ein. Da oben stand die alte Giebelkommode wie ein friedlicher Port. Da begannen die Tropfen wirklich schon lustiger auf das Schliepesche Wetterdach zu trommeln, und das war recht schwer und stieß seitlich an die Büsche.

Päng! machte es hinter ihr, sie wandte nervös das Gesicht, da war einer der Schliepeschen Baumwollzipfel vom Gestänge gesprungen.

„O je!" lachte sie kläglich und lief weiter. Und da regnete und rauschte es stärker, eine kleine Sintflut. Ja — sie hatte schon vorher bei der Pomposia mit abgewandtem Gesicht daran gedacht, vielleicht einen Sprung hier hereinzutun und Onkel Rochus rasch wieder einmal guten Tag zu sagen. —

Klinglingling! Der rostige Draht kreischte. Der Regen prasselte auf dem in seiner Symmetrie gestörten Schirmdach, und Wiekes Blut pochte und sang.

Sie sah sich sehr deutlich hier unten stehen und klingeln, um Einlaß betteln — ganz ehrlich, überschwemmt von einem unverständigen Wunsch und einer blühenden Angst. So ist das? Geh heim, das bißchen Nässe ist nicht so schlimm, auch wenn sie dir liederlich in den Schuhen stehen und vom Rock tropfen wird! Sie spannte ihren Leib und ihren Willen mit einem tiefen, süßschwellenden Atemzug,

Digitized by Google

der wie ein Ruck und Sprung war, um im nächsten Augenblick davonzulaufen; warum öffneten die Faulen nicht? Sie wollte nur bei Onkel Rochus sitzen in dem geschützten, vertrauten Zimmer mit den vielen kühlen Porzellanen, ganz ruhig, dachte sie und sah mit starren Augen die Wahrheit.

Da tappte es hinter der Tür, der große, alte Schlüssel klapperte. „Gotte doch, die Frau Landrat."

„Es hat mich überrascht, Gerste. Was mag die Uhr sein? Ich will es hier abwarten," sprach sie rasch und trat mit leichtflatterndem Herzen ein. Das dicke Tor schlug hinter ihr mit dumpfhallendem Ton zu.

Onkel Rochus rieb sich die hagern, feinen Hände und schenkte Wieke ein Glas Wein ein.

„In den Stunden ist eine geheimnisvolle Weisheit. Ich probierte eben einen neuen, alten Madeira, nicht übel; und nun kommst du, das macht die Situation vollkommen. Gerste, wir fangen noch einmal an. Sehr hübsch!" Er lehnte sich in seinem Rollstuhl zurück und kicherte vor Vergnügen. „Du bist naß geworden?"

„Ein wenig, Onkel Rochus. Ich habe es gerade noch abgepaßt."

„Das verschafft uns das Glück, natürlich! Aber das macht nichts. Die Ursachen sind meist gleichgültig, und die letzten kennt man nie. Die Wirkungen, Wieke Heynk, bloß die Wirkungen sind erkenntnistheoretisch und praktisch das Leben — das ist wie mit diesen Bilderchen da, Gerste im Hintergrund mit seinem Apparat interessiert uns nicht; er ist das Metaphysische, die geheime Kraft, der grämliche Puppenspieler hinter der Szene."

Wieke lachte behaglich. „Nein, nicht sehr geheimnisvoll und metaphysisch!"

„Ach was wissen wir. Er steht im Dunkeln und dreht das Rad. Und wir — wir werden auch bloß benutzt von dem, was im Dunkeln steht und uns tanzen läßt. Ich bin da sehr mißtrauisch. Aber wer im Leben blüht wie du und noch weitab von der Regie ist, der hat noch das Recht, an persönliche Schicksale zu glauben. Wollen wir Lutz einen Wink geben, daß du da bist?"

„Danke, nein; er wird arbeiten. Stören wir ihn nicht."

„Das ist nicht immer das nötigste, die Arbeit."

. . . Doch da kamen, wie ihr zum Gruße und als wollten sie Wieke recht geben, von oben starke Klänge, kühn und eigenwillig, seltsam farbig, leicht von heitrer und übermütiger Grazie auf herbstampfender Parallelbewegung. Wieke lauschte, und Onkel Rochus hob den dünnen Finger; ja, es war seine stürmische Musik, die war er selbst, wie sein Atem und seine Stimme.

„Gut, er macht uns Musik. Erster Akt. Abend bei Sorrent. Das schafft Atmosphäre. In Sorrent muß man zärtlich sein."

Wieke hörte mehr auf die Musik da oben. Das Starke und Erregende war die Musik, die ungebärdig nur zu ihr sprach und sie mit magischer Kraft in ihre beglückend tönende Welt und Lebensferne zog.

‚Wenn die Sache hier zu Ende ist, werde ich gehen,' beschloß sie; die Kommentare des alten Rochus waren heute nicht nach ihrem Geschmack. Und der Regen da draußen würde ja wohl einmal aufhören oder nachlassen.

Doch da erschien der metaphysische Gerste mitten im Zimmer.

„Was ist los? Weiterdrehen! Wir haben noch mehr auf Lager."

„Herr Bergrat müssen jetzt zu Abend essen."

„Ach was! Hat heute Zeit!"

Doch Gerste schritt ruhig auf die Fenster zu und zog die Vorhänge zurück. Das verständige Tageslicht flutete trotz dem Regen gewaltsam herein und blendete die Augen, als schämten sie sich dieses künstlichen kindischen Nachtspuks, nahm Druck und Spannung weg, war wie frischer Lebenshauch.

Wieke stand rasch auf. „Du mußt deine Ordnung haben, Onkel Rochus, das ist strenger Befehl, dein eigener. Ich komme bald wieder."

„Du ißt mit mir, Wieke."

„Nein, danke. Regnet es noch? O weh. Unser Wagen ist in der Werkstatt, sonst würde ich ihn kommen lassen." Sie war ans Fenster getreten. Sie hielt die Hand eine Weile um den Fenstergriff gespannt, dann öffnete sie sacht den Flügel und sah hinaus. Es rauschte lauter, da beugte sie den Kopf um ein kleines vor und dann zurück und ordnete etwas an ihrem Hut. Das alles war, so wußte sie mit innerster Gewißheit, vollkommen unabsichtlich geschehen, bei Gott.

„Bist du das, Wieke? Mir war es eben einen Augenblick lang so. Wer kennt jeden Schimmer und alle Hüte der Domina," kam eine Stimme von oben. —

„Es ist immer derselbe, Lutz," sagte sie dann mit lächelnder Stimme unter dem Hutrand hinauf und bog sich noch einmal um ein geringes vor.

„Es ist etwas lieblos von euch da unten, so allein sich zu vergnügen. Onkel Rochus teilt nicht gern."

Wieke trat ins Zimmer zurück, gelassen, als schlenderte sie spazieren, indes ihr Herz federleicht und heiter schlug.

„Was will er denn?" fragte Rochus.

Digitized by Google

„Er schilt auf uns!"

Da kam schon sein rascher Schritt die Treppe herab und über den kleinen Vorflur draußen.

„Verzeih, wenn ich hier eindringe, Onkel Rochus."

„Du störst nicht, mein Sohn. So um die achtzig ist man immerhin bescheiden." Aber nun erschien der unerbittliche Gerste wieder, hinter ihm standen die Flügel der Tür offen. „Es ist angerichtet," meldete er mißlaunig, faßte den Rollstuhl hinten am Stoßgriff und schob Herrn Rochus von Thule und Juchhee auf den Gummirädern in das dunkelgetäfelte Eßzimmer hinüber.

Der zeterte bloß wieder und zog eine Grimasse, als ob er greinen wollte. „Herr Gerste befiehlt. Herr Gerste geruhen abzubrechen — so 'n Bock!" und er winkte hilflos mit der Hand.

Lutz und Wieke sahen einander belustigt an. Dann wurde sie ernst.

„Ich will ihm noch einen Augenblick Gesellschaft leisten," sagte sie und blickte bekümmert nach dem Fenster.

Onkel Rochus wartete schon darauf. Er bot ihnen eifrig und liebenswürdig an, obwohl niemand zulangte, war lebhaft und witzig. Aber schon bald, noch vor dem letzten Bissen wurde er stiller, sein Gesicht wurde kleiner und nahm einen abweisenden, hippokratischen Zug an, die Augen verschwammen und seine greisen Kinnladen zitterten. Und zwischen zwei Worten nickte er dann ein wie ein gutes Kind. Gerste, der vom Büfett aus den Vorgang ernst beobachtet hatte, trat heran, machte linksum kehrt mit dem Wagen und rollte ihn behutsam hinaus; der schmale, rosigblanke Greisenkopf mit den vom Schlaf geschwellten Adern und dem koketten, weißen Haarschöpfchen in der Mitte schwankte friedlich hin und her.

Die beiden saßen noch am Tisch, als die Tür sich geschlossen hatte. Lutz betrachtete besorgt Wiekes Gesicht zwischen dem sachtschwankenden Ohrgehänge. „Nein, du kannst jetzt noch nicht gehen," sagte er unwillkürlich halblaut, als könne er den festen Schlummer des Alten von hier aus stören.

Sie antwortete ebenso: „Wir könnten im ‚Herzog' nach einem Wagen anrufen."

„Das lohnt doch nicht, Wieke. Ich bringe dich nachher. Cassius und Hyma werden sich nicht ängstigen. Wir rufen sie an, wenn du willst, aber sie werden dich nicht vermissen."

Sie hörte es gar nicht. Ihre Glieder wurden sacht schwerer und eigentümlich geduldig. Gut, man konnte es hier noch eine Weile abwarten.

„Wieke — höre — wenn es dir recht ist —" hörte sie ihn nach einer Weile sprechen. „Ich werde dir inzwischen etwas vorspielen. Ich habe mir das schon ein paarmal — schon öfter gewünscht. Vor den andern — nein, das hätte mich gestört. Ich glaube, es ist mir nicht übel gelungen — ich habe grade in letzter Zeit viel daran gearbeitet. Es ist gut, Wieke ... sehr gut! Es ist in beunruhigend starkem Fluß und schon weit gediehen —" Er brach ab und machte sein grüblerisches Gesicht mit der gereizten Falte.

Aber sie hätte jetzt hier unten ganz gern noch mehr davon gehört. Er sprach sonst nicht viel, eigentlich niemals von diesen Dingen. Da er schwieg, meinte sie bedächtig: „Es würde Onkel Rochus stören. Besser ein andermal. Vielleicht drüben bei uns — heut abend?"

„Es stört ihn nicht. Wenn er schläft, dann schläft er. Bei euch? —" Nein, das mochte er nicht. „Da sind die andern, die bloß starre Augen bekommen. Nichts für mich. Ich möchte es bloß dir vorspielen, Wieke. Das würde mir, glaube ich, sogar in diesem Stadium verschmitzt helfen, du. Denn du bist ein wenig darin, siehst du," sagte er launisch und schon verletzt.

Das wußte sie ja schon, daß sie ein wenig ‚darin' war. Aber sie wußte noch nicht viel davon. Fast nichts. Es machte sie wieder eitel und auch neugierig. Plötzlich erschrak sie. Ob er sie verlästert, verlacht und verzerrt hatte? Doch wohl nicht.

„Komm, Wieke —!" sagte er eigensinnig und hart. „Ach, ihr seid schwerfällig, langweilig, gräßlich — Bürgerin! Ich bin in guter, flüssiger Stimmung. — Störe sie nicht! Komm, Wieke! Ich spiele es dir vor!"

Da nickte sie zögernd. Aber als sie zur Tür schritt, war es ihr, als stiege der Weg steiler an, etwas mühselig für sie.

„Willst du den Hut nicht abnehmen?" fragte er oben. Sie schüttelte den Kopf im Schatten des Hutrandes, der sie bis zur Nasenspitze herab schützte.

Lutz ging versunken und unruhig umher, kramte umständlich und fürchterlich in Papieren und Noten, bald am Schreibtisch, bald am Flügel. Er schien sie ganz vergessen zu haben; dazwischen sprach er zu ihr oder hielt Monologe.

„Ja — das ging überraschend gut in der ganzen letzten Zeit! Die ganzen letzten Wochen — oder — Monate — ich weiß nicht mehr, wann es anfing —! Das Reservoir wird aus unterirdischen Quellen gespeist, die Kraft wächst im Schatten. Die Stockungen, die einen dazwischen entmutigen und rasend machen — naja, die vergißt man! ... Hinter den Stockungen vollzieht sich die wich-

Digitized by Google

tigste — fruchtbarste Arbeit — verzeih, ich schwatze ... Es sieht ein wenig liederlich aus, das hier — sehr toll! — Hundert Zettel, Zettelchen, Notizen — das ganze Schaffensmosaik —! Einfälle, Ausführungen, Änderungen ... ein völlig ungehöriges Verfahren, beim Spazierengehen, überall, in jeder Lebenslage gekrakelt und gehamstert; wird benutzt oder nicht benutzt — meist benutzt und ist fabelhaft geordnet — pedantisch geordnet, wie mein ganzer Schreibtisch —!" Er lachte. Er war heute merkwürdig mitteilsam — er sprach rasch, nervös, wohl von den Dingen und seiner Arbeit erregt, und selbstironisch. „Siehst du, wenn die Federhalter, die Bleistifte einmal anders liegen wie jetzt, durch einen Zufall oder fremden Eingriff verschoben wurden oder gar das dicke grüne Löschblatt nicht über das Zuletztgeschriebene schützend gedeckt worden ist — entsetzlich!" Er lachte wieder und blickte sie fest und schamlos an: „Das ist Aberglaube ...! Aber ich habe da auch einen Hauskobold, Wieke, — einen Glücksvogel — diesen putzigen, nachdenklichen Pinguin da aus Bronze, der wie ein verschlagener Mönch oder wie eine pfiffige, feiste Nonne aussieht — er muß immer schräg links von mir stehen, sonst bin ich mißtrauisch gegen die Gunst der Stunde —"

Dabei kramte und suchte er wieder mit ungeduldigen, allmählich ärgerlich hastenden Händen zwischen seinen Papieren. „Ich suche da ein Blatt — eine Erweiterung des Eingangs, — die mir erst gestern einfiel — —"

Wieke lachte leise. Sie betrachtete vorgeneigt den vergnügten pfäffischen Pinguin auf dem Schreibtisch. „Woher stammt das?" fragte sie im Schatten des Hutrandes.

„Von Mahler, als ich in Wien meine Studien abschloß und meine ersten Sporen verdiente. Der koboldige Meister sah mich bei der Überreichung seitlich durch die Brille mit seinem hellsten Prälatenblick an: ‚Der Geist der Opera buffa!' Er konnte sehr boshaft sein, der schroffe Herr! Aber die Übertreibung verdroß mich durchaus nicht, mahnte und stachelte mich sogar: der ‚Buffolino' muß jetzt immer dabei sein, und sollt' ich ihn in der Tasche — — Ja, da ist der verd— Zettel — verzeih —!"

Nun, es waren fünf bis zehn große, mittelgroße und winzige Blätter und Blättchen.

„Soll ich das Fenster schließen?"

Nein, Wieke störte das offene Fenster nicht. Das Regengeräusch war eine vertraulich raunende Lebensäußerung, und die feuchte Luft erfrischte. Man spürte, daß da unten die dampfende Welt wartete, das machte das Dasein äußerst behaglich.

„Was hörst du von Pipo?" fragte Lutz zerstreut, bloß um etwas zu sagen, und ordnete rasch die Blätter ein.

„Nicht viel. Läßt grüßen: jeden, der fragt." Ach ja — der war bei Linda, in Ostpreußen, weit hinter dem Regen und der Welt!

„Soso." Gleichgültig. Nun war er fertig mit dem Einordnen. Er verzog gleich darauf nervös die Stirn, schon wieder irgendwie entlaunt oder übernommen, als hätte er ihr zuviel von sich gezeigt, redegewandt wie ein Marktschreier. Sein Gesicht wurde wieder verschlossener.

„Es ist mitunter," sprach er nachdenklich, „natürlich nicht ganz ungefährlich, anderen so Unfertiges vorzuzeigen. Ich tue es auch ganz selten. Eigentlich niemals! Man kann dabei sehr leicht einmal Flüssiges starr machen — legt noch Werdendes fest oder beruft und verscheucht seinen guten, schon sichtbaren Ausgang ..."

„Das mußt du selbst wissen," sagte Wieke kühl und war zufrieden mit seiner Unsicherheit und launischen Unlust. „Wir wollen Buffolino fragen."

Er sah hinüber und lachte. „Buffolino schmunzelt. Er hat immer recht, guter Kerl!"

„Spielt es auf der Prosperoinsel?" fragte Wieke, um ihm und sich zu helfen. Doch da errötete sie langsam und stark unter dem Hutrand, aber das sah man nicht. Nein, es lag ihr vollkommen fern, ihn an gewisse ungehörige Dinge zu erinnern!

Er blickte auf — gestört. „Pros— Nein, das kommt vielleicht später mal dran — — Sehr viel später. Vielleicht! — — Oder gar nicht. Wer weiß das? Eine Sache, der ich noch keineswegs traue! — Prospero, Miranda, Caliban? Noch zu nah, auch im Stoff — viel zu nah —! Buffolino wird es wissen! Übrigens — wenn man bis zum Haarwirbel in einer Sache steckt, glaubt man niemals, daß man je wieder etwas anderes und späteres machen kann. N — ein — das hier ist etwas ganz anderes, Willigeres und Saftigeres! Natürlich auch aus grämlichem Schoß befreit. Das ist wichtig. Kein Humor ohne die Folie Grämlichkeit, sagt Buffolino!"

Also —: die kluge, schöne oder gerechte Dame Eva — die rachsüchtige — ja, Lutz erzählte, schon wieder beschwichtigt, rasch von ihr. Umriß flüchtig die Handlung des Vorspiels und der drei Akte, las einiges vor, sogar Verse, die sich reimten und nicht reimten und die beinahe Arien, Kavatinen, Chöre und Finales waren, Seccotext dazwischen. Mitunter stockte er, schwieg bekümmert eine ganze Weile, verbesserte und strich eilig mit wild über die Seite fahrendem Bleistift aus ...

Digitized by Google

„Doch ganz gut, wenn jemand zuhört, — es lebt lebendiger und — zeigt seine Blößen! . . . Du hast feine Öhrchen, Wieke, wundervolle Öhrchen, das ist gut, kluge, schöne, wundervolle Wieke, sehr gut, — Domina — gereizte Dame Eva! . . . Das da sind Zwischenspiele bei offener Szene mit alten Seccorezitativen auf cembaloartigen Begleitstimmen, die mit Obligati und malendem Orchester abwechseln, sehr putzig — du darfst — wenn dich Gott und Mozart nicht verlassen und Buffolino dich segnet — nicht grade an Jazzmusik denken! O, ich erschrecke auch nicht vor der selbstherrlichen Stretta. Es wird gesungen, feste Melos gezwitschert, Wieke, mit weitem Mund, glänzenden Augen, schwellender Brust und zitternden Köpfen und Schultern, — ja, bis einmal die Melodie über sich selbst lacht. Ganz alt, scharmant und funkelneu — ach ja — dummes Zeug! das muß man hören, das muß man sehen — hereinspaziert! mit deinen klugen, wundervollen Öhrchen, Wieke!"

Ja, sie wollte schon hören. Sie hatte schon ein wenig gehört — und das schien ihr im Augenblick das wichtigere und wichtigste. Was war denn das für ein Text? —? Diese stehengelassene Jugendliebste Eva — die weibhaft auf ihr Recht und ihr — Blut pocht? Auf das Recht ihrer stürmisch willigen Hörigkeit. Für ihn schien es ja bloß noch „Stoff" zu sein — neutralisiert. Aber ihre, der Domina Wiekes, Schläfen waren ein paarmal röter und heißer geworden, wobei ihre Lippen einen lachenden und trotzigen Groll zerdrückten.

Aber er ging schon eilig mit andern großen Blättern zum Flügel und streifte dabei beruhigend und erregt mahnend im Vorüberstreichen mit der Hand Wiekes Schulter bis vorn zur Hand, die er herzhaft, fröhlich und musisch leidenschaftlich schüttelte.

Er schlug mächtig an und präludierte.

Er spielte in rascher Folge kurze Stücke, markierte und sang dazwischen, erläuterte; mal Baß, mal Bariton, Tenor, Fistelsopran — ganze Ensemblesätze und Polyphonien brachte er zuwege, brach dazwischen ab und notierte auch hierbei kummervolle Augenblicke lang schweigend und rasch auf den Blättern — sprach von neuem, lobte und schimpfte, spielte weiter, manchmal hingerissen strömend, manchmal erschröcklich mißtönend und meistens strahlend zufrieden.

Mittendrin sah er sich einmal nach Wiekes Gesicht in dem grünlichblassen Regenlicht um, in dem ihre Lippen dunkel waren. O ja, vor ihr war schon gut spielen! Wieke — Eva — die gerechte Domina — zärtlich schmal und stark mit verschleiertem Blick, hinter dem das heiße und saftige Leben und die verhaltene heitere und rasche Empfindsamkeit warteten, — sie hört sich gewissermaßen selbst zu! So empfand er es. Das belebte und entzündete auch ihn immer wieder aufs neue, wirkte wie ein Segen zurück, ließ alles fließen und strömen, war wie ein Echo. —

Dann brach er mit einer schrillen Dissonanz ab. In den Regen mischte sich schon die Dämmerung, strömte seidengrau herab, so hoch sie über der Erde waren, frei und sich selbst genügend und einander ganz nahe.

„Aus. Genug für heute," erklärte er. „Das Ganze ist Katzenmusik. Das Orchester fehlt, die Stimmen fehlen, man krächzt wie Buffolino — was, du Pfaff? Grinse nicht, Bursche! Es ist keine Opera buffa, du Lümmel! . . . Sprich nicht, Wieke. Du sollst dich nicht quälen." Er stand auf.

„Ich will auch nichts sagen. Am wenigsten über den Text! — Aber die Musik . . . sie ist sehr köstlich — sehr stark und süß — und erdhaft menschlich — hier und da erschreckend menschlich und überall so strahlend neu, daß man erschrickt, o freilich — feurig und sättigend wie Champagner —" sagte sie mit ihrem verborgenen, lächelnden Groll.

‚Sososo! Und der flügelnde Humor, he?' fragte er schweigend und schroff — ‚das übermütige und dröhnende Lachen und betuliche Gekicher in strenger, seliger Grazie, das breite und beschwingte Behagen?!' O gewiß — na? Aber sie hatte wohl mehr mit dem — gefühlvollen Öhrchen gelauscht . . .

„Spürtest du das, Wieke?" Er war nahe an sie herangetreten. „Hattest du den Geschmack? Das klingt hübsch und zugespitzt und ist sogar richtig — Wieke. Ja, ich schmecke das jetzt auch — ich schmecke das immer! —"

Er nahm spielerisch und dankbar, noch besessen von seiner Musik und erregt von ihrer Mitteilung, von dieser ganzen Stunde, ihre Hand, um den Harmoniepakt auch äußerlich zu schließen.

Sie ließ sie ihm zögernd und schaute nur etwas starr und leicht umwölkt zu ihm auf, noch immer im herrischen Bann seiner Musik und ihrer beglückenden Kraft.

Ihre Hand lag schmal und köstlich warm in seiner Hand, und da glitt es von ihr wie ein Feuer in sein Blut. Sein Mund wurde trocken, und eine heiße Lust und Lohe schlug in ihm hoch, in der ein wildes Glück war.

„Schmeckst du vielleicht selbst so gut, Wieke? . . . Ich glaube, du schmeckst genau so süß und stark, feurig und köstlich sättigend — — nein, niemals sättigend! — wie — wie verschwenderische Erfüllung und letzte, unergründliche Seligkeit — — o ich hundert-

Digitized by Google

fach gnadenlos geprellter Narr!" Seine Stimme klang übermütig höher und bebte bedrohlich.

Er sah auf ihren Hals, der schlank und weiß über der weißeren süßatmenden Brust aufstieg. Dann neigte er sich überwältigt nieder und küßte ihre Hand, griff liebkosend nach ihrem Haar — und sank im nächsten Augenblick in einem Liebesfieber, wie es leicht, besonders in solchen seligen Pausen über ihn kam, an ihr nieder.

Sie hatte ihm hart und nun doch überrumpelt gewehrt. „Was tust du da?" sagte sie erstaunlich ruhig und rauh. „Das ist überflüssig. Ich will gehen! Das ist ja Unfug! Dazu kam ich nicht herauf — mißbrauche die Stunde nicht wieder!" befahl sie böse und scharf.

Doch er ließ sie, nun selbst völlig berauscht und durchtaumelt, nicht los.

Er zog ihr Gesicht zu sich herüber und preßte fiebernd ihren Mund auf seine Lippen, der ganz hart war und im Zürnen und im Wehren des bösen Kampfes loser wurde und wie unter einem Lachen oder Weinen zuckte. Diese Lippen, in deren roten Himmel er versank — es waren Wiekes Lippen und das ihre Brust.

„Das ist Wahnsinn!" sagte Wieke außer sich. „Ich verbiete dir —"

„Das ist nun gleich!" sagte er und zwang ihre Lippen und Schultern wieder zu sich. „Wie bist du köstlich — wie bist du herrlich — —" er stammelte.

„Ich verbiete dir —"

Da kam für eine Sekunde auch über ihn das Erwachen: was fiel ihm ein? Das kam aus solchen Stunden und Gelegenheiten. Oder hatten sie es beide ein wenig gesucht —? Auch sie würde es wissen, weshalb und wodurch — gerade sie mit ihren lächelnden und sich erinnernden Augen. Schon einmal war das — „es ist auch deine Schuld, Wieke!" sagte er schroff und leise im Taumel und Abgrund ihrer heißen, verschlingenden Nähe.

Sie fuhr auf.

Er betrachtete sie dabei ganz nahe, jeden Zug des Gesichts, ihre entzückenden Brauen, ihre Stirn, ihr Haar, das reizende Ohrengeläut. Sie legte heftig abwehrend und zornig den Kopf zurück, er sah die kürzere Oberlippe, die Zähne dahinter . . . es blinkte ein wenig Gold darin oder verräterisch dahinter, was ihn kaum bewußt und doch merklich schon wieder störte . . .

„Was du willst, Wieke!" sagte er schwer und langsam und wieder gewaltsam vor ihrem Mund.

Da war ein wütender Wirbel und ein hastiges Erstarren auch in ihr und ein scharfer, erschrecklich reißender Schmerz, aus dem Pipos helles hübsches Gesicht jählings auftauchte, so daß sie sich stürmisch nach ihm sehnte, nach einem unzerstörbaren Hafen und starken Halt, ein erstaunlich gutes, unsäglich warmes, glückhaftes und echtes Gefühl — aber er war niemals da, dachte sie fliegend böse! . . .

Und nun war das wieder geschehen — bloß noch ärger und ausgiebiger, gefährlicher und rücksichtsloser! Die Luft wogte noch vor ihrem Blick, wie der graue Regen vor den Fenstern. Sie hatte sich losgemacht und entschlossen nach ihrer Tasche gegriffen.

„Ich will es diesmal Pipo sagen. — Ich will ehrlich sein!" sagte sie hart und tragisch — ein wenig Duse und beleidigte Muse.

„Ach laß das!" sagte er brüsk und noch heiß durchzittert. „Die Stunde ist herrlich, die Stunde ist alles — und noch mehr. Und alles übrige brav und bürgerlich! Dionysos — —" Pipo? Richtig, der war ja auch da und war nicht da — man liebte ihn, wie man schon einmal gedacht hatte, gewissermaßen ungebärdig mit, das machte ihn stumm und ungefährlich.

„Meinst du es so?" Ihr Auge wuchs, um ihren Mund zuckte es. „Laß mich gehen —!" sprach sie heftig und stieß seine Arme zurück. Sie trat rasch hinter den Sessel. „Der Regen kann mir nichts mehr tun! Nein, bringe mich nicht, ich wünsche zu gehen —!" gebot sie in erregter und stolzer Haltung. Auch ihr Blut war einmal schwer geworden und hämmerte nun heiß, und ihre Knie waren wie eine ermüdende Last. Ach, die Blätter da — wie gleichgültig! und doch sehnte sie sich nach ihren reineren, kühleren, herrlich befreienden Klängen zurück. Man hätte sich niemals mit ihnen befassen sollen! Der Meister sah sie finster und bestürzt an, so schien es ihr. Auch seine Stimme war vertrocknet.

Unter ihnen schlief das Schattenmännchen Rochus von Thule seinen heiteren Greisenschlaf und blies den Atem kindlich durch die Nasenlöcher.

Und dann ging Wieke hastig durch den Regen mit tropfendem Schliepeschirm davon, es war ein peinlich ragender Marktschirm, schwer wie ein Schellenbaum, daß ihr Hand und Arm davon schmerzten, Leib und Seele litten; aber das kam nicht bloß von dem Schirm. Ging mit flatterndem Herzen und brennendem Blut, liederlich mit nassen Schuhen und Strümpfen — so sah sie sich selbst, mitleidig, empört und gehässig.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Digitized by Google

Niederdeutsche Volkskunst im Oldenburger Landesmuseum

Von Dr. W. Müller-Wulckow

Volkstümliche Kunst ist aus dem Leben der Gegenwart fast ganz verschwunden. Wenn daher ein Museum es als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansieht, an den Kunstformen der Vergangenheit Liebe und Verständnis für das Wurzelechte zu wecken, so geschieht dies keineswegs in romantischer Abwendung von der Gegenwart, vielmehr in lebendigem Erfassen eines neuerdings verstärkt sich äußernden Verlangens nach bodenständiger Kultur. Wobei es allerdings die Gefahr lediglich antiquarisch gerichteter, eng sich abschließender Heimatpflege, die die Überlieferung als etwas Fertiges konservieren möchte, zu vermeiden gilt. Ziel einer wahrhaft der Zukunft dienenden Volksbildungsstätte muß es vielmehr sein, jenes organische, keinen Stillstand kennende Nacheinander vergangener Epochen und die befruchtende Wechselwirkung der einzelnen, immer mehr sich durchdringenden Kulturkreise aufzuzeigen.

Schon der Begriff Volkskunst zeigt deutlich, daß es sich hierbei keineswegs um etwas unfruchtbar in sich Abgeschlossenes handelt. Eigentlich bedürfte es gar nicht dieser Doppelbestimmung Volks-Kunst, wenn nicht der bereits früher vorhandene Gegensatz etwa zu einer mehr repräsentativen höfischen Kunst sich inzwischen zu einer für die bildenden Künste ganz allgemein geltenden Entfremdung und Isolierung erweitert hätte. Künstler und Auftraggeber haben die Fühlung miteinander verloren. Kunst wird — lediglich in der Hoffnung auf Kunstkenner — für Ausstellungen geschaffen, keineswegs aber mehr für die Bedürfnisse und zur Freude des Volkes.

Der Begriff Volk war aber auch früher kein eindeutiger, vielmehr aus zwei sich ergänzenden Teilen zusammengesetzt: aus städtischer und ländlicher Bevölkerung. Wohl aber standen diese in engstem wechselseitigem Austausch. Vom Lande kam der Menschenüberschuß in die Stadt, und von dieser wanderten Kunstformen und Gebräuche aufs Land. Jene unterlag einer rascheren Wandlung durch die Mode, dieses erwies sich konservativer. Daher kommt es, daß eine Veranschaulichung der Volkskunst sich heute in stärkerem Maße auf das vom Lande kommende Material stützt und dadurch zugleich das zeitlich weiter Zurückliegende wie auch das Bleibende aufzuzeigen vermag. Wo wie in Oldenburg in wirtschaftlicher Beziehung kein schroffer Unterschied zwischen Stadt und Land vorhanden war, sind die Übergänge auch in den Lebens- und Kunstformen fließend. Dafür treten dann andere Unterscheidungen zutage: die Kultur der Marschgegenden grenzt sich gegen die Geestbesiedelung ab, der die meisten Landstädte ihrer Lage nach zuzurechnen sind.

Fruchtbar aber wird eine Darstellung der künstlerischen Vergangenheit dieses Bereichs insonderheit dadurch, daß das Oldenburger Land drei ethnologisch wie kulturell sich gegeneinander abhebende Gebiete umfaßt, deren Eigenart gerade in dem Nebeneinander um so kennzeichnender zur Geltung gebracht werden kann: der niedersächsische Kreis, die von Engern besiedelte alte Grafschaft Oldenburg, sowie Ammerland und Delmenhorster Geest umfassend; der friesische Norden mit dem Jeverland, Wangerland, Rüstringen und dem östlich des Jadeeinschnitts liegenden Butjadingen, fast durchweg aus Marschland bestehend; und schließlich das von Westfalen besiedelte Münsterland im Süden mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung. Nach diesen drei Hauptgebieten gruppiert sich folglich auch die Anordnung im Museum, das seit 1923 im Oldenburger Schloß untergebracht ist.

Abb. 1. Das alte Schloß in Oldenburg von der Nordseite jetzt Landesmuseum

Den Schlüssel zum Verständnis einer volkstümlichen Kunst früherer Zeiten bildet der Zunftraum, der mit Handwerkszeug und Zunftgeräten, Fahnen und Willkomm-Bechern (Abb. 5)

Digitized by Google

einen Hinweis gibt auf die Geschlossenheit und die sichernden Bindungen einstiger Ausübung des Handwerks. In den Vorschriften für die praktische Ausbildung des Nachwuchses, in dem persönlichen Verantwortungsbewußtsein wie in dem das Pfuschertum bekämpfenden Solidaritätsgefühl der Meister liegen die Wurzeln für die gediegene Qualität damaliger Leistungen. Dennoch hat sich diese Sicherung nicht ohne die Entwicklung hemmende Reibung vollzogen. Gerade die Reihe der Meisterzeichnungen des Tischlerhandwerks zeigt es deutlich, wie die Forderung des traditionellen Meisterstücks, von 1667 bis 1800 ein schwerer zweitüriger Schrank, sich erst nachträglich den inzwischen veränderten Möbelformen anpaßt. Während einerseits die veralteten Möbel vielfach aufs Land gelangten, erwächst den städtischen Meistern wirtschaftliche Konkurrenz durch die billigeren Produktionsbedingungen der zunftmäßig nicht gebundenen Landtischler namentlich im 18. Jahrhundert, wo ein wirtschaftlicher Rückgang der ehemaligen Residenzstadt während der dänischen Zeit auch die Unterbindung befruchtenden Zuzugs von auswärts zur Folge hat.

Für den Aufschwung der ländlichen Gegenden in der gleichen Zeit finden sich dagegen mannigfache Anzeichen. Am eindrucksvollsten der Ladeneinbau (Abb. 3) des Hemkenschen Hauses in Bockhorn, das mit seinem prächtigen Rokokoportal noch erhalten ist. Hier haben wir die noch nicht nach der Straße sich darbietende, vielmehr lediglich von der geräumigen Diele abgeteilte Form des Kaufladens, wie sie sich ja auch als Spielzeug erhalten hat. Schiebeläden mit reichgeschnitztem Holzgitter in halbrunden Arkaden ermöglichen den Abschluß des Tresens und der Regale. Welch vornehme Form der Repräsentation eines Kaufhauses, auf die man den modernen Begriff der Reklame gar nicht anzuwenden wagt.

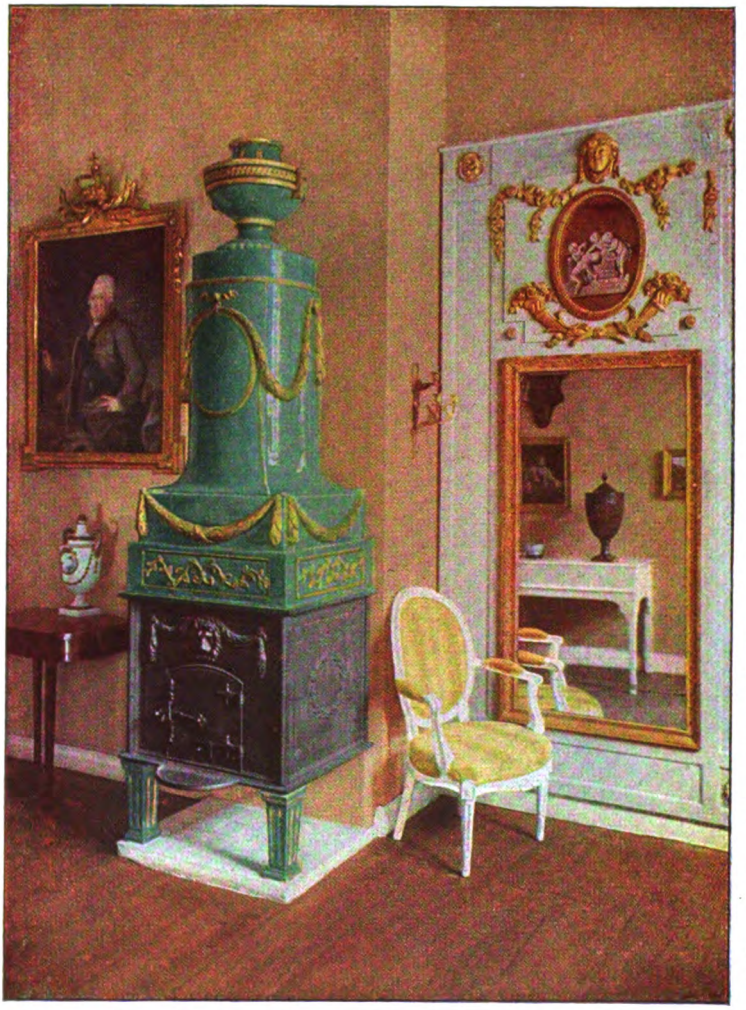


Abb. 2. Wandvertäfelung und Ofen aus dem von Dorgelohschen Gut bei Oldenburg Aus der Zeit des Herzogs Friedrich August (Bildnis links an der Wand)

Eine Vorstellung von der würdigen Ausstattung der Landsitze mag, außer einer friesischen Alkovenwand aus dem jeverländischen Gute Fischhausen, der Ofen und ein Teil einer Wandtäfelung des von Dorgelohschen Gutes bei Wardenburg zu vermitteln (Abb. 2), in den klassizistischen Formen und bereits gebrochenen Farben der Zopfzeit, deren Sentimentalität den in bewegtem Umriß heiter sich aufgipfelnden Rokokoofen nun in die Form eines Denkmals, einer Huldigung an Vergehendes, verwandelt hat. Zahlreiche Musterblätter eines Hafnerbetriebs und entsprechende gelbe Kachelöfen zeigen die allmähliche

Digitized by Google

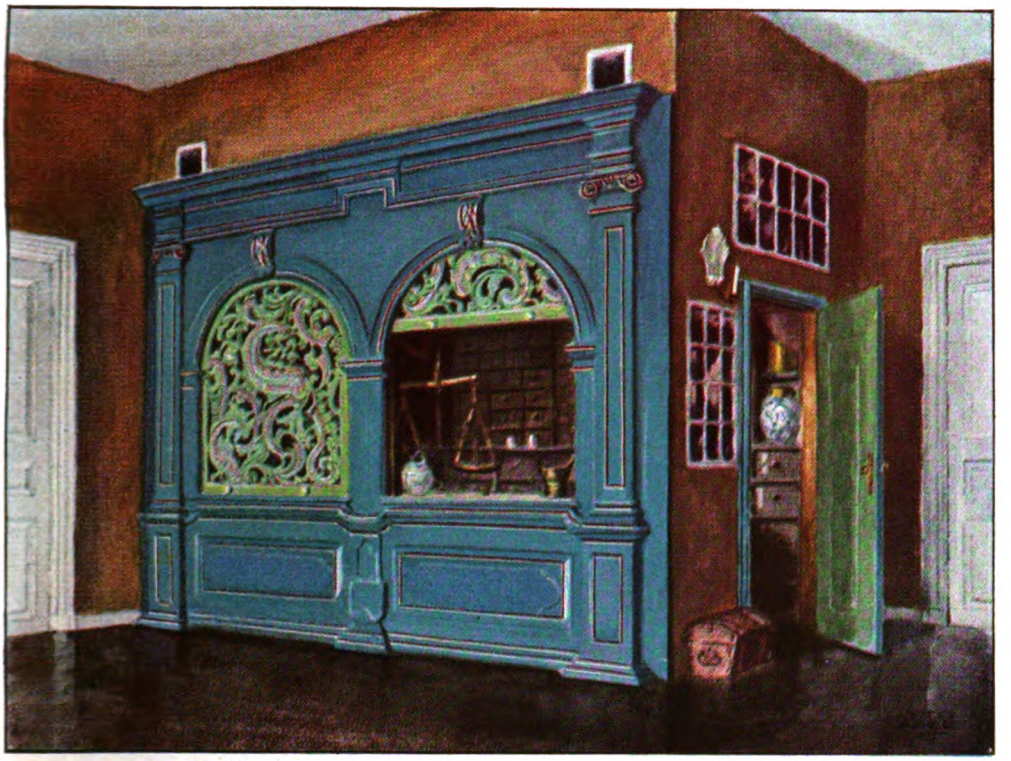
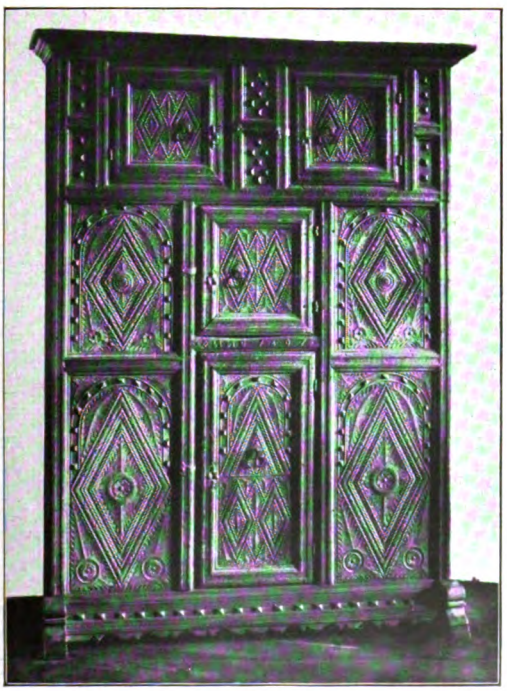


Abb. 3. Laden aus einem Bockhorner Hause von 1754. Eingebaut im Landesmuseum. Aquarell von Otto Raber. * Unten: Abb. 4. Ammerländer Schrank von 1607

Weiterentwicklung zum nüchtern aufgebauten Empireofen.

Hatte noch unmittelbar vor der französischen Revolution der erste Herzog aus dem Hause Holstein-Gottorp, dessen Bildnis auf Abb. 2 zu sehen ist, aus Paris für seinen Ausbau des Schlosses Möbel bezogen, deren Entwürfe gleichfalls ausgestellt sind, so versucht Wilhelm Tischbein, der Hofmaler seines Nachfolgers, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, die bereits erschlaffende Gestaltungskraft des heimischen Handwerks durch zeichnerische Entwürfe (Möbel und Ofenfriese) zu beleben. So phantasievoll namentlich manches Rankenspiel der Ornamente auch ist, die gedankliche Entlehnung aus der Formenwelt der Antike macht die Spaltung des Bewußtseins nur allzu deutlich offenbar, die dieser Trennung des Entwerfenden vom Ausführenden vorausgeht. Kein Wunder, daß weiterhin halbverstandene Stilwiederholungen oder gar platter Naturalismus die Formenwelt des 19. Jahrhunderts bestimmte.



Handelte es sich

Digitized by Google

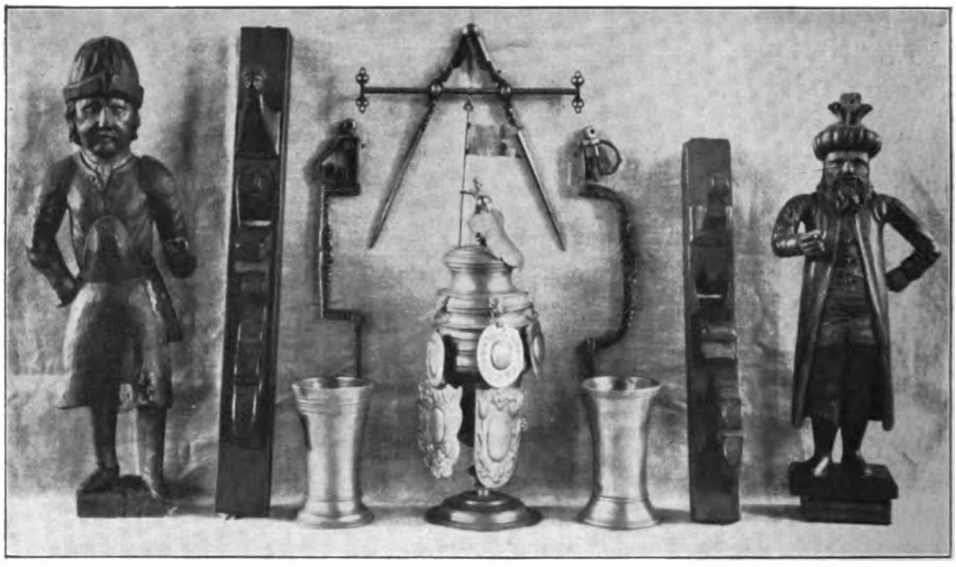


Abb. 5. Oldenburger Zunftsachen

in den zuvor erwähnten Beispielen um die unmittelbare Auswirkung gleichzeitiger städtischer Anregungen, so haben sich im bäuerlichen Mobilar jeweils weiter zurückliegende Vorbilder erhalten. Die Hauptform ist die dem Mittelalter entstammende Truhe, in ihren ältesten Beispielen noch die auf hohen Stollenfüßen stehende (ursprünglich eisenbeschlagene) Zimmermannsarbeit, alsdann auf niedrigen Schlittenfüßen ruhend mit gotischen Faltwerkfüllungen, wie sie noch um 1600 vorkommen. Und schließlich mit der architektonischen Fassadengliederung durch Renaissancepilaster und Arkaden (Abb. 6), in die statt der in der Stadt üblichen Reliefs mit biblischen Szenen einfache bäuerliche Flachschnitzereien als Füllungen eingesetzt sind. Die abgebildete Truhe ist bezeichnend für das Nebeneinander verschiedener Formen in der Umgebung der Stadt. Mit der Zeit verflacht allmählich der markantere Formenvorrat.

Der Ammerländer Schrank von 1607 (Abb. 4), dem sich gleichartige Truhen beigesellen, hat den Aufbau der gotischen Schenkschive (des niederdeutschen Kredenzschrankes) beibehalten, nur im Ornament treten Renaissancemotive hinzu. Gegen

Abb. 6. Truhe aus Huntlosen um 1600

Digitized by Google

Abb. 7. Flett aus einem Ammerländer Haus von 1764. Eingebaut im Oldenburger Landesmuseum
Nach einem Aquarell von Otto Naber

Digitized by Google

Ende des 17. Jahrhunderts wandelt sich diese namentlich im unteren Teil unzugängliche Bauart zu dem zweistöckigen, vier türigen Schrank, der bezeichnend für das Oldenburger Gebiet ist. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts kommt daneben auch der zweitürige Kleiderschrank bäuerlicher Herkunft (rechts in Abb. 13) auf. Die meist auf dem Gurtgesims eingeschnitzten Brautnamen mit Ort und Jahreszahl ermöglichen den Nachweis

Abb. 8. Ostfriesischer Schrank des 17. Jahrhunderts mit chinesischem Export-Porzellan

für die Traditionswandlungen des bäuerlichen Mobiliars wie kaum in einem anderen deutschen Landesteil.

Durch besondere wirtschaftliche Bedingungen ist übrigens auch das Hausgerät des 17. Jahrhunderts, das durch den Dreißigjährigen Krieg kaum gelitten hatte, nicht nur im Ammerland selbst noch in alten Baureien erhalten geblieben, sondern besonders häufig in den ärmeren unbewaldeten Kolonaten Ostfrieslands, wohin es verkauft wurde, als der zunehmende Wohlstand im 18. Jahrhundert im holzreichen Ammerland selbst eine schmuckvollere und modernere Ausstattung der Bauernhäuser ermöglichte. — Ungezähltes Mobiliar ist allerdings im 19. Jahrhundert als Altertum wieder in die Städte und besonders nach Amerika gewandert, obwohl die Schönheit der Flachschnitzerei nur in dem schrägen Schlaglicht der tiefsitzenden Fenster des niedersächsischen Bauernhauses wirkliches Leben gewinnt (Abb. 7). Das Entwurzeln aus dem angestammten Boden und das Herausreißen der Teile aus organischem Zusammenhang zeigt so recht, wieviel Schaden und welche Geschmacksverwirrung die im Grunde verständnislose und nur eigensüchtige Begeisterung für der Väter Hausrat angerichtet hat.

Als Hinweis auf die im Lande vorhandenen Freiluftmuseen, namentlich das Bauernhaus in Zwischenahn, ist auch im Landesmuseum der räumliche und organische Zusammenhang in den einzelnen Kulturbildern nach Möglichkeit dem Dachgeschoß abgewonnen worden. Die charakteristische Raumform des landeseigentümlichen, stets einstöckigen Bauernhauses ist das Flett (Abb. 7), in das die von den Viehständen beiderseits flankierte Dresch- und Arbeitsdiele ohne Trennung mündet.

In der Mitte die offene Feuerstelle der alten germanischen Behausung, über der als Funkenfang ein schlittenartiger hölzerner „Rähm“ mit Pferdeköpfen hängt, der den Rauch des Torffeuers zu den seitlich an der Decke hängenden Schinken und Speckseiten leitet. Beiderseits die Unterschläge unter der Schräge des reithgedeckten Daches, mit der niedrigen Fensterreihe. Auf der in der Abbildung sichtbaren Südseite der Eßtisch und die Richtebank, auf der Nordseite der Arbeitsplatz für häusliche Verrichtungen, daneben eine Milchkammer und ein Alkoven (Butze) für den Knecht. Hinter der Flettwand, an der Rückseite des Hauses zwei (in größeren Häuser drei) Kammern (Abb. 13), deren eiserne Böt- oder Beilegeröfen gleichfalls vom Flett aus geheizt werden und ihren Rauch auch wieder dorthin abgeben. Wenn im Frühjahr die Wand frisch gekalkt und die Backsteinpflasterung mit Königsrot gefärbt wird, bleiben die Rußstreifen an der Kammerwand stehen und werden für den Sommer mit Sandstreifen in Form eines Donnerbesens beworfen, um das Herunter-

Digitized by Google

Abb. 9. Totenfeier in einer Ammerländer Diele. Gemälde von Prof. Bernhard Winter im Oldenburger Landesmuseum

Digitized by Google

Abb. 10. Dreieckiges gesticktes Haubentuch des 17. Jahrhunderts, von der holländischen Grenze

laufen des Sotes zu verhindern. — Das Flett ist die schönste und in der Vielseitigkeit seiner Benutzung bedeutsamste Raumform, die von urtümlicher nordischer Baukunst geschaffen wurde. Das Leben der Familie in Gemeinschaft mit dem Gesinde entfaltet sich hier vom Spiel der Kinder am Herdfeuer bis zur Aufbahrung der Toten auf der mit Sand bestreuten Diele (Abb. 9), in der dann auch im Scheine der eisernen Leuchter das „Totenbeer" getrunken wird. Das Helldunkel, das in den Häusern herrscht, läßt Feuer und Licht in unmittelbarer Anschauung als Leben förderndes Element empfinden. In diesem Sinne hat auch der noch heute beliebte Umzug Laternen tragender Kinder in der Dämmerung der Herbstabende (Abb. 22) tiefere symbolische Bedeutung.

Das Ammerland bildet mit seinem von Mooren begleiteten Geestrücken die Brücke zwischen dem Münsterland und Ostfriesland, und auch von Bremen her mündet ein Verkehrsweg ein. Kein Wunder, daß es kulturelle Einflüsse von allen Seiten erfahren hat, daß namentlich von Nordwesten her friesische Schmuckformen, die ihrerseits wieder vom Niederrhein und aus Holland beeinflußt erscheinen, Eingang gefunden haben. An Möbeln aus dem Grenzgebiet, der sogenannten friesischen Wehde, treten beide Elemente oft unvermittelt nebeneinander auf.

Auch die ammerländischen Trachten sind weniger einheitlich als die friesischen in dem vom Meer umgrenzten Norden. Selbst da aber sind fast nur die abgeklungenen, vereinfachten Formen des 18. und 19. Jahrhunderts noch auf uns gekommen und nur ausnahmsweise läßt sich an dreieckigen, stellenweise gestickten Leinenkopftüchern mit breitem, gekräuseltem Spitzenrand (Abb. 10) zeigen, woraus die im Hause getragene Frauenhaube (Hülle) entstanden ist. Die Hinweise müssen sich hier auf dieses in die Augen fallende Hauptstück der Tracht beschränken. Die weiße Hülle ist dann mit der Kappe, die jene Kopfbedeckung außerhalb des Hauses vervollständigte, allmählich zusammengewachsen zu dem kleinen, eng an den Kopf anschließenden Ostfriesen-Häubchen mit eingenähtem, geriffeltem „Strich" (Abb. 11). Es besteht aus zwei seitlich abgerundeten Samtstücken, die längs des Scheitels verlaufende Naht und der vordere Rand ist mit breiter Silberspitze besetzt; im Nacken werden die Falten mit einem Silberband zusammengezogen, damit die Wölbung auf dem Kopf Halt gewinnt.

In leichten Abwandlungen, mit zwei Längsnähten und weniger abgerundeten Seitenteilen, findet sich diese friesische Haubenform auch in den Marschen zwischen Jade und Weser bis nach Stedingen; mit reicherer Stickerei dagegen auch im südlichen Münsterland, während auf der Delmenhorster Geest sich eine andere Form (Abb. 17) dazwischenschiebt, eine kantig gesteifte, auf dem Scheitel quer sitzende Kappe mit schmalen Ohrenklappen. Westlich, im Emsgebiet, reicht der Einfluß der friesischen

Abb. 11. Ostfriesische Tracht vom Ende des 18. Jahrhunderts

Digitized by Google

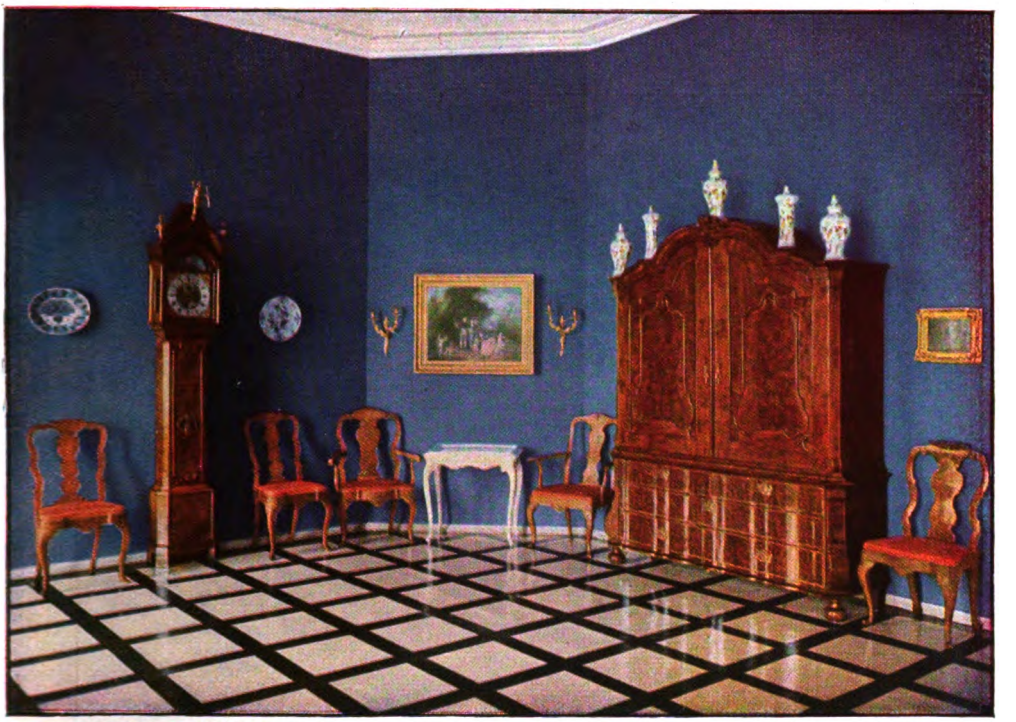


Abb. 12. Ostfriesische Möbel aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts nach holländischem Vorbild

Tracht bis in den Hümmling und ins Saterland und hat namentlich in diesem durch Moore umschlossenen Landstreifen mit katholischer Bevölkerung aber friesischer Mundart einen in der Form erstarrten, mit Bändern bereicherten Haubentypus (Abb. 16 und 17) entstehen lassen, ein Zwischenglied zwischen Ostfriesland und Münsterland. Die völlig feststehende Form kann ebensogut aus zwei wie aus drei Längsstücken hergestellt werden. Die Unterscheidung von Twepand- und Drepandmützen ohne Rücksicht auf den formbestimmenden Schnitt trifft mithin nicht das Wesentliche. In Westfalen selbst herrscht dagegen eine Haubenform anderen Schnittes vor, die aus einem runden, den Hinterkopf bedeckenden Stück und einem schmalen, bügelartigen Rand besteht. Sie kommt in ihren mannigfachen Abwandlungen auch an der Südgrenze Oldenburgs vor.

Der Einfluß der Niederlande längs der ganzen deutschen Nordseeküste hat sich namentlich im 16. und 17. Jahrhundert durch die Zuwanderung von Handwerkern und Siedlern oder die Einfuhr einzelnen Hausgeräts geäußert. Ostfriesland aber steht seit den Zeiten des Grafen Edzard (Abb. 20), dieses einprägsamsten Vertreters eines friesischen Häuptlingsgeschlechts, durch die engere Kulturgemeinschaft mit der stammesgleichen Provinz in dauernder Verbindung mit dem gesamten Nachbarland. Daher finden sich in den kleinen ostfriesischen Landstädten nicht nur holländisch anmutende Möbel, von denen die Abb. 8 ein durch die Ebenholzdocken der durchbrochenen Türen besonders beachtenswertes Beispiel zeigt, auch das ostasiatische Porzellan ist als Gebrauchs- und Ziergeschirr hier ebenso verbreitet wie in Holland. Zu dem vorherrschenden Farbklang des blau-weißen Dekors kommt außerdem das mannigfaltige, stets blankgeputzte Messinggerät und erhöht durch seine Glanzlichter den Eindruck der Sauberkeit. Hier ist das Ursprungsland der Kränchenkanne mit dem untergesetzten Wärmbecken, sei es in der schlanken Form (Abb. 8), die für die Bestellung der gegenüberstehenden Imari-Porzellankanne als Muster diente, sei es in der Art der bauchigen Dreikränchenkanne (Abb. 6). Macht doch das an der Küste vorherrschende neblige und windige Wetter heiße Getränke, namentlich den Tee, besonders schätzenswert.

Infolge der allem anhaftenden Feuchtigkeit sind auch die Bettpfannen weit verbreitet, eiserne langgestielte Becken für ausgeglühten Torf, mit durchbrochenem, mannigfach verziertem Messingdeckel. Und die bodenkalten, des hohen Grundwassers wegen nicht unterkellerten und deshalb vielfach mit Backsteinen gepflasterten Häuser machen das Wärmen der Füße mittels der Feuerkieken, auch Karkstöven genannt, erforderlich. Aber auch über diesen durch die Eigenart des Klimas bedingten Bedarf hin-

Digitized by Google

Abb. 13. Ammerländer Stube um 1775 mit Durchblick nach der Diele. Im Oldenburger Landesmuseum

Digitized by Google

Abb. 14. Küche eines ostfriesischen Fischerhauses von 1775, eingebaut im Oldenburger Landesmuseum

Digitized by Google

Abb. 15. Glasschrank aus Jever, mit Jeverschen und Delfter Fayencen

aus hat die Schmuckfreude hierzulande den Messingschlägern manche Aufgaben gestellt, unter denen die messinggetriebenen Zierteller, meist mit Adam und Eva oder mit den Kundschaftern im Mittelfeld, vor allem typisch sind.

Im 17. Jahrhundert wandelt sich das zuvor der italienischen Majolika verwandte holländische Fayencegeschirr, dessen Herstellung in Delft einen großen Umfang gewann, indem es in Formen und Bemalung mit dem chinesischen Porzellan zu wetteifern sucht. Erst im 18. Jahrhundert findet es seinen eigenen Stil. Namentlich in den kleinen friesischen Töpfereien, deren Produktionsbereich sich noch nicht klar genug abgrenzen läßt, haben sich sowohl für Wandfliesen wie Geschirr besondere Schmuckformen entwickelt. Gerade die Fayencefabrik in Jever (Abb. 15) zeichnet sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens durch eine gewisse Selbständigkeit ihrer Leistungen aus.

Das Ostfriesenhaus unterscheidet sich vom niedersächsischen sowohl in der Anlage wie in der Ausstattung. Eine Durchfahrt führt seitlich an Ställen und Speicher vorbei, die Wohnräume liegen, durch eine Mauer getrennt, an der hinteren Schmalseite des Hauses. Ein besonderer Küchenraum oder (beim kleinen Fischerhaus) ein schmaler, quer durchlaufender Gang trennt die Wohnung von dem Wirtschaftsgebäude. Als Feuerstelle hat sich hier der offene Wandkamin erhalten, in kleinen Häusern vielfach an der Außenmauer, zwischen den für das Land charakteristischen Schiebefenstern (Abb. 14). Und eben dieser Kamin, aber auch die Wände selbst — diese wiederum mit Rücksicht auf die Feuchtigkeit — sind mit dem köstlichen Form- und Farbenspiel der kleinen sogenannten Delfter Fliesen bekleidet.

Eine Wand dieser Küche nimmt die Holzverkleidung der beiden Alkoven ein, meist in symmetrischer Anordnung mit geschnitztem Rahmen und einem verglasten Wandschrank (Buddelei), wo aber auch Porzellan und Silber (die Branntwienskoppjes, Abb. 15) aufbewahrt werden, während auf der Anrichte das Gebrauchsgeschirr, die Teller und Zinnlöffel zu Griff sind.

Ist das ländliche Mobiliar meist gestrichen und die Flachschnitzornamente (das Tulpenmuster!) bunt abgesetzt, so entspricht dem in

Digitized by Google

den Bürgerhäusern das Lackmöbel nach ostasiatisch-holländischem Vorbild. An die Stelle des schweren Architekturschrankes ist im 18. Jahrhundert, wiederum in enger Kulturgemeinschaft mit Holland, die praktische Doppelkommode, der Kabinettschrank (Abb. 12) getreten. Zuerst mit einer Schweifung des Unterbaus im sogenannten Orgeltypus, dann in der behäbigeren Bauchung (Abb. 15), sämtlich Formen, die die Furnierung zur Voraussetzung haben. Amsterdam versorgt auch die Dielen Ostfrieslands mit Standuhren, wie Delft die Vasensätze liefert, die den Schwung der Schrankgesimse ausklingen lassen.

Von dem spinnwebzarten, beschwingteren Goldfiligranschmuck des 18. Jahrhunderts leitet sich auch der strengere geometrische Stil der ostfriesischen Schmucksachen und Silbergeräte der Empirezeit her (Abb. 19). Glatte Goldflächen sind gegen den mit Spiralen gefüllten Durchbruch gestellt, niemals aber kommen bunte Steine vor, wie dies im Münsterland der Fall ist, wo auch der Gold- und Silberschmuck

Abb. 16 und 17. Trachten aus dem Saterland (oben und unten links) sowie von der Delmenhorster Geest (unten rechts vor einem Durk)

plastischere Wirkung anstrebt.

Wuchtigere Gestaltung im Ganzen, plastischere Durchbildung in den Einzelheiten kennzeichnet auch das Mobiliar des Münsterlandes (Abb. 18). Eine lebhaftere Sinnlichkeit und ein Bedürfnis nach Anschauung ist in diesem westfälischen, bis 1803 zum Bistum Münster gehörenden Landesteil wirksam geblieben. Selbst die kirchliche Schnitzkunst (Abb. 21) hat sich in derber handwerklicher Tradition vom Mittelalter her fortgepflanzt. An Kulturbesitz hat dieses Gebiet zwar mehr als der Norden durch den Dreißigjährigen Krieg eingebüßt. Von einer reichen Entfaltung in der Renaissance fließt hier die

Digitized by Google

Abb. 18. Münsterländer Anrichte und Truhe um 1700. Im Oldenburger Landesmuseum

Entwicklung in breiterem Strome, durch die Nöte des 17. Jahrhunderts und eigentümliche soziale Verhältnisse hinsichtlich des Bodenbesitzes nur zeitweilig zurückgestaut, der umfassenderen Auswirkung eines späten Barockstils zu.

Die Hausform ist niedersächsisch wie im Ammerland mit Erweiterung der Diele zum zweiarmigen Flett. Die Feuerstelle aber liegt unmittelbar an der Hohwand, hat daher nicht den weitausladenden Schlitten als Funkenfang, sondern eine kleinere Bedachung, die sich offenbar erst später zum Rauchfang wandelt. Zum Aufhängen des dreifüßigen Bronzegrapens am gezahnten Kesselhaken dient ein drehbarer Wandarm, aus Holz oder Eisen, der „Wendebaum". Vielfach ist die Flettwand mit Fayenceflliesen bekleidet, worin sich wiederum friesischer Import bekundet. Neben Delfter Geschirr ist hier auch Irdenware vom Niederrhein verbreitet. Eine besonders stattliche Hülser Schüssel von 1674 auf Abb. 18 rechts neben der in ihren Ausmaßen typischen Anrichte. Für das

Abb. 19. Oldenburgisch-friesischer Goldfiligranschmuck: Halskettenschließen und Ohrringe

Digitized by Google

Münsterland kennzeichnend sind auch schrankartig umbaute, mit Türen verschlossene Bettladen (Abb. 16 u. 17), die sich von der Renaissancebettstelle mit Baldachin herleiten und weiter nordwärts nur als Alkoven vorkommen.

In allen diesen Erzeugnissen der Volkskunst lebt — trotz mancher Ungelenkheit oder vielleicht gerade wegen dieser — eine ursprüngliche Beseeltheit, die der Unmittelbarkeit des Empfindens wie der charakteristischen Verarbeitung des Materials zu verdanken ist.

Durch die örtlichen und zeitlichen Unterschiede in der Äußerung der Volkskunst wird der einheitliche Kern, die Stammeseigenart, nur noch deutlicher ins Bewußtsein gerückt, die Lebensbedingungen eines Landes werden an ihren Auswirkungen erkennbar.

Abb. 20. Bildnis des Grafen Edzard von Ostfriesland
Gemälde von Jacob Cornelisz von Oostsanen

Digitized by Google

Abb. 21. Holzgeſchnitzte Krippenfiguren aus Mollbergen

Die in der Volkskunſt der Vergangenheit aufgeſpeicherten Erfahrungen ſind mithin Quellen der Anregung für den natürlichen Geſtaltungsdrang und vor allem Wurzeln des Selbſtvertrauens in die ſchöpferiſche Kraft des Volkes. Und daran mag die Überzeugung erſtarken, daß die Verworrenheiten heutiger Lebensformen ſich allen Modetorheiten und aller Mechaniſierung zum Trotz letzten Endes doch an den inneren Bedürfniſſen und äußeren Notwendigkeiten einmal wieder klären müſſen.

Abb. 22. Bummla Bumm Laterne ... Gemälde von Paula Becker-Modersohn. Oldenburg, Landesmuſeum

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lieber leben als schreiben!

Erinnerungen von Heinrich Federer

Das Leben sei kurz?

Keine Rede. Im Gegenteil, lang ist das Leben, unglaublich lang.

Was ist ein einziges Jahr schon für eine buntgefleckte, hundertmal geringelte, unabsehbare Riesenschlange von Zeit! Am Schwanz fühlt man den Kopf nicht mehr, so lange ist das.

Und ein Jahrzehnt erst! Unausdenkbare Zeit! Es macht aus einem Kind einen Mann, aus einem Knirps einen Helden, aus einem Bettler einen Machthaber — und freilich, dies alles auch umgekehrt, — es bringt mich aus einer Welt in eine andere.

Nein, man braucht kein Achtziger, nicht einmal ein Siebziger zu werden, um das Leben wunderbar lang zu finden. Aber auch wunderbar kurzweilig. Je länger, je kurzweiliger. Immer sind es die über ein kurzes Leben Schimpfenden, die sich langweilen. Ich habe nie eine langweilige Stunde gehabt. Und doch sitze ich oft monatelang ohne Buch und Feder, ohne Gesellschaft von Mensch oder Hund und Katze im Stuhl, kaum zehn Worte den ganzen Tag hörend oder sprechend, von meinem Brustübel wie ein Büblein gebändigt. Lang sind dann die Tage und länger noch die Nächte. Aber keine Minute wird langweilig. Das Leben spukt mit tausend Gesichtern und Einfällen ringsum und ich habe Mühe, ihm ordentlich mit meinen Sinnen zu folgen. Jede Stunde ist anders, jeder Tag hat eine neue Stimme, vom Fenster, von der Türe herein, aus den Zimmerwinkeln, Kästen, Schubladen, von der Lampe, dem stummen Klavier, den schweigenden Bücherrücken, aber auch aus meinem Hosensack und müden Schuh, aus meinem Kopf und Seelchen flüstert, redet, braust, fragt und rät, erzählt und befiehlt, singt und schielt die unermeßliche Welt.

Das überdenk' ich heute, wo mir die Monatshefte, diese alten Freunde, ins Ohr flüstern, ich sei nun ein Sechziger geworden und solle ihnen etwas von meiner tintenbefleckten Vergangenheit erzählen.

O gerne! Aber lieber von Blut als von Tinte, lieber von Erleben als von Erschreiben!

*

Schreiben! Darf ich es sagen, ohne blöd oder eitel gescholten zu werden, daß ich in meinem Leben nichts unlieber tat und daß es immer einen rauhen Druck von außen brauchte, bis ich unwirsch die Feder in den schwarzgalligen Hafen tunkte? Ich bin vierzigjährig geworden, ehe ich eine Ahnung hatte, daß ich noch bei den Schriftstellern landen würde. Vor dem Buche des Erzählers, dem Bändchen des Dichters, fühlte ich schon als Knabe einen grenzenlosen Respekt.

Soll ich nun auskramen, wie ich den Respekt vor dem literarischen Buch überwunden habe, bis ich selbst Bücher schrieb? Das käme mir anmaßend vor. Wen kann das interessieren? Ich bin nur einer von tausenden, fühle es schwer genug, wie wir Schriftsteller uns viel zu wichtig geben oder geben lassen — (lese jeder Knut Hamsuns „Neue Erde" als gesunde Kopfwaschung!) — und daß mancher einfache Abc-Mensch ohne weiße Schriftstellerhände, aber mit tief zu Schaufel und Hammer gebeugtem Arbeiterrücken viel Bedeutenderes zu erzählen hätte, viel Nützlicheres und viel ehrlich Schöneres als unser Dutzend Autorenfedern vom Fach. Nein, nichts vom Fach als bloßem Fach! Es wäre schade um den kostbaren Raum. Aber vom Fach als Leben, als Genießen, als blutige Wirklichkeit, vom Fach, da man nicht wußte, daß es Fach und Beruf war, vom Schriftstellern ohne Tinte und Papier, vom erlebten Rausch der Poesie, davon einige Zeilen.

*

Jetzt müssen meine Leser vom großen Deutschen Reich sich ordentlich bücken, es geht zu einer kleinen Türe hinein, ins Schweizerländchen. Und mitten im Kern liegt Obwalden, meine unvergleichliche Jugendheimat.

Es ist das schönste Voralpenland, das ich kenne. Am stillen Zipfel des Vierwaldstätter Sees zwischen Pilatus und Stanserhorn beginnt es und zieht sich als grünes Tal, rechts und links von waldigen Zweitausendern beschirmt, zum Sarner See, einem Idyll ohnegleichen, und dann die Hänge hinauf zum düstern Lungerer Alpensee und weiter auf den Sattel des Brünig. Hier gucken ihm die Ewigschneeberge des Berner Oberlandes über die Achsel. Da zieht es sich fröstelnd in seine warme, von Föhn und Alpenwassern und Legenden durchrauschte Mulde zurück, das liebe, rassige, gelassene Obwalden.

Welch ein einfaches Ländchen war das zu meinen Knabenzeiten! Es gab Tausende, die nie eine Eisenbahn gesehen hatten. Ein Dampfboot gab es nur am untersten Ende des Kantons. Man war für sich.

Hier gab es noch die alten Volksbräuche,

Digitized by Google

den Hosenschwinget, den wunderbaren Jodel von den Voralpen, die Dorfkilbenen (Kirchweihen) und die Alplerfeste, die alten Jungfern- und Frauentrachten, die tolle Fastnacht, Wildmann und Wildweib, heillose Nachtbubenstücke, den Scharfrichter im einsamen Giebelhaus am See, den Galgenplatz, den Hexenturm. Hier gab es Kapellen auf allen Höhen, sonnengeschwärzte Vorlaubenhäuser mit bleigefaßten Butzenscheiben und Steinblöcken auf dem Schindeldach. Hier ging der Samichlaus (St. Nikolaus) im Christmonat mit tausend Wundern um, von Sagen duftete jeder Ort, die Sennen wußten Grausiges am Käskessi (Kessel zum Käsen) auszukramen von Gespenstern und wilden Schabernackgeistern, aber die berühmte dunkelbraune Unterwaldnerkuh graste mit majestätischer Ruhe in den saftigen Seewiesen. Besseres Obst gab es nirgends, besseren Käse nicht! Und dieser Lebkuchen und die Butterkrapfen und die Nidel, wo aß ein König solche Leckerbissen?

Nun frage ich, konnte man da an Tinte und Feder denken? Meine Tinte war der See, der mir wie ein Meer vorkam und in den ich mit Leib und noch mehr mit erschauernder Seele tauchte; und meine Feder waren die Haselstauden und wilden Kirschbäume, in denen ich mich wild herumtrieb. Ganze Nachmittage lag ich in den warmen Steinen, wo der Ettisriederbach in den See hineinbrummelt, und schwatzte mit den blauschattigen Schwändibergen am andern Ufer und fragte das stille Gewässer, was es eigentlich zu unterst in seinem tiefen, dunkeln Herzen denke und vorhabe.

Da kamen dann Knaben und kauerten zu mir und spielten mit mir, aber nicht gleichaltrige. Die trieben schon praktischeres Zeug, spreizten die Hosensäcke, redeten von Rindern und Heustockpreisen und spuckten über sieben Schulbänke hinaus. Ich konnte es ihnen nicht gleich tun, ich war vom dritten Jahr an schwer asthmakrank. Dieses Asthma, das mir hundert, tausend Erstickungsnächte brachte und mich dann wieder auf zehn, zwölf Tage völlig freiließ, aber beim ersten Schluck Wasser oder der ersten frischen Zwetsche, ja, bei jedem Ungefähr mich wieder auf Tod und Leben würgte, dieses Asthma, mein vieles Bettliegen, Bücherlesen und Phantasieren machte mich den Altersgenossen nicht ebenbürtig. O, wenn sie gewußt hätten, wie gerne ich Steine so weit wie sie geschleudert, die großen Schäferhunde so sicher wie sie gebändigt, die gefährlichen Hornschlittenfahrten so kühn wie sie bergab gemeistert und solche Mosthumpen, bärtigen Männern gleich, heruntergestürzt hätte, o, wie gerne ich mehr aktiv gelebt als passiv geträumt hätte, wüßten sie das, sie würden mich sicher gnädig aufnehmen, statt zu höhnen: „Ach der! Ein Meitlischmecker und Bücherschmecker!“

Eine bittere Bewunderung verließ mich nie für die Gewaltigen, die Harten und Herrischen, und so ein Schlingel schlüpfte mir später irgendwie fast in jedes Buch. Ihrer leben noch viele, ich grüße euch! und viele schlucken längst Erde. Aber mich dünkt, die Särge müßten noch von der Unbändigkeit dieser Alpensöhne krachen. — — —

★

Und so saß ich denn mit Kleinern am Ufer oder auf einem Hügel oder in einer Hauslaube und fing an zu erzählen, was mir durch den Kopf fuhr, und vorweg zu erfinden. Aber die Kameraden spitzten die Ohren, packten heiß meine Hände, rückten eng zusammen, und das berauschte mich, und ich wußte noch mehr, was der alte See denkt, was die Gipfel oben nachts einander zurufen, was um Mitternacht in unserer schwarzwaldigen Sachsler Säulenkirche geschieht, wo unter Steinplatten die Kilchherren schlafen, den Kelch in den Händen und die violette Stola über der Brust. Ich wußte alles. Es floß wie Wasser von der Lippe. Es war der reinste Schwindel. Aber meine Hörer, die Kunden solcher Schriftstellerei, glaubten es fest und ich selbst noch fester. Alles um uns fing an zu reden.

Aber ich erzählte nicht allein. Die Kameraden fragten hinein, rieten, erklärten, halfen meine Lücken füllen. Und der Wind half und das Stundenschlagen der Kirchenuhr über die Obstwiesen und das Dorfgeplauder und was der Kirchensigrist und die alte Gret und beim Viehfüttern und Melken die Knechte prahlten. Meine Mutter, die ernste, immer stumm unsere Armut besorgende, praktische Frau, schlug mir aufs Maul, wenn es ihr zu bunt wurde. Aber der Vater, selbst ein Phantast, ein Tausendkünstler, Maler, Bildhauer, Fabulierer, ein Freund des Wanderns, der endlosen Landstraßen, der Wirtshäuser und der Nächte in wilder Freiheit, mein Vater, zu seltenen Malen daheim, rügte sanft: „Nicht so! Laß ihn! Das muß er so!“ — Und während die liebe Mutter mit den herrlichbraunen Augen vom Arbeitstischchen am Fenster mich unendlich warnte, erzählte der dann noch liebere Vater aus seinem großen, schwarzen Bart hervor von München, wo er studiert hatte, vom Hoftheater, von Kaulbach und Cornelius und Makart, von Ludwig dem Ersten und Zweiten, von Hamlet und König Lear und Dr. Faust, bis die Dämmerung die Stube füllte und von den Berghäusern am Tann die kleinen Lampenlichter glänzten.

Dann zündete auch die Mutter energisch die Petrollampe an und mahnte zur Arbeit. Der Vater aber nahm Hut und Stock und ging für die halbe Nacht. Wie? Oft für Wochen, Monate, zuletzt für Jahre, bis er uns ganz in seiner vagantischen Verzauberung entschwand, der gute, von einem dunkeln Wind gejagte, arme, liebe, unvergeßliche Vater! Ich suchte ihm im „Mätteliseppi“ mein kindliches Denkmal zu bauen.

Aber eines muß ich von ihm noch beifügen: wie er Flöte spielte und mich zur

Digitized by Google

Orgel auf die Kirchempore mitnahm, so daß ich schon früh die Herrlichkeiten des Gottesdienstes erlebte. Im Pfarrer sah ich ein höheres Wesen, und als der Bischof mit Stab und Inful kam, fiel ich wie vor einem Erzengel aufs Knie. Aber wenn ihr es wüßtet, freundliche Leser, wie die Vesperpsalmen am Sonntag nachmittag gleich Sonnenstrahlen bei uns durch die Kirche klingen, wie ein Requiem erbeben macht, wie ein Gloria oder eine Präfatio die Seele beschwingt! O, ich wollte Geistlicher werden, nichts anderes.

Und da erzählte dann der Vater von den Kaisern und Päpsten, dem Barbarossa und den Heinrichen, und ich liebte hier und dort, und die Historie ward meine Leidenschaft. Eines Nachmittags, da ich allein und krank in der Stube lag, holte ich halsbrecherisch Vossens „Homer" vom Kasten und aß und trank die dröhnenden Hexameter wie frisches, blutiges Wildbret. Nie vergeß' ich diese schwitzenden Stunden, die steigenden Fieber, das Verstecken der gelben Bände unter der Decke, sobald ein Schritt laut wurde, und die Wut von Begeisterung für Achill und Hektor. Später geschah etwas Ähnliches mit Schillers beiden historischen Werken, und zu Achill kam Gustav Adolf, zu Hektor der schweigsame Oranier. Ich verstand die Politik nicht und den konfessionellen Kampf noch minder, aber ich verstand mit dem Genie der Kinder das Tiefste: große Geister für große Überzeugungen! Mein erstes Gedicht galt Gustav Adolf. „Es ist famos," lobte der Vater. Aber die Mutter rollte es zu einem Knäuel zusammen und wand das Strumpfgarn darauf. Und sie sah mich mit so stillem, wehem Vorwurf an, daß ich glaubte, eine Sünde begangen zu haben, und bis zum Gymnasium nie mehr Verse verbrach. Ach, Mutter hatte an einem Dichter genug!

Unvergeßlich ist mir noch ein Asthmaabend, da der Vater spät und vom Wein angefeuert heimkam und die strickende Mutter unter der Lampe umarmte. Es mußte Kaffee gekocht, Brot und Käse aufgestellt und geschmaust werden. Wortlos fügte sich die Mutter. Dann hob der Vater, selig wie nie, ein dickes Bändchen aus der Tasche und las aus Jeremias Gotthelfs „Uli, der Knecht" vor. O, wie er vorlesen konnte!

Nach und nach hob meine Mutter den Kopf vom Strumpf auf und horchte. Das waren keine Grillen von verrückten Prinzen und Hexen auf dem Blocksberg. Das waren kluge Bäuerinnen. Herrgott, wie die regierten! Unwillkürlich säbelten die Stricknadeln frischer drauf los, wie Schwerter! Mir wachte eine neue Welt auf. Diese Bauernkraft, dieses rassige Gehaben, diese rauschenden, steifen Kleider und harten Knochen, dieser große, urweltliche Atem und diese heillose Predigt.

Das war das letztemal, daß der Vater bei uns saß.

*

Obwalden ist voll vom Glanz des Bruderklaus. Das war ein Bauer meines Dorfes Sachseln, ein Mystiker des 15. Jahrhunderts von grenzenloser Tiefe, Staatsmann, Richter, Familienvater und zuletzt Einsiedler in der Bergwildnis. Als die alte Eidgenossenschaft Anno 1481 in Hader auseinanderzufallen drohte, hat dieser Klausner Nikolaus von Flüe ihre Einheit gerettet.

Eines Tages pilgerten wir drei Geschwister mit der Mutter bergauf und dann in die rauschende Schlucht der Melcha hinunter, in den sogenannten Ranft, wo zwischen steilen Gebirgsstöcken die Zelle jenes Einsiedlers, an eine Kapelle geklebt, in ihrer urmenschlichen Bedürfnislosigkeit noch genau wie vor vierhundert Jahren aus dunkeln Eichenbohlen gezimmert stand. Ins kleine Fensterchen schauen Tannen und singt der Alpenfluß sein monotones Lied. Da hauste also der Mann, der mit Fürsten und Völkern, aber am gewaltigsten mit seinem Gott verkehrt hatte! — Über die schmale Himmelsspalte, unendlich hoch, schwammen ein paar weiße Wolken wie Riesenengel. Die grauen Berggipfel sahen aus wie Ewigkeiten. Etwas Überzeitliches, Unendliches wollte mir das kleine Herz sprengen. So etwas hatte ich noch nie gefühlt. Und in meinem Überschwang fing ich an laut wie ein Priester bei der Messe zu singen: „Gloria in excelsis Deo!" Ehre sei Gott in der Höhe!

Da legte mir rasch die Mutter ihre einst so weiße und nun in drückender Arbeit so rauh gewordene Hand auf den verwegenen Mund und flüsterte: „Still, Heinrich, still! Später einmal, so Gott will!" — „Ja, gewiß," sagte ich und küßte die Hand, so oft ich konnte, „später einmal sicher." — Ach, die Mutter hörte mich nie das Gloria singen. Sie starb uns weg, da wir drei Geschwister noch Kinder waren. Aber ich höre sie oft um mich und meist in Stunden, wo ich mir allein nicht genug bin.

Nun stand aber unten am Fluß ein weißes Häuschen, eine Stiftung für Waldbrüder. Der damalige Einsiedler im langen Rock sah uns kommen, riegelte seine einsame Türe auf und hinter uns wieder gesichert zu. Da roch es nach Obst und feuchtem Gemäuer. Wir stiegen in ein Stüblein hinauf, eng wie ein Schneckenhaus. Der Waldbruder tischte uns Kaffee auf, und es gab altes Brot und alten Käse dazu. Wie das schmeckte! Aber hier roch es nach Büchern. Das schmale Wandgestell war voll davon. Auf dem Tischchen lagen Hefte und ein ungeheurer Tintenhafen. Vor den Scheiben wälzte sich das müde Alpenwasser vorbei und starrten die Berghänge in die Höhe.

‚Also da riegelt er sich ein,' dachte ich, ‚der Selige, kocht einen Kaffee, schnitzelt Käse dazu, guckt in hundert hübsche Bücher, redet mit Wasser und Fels, aber läßt sie nicht herein und dann sitzt er zum Bogen Papier und schreibt von Himmel und Hölle

Digitized by Google

und allen Wundern Gottes.' Und es zwickte mich eine Lust, ein Neid, ein Rausch, und ich nahm die Feder und, übervoll von Gefühl und Gedanklichkeit, vermochte ich nichts als einen gewaltigen, bildlosen, schreienden Strich über den ganzen Bogen zu reißen.

Die Mutter schlug mir böse auf die Hand und ich erschrak vor mir selber. Der Waldbruder jedoch lachte rauh und kräftig und sagte: „Ist mir das eine Schriftstellerei!" Dann schob er die Schnupfdose aus dem Kuttenärmel, schnupfte kräftig und entließ uns aus seiner wunderbaren Heimatlichkeit.

Noch oft warf mir die Mutter den tollen Schnörkel vor. Aber zeitlebens wiederholte sich das. Wenn ich dem Schauen und Sagen der Wunder am nächsten war, gelang mir nichts als so ein maßloser Schnörkel übers Papier — und fertig.

★

Die Schule, wie wenig weiß ich von diesen sieben gestohlenen Jahren meines schönsten Lebens. Viel mehr als von der Schule behielt ich von den Schulpausen und viel mehr als vom Schulbuch von den Geschichtenbüchern, die ich unter der Banklade barg. Unter den Scheiben lief die Brünigstraße hin. Oft streckten wir aus dem trägen, geistigen Tingeltangel die Hälse empor, wenn sommers die Vier- und Sechsspänner vorbeirollten mit einem lustigen Kauderwelsch von Herrschaften. Da sahen wir die Orleans und Bonaparte mit müden Gesichtern und keine Krone im spärlichen Haar aus den Polstern schläfrig in unsere so frische Landschaft blinzeln. Sind die so träge und halten doch nur eine leichte Zigarre statt des Reichsapfels zwischen den Fingern! Seltsam! — Aber der große Gladstone und der bayrische Schwärmer Ludwig und Richard Wagner sahen sich neugierig um. Sie nickten uns zu und wir nickten wieder. Dann zog die Adelina Patti vorbei und wir grollten, weil keine Nachtigall, wie man uns verhieß, auf ihren Lippen saß. Der alte Kaiser Dom Pedro von Brasilien, den wir schon von den Briefmarken her kannten, strich das üppige Silber seines Bartes. Er hatte drei Prachtskutschen. Aber unsere obersten Schweizer, die Bundesräte, gingen lieber zu Fuß, und der Bundespräsident zahlte in der hohen, gelben Postkutsche den Platz eines gewöhnlichen Sterblichen. O, wir Naseweise sahen viel große Welt, hohe Herren und machten unsere saftigen Fragezeichen und Gedankenstriche dazu. Hätte man nur immer auf unsere Politik gehört!

Am Gymnasium wehte plötzlich eine andere Luft. Gibt es wohl noch solche Gymnasien mit zehn Lehrern, die nur für die Studentlein leben und wo unser bemütztes, knappes Hundert in einer herrlichen Häuslichkeit sich wie bei Vater und Mutter fühlte?

Der Rektor war ein Herrscher dazu. Als jungen Benediktiner hatte man ihn mit seiner Klosterfamilie in vierundzwanzig Stunden aus einer großen berühmten Abtei geworfen. Er nahm gelassen sein Psalmenbuch und seine Geige und kam nach Obwalden, und bald blühte eine famose Schule unter seinem Stabe auf. Diese sechs Jahre dünkten mich ein Paradies. Das war jetzt Schule voll Saft und lebendigem Wuchs. Welche Welt tat sich auf in den lateinischen und griechischen Autoren, in der italienischen, französischen und englischen Literatur und besonders in der Weltgeschichte, die uns ein schlichter Obwaldner so meisterlich, wie ich es seither von nirgendsher mehr empfing, vom Altertum bis zur Neuzeit aufblätterte, freilich weit mehr im heldischen als im sozialen Sinne.

Ein Lehrer saß immer in dicken Tabakwolken und, wenn man ihn über Dichter und Gedicht beriet, zeigte er keine sonderliche Begeisterung, ernüchterte mich vielmehr mit despektierlichem Bescheid über diesen oder jenen Großen, indem er von ihren Schnupftüchern und Schneiderrechnungen statt von ihren Hymnen und ihrer apollinischen Trunkenheit plauderte. Aber das war nur derber Schutz für seine eigene, scheue, zarte, überempfindliche Seele. Dieser Leo Fischer war ein Dichter. In einigen Balladen gab er uns Prächtiges. Platen, Platen, mahnte er uns und machte mich lächerlich, als ich als schönstes Gedicht Schillers „Ideal und Leben" pries. Er starb viel zu jung und unfertig. Leider blieben wir in der alten Dichtung bis Uhland stecken. Von unsern damals in Ruhm aufleuchtenden Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer keine Zeile! Ich wurde fast dreißigjährig, ehe ich den letztern kennenlernte.

Vor Latein und Griechisch trat die alte, süße Muttersprache zurück, unser großes, weises, geduldiges Deutsch.

Wann gibt es einmal eine Schule und einen Lehrer, so lebendig, so echt, so deutsch, daß man endlich in das Wunder unserer Sprache hineingeführt und durch ihre scheinbare, aber jedenfalls herrliche labyrinthische Verwirrung an einem klaren, logischen Faden geleitet wird, durch alle Verästelung ihres Satzes, in die letzten Launen und Schlüpfe, in die hintersten Möglichkeiten? Warum lehren nicht die Dichter uns Deutsch? Wie muß der Geiger sein Instrument, der Pianist das Klavier bis ins geringfügigste verstehen, ehe sie damit öffentlich auftreten können! Aber die meisten Schriftsteller verlassen sich auf ihre natürliche Anlage und Phantasie beim großartigsten und tiefsten Orgelwerk der Welt, der deutschen Sprache, ohne je die Register studiert, das Pfeifenlager erforscht, die Geheimnisse der Klaviatur andächtig erlauscht zu haben, auf gut apollinisches Glück hin. Vielleicht das Genie braucht das nicht, ob-

Digitized by Google

wohl Goethe uns das Gegenteil lehrt. Aber wo sind die Genies?

Darum muß auch derjenige, dem Ironie etwas ganz anderes und Intuition weit mehr als meisterliche Beobachtung bedeutet, für die außerordentliche Gepflegtheit, ja, ingeniöse Fertigkeit der Thomas Mannschen Sprache, ihre wunderlichschöne Kultur und vorbildliche Feile dankbar sein. Und das gleiche gilt, trotz soviel Schrulle, von den Schröder, Gundolf und Borchardt. Ich lese sie nun, so spät leider, gar oft und nie ohne das Entzücken und den Gewinn eines Schülers vor hohen Lehrern. Aber daß sie alle da und dort in grillenhafte Auswüchse geraten, selbst sie, das rührt, meine ich, eben davon, weil auch sie keine tiefe Führung ins Deutsche zur Zeit ihrer Anfänge genossen, weil sie sich selbst führen mußten.

★

Als ich meinen halbstündigen Schulweg dem einsamen Sarner See entlang zu den letzten Examen machte, regnete es und aus einem vorbeifahrenden Einspänner winkte mir jemand herein. Da saß der Landammann des Kantons und neben ihm der Bundespräsident der Schweiz, Emil Welti. Der hatte ein stählernes Auge und ein Schnurrbärtchen wie Eisen.

„So, Heiri, da siehst du jetzt einen großen Griechen vor dir," sagte Landammann Hermann. „Pack' den Tornister aus und zeig' unserem höchsten Eidgenossen, was so ein Eidgenößlein aus Sachseln weiß!"

Mir wurde bang, daß das Examen schon auf dem Schulweg und so nahe von Gesicht zu Gesicht beginnen sollte. Der Fuhrmann Balz, neben dem ich einwärts saß, wie er vom Regen betropft, schielte mich heillos lustig an und stieß mich mit dem Ellbogen. ‚He, nur nicht erschrecken,' hieß das. ‚Die sind auch Fleisch und Bein wie ich und du.'

Da wurde mir plötzlich alles einerlei. Ich zeigte die Homerbücher, den Demosthenes, und der gewaltige Welti schlug hier auf und dort auf, fragte wie ein Gott, wußte alles, sagte nicht: „Bravo!" nicht einmal: „Ganz recht!" sondern wurde nur immer lauter und zuletzt bekamen wir warm und zankten, weil er Menelaos verachtete und ich im Gegenteil sagte, er sei der stillste und bravste der Helden.

„Da hast ja einen Professor, Kläusi," scherzte Welti zu seinem Jugendfreund Nikolaus Hermann. „Und da, was versteckst du, Student? Wie, den Thukydides? Das steht doch nicht in eurem Stundenplan."

„O, daraus les' ich für mich ganz heimlich," bekannte ich verlegen. „Nichts lieber als solche Historiker. O, Geschichte, Herr, Geschichte! Aber sagen Sie nichts davon, bitte, sonst klagen Ihnen die Professoren, daß ich darüber die Chemie und Physik vernachlässige! Der Schwefelsäureprozeß ist mir entsetzlich."

Schau', schau', da griff der Bundespräsident in die weiße Weste und drückte mir ein Goldstück in die Hand. Der erste schweizerische Zwanzigfränkler, den ich handlich erlebte! Und ich war gar nicht verblüfft. Das war ja der Bund und Bundespräsident, die solches Geld zu Haufen und vorweg machten.

„Lies weiter, immer so weiter die großen Griechen!" mahnte Emil Welti. „Aber nicht, um einst griechisch zu reden. Das ist vorbei. Fürs Deutsche, fürs reine, gute Deutsche! Doch das verstehst du noch nicht!"

Damals verstand ich's wohl, und als ich zwei, drei klassische Reden von Welti selbst hörte, besonders die Abschiedsrede vom undankbaren Staatsdienst, da glaubt' ich's auf jedes Wort. Aber heute nicht mehr, so tief ich Lateiner und Griechen verehre. Mögen die guten, festgeleimten Professoren sagen, was sie wollen, der Umweg über die Antike zum braven germanischen Sinn und Wort ist zu groß. Es gibt eine geradere Straße.

★

Philosophie, Plato, Herrlichkeiten über Herrlichkeiten. Die liebe deutsche Poesie schlief ein.

Jetzt kam das Fach meiner Begeisterung, Theologie. Ich sehe meine Leser lange Gesichter bekommen. O, ihr Lieben, wüßtet ihr nur, was das heißt: Theologie. Da fliegt es mit Adlern in die Höhen, taucht in die tiefsten Ozeane des Denkens, blüht in ewigen Poesien auf und faltet wie ein Unschuldskind die Finger in naiver Ergebenheit. Das Wort hat einen grauen, wirren Wissenschaftssinn bekommen. Falsch, ganz falsch. Theologie ist das Lebendigste und Sicherste, was ich kenne.

Zum erstenmal schlüpft' ich aus den helvetischen Stubenwinkeln in den weiten, deutschen Reichssaal hinaus. Ich liebe meinen Winkel, ich klebe fest darin, und um so ehrlicher darf ich sagen, daß kein Reichsdeutscher ahnt, was ein Schweizer empfindet, wenn er an die großen Schulen Deutschlands, in diese Weite und Breite und erhabene Zugluft hinauskommt. Wie stieben die kleinen, engen Hausgerüchlein aus seinem Kittel heraus!

Es war nur die kleine, alte Stadt vorerst an der Altmühl, Eichstädt. Aber Herrgott, welche Gelehrte, welche Geister, welche Welt- und Gottesweise. Diese Thalhofer, Hergenröther, Pruner, Stöckl und vor allem der Neuscholastiker Schneid, das kleine Männchen mit der weichen schwäbischen Stimme, dem schwächlichen Körper, aber der ungeheuren Innigkeit und Gedankengewalt. Und der fürstliche Bischof Freiherr von Leonrod und der alte Dom und die nahen Pappenheimer, wunderbare Kollegien und große bayrische Geschichte ringsum. Nie sah ich Besseres, Größeres.

Dann ging's von Stadt zu Stadt und ins einsam trauliche Seminar ob St. Gallen. Dann kamen die großen Tage der Weihe und Aussendung. Ich wäre so gerne

Digitized by Google

irgendwo geistlicher Professor der Jugend geworden. Mein ganzes Wesen fieberte danach. Aber der kühle Bischof Augustin Egger, mit Augen wie Karfunkeln, sagte trocken: „Und Sie, Herr Kaplan, gehen ins grüne Toggenburg, nach Jonschwil, wo eine reine Luft für Ihre elende Brust weht, keine Post und Eisenbahn Sie stört, gute Zwetschen wachsen und ein ganz kurzweiliges Volk auf Sie wartet.“ — Mein Lachweiler!

Es war das Rechte. Ich hätte nicht glücklicher sein können. Und ich erlebte so Großes und Tragisches wie in einer Hauptstadt und hab' es treulich in „Jungfer Therese“ und jüngst in „Papst und Kaiser im Dorf“ geschildert. Tausendzweihundert Franken Gehalt, es genügte völlig. Ein prachtvoller Pfarrer über mir, ein hitzigliebes Volk um mich, ein hohes, altes Giebelhaus für mich und welch uralte, heilige Gläubigkeit und was für eine neue, hügelige Landschaft ringsum, mit dem Säntis fern im Osten und dem Glärnisch im Süden und Notkers, des großen Mönchs, Wiege ein paar Steinwürfe weit.

★

Ich hatte viel freie Zeit. Da fing das Lesen der Historiker und Dichter, ein bißchen Zeitungsschreiben und Musizieren und das Geschichtenerzählen unter den Kindern wieder an. Aber keine Zeile Schriftstellerei! Und ich kam schon tief in die dreißiger Jahre. Mein Pfarrer haßte nichts so wie den Teufel und das Tanzen. Er machte das Gleichheitszeichen dazwischen. Als Ersatz bot er Vorträge, Spaziergänge, gemütliche Abende und — Theater für die Fastnacht oder Kirchweih. Und eines Tages sagte er mir, als wir barfuß in seinem Hausmätteli auf und ab spazierten, ich sei doch so ein halber Dichter und könnte wohl ein Theaterstück machen fürs Dorf. Etwa Columbus!

Und ich machte einen Columbus sogleich auf geistliches Kommando. Längst ist der große Spanier im Papierkorb gestorben. Aber damals lebte er mit seinen Hidalgos, den Indianern, den undankbaren Fürsten und den Ketten an den Fußknöcheln deutlich und sprach ein starkes Toggenburger-Dorfdeutsch. Und später gab es ein Stück aus den Christenverfolgungen. Und wieder sagte Carolus: „Kommen Sie zu mir, wir zwei malen die Kulissen!“ Und wir rollten große Bogen Papier über den Saalboden, legten alte Kanonisten und Predigtbücher zum Straffhalten auf die Säume und malten knierutschend drauf los. Am leichtesten ging es bei der Katakombenszene. Da pinselten wir nichts als schwarze Quadratziegel und ein paar noch schwärzere Nischen. Aber mein Pfarrer seufzte. Er war ein Appenzeller, d. h. er liebte grelle Farben und hat auch seinerzeit die Kirche bunt genug renovieren lassen. Aber diesmal blieb ich streng bei Schwarz. „Könnten wir nicht doch etwas Rot hineinbringen?“ bat Carolus, und ein leiser Befehlshaberton erwachte. „Etwa ein rotes Kreuz oder ein gelbes Taufbecken?“ — „Um Gottes willen nein,“ flehte ich. — „Doch, doch, Herr Kaplan, ich ersticke und ertrinke sonst in dieser Tinte. Ein rotes Kreuz und ein gelbes Brünnlein!“ —

O ihr seligen Vormittage meines Lebens!

Aber sie dauerten nur sieben Jahre. Das Asthma wuchs und hinderte mich unsäglich am Pastorieren. Oft stand ich die ganze Nacht am kleinen Kreuzstockfenster hinter dem Spalierlaub und schnob in Erstickungsnöten zur stillen Wiese hinaus. Gegen Mitternacht brachte die Jungfer Therese einen heißen, schwarzen Kaffee. Dann ging's ein Weilchen luftiger und ich hörte stundenfern vor unsern Hügeln und Wäldern den Nachtschnellzug Zürich—München dahinfahren, ein leises, entlegenes, freches Tosen. Dann kehrte ich mich glücklich in die Stube und dachte: ‚Nur nie da hinaus in jene Welt! Hier in ihrem Rücken allein ist's gut.‘

Doch das Übel kehrte heftiger wieder. Predigt, Unterricht, Krankenbesuch litten schwer darunter. Da lud man mich von Zürich an ein kleines Blatt. Hier winkte das nötige Brot und ich konnte im Stuhle sitzenbleiben und verschnaufen. Also denn! Ade, ade. Und Dank, euch besonders, ihr unvergeßlichen Kinder, die ihr meinem Wagen durch allen Novembersturm mit winkenden Nastüchlein so weit, weit nachgesprungen seid, daß ich am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre!

★

Es war noch im Dorf gewesen, wo ich die illustrierten Hefte der „Schweiz“ kennen lernte. Das war unsere verdienteste, leider nun an den Kriegsfolgen verstorbene Zeitschrift, an der sozusagen jeder Schweizer Autor seinen Schritt in die Welt begann. Die Adolf Vögtlin und Lienert, J. Reinhart, Spitteler, Adolf Frey, die Heer und Zahn, die von Tavel, Möschlin, Ilg, die Schaffner, Kurz, Jegerlehner, Steffen, Ältere, Jüngere und Jüngste und die Leiterin und Dichterin selbst, Maria Waser, lehrten und lernten da. Herrlich wie Herbst und Frühling ging es da durcheinander. Und mit diesen Heften kamen noch glänzendere: Velhagen & Klasings Monatshefte. Ihr Aufsatz über die Darstellung der Christnacht hatte es mir angetan. Nun ließ ich sie nicht mehr. Wie harrte ich auf ihr Türklopfen, las ihre Geschichten unter dem Pfundbirnenbaum der Kaplanei und schulte mich an ihrer Kunst. Es ward eine fast vierzigjährige Freundschaft.

Aber eines Tages kam auch Arnold Ott in die Kaplaneistube. Wer kennt den genialen Meister im Ausland? Er war unser größter Dramatiker. Sein „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ ist ein Volksstück ohnegleichen, alle Spätern zehren davon.

Digitized by Google

Während der Studien hatte ich ihn durch einen sonderbaren Zufall kennengelernt. Er las mir seine Manuskripte vor. Dann war ich dabei, als er mit J. V. Widmann Freundschaft schloß, und die Genien rauschten in jener Stunde nur so über den grünen Rheinbechern her und hin. Der Herzog von Meiningen besuchte ihn, und wieder saß ich im Theologenfräcklein in Meggen mit in der hohen Zusammenkunft. In der Apotheke Otts, denn er war früher Arzt, las ich dann die Russen Gogol, Turgenjew, Tolstoi und Gontscharow. Das war ein ungeheures Erlebnis. Aber dann auch den ganzen Keller und Meyer, und das war eine kleinere, aber ebenso tiefe Seelenfreude.

In Meiningen wurde Otts „Agnes Bernauer" aufgeführt. Aber das ungezügelte Temperament des Dichters und seine namenlose Grobheit führten zum Bruch mit dem hohen Gönnerpaar, mit Brahms, Widmann, Spitteler, fast mit allen. Nur ich ungefährlicher Junge fand Gnade und wohnte mehr als einer Erstaufführung Arnold Otts bei, herzklopfend ob den Schönheiten der Dichtung, wie ob den Bengelhaftigkeiten, die der mir so liebe, unvergleichliche Meister zur Bühne und ins Parterre verübte. Er schrieb einen „Untergang" und ging selbst tragisch an seinem unerzogenen Genie unter. Aber für mich war er ein großer, tiefer, inniger Lehrer, dem ich hier den Dank eines kindlichen Famulus und reichbeschenkten Jüngers gerne in die weiteste Öffentlichkeit darbringe *). — — —

Nun saß ich also in Zürich. Es war nicht Lachweiler. Aber wenn es eine Stadt sein mußte, dann diese Stadt. Sie ist etwas Allerwelthaftes und doch wieder heimisch Eigenes in so merkwürdiger Mischung, daß noch niemandem ihr wahres Porträt gelungen ist. Ich liebe sie, wie man nach einer ersten und zweiten Liebe mit allem heißen Rest der Seele zum drittenmal noch lieben kann.

Bald verlor ich die Zeitung, ohnehin ein übler Parteimann, und schrieb nun Kritiken und Feuilletons und hielt mich so über Wasser und erzählte den Kindern wieder Geschichten. Das, dünkte mich, sei eben doch mein wahrer Beruf, und ich war traurig, daß man in der nüchternen Schweizerstadt nicht an einem öffentlichen Brunnen sitzen und die Jugend herbeirufen und wie in Bagdad oder Damaskus ihr Märchen auf Märchen erzählen dürfe.

Aber die Schnitte Brot wurde immer schmaler, der Milchkaffee immer wässeriger, der Braten fast so selten wie das Schaltjahr und dennoch konnte ich es nicht lassen, jeweilen im Sommer das letzte Geld in einer Bergfahrt durchs Bündnerland und einer Wanderung in Italien, im grünen Umbrien und in den dunkeln Abruzzen vor allem, zu verschleudern. Wunder erlebt' ich da, stieg auf alle Türme und möglichen Berge, verlor das Asthma einstweilen und — o zweites Wunder — auch den letzten kupfernen Soldo aus dem Hosensack.

Nein, so ging es nicht weiter. Ich hatte nicht erbsengroß Lust, Geschichten zu schreiben. Aber da war ja Frenssen mit „Jörn Uhl" in einer Nacht reich geworden. Könnt' ich's nicht auch probieren? Auch das Schmiedehandwerk und Schustern ist so sauer wie das Handwerk mit der Feder. „Im Schweiße deines Angesichts sollst...", also. Und ich fing wahrhaft im Schwabenalter an, Geschichtlein aufzuschreiben. Sie machten mir wenig Mühe. Ich schrieb einfach auf, was ich oft und oft erzählt hatte, von Vater und Sohn im Examen, vom Nachtwächter Prometheus, vom Gestohlenen König von Belgien, von Sisto e Sesto und dem letzten Stündlein des Papstes und viel, viel anderes. Aber als es geschrieben dalag, wagte ich doch nur das wenigste und nicht einmal unter meinem Namen in der Alten und Neuen Welt der Benziger zu Einsiedeln zu veröffentlichen. Eine unbeschreibliche Scheu, eine schwitzende Scham packte mich vor der Publikation, wie ich denn auch aus meinen Sachen nur mit Unbehagen vorlese und es längst nicht mehr tue.

Also das meiste wanderte in die Schubladen und vieles liegt noch dort, anderes ging verloren und manches kann ich nicht mehr lesen, da alles mit der Hast einer widrigen Arbeit auf Fetzen jeder Gestalt hinstenographiert ward. Da lag auch ein Napoleonroman, gewiß von 800 Druckseiten, den ich unter dem größten Eindruck einer Erzählung, Tolstois „Krieg und Frieden", wie im Wahnsinn niederschrieb, ein reines Nachahmerstück, das gottlob den Weg alles Papiers gegangen ist.

Aber jene gedruckten Novellen machten keinen Lärm in der Poesie, wohl aber mein leerer Beutel in der Prosa. Und Eduard Korrodi, der heutige gefeierte literarische Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung", der meine Mappe ein bißchen kannte, warnte vor dem Verschimmeln des Vorrats. Das gab mir zu denken.

Da erzählte mir eines Tages die Frau, bei der ich in einem winterlichen Bergdorf hauste, das „Daheim" — also das flinke Geschwister der Velhagen & Klasingschen Monatshefte — schreibe für die beste Novelle einen Preis von fünftausend Mark aus. Ich sollte doch etwas von dem, was ich ihren Buben alle Abende vorschwindelte, schnell nach Berlin schicken. Aber es sei allerhöchste Zeit.

Da hob ich aus der Schublade „Vater und Sohn im Examen", und siehe, ich zog die Prämie.

Und nun klebte ich diese und einige andere Geschichtlein zusammen und schickte sie an G. Grotes Verlag, weil dort der wundervolle Erzähler Frenssen seine Bücher

*) Seine treue Biographie schrieb jüngst Professor Haug, Rascher-Verlag, Zürich.

Digitized by Google

hatte, dieser wahre Poet und neue Sprachgewaltige, wenn mich auch vieles von seiner Weltanschauung schied. Und jetzt geschah mir die zweite große Gnade: der Verleger griff sogleich herzhaft zu, machte mich weitum bekannt, gab meinen Büchern immer wieder einen liebevollen Stupf und ward zum Verleger ein treuer Freund. Gewiß gibt es immer Konflikte zwischen Autor und Herausgeber. Es liegt in der ungewissen Art der Sache. Aber das norddeutsche, ostseeblaue Auge meines Helfers klärte immer wieder die entstehenden Geschäftswölklein auf. Ich bin ihm zeitlebens verpflichtet.

Nun wurden die Schaltjahre häufiger und die Sorgen schwanden, — bis der Krieg wieder alles zerstörte. Und wieder gab es ein tapferes Aufstehen. Aber jetzt im Zurückblicken muß ich gestehen, auch die Sorge war schön, auch die Knappheit hatte ihre Festlichkeit und das 4 Rappen-Zeilengeld für einen Zeitungsartikel, woran ich in der Kaplanenstube bis Mitternacht schrieb und ihn noch durch den Schnee zum nächsten Briefkasten trug, es wog schwerer als die spätern besten Honorare.

★

Soviel ich konnte, lebte ich mit der Jugend und den Bergen. Sie wurden ein Stück meiner Seele. Jetzt geht es nicht mehr und ich muß mich meist vom Fenster aus mit dem einen und andern begnügen. Aber auch das Fenster ist noch viel Gnade, vielleicht oft mehr als die Türe, und es reicht aus, um die ganze grüne Erde und den vollen Tag- und Nachthimmel dazu hereinzulassen.

Eines Abends zur Kriegszeit saß ich engbrüstig bei der Petrollampe im ordnungslosen Bücherstüblein meiner Zürcher Wohnung. Mama Helvetia hatte keine Kohlen mehr. Nur dieser kleine Raum war geheizt.

Da klingelte es und herein kamen drei Männer, die ich nicht kannte. Ich führte sie in die bessere, aber frostige Stube. „Herrgott, welche Eiskälte," schalt Avenarius vom Kunstwart und zog den Mantel wieder an. Der zweite war ein heute weltberühmter, noch lebender Dichter, der es vorzieht, nicht genannt zu werden. Und der dritte war ein bestbekannter Schweizer Poet. „Wie, Sie kennen einander nicht persönlich?" wunderte sich Avenarius, „und hausen fast beisammen? O, ihr sonderbaren Schweizer."

Und es stellte sich heraus, daß die ältern Schweizer Autoren sich kaum je in der gleichen Stadt gesehen und gewiß noch weniger gesprochen hatten. Erst der rührige Hermann Aellen hatte Leben unter die Jüngern mit seinen literarischen Gründungen gebracht. In Zürich kamen sie im „Café Terrasse" zusammen, tadelten und lobten sich und lernten sich bald besser, bald schlechter verstehen. Aber die Alten, keineswegs aus närrischer Vornehmheit, sondern aus echt schweizerischer, literarischer Ungeselligkeit, blieben einsam für sich und behaupteten sogar, daß sie dabei wenig verlören.

Auch Avenarius und jener Große waren dieser Ansicht und beneideten mich um mein Alleinsein. Sie wußten nicht, daß es das notgedrungene Alleinsein des Brustkranken war. Ich aber verteidigte das Zusammenkommen und Sichmitteilen und gestand, mit welcher Sehnsucht ich oft ins Café Terrasse begehre, wo weise Zensoren mit Künstlern und Dichtern beisammensitzen und von göttlichen Funken ein ganzes Feuerwerk verpuffen. — „Nein, nein, Alleinsein, wenn's auch kalt macht!" wiederholte Avenarius und griff nach dem Thermometer ob seinem schöpferisch schönen Kopf. „Wie, kaum elf Grad Celsius? Ihr abgehärteten Eidgenossen!" — — Na, schön, mir bebten die gut helvetischen Waden vor Frost.

O dort im Odeon oder Terrasse wäre es lustig warm. Da spricht rasch und reich der schlanke Felix Möschlin, gemächlicher der breiter gefügte Ilg unter dem sozialen Druck seiner Romane. Da sann wohl der kranke Lyriker Stamm an seinen herrlichen Versen herum und las Konrad Bänninger seine klassischen Soldatengedichte vor. Da saß der tiefe Epiker Jakob Schaffner mit irgendeinem Problem und dampfender Zigarre. Robert Faesi trug schwere dramatische Entwürfe mit sich, Wiegand weilte mit abwesenden, balladenfernen Augen in Hollands Flachland und Bührer schwitzte vor Humor. Und Eduard Korrodi stachelt hier und dämpft dort und wittert wie ein Fuchs ein nahes, frisches Wild vom Parnaß. So hält er seinen klassischen Hock, der rege Senat, wobei ich die meisten Senatoren noch gar nicht kenne. Und es hat auch das Ausland hier seine Sessel, Wedekind und von Unruh, Hesse und Thomas Mann und Lothar. Welche Welt und Weite, welche Wechselstube von Geist und Talent!

Und dort die Alten, die Einsamen! Ach! Nun ja, Ernst Zahn fuhr noch im glatten Frack seine Gleise nach Göschenen auf und ab, und dort am Perron des Bergbahnhofs schritt er hochhäuptig, mit gütig apollinischem Nicken vor den Schnellzügen hin, von hundert Lesern aus den Wagen bewundert. Das wog vielleicht das Café Terrasse auf. Und der große Liedermann Meinrad Lienert spazierte am Zürichberg oder oben in seinem Einsiedeln, pfiff mit den Amseln, war viel allein und blieb doch immer tief im Atem seines Volkes und Erdreichs. Jakob Boßart aber hauste lungenkrank hinter Davos, mit seinem treuen Gespons und seinen letzten Manuskripten genau so allein, wie er's haben sollte und wollte. Aber draußen am Seehang, unter den sauren Rüschlikoner Reben hockte der Dichter von „An heiligen Wassern", J. C. Heer, becherte geduldig ein bißchen vor sich hin, empfing unzählige

Digitized by Google

Das Jagdfrühstück. Gemälde von Prof. Angelo Jank

Digitized by Google

Digitized by Google

Briefe aus Germanien, ward froh und fühlte keine Einsamkeit. Und noch weniger Adolf Frey bei seiner klugen Gattin, seinen geistvollen Kollegienheften und seiner herrlichen Bibliothek. — Aber ich, der Junggeselle, ohne Becher, ohne Eisenbahnperron, ohne Amseln! Nein, nein, ins Café Terrasse!

Avenarius zog den Mantelkragen hoch, hüstelte und wandte ein: „Und nochmals nein! Wo Schriftsteller zusammenkommen, ist immer Zank, vorne noch hübsch ehrlich, im Rücken voll Bosheiten und Verrat. Schon die Gänse hacken sich, die Gänsekiele noch viel mehr."

„Das ist menschlich," wandte ich leis und bittend ein.

„Und ihr," fuhr der berühmte Kulturpapst unbarmherzig fort, „ihr Schweizer keift euch noch ärger als wir im Reich. Die Basler mögen die Zürcher und die Zürcher die dichtenden Berner nicht so recht leiden. Wie foppt und narrt euch so köstlich der „Samstag" des heillosen Dominik Müller! Ihr aber klaubt an den urchigen Bernern herum, den von Tavel, Jegerlehner, von Greyerz, dem vergeistigten Steffen — oder ist das kein Bernermutz? — am Bührer und doppelsohligen Loosli und möchtet sogar an den Gfeller, wär' er nicht so ein stilles Schulmeisterlein am Berg, und an die Maria Waser, säße sie nicht unerschrocken mitten unter euch. Und warum? Weil sie mehrprozentiges Schweizerblut haben als ihr blasse Allerweltszürcher! Und dazu habt ihr nicht einmal Alkohol in eurer Satire!"

„Ach, unsere helvetische Stube ist so eng. Und wir Eidgenossen haben so breite Ellbogen. Da stößt man leichter zusammen als in eurer pangermanischen Land- und Wasserweite," beschwichtigte ich.

„Paperlapa, machen Sie keine faulen Witze, Lieber!"

Wenn das nichts galt, was war noch zu sagen? Ich schwieg. — Und keinen Alkohol . . .? Was weiß ich?

„Aber den Carl Spitteler hättet ihr alle einträchtig im Staub vergraben, wenn ich ihn nicht aufgeweckt hätte. Ihr seht euren Rigi und euren Pilatus. Doch den viel höheren Olymp zwischendrin seht ihr nicht, denn da winken keine Kellner herauf. Ihr kalten Nasen und Herzen! Aber natürlich, wenn man schon fast gefriert in euren Stuben!" — Und wieder guckte Avenarius nach dem Thermometer, ob es nicht noch um einen Grad gesunken sei.

„Nun, Herr Professor," wagte ich mich endlich heraus, „Spittelers Olymp steckt noch im Nebel. Doch zählt er schon ein paar verwegene Bergsteiger, erstklassige Alpenklübler. Jonas Fränkel baut schon eine Schutzhütte, oder wird es gar ein Palacehotel? Nun lasset uns Zeit zu prüfen, ob es wirklich ein Götterberg ist."

„Und was für einer!" verschwor sich Avenarius.

„Ihr im großen Reich seid die Flinkern und habt euren famosen Zeiß. So kamet ihr uns zuvor mit Gottfried Keller und C. F. Meyer. Ihr habt den Zahn und Heer hochgebracht und auch mir ein Fenster aufgetan. O, ihr seid schnelle Leute. Euer Thermometer steigt zweimal rascher als das unsrige."

„Wirklich, wirklich," spöttelte Avenarius und schob die Hände in die Ärmel.

„Aber dann sinkt es auch zweimal schneller hinunter. Was nehmen sich etliche bereits über unsern Meister Gottfried heraus! Und berechnen das Sterbliche an C. F. Meyers Lorbeer. Wie verschweigt ihr Frenssen und vergesset Raabe! Wie soll es dann uns Kleinen gehen? Drum sind wir lieber langsam."

„Aber der Tod wartet nicht."

„O, er wartet ziemlich lange. Denket an Tolstoi! Und auch die Lagerlöf und Björnson und der herrliche Fogazzaro bekamen genug Zeit. Der Tod ist das Langsamste."

Da nickte der Große hinter Avenarius. Auch er hatte Zeit. Ich sah es seinen Augen an, daß er an einem mächtigen Werke schuf und sich um Zeit und Tod nicht das geringste kümmerte.

„Waffenstillstand," bat Avenarius, „es ist zu kalt zum Fechten." Und nun begann er in seiner originellen Art das Schweizertum und das Deutschtum unserer Dichter zu vergleichen und wir machten einander die allerschönsten Kratzfüße. „Bleibt im Dorf!" mahnte der Kunstwart. — „Nein," widersprach der große Unbekannte, „geht in die Großstadt!" — „Sie haben ja keine," warf Avenarius hin . . . „Aber jetzt ist es nicht mehr zum Aushalten bei Ihnen. Ich werde hier ein richtiger eidgenössischer Eiszapfen."

Sie gingen, die Mehrer der Kultur und Poesie. Ich setzte mich wieder ins warme Bücherzimmer und dachte: ‚Ach was, Dorf oder Stadt, Meer oder Berge, Arbeiter oder Bürger, Modernstes oder Ältestes, Langsames oder Hurtiges, vor dem Dichter ist das alles gleichviel wert, wenn nur wahrer Mensch und wahrer Gott darinnen steckt, dann kann es Ilias und Odyssee im kleinsten Nest werden.'

Ist das nicht auch euer Geheimnis, ihr freundschaftlichen Velhagen & Klasingschen Monatshefte, und der Grund, warum ihr so warm in die deutsche Stube hineinwachset? Ihr bringet Fabrik und Hochwald, Ozean und Schneiderstüblein, Museum und Dorfgasse, General und Nachtwächter, Seide und Zwilch, Letztes und Ältestes, aber was es sei, immer den wahren Adam und die echte Eva darinnen, das unsterblich Sterbliche in allem, wie es in grauen und verjüngten Tonarten singt, weint, ringt, erliegt oder siegt und aus der uralten Menschheitsseele unerschöpflich neue Histörchen schafft.

Recht so!

Und auch ich will nichts anderes.

Digitized by Google

Eileen / Novelle von Karl Federn

Eileen Beade saß am Fenster und sah auf den winterlichen Platz hinaus. Das dämmernde Zimmer war behaglich und warm, das Feuer flackerte im Kamin; sie aber saß fröstelnd am Fenster, das Kinn in die Hände gestützt, und zog den Schal um sich; in den dunklen Augen unter dem glänzend blonden Haar war Trostlosigkeit. Draußen standen die entlaubten Bäume im Nebel; und jetzt begann leiser Schnee zu fallen. Nur sehr wenige Leute gingen über den Platz; in ihre Mäntel gehüllt glitten sie wie Schatten durch den Schnee, der dichter und dichter fiel; Eileen sah sie kaum. Ein Wagen fuhr leise vorüber; ein Gesicht drängte sich an die Scheibe des Fensters. Eileen fuhr auf; ein Zittern ging über sie. „Es kann nicht sein!" sagte sie laut. Da hielt der Wagen. Der Klopfer schlug an die Haustüre. Sie eilte hinaus und die Stufen hinab und öffnete selbst. „Norman!" rief sie, „es ist ja nicht möglich!"

„Eileen! — Gib acht, du wirst naß!" fügte er sogleich hinzu, den hohen Kragen öffnend und den dunkeln Uniformmantel auseinanderschlagend, um den Schnee abzuschütteln.

„Es ist ja nicht möglich!" wiederholte sie, ihn umarmend. Hinter ihm war der Diener mit seinem Koffer eingetreten, und von oben kam das Stubenmädchen in weißer Schürze und knickste und grüßte.

„Ich habe nur wenige Stunden, Eileen," sagte er, den schweren pelzbezogenen Tschako abnehmend, „ich habe keinen Urlaub, ich bin dienstlich hier. Ich komme vom Kriegsamt und muß wieder hin, und um zehn Uhr geht der Postwagen nach Dover."

„Also schnell ein Bad und Essen?"

Er nickte, und sie eilte selbst alle Anordnungen zu treffen und die Vorbereitungen in Gang zu bringen. Dann kehrte sie ins Zimmer zurück. „Daß du nur da bist!" wiederholte sie. „Gerade in diesem Augenblick! Es ist ein vollkommenes Wunder!"

„Hast du so sehr an mich gedacht?"

„Wenn du kämest, so oft ich an dich denke, müßtest du täglich hier sein. Aber gerade diese letzten Tage war ich in beständiger Angst und eben sah ich dich irgendwo . . . frierend . . . verwundet . . . in Gefahr . . .!"

„Es ist nicht sehr kalt in Südfrankreich, und verwundet bin ich nicht, war auch nicht sehr in Gefahr. Auch die Überfahrt war rasch und gut . . ."

Sie sah fragend nach seinen Augen, als sähe sie dort etwas, aber er breitete die Arme aus: „Eileen!"

„Und Florence?" fragte er, sie küssend.

„Sie schläft. Komm!"

Das ganze Haus bewegte sich in verhaltnem Geräusch. Unten wurden Kessel gewärmt, Speisen zugesetzt; die Mädchen eilten die Treppen auf und ab, knickften, wenn sie dem Herrn begegneten, und sahen ihm mit frohem, aufgeregtem Staunen nach.

Sie standen vor dem Bett des Kindes, das Eileen in ihr Schlafzimmer hatte stellen lassen. Es erwachte, als er es leise küßte, sagte, die Augen öffnend „Oh! Mama!" und erkannte ihn nicht, warf sich nach der andern Seite, den Kopf in die Händchen vergrabend, und entschlief wieder.

„Das bist du!" sagte er, sie ansehend.

„Ja, sie wird eine O'Donnell!" erwiderte sie, und beide schwiegen.

Allein gelassen, ging Eileen tief erregt im Zimmer auf und ab, dankbar gelöste Empfindungen in der Seele. Dann streifte sie rasch ihr dunkles Hauskleid ab, und Norman fand sie im hellen, unter der Brust gebundnen Seidenkleid im Speisezimmer an dem mit verspäteten Weihnachtszweigen geschmückten Tisch stehend, als er erfrischt vom Bade und in bequemerem Anzug eintrat.

„Bist du nicht todmüde?" fragte sie.

„Ja und nein! Ich spüre Müdigkeit nicht mehr. Und ich fühle mich wohl, weil ich dich sehe!" Aber während er sie ansah, trat in die Stirn über seinen Augen der Ausdruck einer Ermattung und einer Sorge; und sie hielt gleichfalls inne, um ihn forschend zu betrachten. Er aß hungrig und trank wiederholt von dem hellen Wein, und sie half und bediente ihn glücklich, ohne selbst viel zu nehmen.

Das Kind wurde von der Wärterin heruntergebracht, es kam scheu heran und wehrte sich, als er es nahm und küßte. Eileen nahm es in die Arme und wies ihm den Vater. Normans Blicke gingen unruhig von dem Kinde zu ihr. Es begann zu weinen, und Eileen ließ es wieder hinaufführen.

Sie saßen Hand in Hand vor dem Feuer, und, seinen Arm um sich ziehend, sagte sie: „Und nun erzähle! Ist deine Sendung hierher eine ehrenvolle?"

„Meine Sendung hierher . . .? Ja . . . immerhin. Sie ist jedenfalls ein Beweis von Vertrauen."

„Und ich freue mich, daß sie dich herbringt."

„Es ist wirklich ein Wunder," sagte er, „daß ich hier sitze, mit dir am Kamin in diesem behaglichen, kosigen Zimmer . . . und vor wenigen Tagen noch an den grauen

Digitized by Google

Wassern des Adour, auf der einen Seite wie Wolken das Gebirge, vor mir endloser Sand und Sümpfe und kahles Gesträuch, über uns im Nebel die Mauern von Bayonne, dahinter das winterliche, düstere Meer, und dazwischen Zelte, Gräben, Schanzen, Wachtfeuer, Fluchen und Schüsse . . . Und in vier Tagen wieder!" Er fühlte, wie ein Zittern über die Glieder seiner Frau lief, hörte ein verhaltenes Schluchzen. „So aufgeregt, Liebste? fragte er und streichelte beruhigend ihr Haar.

„In wenigen Stunden bist du wieder fort!" rief sie klagend. „Wird dieser ewige Krieg nie enden? Wie wenig hab' ich in all den Jahren von dir gehabt? Und nicht nur getrennt sein, dich unaufhörlich in Gefahr wissen, unaufhörlich zittern müssen! . . ."

„Das ist unnötig. Seit ich dem Stab im Hauptquartier zugeteilt bin, bin ich wirklich nicht mehr in Gefahr. Seit zweieinhalb Monaten war ich dreimal auf Rekognoszierung und nur in einem Gefecht . . ." Er versank in Schweigen.

„Sprich mehr!" bat sie, „sag', wie du lebst! Bist du sehr angestrengt?"

„Zu tun ist genug. Der Chef verlangt viel."

„Ist er dir wohlgesinnt?"

„Das wäre bei ihm schwer zu sagen . . . Es liegt auch soviel auf ihm. Erst der unaufhörliche Ärger mit den Spaniern, dann das elende Wetter, der Vormarsch auf den grundlosen Straßen . . . das kann man sich nicht vorstellen, Eileen . . ." Wieder sah er schweigend ins Feuer, und sie in sein männliches, gebräuntes, vom Kriege hart gewordenes Gesicht, das sie so weich und jugendlich in Erinnerung hatte. Jetzt stand er auf, sah auf die Uhr, machte ein paar Schritte durchs Zimmer und blieb stehen. Ihre Blicke folgten jeder Bewegung. Er war vor dem Tische stehen geblieben, auf dem sich unter anderen Miniaturen sein Bild befand, das ihn so darstellte, wie sie ihn im Geiste eben gesehen hatte, als wäre der gleiche Gedanke in ihm. Dann wendete er sich wieder ihr zu. „Aber nun geht es zu Ende! Zu Ende!" rief er. „Und vielleicht bin ich bald für immer hier bei dir . . .!" Wieder brach er jäh ab. Und etwas in seinem Ton ließ sie aufhorchen. Er warf ihr einen raschen Blick zu und sprach weiter: „Wir siegen, Eileen. Mit Bonaparte geht es zu Ende. Soult zieht sich immer weiter zurück!"

„Ja, das lesen und hören wir alle Tage."

„Und du kannst dich nicht freuen?"

„Daß der Krieg endet, Norman, freut mich! wie sehr! und daß du zurückkommst! . . . Ich freue mich, wenn du siegreich bist!"

„Ich verstehe dich, Eileen. Ich verstehe dich sehr gut!"

„Du weißt es," antwortete sie leise. „Ich habe dir's oft gesagt: ich habe einen Mann geheiratet, nicht eine Nation! Dich, nicht dein Volk. Ich bin keine Engländerin geworden!"

„Ich weiß es," erwiderte er und trat ganz nahe an sie heran und beugte sich über sie. Die Hände auf ihren Schultern, sah er ihr tief in die Augen. „Ich frage mich manchmal, Eileen, ob du auch nur den Mann wirklich geheiratet hast . . . ob du wirklich völlig zu mir gehörst . . . über alles, alles hin, was trennen könnte . . .!"

„Das fragst du dich noch," rief sie aufspringend, „du! der du alles weißt! Meinen Vater Sheumas O'Donnell hat Lake gemordet; meinen Bruder Bob hat er foltern und hängen lassen, mein Bruder Aleel ist verschollen, Cathleen, meine Schwester, ist in Orre-Castle verbrannt, mein Vetter Roos ist verschollen, meiner Mutter Bruder Tom Burke ist verschollen; sie sind auf dem Meer zugrunde gegangen oder in den Heiden und Sümpfen, bei Nacht in den Wäldern erschossen und verfault oder verscharrt. Ich weiß nicht, wie sie gestorben sind, und ich bin froh, daß ich es nicht weiß . . . manchmal, wenn ich davon träume . . ." sie fuhr mit beiden Händen an die Schläfen. Er wollte nach ihren Händen greifen, aber sie wich zurück. „Ich allein," rief sie, „bin übrig. Du weißt, welche Greuel ich als Kind gesehen, aus denen du mich gerettet hast. Du hast mich gerettet, und doch, du weißt es, würden mein Vater Sheumas und meine Brüder Aleel und Robert mich verfluchen und mein Vetter und meiner Mutter Bruder, wenn sie lebten und wüßten, daß ich einen Engländer zum Mann genommen!"

„Eileen!" rief er.

„Aber warum, warum, warum, Norman," fuhr sie fort, „erneuerst du das alles heute, heute, da wir so wenige Stunden haben . . .?"

„Warum, Eileen?" fragte er und sah schmerzlich auf sie, und das Feuer im Kamin flammte auf und warf einen schnellen Schein über ihn, und die Falte zwischen seinen Augen war tiefer und sein Gesicht schien noch älter und gefurchter; und dann versank die Flamme wieder, und es war fast dunkel, als er sie an sich zog.

„Was hast du auf der Seele, Norman?" rief sie, „was willst du mir sagen?"

„Ja!" sagte er, „aber um Gottes willen, Eileen . . ." er unterbrach sich und faßte ihre Hände, sie wieder an sich ziehend. „Ob du mich verstehen wirst?!"

„So sprich doch!"

Sie sah, wie sein Gesicht arbeitete. Er zog

Digitized by Google

die Uhr aus der Tasche. „Zwei Stunden!“ rief er.

„Hast du noch?“ rief sie erschreckend.

„Nein, bin ich schon hier!“

„Schon zwei Stunden!“

Noch einmal ging er durchs Zimmer und zurück, dann blieb er stehen und sah zur Erde. „Es hängt mit meinem Auftrag zusammen,“ begann er. Sie sah rasch auf. „Es war so,“ fuhr er fort. „Wir kommen schwer vorwärts; Soult schlägt sich sehr gut, die Franzosen wehren sich wie die Teufel; wie lang liegen wir nun schon vor Bayonne, und jedes Dorf, jedes Schloß muß belagert und gestürmt werden. Wie wir herunter in die Ebene an die Gave de Pau stiegen, war da ein Kastell in den Hügeln, das hatte der Mann, der dort befahl, so befestigt und verteidigte es so, daß wir eine Abteilung zurückließen, die es eingeschlossen halten und womöglich nehmen sollte, während das Korps weiter vorrückte, wie wir es jetzt mit Bayonne selbst machen werden. Wir hatten überhaupt zu wenig Artillerie, und die wurde vor Bayonne gebraucht. So weit war alles gut. Da kam jener verfluchte Fehler, den Gade an der Front beging, so daß wir alles heranziehen mußten, um keine Lücke zu lassen, wo Soult uns gepackt hätte. Und da bekam der Mann in jenem Kastell wieder Luft; er machte einen Ausfall und hieb die paar Leute zusammen, die noch dort standen, um ihn zu beobachten, dann überfiel er unsere Verbindungen und nahm unsere Wagenzüge weg. Das Kastell lag an einer unserer Zufuhrstraßen und der Franzose darin hatte seine paar Kanonen in einer Weise gestellt, daß die ganze Gebirgsstraße gesperrt war. Unter den spanischen Guerillas gab es fürchterliche Leute, aber einen so kühnen und geschickten Offizier wie den, habe ich lange nicht gesehen. Sobald es wieder ging, wurde Weymon mit einem starken Bataillon und etwas Geschütz hingeschickt, das Kastell zu nehmen. Es schien eine Kleinigkeit; aber er brachte es nicht zustand. Ich müßte dir zuviel erklären, um dir ganz begreiflich zu machen, wie unangenehm es für uns war. Es sind jetzt gerade zehn Tage her, da schickte Lord Wellington mich hin, ich sollte doch sehen, daß Weymon vorwärtskomme und den Platz nehme, denn der lag da und griff an nach allen Regeln, tapfer, aber ohne Initiative, und der andere hatte immer neue Ideen. Als ich hinkam, fand ich Oberstleutnant Weymon schwer verwundet, im Fieber, Hauptmann Brice beim Sturm durch die Brust geschossen, Chelmsford lag irgendwo unter den Schanzen begraben, Pouley führte das Bataillon und konnte gar nichts ausrichten. Er war vollkommen übermüdet. Ich bin im Rang älter als er und Adjutant, und da ich einmal da war und den Auftrag hatte, so übernahm ich das Kommando . . . Lord Wellington sagte nachher, ich würde vielleicht kein schlechter Truppenführer werden. Ich ließ die Geschütze anders auffahren und änderte den ganzen Angriff, ich schoß ihm seine Basteien zusammen und nahm zwei Vorwerke. Er machte neue Schanzen aus allem, was es gab, aber es war klar, daß es zu Ende ging. Wir hatten keine Zeit; ich mußte zurück ins Hauptquartier, und so schickte ich einen Parlamentär und ließ ihn zur Übergabe auffordern. Darauf verlangte er eine Unterredung. Wir kamen auf den zerschossenen Werken zusammen, am Nachmittag unter tiefen Wolken, da und dort lag Schnee und überall Tote und Verwundete an den Schanzkörben. Ein langer, schlanker Bursch, gerade, gelenkig, sehr elegant in seiner Chasseur-Uniform, mit ihm zwei ganz junge Offiziere, Kinder noch. Er kommt auf mich zu, lächelt ein wenig, verbeugt sich sehr höflich, sehr französisch, das Képi abnehmend, daß ich seine gelockten dunkelblonden Haare sehe. Ich nenne mich: ‚Hauptmann Beade‘, er lächelt wieder und sagt: ‚Oberst Fitz-James‘ . . .! Ich begriff sofort: . . . ein Irländer! Eilen!“

Sie sah ihn gespannt an, sehr bleich, mit leise zitternden Lippen, sprach aber nicht.

„Ich forderte ihn, da er sich doch nicht mehr halten könne, auf, weiteres Blutvergießen zu ersparen und uns die Festung zu übergeben. Er sah sich um und zur Erde, als dächte er nach: ‚Ja,‘ sagte er dann, ‚gegen freien Abzug, mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag.‘

‚Das kann ich nicht bewilligen,‘ erwiderte ich. ‚Die Ehre haben Sie in jedem Fall gewahrt durch Ihre glänzende Verteidigung . . .‘ er verbeugte sich kühl, ‚aber ich muß auf Übergabe der Besatzung in Kriegsgefangenschaft bestehen.‘

Er schüttelte den Kopf. ‚Nur gegen freien Abzug.‘

‚Dazu habe ich keine Vollmacht.‘

‚Dann schicken Sie nach dem Hauptquartier.‘

‚Das würde nichts ändern und wäre zwecklos Zeitverlust. Darein kann ich nicht willigen. Ich habe ganz klare Befehle. — Wir gönnen dem Feind einen so vortrefflichen Offizier nicht.‘

‚Schön,‘ sagte er und machte Miene zu gehen. ‚Kommt, Kinder!‘

Ich hielt ihn zurück. ‚Sehen Sie doch ein,‘ sagte ich und wies ihm seine Lage, die völlig zerschossenen Wälle, ich zeigte ihm in der

Digitized by Google

Ferne unsre Feuer, die in der Ebene und auf den Hügelabhängen im Winternebel sichtbar waren, ‚ich kann soviel Leute heranziehen als ich will. In acht Stunden haben wir den Platz gestürmt.'

‚Wir halten uns noch Tage.'

‚Ich glaube nicht. Aber dann?'

‚Was liegt am Sterben?'

‚Sagen Sie das für sich. Aber diese Kinder hier?' Er selbst sah jung genug aus. Die beiden Knaben waren blaß, müde, übernächtig, wenn auch ihre Augen brannten und sie zu allem bereit waren. ‚Was liegt Ihnen an der Gefangenschaft? In wenigen Wochen ist der Krieg zu Ende und Sie werden ausgetauscht.'

‚Ja, diese hier. Aber ich?! Sie haben es ja längst erkannt: ich bin Irländer. Ich will nicht in Ihre Gefängnisse, an Ihren Galgen kommen, nicht das Schicksal Wolfe Tones teilen, den Sie gegen alles Recht . . .'

‚Er war ein verurteilter Rebell!' unterbrach ich ihn."

Die am Feuer sitzende, lauschende Frau fuhr empor. Ihr Mann kehrte aus den Gesichten der Pyrenäen, die seine Erinnerung erfüllt hatten, in die Gegenwart ihres Zimmers in London zurück. „Verzeih, Eileen," sagte er, „als englischer Offizier mußte ich das sagen."

„Ja, als englischer Offizier," sagte sie bitter.

„Höre mich zu Ende, Eileen! ‚Glauben Sie, ich bin weniger Rebell?' erwiderte er. ‚Weiß Gott, ich kämpfe mehr gegen England, als für Frankreich und den Kaiser!'

Wir schwiegen beide. Er war noch länger als ich und stand da, blaß und entschlossen, schon wieder lächelnd, nun in halber Nacht; über uns ein ungeheurer Schatten, die Festung. Ich dachte nach. Ich dachte an dich, Eileen. Und der Mann gefiel mir so gut. ‚Ich bin Adjutant des Höchstkommandierenden,' sagte ich endlich. ‚Es ist vielleicht gewagt, wenn ich mich verbürge. Aber ich glaube, ich kann es.' Er sah mich scharf an. ‚Ich habe das Recht, wie Oberstleutnant Weymon und in seinem Namen, die Übergabe der Besatzung in ehrenvolle Kriegsgefangenschaft zu vermitteln. Darin sind Sie eingeschlossen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort für diese Bedingungen. Daran wird man im Hauptquartier nichts ändern.'

‚Wer weiß!' sagte er. In diesem Augenblick brach der eine der beiden Leutnants neben ihm zusammen. Sie hatten nichts mehr zu essen und schon tagelang halbe Rationen, wie ich dann erfuhr. Er, Fitz-James, und ich halfen dem Jungen auf. Ich schickte eine Ordonnanz in unsere Stellungen hinab, um Wein und was sich sonst fände holen zu lassen. Er sprach indessen mit seinen Offizieren und sann wieder nach. ‚Was liegt daran?' rief er schließlich. ‚Kommt Kinder, es sind vielleicht wirklich nur ein paar Wochen für euch!' Und zu mir sagte er: ‚Es ist gut.'

Ich sagte: ‚Kommen Sie hinunter in die Zelte, die Bedingungen aufzusetzen und zu unterschreiben.' Es war völlig dunkel geworden, und es hatte sich ein unangenehmer, schneidender Wind erhoben, der durch alle Kleider drang und der uns Papiere und Karten in den Händen umbog und wegwehte. Die Laternen, die er hatte bringen lassen, drohten zu verlöschen. So schickte er einen seiner Begleiter mit Befehlen in die Festung zurück und folgte mir mit dem andern hinab. Ich ließ ihn vorangehen und ich sah ihn an und beobachtete ihn.

Als ich ihn unsern Offizieren vorstellte, sprach ich seinen Namen absichtlich so rasch aus, daß sie ihn kaum verstanden, und redete ihn immer nur ‚Oberst' an. Sein Französisch war tadellos. Die nötigen Abmachungen wegen der Übergabe, des Abmarsches, der Verwundeten und was da sonst war, waren schnell getroffen. Als er unterschrieb, sah Pouley, der zunächst stand, mich an. Aber ich sprach kein Wort, und er machte keine Bemerkung. Vielleicht hatte er nichts dabei gedacht.

Zwei Stunden später räumten sie die Festung bei Fackellicht; ein Teil unsrer Mannschaft war ausgerückt und stand in Reihen; es waren nicht viele, die unter Trommelwirbel herunterkamen, und die meisten verwundet. Die nicht gehen konnten, wurden auf Bahren und Brettern heruntergetragen. Noch einmal tönte ihr „Vive l'empereur!" durch die Nacht, dann überreichte Fitz-James mir seinen Degen, und man hörte das Klirren und Aufschlagen der Gewehre, die abgegeben, gezählt und hingelegt wurden. Eine kleine Abteilung von uns besetzte die Festung, die am andern Tag gesprengt werden sollte.

Ich traf mit Pouley die nötigen Anordnungen und bestimmte, daß Fitz-James und die Offiziere am andern Morgen unter Eskorte mit mir ins Hauptquartier reiten sollten, da es den Feldmarschall interessieren könnte, sie zu sprechen. Ich hatte eine Ordonnanz vorausgeschickt mit der Meldung. Am Abend bewirtete ich ihn . . ."

Norman verstummte und sah seine Frau an. Sie kauerte noch immer am Feuer. Jetzt hob sie den Kopf zu ihm. „Warum sprichst du nicht weiter? Erzähle doch!"

„Ja, es ist am besten, ich erzähle dir alles; es kann ja doch nicht anders sein."

Digitized by Google

„Ich will alles wissen," sagte sie aufstehend. Und sie lehnte sich groß und weiß mit dem einen Arm auf den Kamin und wartete. Er fuhr fort: „Wir speisten in einem kleinen Hause, das windgeschützt hinter den Felsen lag. Es waren Hütten und Häuser an den Berg geklebt, und die vor Geschossen gedeckt waren, wurden als Quartiere benützt. Mein Zimmer war zwei Tage vorher das Chelmsfords gewesen, der jetzt tot unter den zerschossenen Schanzen lag; auf der andern Seite des Gangs lag Weymon im Bett und delirierte. Manchmal hörten wir ihn schreien; manchmal Posten rufen oder ferne Kanonenschüsse von Bayonne herüber. Wir redeten nicht viel während der Mahlzeit; eine große Anspannung hatte in beiden nachgelassen, und wir fühlten uns matt. Er aß und trank und streckte sich nachher wohlig aus; dann wurde sein Ausdruck wieder gespannt; er stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände und sah ins Dunkel hinaus.

‚Wenn ich Sie so ansehe, Mr. Fitz-James,' sagte ich plötzlich, ‚könnten Sie Aleel O'Donnell sein, der Bruder meiner Frau.'

Er fuhr herum und starrte mich an. ‚Ich bin nicht Aleel O'Donnell,' antwortete er, ‚aber ich kannte ihn. Aleel O'Donnell ist tot. So ist Cathleen Ihre Frau?'

‚Cathleen ist tot,' sagte ich, ‚meine Frau ist Eileen O'Donnell.'

‚Eileen! . . . Sie war noch sehr klein . . .'

Er sah mich lange an und stellte allerlei Fragen, auch, ob wir ein Kind hätten . . ."

„Was für ein Fitz-James kann das sein?" hörte Norman Beade seine Frau fragen. „Ich erinnere mich nicht. Wie war sein Vorname?"

„Luke, Luke Fitz-James, glaube ich."

„Ich erinnere mich nicht," wiederholte sie. „Bitte, fahre fort!"

„Am andern Morgen brachen wir auf. Ich hatte eine Versuchung gefühlt, ihm eine Möglichkeit zur Flucht zu lassen, aber es gab keine. Die ganze Ebene vor uns und das Gebirge hinter uns war von unsern Truppen besetzt und durchzogen. Überall sah man Rauch und Zelte und dunkle, durch das Land sich bewegende Linien. Wir ritten durch den hellen Wintertag. Wir sprachen kaum ein Wort unterwegs; und ich hatte Zeit zu denken. Im Grunde war ich sicher, daß man mich nicht desavouieren würde; es sind nicht mehr die Zeiten Wolfe Tones und Lakes. Dennoch war eine Unruhe in mir.

Wir kamen ins Hauptquartier. Ich mußte Seiner Lordschaft berichten; er sagte mir ein paar freundliche Worte über meine Zukunft; das war sehr viel, und ich wurde von allen Seiten beglückwünscht.

Zwei Stunden später wurde ich zu Generalmajor Clyde gerufen. Er saß am Tisch und hatte die Akte der Übergabe vor sich. Fraser, sein Adjutant, saß an der andern Seite des Tisches und schrieb.

‚Hier steht Fitz-James,' sagte der General. ‚Ist das nicht ein Irländer?'

‚Vielleicht ist er von irischer Herkunft,' antwortete ich, als wäre es eine belanglose Sache.

‚Das ist die Frage.' Er sah scharf auf die Unterschrift.

‚Ich hatte nur mit dem Kommandanten der Festung zu tun, mit dem ich abschloß,' bemerkte ich, ‚mit einem Obersten der französischen Armee.'

‚Ja, ja, das gilt für Sie, aber wir müssen das weiter untersuchen.'

‚Muß es untersucht werden?' fragte ich.

Fraser hielt im Schreiben inne, lehnte sich im Stuhl zurück und sah mich an. Der General feuchtete seinen Daumen an und blätterte in den Papieren; Oberst Grant und Major Wolverton waren eingetreten. ‚Lassen Sie den Mann kommen, Fraser!' sagte der General. ‚Sie konnten sich damit nicht aufhalten.' Dies war zu mir gesprochen.

‚Aber ich gab mein Ehrenwort . . .'

Er winkte mir nur mit der Hand, daß ich schweigen sollte. Der Adjutant war zur Tür gegangen und hatte den Befehl weitergegeben. Niemand sprach. Fitz-James trat ein, die Bärenmütze unterm Arm und grüßte. Man dankte gemessen. Clyde fragte ihn, wo und wann er geboren sei?

Er schwieg einen Augenblick, dann lächelte er und sagte: ‚Ich weiß nicht, ob ich verpflichtet bin, Ihnen dieses militärische Geheimnis mitzuteilen. Ich bin naturalisierter Franzose und französischer Offizier.'

‚Das wissen wir,' sagte der Genral und er wiederholte seine Frage.

‚Ich vermute, daß es für Ihre Absichten genügt, wenn ich die Antwort weigere. Ich werde mich nicht wundern, wenn ein englisches Ehrenwort nicht gehalten wird.'

General Clydes massiges Gesicht unter den krausen weißen Haaren wurde dunkelrot. Ich biß mir die Lippen. ‚In der Tat, Sir William, wenn Sie gestatten: es handelt sich hier um mein Ehrenwort . . .'

‚Sie sind noch nicht gefragt, Hauptmann Beade; Ihre Reihe wird kommen,' sagte Clyde heftig. ‚Gefangener, ich ersuche Sie, sich zu mäßigen.'

Fitz-James zuckte die Achseln. Wie er dastand und die Männer ansah, die Lippen zwischen die Zähne gepreßt, daß man das Rote nicht sah, mit einem bösen, aufreizenden Lächeln in dem schönen sehr weißen Ge-

Digitized by Google

sicht, erinnerte er mich wieder an dich, Eileen. Und noch mehr, als er sich mit der Hand über die Haare strich und ins Fenster starrte, als sähe er etwas ganz Fernes, in das seine Seele tauchte.

‚Haben Sie je in der britischen Armee gedient?' fragte Sir William Clyde.

Er drehte sich rasch um, als erinnerte er sich, wo er sei. ‚Ich habe immer nur gegen England gekämpft,' sagte er mit Betonung.

Der General hatte wieder in den Akten geblättert und diktierte Fraser ein paar Sätze, die dieser niederschrieb. Dann blickten alle auf Fitz-James. Der, als fühlte er diese Blicke, wendete langsam den Kopf, bis seine Augen meine trafen. ‚Ich habe es Ihnen vorausgesagt,' rief er mir zu, und wieder zum Tisch gewendet: ‚Wozu die Sache hinausziehen? Da Sie durchaus hören wollen, was Sie ohnedies wissen, und es so oder so gleichgültig ist. Ich bin in den Bergen von Connemara geboren, an den Ufern des Corrib. Es ist ein grünes und schönes Land, wert, daß man dafür sterbe. Und einer mehr von uns oder weniger, der ermordet wird ... Genug, meine Herren. Ich wünsche in mein Quartier zurückgebracht zu werden.'

Er verbeugte sich kurz und ging zu einer Bank im Hintergrund des Zimmers, setzte sich, kreuzte die Arme und sah weit weg.

‚Es genügt vorläufig,' sagte auch der General und ließ den Gefangenen in sein Quartier zurückbringen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, herrschte einen Augenblick Schweigen. Dann wurde der Fall erörtert. Alle fanden ihn klar: Rebellion und Hochverrat. Ich war hier, bis auf Fraser, der jüngste im Rang unter lauter Vorgesetzten. Und als ich Aubury mit seinem hämischen, verbissenen Gesicht eintreten sah, wußte ich, daß es aussichtslos war. Er war es, der die Sache entdeckt und aufgegriffen hatte. Er war seinerzeit als Kriegsrichter mit Lake in Irland gewesen. Und auch bei Clyde war nichts zu machen. Er war wütend über die Art, wie Fitz-James mit ihm gesprochen hatte.

Ich ging zu Lord Wellington. Im Vorzimmer saß Colville und versiegelte Depeschen. Der Feldmarschall war allein. Er schien unzufrieden. ‚Was wollen Sie, Beade? Ich habe sehr wenig Zeit,' sagte er, als ich eintrat.

Ich beklagte mich, daß man meine Kapitulation brechen wolle.

‚Der Fall liegt anders, als Sie angenommen haben.'

‚Ich bitte Eure Lordschaft um Vergebung: ich wußte genau, was ich tat.'

‚Dann hätten Sie nicht abschließen dürfen.'

‚Dann hätten wir noch drei Tage dort kämpfen können, und Sie wollten den Platz, Mylord, und die Straße. Mir war nur eines verboten: freien Abzug zu bewilligen.'

‚Dann ist auf Ihrer Seite alles in Ordnung. Das Kriegsgericht wird die Sache von einer andern Seite zu betrachten haben.'

Er wollte mich entlassen. ‚Ich bitte Eure Lordschaft um Verzeihung,' sagte ich nochmals dringend. ‚Ich habe mich dem Manne persönlich für seine Sicherheit verbürgt und ihm mein Ehrenwort gegeben; ich bin entehrt, wenn es nicht gehalten wird.'

Sein Gesicht wurde finsterer, aber er schwieg. ‚Mir bleibt dann nichts übrig,' fuhr ich fort, ‚als . . .'

Er sah mich drohend an: ‚Ich will keinen Unsinn hören,' unterbrach er mich heftig.

Ich schwieg.

Er stand in seinem grauen Rock am Fenster und spielte mit seiner Reitgerte. Draußen dämmerte es bereits wieder und in der Ferne am Wasser stiegen Raketen auf.

‚Es ist eine juristische Frage,' sagte er zuletzt, ‚und nicht für mich zu lösen. Sie können an Longs Stelle mit den Depeschen nach London fahren. Die Queen Elizabeth geht morgen von St. Jean ab. Sprechen Sie mit dem Generalkriegsrichter und sagen Sie ihm, ich lasse ihn um seine Ansicht über den Fall bitten. Sie haben einen Tag in London, Ihre Sache zu vertreten und kommen wieder zurück. Guten Abend.' Ich dankte und ging. Und so bin ich hier, Eileen."

„Und nun?" rief seine Frau, „Du warst bereits im Kriegsamt?"

„Ja, ich habe Ryley gesprochen."

„Und nun?"

„Warte ich."

„Kann das lange dauern?"

„Ich glaube nicht. Wenn Lord Wellington um eine rasche Antwort bittet, wird sie ihm gegeben. Ich bin für halb neun Uhr Abend bestellt."

„Aber mein Gott! welche Antwort. Was glaubst du?" Sie fragte kurz, in schmerzlichem Ton. Er zuckte die Achseln. „Welchen Eindruck machte dir Ryley?"

„Er war sehr ernst. Er wollte noch mit dem Lordkanzler sprechen. Als ich vom Hauptquartier abreiste, kam Sir Robert Gardiner auf mich zu, sah mich mit seinen großen strahlenden Augen unter dem grauen Haar an und sagte, er wünsche mir Glück zu meinem Vorhaben. Leider stand Aubury dabei und mit seinem unangenehmen Lachen, indem er mir zwei Finger reichte, sagte er, er wünsche mir ebenfalls Glück."

„Hast du ... ihn ... nochmals gesehen?"

„Ja. Er war unverändert. Er saß in seinem Zimmer und rauchte, und schrieb oder

Digitized by Google

zeichnete, ich weiß nicht was. Ich sollte dich von einem Freunde grüßen, sagte er."

„Wer kann er nur sein?" rief sie wiederum. „Ich kenne keinen Fitz-James in Connemara . . . Norman . . ." sie sprach leiser und jedes Wort für sich, „wenn es doch mein Bruder Aleel wäre . . .?!" Norman schwieg. „Norman! . . . du glaubst es auch, Norman . . .! Es ist Aleel!" Sie eilte an den Tisch und griff nach einer der Miniaturen. „Du hast vorhin danach gesehen. Sieht er so aus? . . . Ist er das?"

„Er . . . könnte es wenigstens sein."

„Norman, du glaubst es auch!"

Sie warf sich über den niedrigen Stuhl und die Kissen am Feuer; er sah, wie ihr ganzer Körper zitterte. „Er lebt!" schluchzte sie. „Noch! Jetzt . . . noch!" Er strich über ihr Haar. Sie richtete sich auf. „Du nimmst mich mit dir, Norman, wenn Sir Ryleys Meinung gegen ihn ist?"

„Eileen! das ist ja unmöglich!"

„Es muß möglich sein, Norman. Ich muß ihn noch sehen. Du hast ihn gefangen genommen . . ."

„Das dachte ich mir . . .!" rief er bitter.

„Nein, schweige, ich weiß, du hast getan, was du konntest, was du mußtest. Aber ich muß tun, was ich kann und muß. Er ist der letzte meiner Familie, der noch lebt, und ich habe den Mann geheiratet, der ihn ans Messer liefert . . ."

„Es ist ja noch nicht gewiß, Eileen. Vielleicht hast du den Mann geheiratet, der ihn rettet. Denke, wenn ein anderer die Festung genommen hätte!"

„Und wenn sie ihn nicht losgeben? Wenn sie ihn vor ein Kriegsgericht stellen?" Norman schwieg. „Warum sind die Menschen so grausam und wahnsinnig?"

„Die Welt ist so," sagte er.

„Und wir müssen darum zugrunde gehen!"

„Nicht, wenn du mich liebst."

„Oh, Norman, das sagst du jetzt!"

„Irgendwo ist ein Dunkles in deiner Seele, das mir fremd ist, Eileen. Da bist du nur Irin und vergissest, daß du mein Weib bist!"

„Ich vergesse es!"

„Sieh in den Spiegel, du bist bleich und zitterst und beißest die Lippen, und deine Augen sind groß und starr, wie du immer tust, wenn du sagst, daß du mich liebst, und innerlich weit von mir weg bist!"

„Das glaubst du nur . . ."

„Nie wirst du vergessen . . .! Und den Bruder, wenn er es wäre, kennst du kaum! Dennoch ist er dir mehr!"

„Oh, du bist ganz Engländer in deiner Härte! Dein Gesicht ist finster und böse, Norman, und sonst war es süß und weich, wie auf dem Bilde dort!"

„Weil ich all dies vorausgesehen, weil ich weiß, was dieser Tag für uns bedeutet!"

„Norman!" Sie ging auf ihn zu und sah in seine Augen, und sie standen voreinander, ohne näher zu kommen, und sein Gesicht blieb finster, und sie bleich und starr.

Er sah auf die Uhr.

„Mußt du schon gehen?"

„Noch nicht!"

„Und so willst du gehen! Und ich soll hier sitzen und warten . . .! Hast du Hoffnung?"

„Oh, für ihn? für Fitz-James?! Doch! Der Feldmarschall hat lobende Worte über mich geschrieben; Craig sagte es mir; und daß er mich geschickt hat, beweist, daß er mir und ihm eine Chance geben wollte. — Und wenn das Schlimmste geschieht, wenn sie meine Kapitulation brechen, dann . . . komme auch ich nicht wieder. Mehr kann ich dir nicht bieten."

Sie sah ihn eigentümlich an. „Wann mußt du fort?" fragte sie.

„In einer Stunde."

„So komm!" Und sie ging ihm voran hinauf, wo das Kind bereits wieder im Schlafe lag. Er folgte ihr verwundert und schweigend. Vor dem kleinen Bette blieb sie stehen. „Wenn sie erwachsen sein wird, wird auch sie entscheiden müssen," sagte sie.

„Gott möge es ihr ersparen!" gab er zur Antwort. Wieder sah Eileen ihn an. Er ging zu dem Sofa, auf dem seine Uniform bereit lag.

Da fühlte er ihre Hand auf der seinen.

„Komm!" sagte sie. „Küsse mich, du Mann, den ich liebe, und dessen Volk ich hasse! Du hast alles getan, was du konntest, und ich liebe dich sehr!"

Da zog er sie an sich.

*

Als eine Stunde später der Wagen vorfuhr und Norman Beade das Haus verließ, lag der Platz weiß im Mondlicht. Der Schnee lag tief und still, die Räder waren unhörbar und der Hufschlag der Pferde klang gedämpft. Der Diener trug den Koffer heraus. Norman sah auf die Uhr: „In spätestens anderthalb Stunden komme ich wieder vorbei und gebe dir Nachricht."

„Und ich werde alles bereit haben, um mitfahren zu können."

„Bete, Eileen, daß es nicht nötig sei!"

Und fortfahrend sah er sie, den Schal um Kopf und Schultern, auf den Türstufen stehen, sah die dunkeln Augen in dem weißen Gesicht ihm nach und in die Ferne sehen, und sah im Geist das andere Gesicht, das ihrem so ähnlich sah.

Digitized by Google

Erholung im Walde
Gemälde von J. L. Agasse. Genf, Museum
(Zum Aufsatz von Dr. Karl W. Storck über „Schweizer Malerei")

Digitized by Google

Digitized by Google

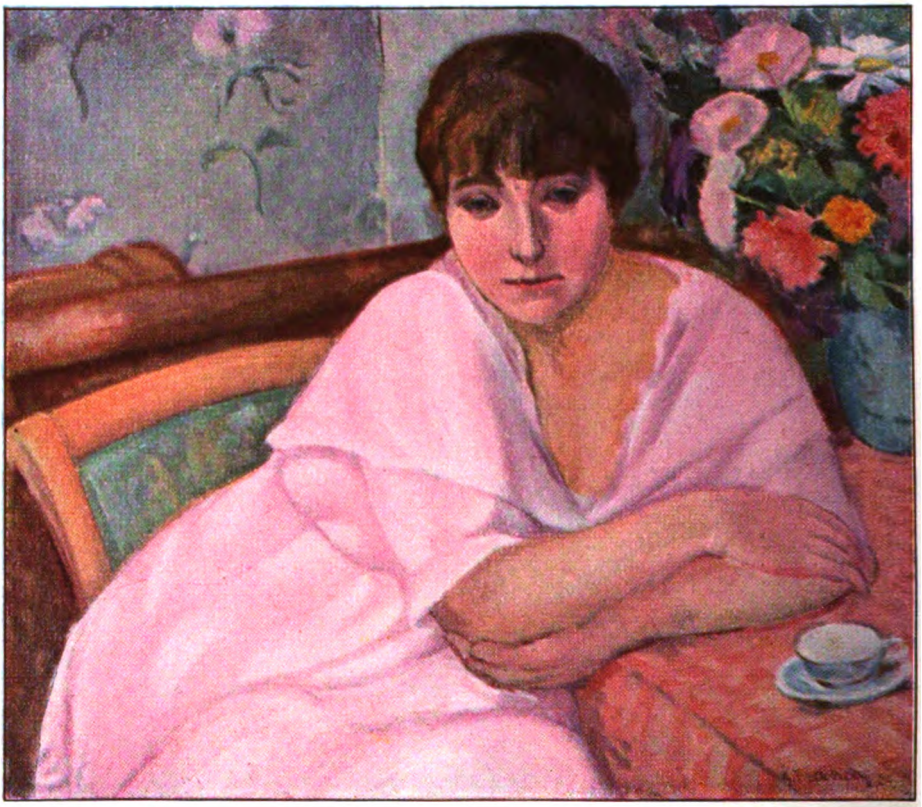
Die Malerei in der Schweiz

Von Dr. W. F. Storck

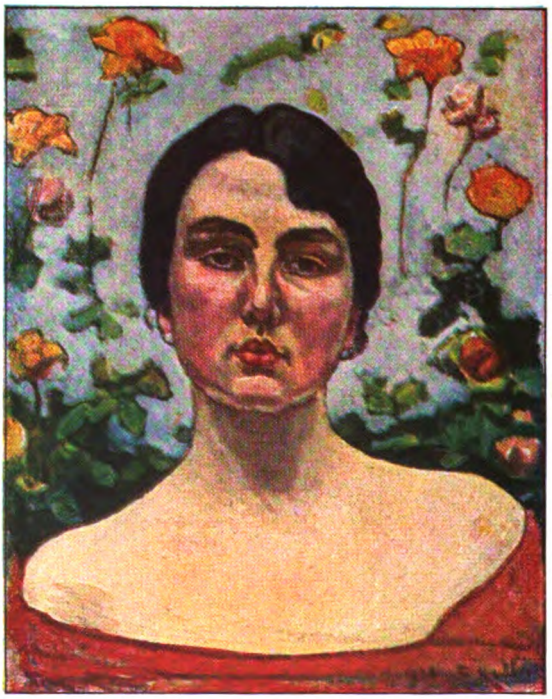
Die Entwicklung der Malerei in der Schweiz während des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart könnte dazu verlocken, ganz allgemein das Problem der nationalen bzw. der europäischen Kunst zu erörtern, denn im Grunde genommen sind es diese beiden Angelpunkte, um die sich die Entwicklung immer wieder dreht. Je nach der herrschenden Modeströmung haben sich die Künstler nach den Akademien in Karlsruhe, München oder Düsseldorf gewendet und sich zum großen Teil dem dortigen Strom der Malerei angeschlossen, oder aber sie haben das während der ganzen Zeit lebendige Kunstzentrum Paris aufgesucht und haben dort ihr Werk mit der einheimischen Pariser Malerei verschmolzen. Es bleibt immerhin bezeichnend, daß auch während des 19. Jahrhunderts unabhängig von solchen Strömungen sich starke nationale Tendenzen herausgebildet haben, wofür in erster und entscheidender Linie am Ende des Jahrhunderts die Persönlichkeit und das Werk Ferdinand Hodlers maßgebend sind. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß erst die Kunst dieses bedeutenden Schweizers, der sehr begeisterte Weggenossen fand, die nationale Eigenart innerhalb der gesamteuropäischen Entwicklung sicherstellte und auf Jahre hinaus die Schweizer Abteilungen der großen internationalen Ausstellungen zu besonderen Anziehungspunkten machte. Die stärkste Resonanz fand diese Kunst wohl ohne Zweifel in Deutschland, wo es Hodler auch möglich wurde, zwei große Wandbilder in Hannover und in Jena zu gestalten, und obwohl seine Entwicklung eigentlich über B. Menn von Frankreich her ihren Ausgang genommen hatte, obwohl er selbst Westschweizer war und fast nur französisch sprach, war die Kunstsprache doch eine durchaus deutsche, nicht im engen begrenzten politischen Sinne, sondern in dem gleichen Sinne, in dem die Kunst der Urs Graf, Tobias Stimmer, Niklas Manuel ebenfalls deutsche, germanische Kunst bedeutete. Diese Entwicklung hielt etwa bis zum

Sandhügel. Gemälde von Paul Basilius Barth (Basel, Sammlung Max Krayer-Freyvogel)

Digitized by Google



Kriegsausbruch an, wurde durch die Kriegsereignisse und noch mehr durch die Nachkriegszeit unterbrochen und umgebogen. An die Stelle von Hodler als Lehrmeister trat Cézanne, und der durch die Zeitverhältnisse bedingte engere Anschluß an Paris ging sogar so weit, daß er sehr bald selbst bei solchen Persönlichkeiten die Erinnerung an Hodlers Einwirkung



auslöschte, bei denen sie bereits jahrelang wirksam geblieben war.

Unter diesen Voraussetzungen ist es begreiflich, daß die großen Schweizer Kunstausstellungen, die zuerst in Karlsruhe, dann in Berlin stattfanden, einen in vieler Beziehung neuen Anblick darboten und daß durch diese Ausstellungen die Erörterung der Schweizer Kunst der

Oben: Frau in Rosa. Gemälde von Gustav François (Schaffhausen, Kunstverein)

Unten: Bildnis Gemälde von Ferdinand Hodler. (Sammlung Dr. A. Amsler, Schaffhausen)

Digitized by Google

Gegenwart erneut in den Vordergrund getreten ist.

Die politische Gestaltung der helvetischen Republik gibt ja gewissermaßen bereits Richtpunkte für die Problematik mancher Fälle, die sich bei einer Betrachtung der Malerei in der Schweiz einstellt. Ist beispielsweise Segantini der Schweizer Malerei zuzurechnen? Er ist geboren in dem damals österreichischen, heute italienischen Trentino; hat seine akademische Entwicklung in Italien erhalten, kam dann erst nach der Schweiz und entdeckte seine künstlerische Alpenwelt. Genügt das, um ihn der Schweizer Malerei zuzurechnen?

Ein anderes Kuriosum stellt etwa Albert von Keller dar, dessen kleine geschmackvolle Interieurs das Entzücken jedes Besuchers der Münchner Neuen Pinakothek bedeuten. Würde irgend jemand angesichts dieser Werke auf den Gedanken kommen, daß der Künstler aus der Schweiz stammt? Wohl kaum. Und von Heutigen sind etwa Paul Klee und Karl Walser völlig dem deutschen

Bildnis der Gräfin Smirnoff. Gemälde von Karl Stauffer-Bern. (Elberfeld, Städtisches Museum)

Digitized by Google

Landleben. Gemälde von Heinrich Füßli

Kunstleben verschmolzen, wobei man allerdings bei dem sensiblen Walser in manchen frühen Sachen schweizerische Eigenart erkennen mag. Aber selbst der Heros der Schweizer Malerei des 19. Jahrhunderts, Arnold Böcklin, ist längst in die Entwicklungslinie der deutschen Kunst eingereiht und mit Recht auf der deutschen Jahrhundertausstellung an führender Stelle vertreten gewesen, ebenso wie Stauffer-Bern mit der einheimischen Entwicklung einfach nichts zu tun hat und nur aus der Umwelt Menzels und Berlins zu verstehen ist. Und wenn man die Münchner Landschaftsmalerei um die Mitte des 19. Jahrhunderts darstellt, so wird man selbstverständlich die Schweizer Frölicher, Staebli und Steffan mit den entsprechenden national-deutschen Künstlern in einem Atem nennen. Die gleichen Fälle bestehen ja auch für die Westschweiz. So ist

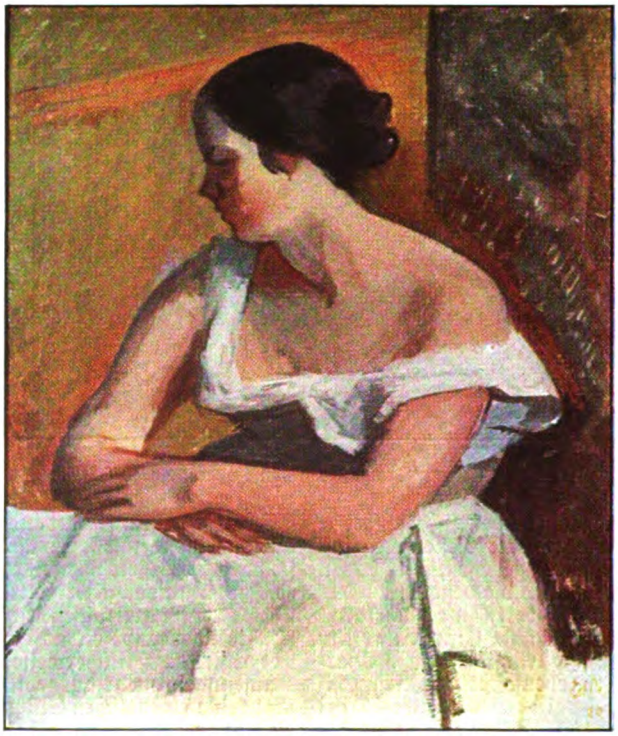
Digitized by Google

Studie zu einem Trommler. Von Johann Jakob Lüscher

beispielsweise die außerordentlich zahlreiche Künstlerfamilie Robert aus Neuenburg fast immer außer Landes gewesen, sei es in Paris, sei es in Rom, wo die begabteste Persönlichkeit, Leopold Robert, eine noch lange nicht nach Gebühr geschätzte Einwirkung auf sonstige dort ansässige Künstler besaß. Charles Gleyre gehört ebensogut zur französischen, wie zur Schweizer Malerei, und bei Th. Steinlen und F. Valotton wird man die Schweizer Abkunft nur noch auf dem Geburtsschein erkennen, zumal der letztgenannte schon längere Zeit vor seinem Tode die französische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Dieser Wandertrieb ist für die Schweizer Geschichte überhaupt etwas charakteristisch oder er hat sich begreiflicherweise in der bildenden Kunst um so mehr ausgebildet, als die Heimat keine eigentlichen Stützpunkte — etwa in Form von Akademien — bot. Schon zu Ende

Digitized by Google

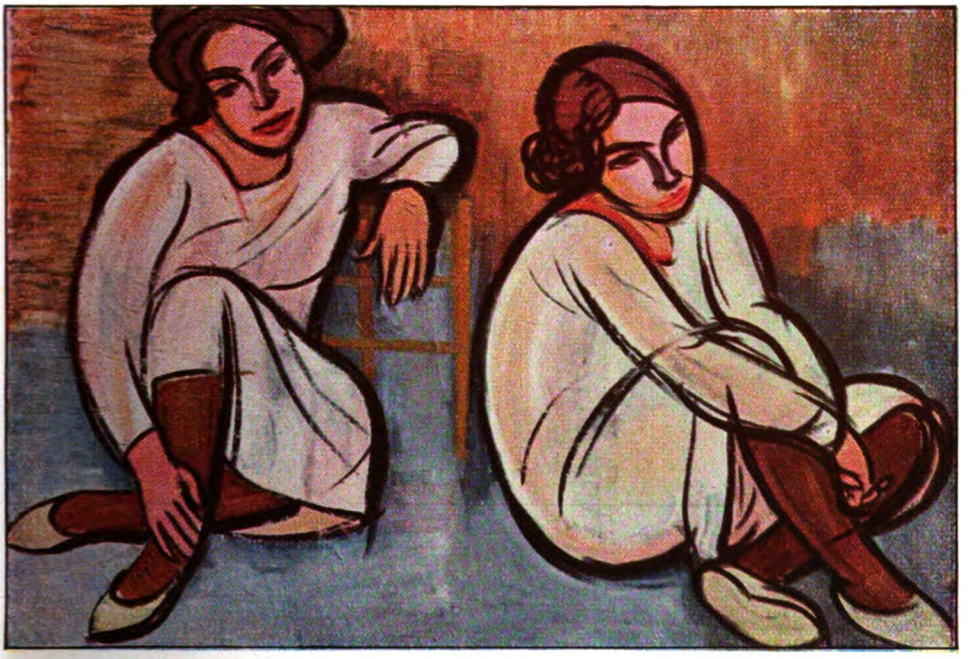
des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren Agasse und Füßli nach England übergesiedelt, wo besonders der letztere eigentlich nur im engsten Zusammenhang mit William Blake genannt werden kann. Nur ganz wenige sind in der Schweiz selbst verblieben und haben dort auch bis zu einem gewissen Grade schulbildend gewirkt, so etwa der am Zürichsee ansässige R. Koller oder der weit in der Welt herumgekommene F. Buchser, dessen Studien zu dem Köstlichsten gehören, was die Schweizer Malerei des 19. Jahrhunderts zutage gefördert hat. Die „alpine" Malerei der Westschweizer Di-



Oben: Der Balkon. Gemälde von Karl Walser

Unten: Mädchen am Tisch. Gemälde von Eduard Niethammer. (Aarau, Museum)

Digitized by Google



Hockende. Gemälde von Hermann Huber. (Basel, Sammlung Dir. Wasmer)

dan und Calame hat dann weit über die Grenzen des Landes hinaus befruchtend gewirkt, — so wie es der mehr handwerkliche, aber nicht zu unterschätzende Zweig der sogenannten Vedutenmalerei zu Beginn des Jahrhunderts durch den hohen Absatz der graphischen Produktion getan hatte.

Diese Betrachtungsweise könnte man eben-

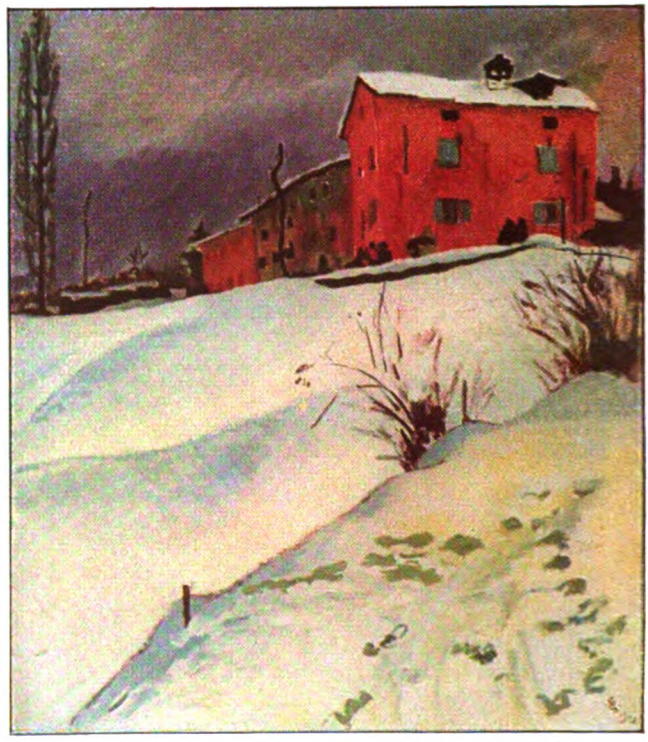
Nach dem Begräbnis. Gemälde von Max Alfred Buri. (Bern, Kunstmuseum)

Digitized by Google

Brücke in Zürich. Gemälde von Ernst Morgenthaler. (Bern, Kunstmuseum)

sogut umkehren und einmal alle diejenigen herausgreifen, die von außen nach der Schweiz eingewandert sind und doch allmählich sich dem Schweizer Kunstleben verbunden haben. Die Reihe würde nicht geringer sein.

Im allgemeinen kann man sagen, daß durch die Verbindung mit den europäischen Kunstzentren die jeweiligen Entwicklungsphasen und Kunstströmungen auch in der Schweiz wirksam ausgeübt wurden, mit Ausnahme vielleicht des Impressionismus eines Liebermann oder Slevogt, der eben in Deutschland zur selben Zeit erblühte, wo die Schweiz im Werke Hodlers und der Seinen, Buris und Amiets, eine eigene europäische Kunstphase bestimmte, ja sogar für den deutschen Expressionismus, der sich dann erst viel später zur Schweiz zurückfand, gewisse Voraussetzungen schuf. Im übrigen ist der Dadaismus ebenso einmal



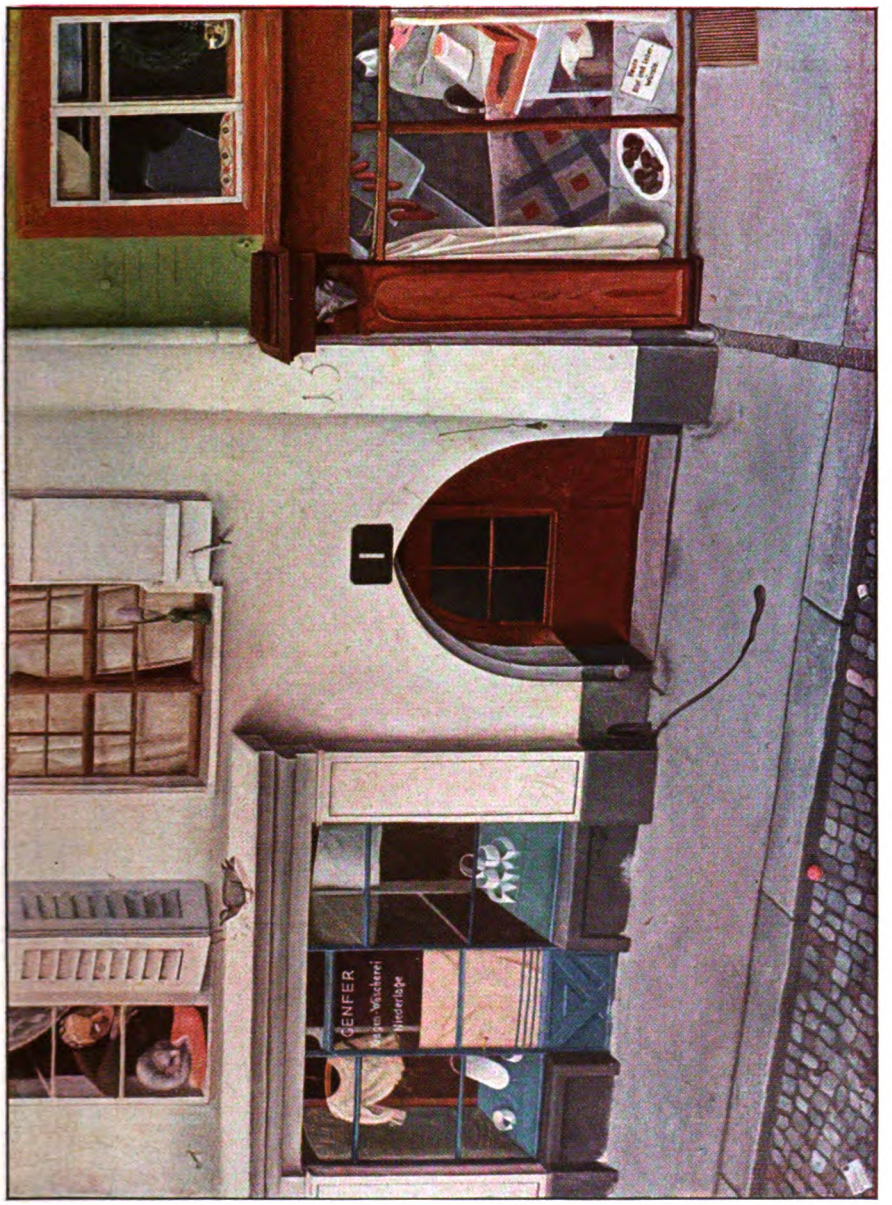
Das rote Haus. Gemälde von **Giovanni Giacometti** (Bern, Sammlung Dr. **Trüssel**)

Digitized by Google

durch die Schweiz gegangen, wie jetzt die sogenannte neue „Sachlichkeit“, als deren geistigen Vater man ja eigentlich Valotton bezeichnen könnte, der bereits vor zwei Jahrzehnten ähnliche Werke schuf, wie sie heute

tätige E. Vallet, dessen Werke unbedingt eine schweizerische Eigenart verraten, die nicht unmittelbar aus den Formvoraussetzungen eines Hodler abgeleitet werden kann.

Wenn man das heutige Kunstschaffen der



Rheingasse in Basel. Gemälde von Niklaus Stöcklin. (Basel, Sammlung Dr. H. Burckhardt)

bei uns wieder lebendig werden. Daneben steht natürlich unabhängig und meist nicht sehr glücklich die sogenannte Heimatkunst. Immerhin will mir scheinen, daß ein Künstler besonderer Wesensausprägung einer solchen Gruppe nicht ohne Recht einbezogen werden könnte, das ist der heute im Wallis

Schweiz anblickt, so muß man sagen, daß zunächst einmal auf dem Gebiete der angewandten Graphik insbesondere der lithographischen Reklame Eigenartiges und Hervorragendes geleistet worden ist. Das ist nicht zuletzt ein Verdienst der glücklichen Schulausbildung in Basel und Zürich. (Die gra-

Digitized by Google

phische Produktion als solche soll nur eben angedeutet werden: Stauffer-Bern wurde genannt; Albert Welti wahrt in höherem Maße schweizerische Eigenart, und sein durchaus im Heutigen wurzelnder Gefolgsmann F. Pauli hat bereits heute ein stattliches und höchst persönliches graphisches Oeuvre gestaltet, das vollen Anspruch auf Beachtung verdient. Der Holzschnitt tritt hingegen mehr zurück, hat aber in den Schöpfungen eines H. Bischoff köstliche Proben originalen Könnens geschaffen.) Im allgemeinen scheint es fast ein Verdienst zu sein, daß die Schweiz bis heute frei geblieben ist von den Bindungen der „Akademie" im alten Sinne, so daß der junge Künstler in jedem Falle über eine größere Freiheit der Entwicklung verfügen kann. Noch ein Besonderes und Positives wäre in diesem Zusammenhang zu sagen: Das ist die Anteilnahme der öffentlichen Verwaltungen an dem künstlerischen Schaffen. Sie beschränkt sich nicht auf materielle Förderung oder Unterstützung von Ausstellungen, sondern sie versucht besonders in einigen Städten das Kunstleben aktiv zu befruchten. Es würde Gegenstand einer besonderen Abhandlung sein, einmal darzulegen, was in den letzten zehn Jahren etwa in den Städten Basel, Bern und Zürich an öffentlichen Aufträgen ausgeführt worden ist. Besonders der Basler Kunstkredit hat im Laufe der letzten Jahre eine ganze Anzahl wertvoller Leistungen auf diesem praktischen Wege der Kunstförderung veranlaßt. (Kürzlich wurden für eine Schule in Aarau Bilder des sehr originellen und begabten E. Morgenthaler erworben, eine nicht genug zu rühmende aktiv-pädagogische Kunstpflege.) Auf diese Weise gelingt es auch, so manchen Künstler, dessen Werke vielleicht schwer den Weg zum Publikum finden, materiell über Wasser zu halten und künstlerisch zu fördern. Man muß immerhin bedenken, daß in dem kleinen Land wohl etwa 600 Künstler heute gezählt werden, die sich allerdings nicht nur auf die Städte der eigenen Heimat verteilen, sondern großenteils in Deutschland, Frankreich oder Italien Wurzel gefaßt haben. Doch

Im Varieté. Gemälde von Louis Moilliet-Bern. (Bern, Kunstmuseum)

Digitized by Google

Berggruß. Gemälde von Ernst Kreidolf

haben sich sozusagen einige Kunstzentren herausgebildet, innerhalb derer die Übersicht über die hauptsächlichsten wirksamen Kräfte am leichtesten zu gewinnen ist. Bei einer Erörterung der gegenwärtigen Gesamtlage kann es natürlich niemals darauf ankommen, nach irgendeiner Seite hin auch nur annähernd Vollständigkeit zu erstreben; das ist die Sache eines Ausstellungskataloges oder eines Künstlerlexikons, das in der Schweiz übrigens nicht

Digitized by Google

Die Taufe. Gemälde von Eduard Vallet. (St. Gallen, Sammlung A. Mettler-Specker)

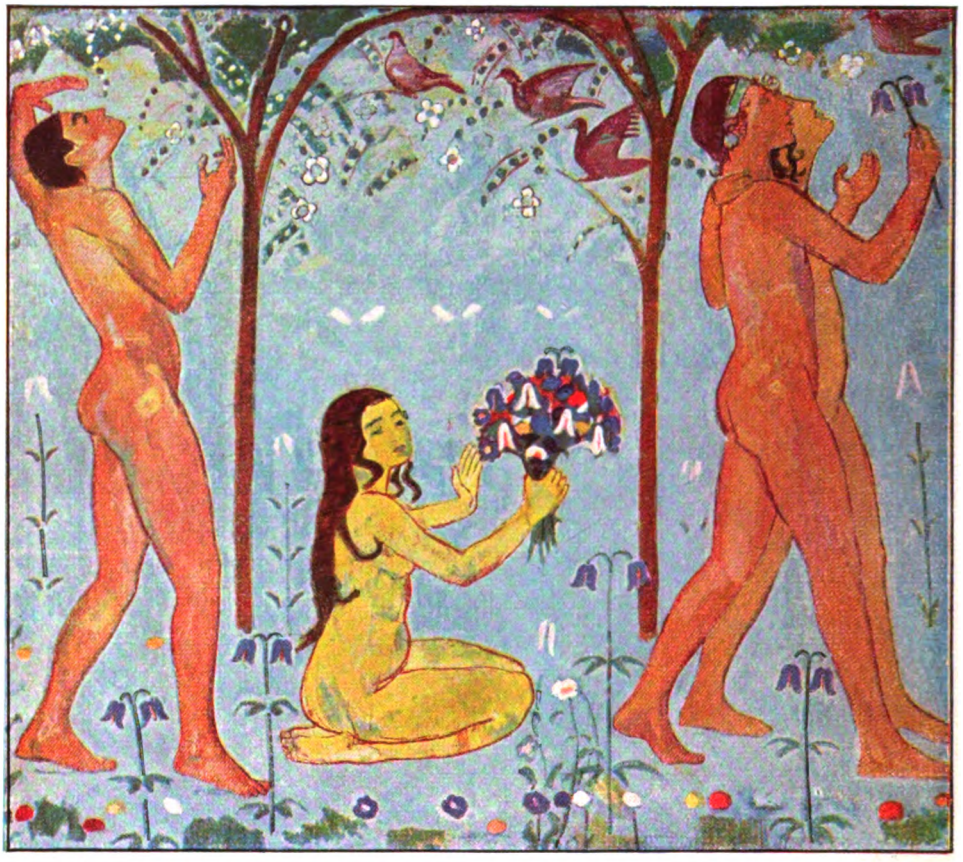
weniger als drei Bände zählt. Man kann bei einer solchen allgemeinen Betrachtung eigentlich nur diejenigen Namen anmerken, die bei den letzten Ausstellungen in Deutschland aus diesem oder jenem Grunde besonderes Interesse fanden; damit soll in keiner Weise etwa ein Urteil gesprochen sein über alle die vielen Künstler und tüchtigen Kräfte, die außerdem am Werke sind. Eine gewisse Ausnahmestellung nimmt Cuno Amiet ein. Er ist wie Vallet Zeitgenosse Hodlers, hat aber in seiner vielfältigen Produktion an Frische und Lebendigkeit nichts eingebüßt und gilt vielen in der Schweiz auch heute noch als führende Persönlichkeit. Er lebt abseits auf dem Lande und gehört geographisch noch am ersten zu der Berner Gruppe, bei der noch ein anderer Weggenosse Hodlers zu nennen ist: E. Boß, dessen genreartiges Bild „Das Mittagsmahl des Steinklopfers“ durch lithographische Vervielfältigung eine besonders weite Verbreitung gefunden hat. Heute hat Boß sich von Hodler weit entfernt; er malt geschmackvolle Landschaften aus der Umgebung Berns, wie sie vor allen Dingen noch die beiden sehr begabten Clénin und Surbeck hervorgebracht haben. F. Stauffers Art ist breiter und derber; Lauterburg, der eine Zeitlang zur

Digitized by Google

Viehmarkt. Gemälde von Sebastian Desch. (St. Gallen, Kunstmuseum)

Gruppe der neuen Münchner Sezession gehörte, ist stark im Spintisieren. Moilliet gehört eigentlich zur Gruppe der Deutschen August Macke und Franz Marc. Ganz für sich steht der durch seine entzückenden Bilderbuchillustrationen auch in Deutschland berühmt und beliebt gewordene E. Kreidolf. Reichhaltig erscheint auch das Schaffen von Zürich. Hier sind die verschiedensten Persönlichkeiten und Richtungen am Werk. Man spürt den außerordentlich günstigen Einfluß der Gewerbeschule, die einen großen Teil der künstlerischen Kräfte an praktische Aufgaben bindet, an Plakataufträge z. B., nicht zuletzt an das Züricher Marionettentheater, das heute wohl die köstlichste Form dieser Gattung darstellt. Die Vielseitigkeit der Anspannung und Beschäftigung scheint überhaupt den künstlerischen Kräften gut zu bekommen, und die Richtung, die Hodler mit seinen Wandbildern angab, hat auch für die folgenden Jahrzehnte da standgehalten und befruchtend gewirkt, wo der unmittelbare Einfluß längst unterbunden war. Wird heute an irgendeinem Ort eine Ausstellung selbst von vorübergehender Dauer eingerichtet, so holt man sich sofort einige künstlerische Kräfte, um sie im Rahmen des Ganzen zu beschäftigen. Die dekorative Note, die etwa Persönlichkeiten wie Morach, Lüthy oder Baumberger auszeichnet, darf keineswegs als Werturteil im negativen Sinne aufgefaßt werden, wie das allzu leicht und allzu oft bei uns geschieht; sie soll lediglich die persönliche Gestaltungsweise der Betreffenden charakterisieren. Eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die in Deutschland schon lange Beachtung gefunden hat, ist Hermann Huber; nicht minder originell erscheint uns der phantasievolle und farbig interessante Ernst Morgenthaler. W. Gimmi ist ganz nach Paris übergesiedelt und sendet eigentlich von dort nur seine geschmackvollen Bilder zu Ausstellungszwecken. Auch J. von Tscharner hat mit seiner etwas schwerblütigen Malerei in Deutschland seit einiger Zeit Beachtung gefunden. Diese verdient in nicht geringerem Maße der sehr zähe und ernst arbeitende Bodmer, der schon vor einigen Jahren bei der Konkurrenz der Züricher Universitätsbilder bemerkenswert aufgefallen

Digitized by Google



Entwurf zum „Entzücken". Gemälde von Cuno Amiet

war. Gewisse volkstümliche Elemente in der Kunst E. Rüeggs stoßen in stammverwandten Kreisen in Deutschland begreiflicherweise auf erhöhtes Interesse. Seinen eigenen Weg geht noch immer der äußerst geschmackvolle Schaffhausener H. Sturzenegger, dessen Porträts wie Landschaften durch große Zartheit ausgezeichnet sind.

In Basel gab es eine Zeitlang eine Gruppe von Malern, die merk-

Hafen. Gemälde von M. Barraud

Digitized by Google

Das Mittagsmahl des Steinbrechers. Gemälde von Eduard Boß. (Bern, Kunstmuseum)

würdig dunkle Bilder zu einem Zeitpunkt malten, etwa zwischen 1907—1910, wo man eigentlich sonst überall den Drang zum Hellen verspürte. Rückt man eine Gruppe dieser Bilder zusammen, so erkennt man eine besondere Eigenwertigkeit, die mit Nachdruck unterstrichen werden muß, auch da, wo die Künstler inzwischen andere Bahnen beschritten haben. Das sind etwa J. J. Lüscher, Numa Donzé, E. Niethamer und insbesondere P. B. Barth, dessen Palette sich in der Zwischenzeit besonders aufgehellt hat, Fiechter, Bolens u. a. Es schließen sich etwa noch an Hermann Meyer, Otto Roos, H. Müller und R. Burckhardt, der Bruder des außerordentlich begabten, zu früh verstorbenen Bildhauers Karl Burckhardt. Es wäre eintönig, jeden dieser Künstler mit meist farblosen Schlagworten auf so knappem Raum zu charakterisieren; die Bedeutung der gesamten Gruppe unterstrichen zu haben, muß an diesem Orte genügen. Aus deutscher, besonders Stuttgarter Kunstentwicklung hat sich A. H. Pellegrini entwickelt, der schon in Stuttgart ein edles und darum viel geschmähtes Wandbild schuf, sich aber auch späterhin noch in seiner Heimat auf diesem Gebiete auszeichnete. Der höchst originelle N. Stöcklin würde in Deutschland der Gruppe der neuen Sachlichkeit zugerechnet werden. Es gibt ein paar ausgezeichnete Bilder, die leider allzu rasch aus dem Atelier in Privaträume verschwunden sind, wo sie vielleicht auf lange Zeit der Öffentlichkeit unzugänglich bleiben. Auch der junge Hindenlang, der doch am ersten mit unserem Campendonck verglichen werden kann, mag hier genannt sein, ebenso wie die Gefolgsleute E. L. Kirchners, der Badener Scherer, W. Neuhaus sowie vor allem O. Staiger. Aus dem Tessin stammen die beiden Brüder Giacometti und der besonders in seinen Pastellbildern ausgezeichnete P. Chiesa.

Manche andere hätten den gleichen Anspruch, in diesem Zusammenhang noch erwähnt zu werden, aber es liegt uns noch ob, die Kunst der Westschweiz mit einigen Worten zu charakterisieren.

Als Vertreter der älteren Generation wirkt in Lausanne René Auberjonois, eine durchaus eigenwüchsige Persönlichkeit, die neuerdings bei uns zwar durch die Dekorationen zu Strawinskis „Totem Soldaten“ bekannt geworden ist, die aber ohne Zweifel eine noch größere Beachtung verdient. Zeitgenosse ist wohl A. Hermenjat, der aus

Digitized by Google

früheren Ausstellungen bekannt ist. Eine führende Stelle innerhalb der jüngeren Generation nimmt der Genfer A. Blanchet ein, in dessen Kunst sich gewissermaßen germanische und romanische Elemente mischen, während der graziöse Barraud ganz auf romanischen Charme eingestellt ist. Die Werke von beiden Künstlern bedeuteten jedenfalls innerhalb der letzten Ausstellungen ganz besondere Überraschungen. Nicht weniger der Neuenburger P. Th. Robert, der im Stil etwas biedermeierisch sich wohl auch am ersten der sogenannten sachlichen Malerei nähert; eine Begabung von außerordentlich dekorativen Ausmaßen. Hier wäre als besondere und eigenartige Begabung noch H. Berger zu nennen, der wohl aus Solothurn stammt, aber doch ganz in der östlichen Sphäre tätig bleibt. Zu erwähnen bleiben dann noch der junge und höchstbegabte Genfer Guinand, eine große Hoffnung; G. François, Castres und der äußerst subtile und geschmackvolle E. Martin, dem die Kunst neben seinem eigentlichen Beruf ein leichtes und liebenswürdiges, aber immer fesselndes Spiel bedeutet. In La Chaux de Fonds wirken Ch. Humbert und M. Woog; Humbert hat sich vor allem ausgezeichnet durch eine Anzahl von Wandbildern, die er in dortigen Schulen ausgeführt hat. — —

Der Laborant. Gemälde von Martin Lauterburg

Digitized by Google

Zet — eine moderne Liebe

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm

„Sie sind heute gedankenvoll, meine Schöne," sagte Charlie Mell.

Die Schöne streckte sich in einem jener tiefen, langen Sessel, die für unsere Mütter und Großmütter mit dem Korsett unbewohnbar gewesen wären, wand ihren langen, graziösen Oberkörper hin und her, warf ihre überschlanken, bis zur Achsel nackten Arme in die Höhe. Kreuzte die überschlanken, mit übergepflegten Nägeln versehenen Finger ineinander und lehnte ihren tadellos glattgeschnittenen Kopf darauf mit einer Geste trotziger Knabenanmut.

Als sie diese Pose gefunden hatte, erwiderte sie: „Ich bin wirklich gedankenvoll, Charlie. Ich habe etwas erlebt, was mir zu denken gibt."

Sie sprach etwas näselnd, lebhaft, fast zu rasch, mit leise fremd anklingender Aussprache, die sie sich sehr mühsam angewöhnt und die ihr dann zur zweiten Natur wurde.

Charlie sprach ebenfalls wie ein Ausländer, doch in einem eher müde gelangweilten Ton.

„Strengen Sie sich nur nicht zu sehr mit Denken an," warf er hin. „Unsereins ist nicht dazu da. Wir können die Leute, die denken müssen, dafür bezahlen."

„Ich denke ganz gern. Eben, weil ich's nicht muß," sagte die schöne Frau. „Aber heute muß ich eigentlich, nicht um Geld zu verdienen wie die armen Schlucker mit ihrer Gehirnarbeit, sondern irgendwie von innen gezwungen, weil mir etwas Eindruck gemacht hat, und weil mir so selten irgend etwas Eindruck macht."

„Also, was ist's?" Charlie stellte die Frage ohne Neugier, nur um etwas zu sagen.

„Denken Sie, heute hat mir ein Mensch gesagt: Ich bin glücklich. — Ja, er hat es immer wieder gesagt, so wie ein glücklicher Vogel immer dasselbe zirpt, mein' ich, so naturhaft, so treuherzig, wissen Sie, so ganz wirklich."

„Und waren Sie an seinem Glück schuld?" fragte Charlie mit dem leisesten der fragenden Lächeln.

„Nein," kam ernst die Erwiderung. „Es war überhaupt nichts Besonderes daran schuld, gar kein besonderer Glücksfall, kein Rekord. Er sagte immer wieder: Ich bin glücklich, glücklich! Ich bin so reich an Glück, daß ich am liebsten etwas davon mitteilen möchte, davon verschenken. Er meinte das, wie gute Kinder, die Schokolade bekommen haben, gerne austeilen. Mir hat es Eindruck gemacht, weil ich noch nie so etwas gehört habe und weil ich mir selbst so albern, so unwissend dem Glück gegenüber vorkomme, so phantasielos. Ich kann mir nämlich kein Glücklichsein vorstellen, meine Einbildungskraft reicht nicht dazu. Ich wollte, ich könnte mir es wenigstens vorstellen, aber ich kann nicht."

Sie schloß die Augen ein wenig, wie um die Vorstellung davon herbeizuzwingen.

Wir alle haben den richtigen Instinkt, daß sich die Phantasie im Dunkel steigert.

Sie schlängelte etwas, um sich's zu der Gehirnanstrengung im tiefen „cosy chair" mit den grüngold schimmernden Samtkissen noch bequemer zu machen.

Einst wurden gefährlich schöne Frauen gern mit Katzen verglichen. Das ist heute ein überholter Vergleich, denn eine Katze ist im allgemeinen weich, voll und samtig anzufassen, was bei der modernen Schönheit nicht zutrifft. Vielmehr scheint deren Ideal der Schlangenanmut zuzustreben, und Zet, so wurde die Schöne genannt, war diesem Ideal möglichst nahegekommen.

Das Schlängeln der nach dem neuen Schönheitskanon langgezogenen Linien ihres geschmeidig glatten Körpers hätte jeder Tempeltänzerin Indiens Ehre gemacht. Mit Erfolg waren die Bewegungen einer solchen von ihr studiert worden, und ihr auffallend zierliches, niedrig gestirntes Köpfchen hätte der Kopf einer Schlangenkönigin sein können. Ihr blitzschnelles Zünglein glich dem Zünglein einer Schlange.

Eigentlich hieß sie Centa. Man nannte sie Zet. Centa wird sonst zwar mit C geschrieben, aber ihre Verehrer hatten vielleicht angenommen, zeitgemäßer schriebe sich der Name mit Z, und ihn daher also abgekürzt. Oder der Name Zet war erfunden worden, weil er sich so artig auf „set" reimte, auf den Kreis der Erlesenen in der Stadt X. oder sagen wir lieber gleich Berlin, dessen „anerkannter Mittelpunkt" Zet war.

Die süßeste Teufelin dieses unterhaltsamen Sündenpfuhls, die anerkannte Meisterin der Gesetze modernster Eleganz, der Mittelpunkt des Kreises, eben des „set" des westlichsten vom Westen Berlins, des vorgeschrittensten, überamerikanisch, überpariserisch sich gebenden „set", nicht ohne Geruch von Moskauer Stiefeln als Hautgout.

Es wäre grotesk gewesen, den Garten, den

Digitized by Google

Zet und die meist geschiedenen Damen ihrer nächsten Gefolgschaft bildeten, mit einem Rosengarten zu vergleichen, wie so viele Jahrhunderte lang die Dichter eine Versammlung schöner Frauen selbstverständlich mit einem solchen verglichen und jede einzelne als Rose priesen. Die Rose ist überholt, sie gilt für den Bauerngarten, für den verstaubten Stadtpark, die Liebhaberei des Reichen wendete sich der Zeitströmung folgend von ihr ab.

In ihrer Knospenzeit ist die Rose gleichsam ein keusches Mädchen, in ihrer Entfaltung fraulich üppig, zuletzt eine majestätische Matrone. Aber die moderne Schöne ist nie ein keusches Mädchen, nie eine majestätische Matrone. Ihr Blumensinnbild muß ein anderes sein; die Orchidee, die unheimlich schlanke, kostbare, jeden Nutzen hochmütig verschmähende ist darum mit Recht an Stelle der einst königlichen, jetzt einfach ländlichen Rose getreten. Ihre selbstverständlichen Lebensnotwendigkeiten sind teuer zu beschaffen wie die Lebensnotwendigkeiten des modernsten Weibes. Sie schmeichelt dem Besitzer, dem, der sie zahlt.

Zet und ihrem set wurde es schwer, die Zeit totzuschlagen, und dieses Morden, das jeden Tag losging, dieser Krieg gegen die Zeit kostete sehr viel Geld.

Zauberhaft waren diese, den Orchideen und Schlangen am ähnlichsten Frauen und mußten, so gebot es ihr Wesen, in einem Warmhaus der Verzauberung, der gepäppelten Üppigkeit gehalten werden.

Dazu arbeiteten die meisten Männer dieses set, Gatten und Liebhaber schafften Schätze herbei, in den dunkelsten Schächten der Finanz gleich Zauberschmieden der Urzeit Magie übend, schuftend wie Kyklopen, oder wie geschickte Zwerge in geheimen Klüften des Geldgebirges am Werk.

Von Zeit zu Zeit verschlang sie eine Katastrophe.

Es hieß, daß Zet mehrere Male die Zeremonie der Ehe eingegangen war, einige ihrer Gatten wurden von derartigen Erdbeben verschüttet.

Augenblicklich befand sie sich im Besitz eines Mannes, der, groß, struppig und ungeschlacht, tatsächlich an einen Kyklopen erinnerte. Man sagte jedoch, sie sei wieder einmal im Begriff, sich scheiden zu lassen, so große Schätze der Kyklop zu ihren schlanken Füßen gebreitet, und zwar um sich wieder zu verheiraten mit einem der von ihr geschiedenen Männer.

„Reklame," meinten die einen, „Sensationsbedürfnis," sagten die andern.

Wie dem auch sei, Charlie Mell gehörte zu den Getreuesten, vielleicht weil er am meisten Zeit dazu hatte, ihr zu helfen, die Zeit totzuschlagen. Er schuftete nämlich nicht wie jene Kyklopen und Zwerge, sondern gehörte zum heute zusammengeschmolzenen Häuflein Erlesener, die es nicht nötig haben und von keinerlei Geldsorge belastet sind. Man wußte nicht, woher ihm das Geld kam — seine Mutter war Argentinierin oder war es seine verstorbene Frau gewesen? — genug, es kam irgendwie ohne sein Zutun schmerzlos aus Argentinien und erlaubte Charlie, außerordentlich blasiert zu sein. Bald kam er gelangweilt zurück von einer arktischen Expedition und bald von einer afrikanischen Löwenjagd; bald machte er lässig als politische Mode etwas Bolschewismus mit oder begönnerte eine ähnlich revolutionäre Kunstmode und erlaubte ihr durch sein Geld längere Frist, als sie verdient hätte.

Doch das alles trieb er nur müde gelangweilt, wie denn auch seine Verehrung für Zet diesen Charakter trug. Er huldigte ihr mehr wie einer lebendigen Mode als einem Weib.

Oft saßen sie in Schweigen zusammen, eine Zigarette nach der anderen paffend, wenn sie gerade nichts mit sich anzufangen wußten, oder es entstand wie an diesem Nachmittag eine abgebrochene Konversation.

Jetzt zündete Charlie seine einundvierzigste Zigarette an und warf die vierzigste, nur halb geraucht, auf ein indisches Bronzeschälchen. Da er nicht die Artigkeit hatte, sie zu töten, qualmte sie aus dem Schälchen in blauen Ringen und ihr Rauch mischte sich dem schon vorhandenen Zigarettennebel im kleinen Gemach.

Es war Zets Ankleideraum, doch er erinnerte an ein Tempelchen durch die vielen asiatischen Gegenstände, die darin verstreut waren, und die geheimnisvoll ritualen Schönheitsgeräte, deren Silber und Gold einzeln durch den Zigarettennebel blitzte, wie durch Tempelweihrauch.

Nach den ersten Zügen sagte Charlie plötzlich: „Zet, hatte der Mann ein Hemd?"

„Was für ein Mann? Was für ein Hemd?" rief sie aufgeschreckt aus ihrem Traum.

„Nun, jener glückliche Mann, von dem Sie erzählten, schöne Zet. Erinnern Sie sich nicht des Märchens?"

Sie schüttelte das Schlangenköpfchen.

„Aber Sie müssen sich erinnern. Das Märchen vom Sultan, der so blasiert war, daß er davon krank wurde, und die weisesten Männer behaupteten, er könne nur gesund werden, wenn er das Hemd des glücklichsten Mannes in seinem Reich über den Kopf zöge.

Digitized by Google

Da schickt er die weisesten Männer aus, die, wer weiß wie lang, suchen und endlich den glücklichsten Mann finden. Aber sie entdeckten, daß dieser glücklichste Mann gar kein Hemd besaß."

„Wie gebildet," spottete Zet, „stets ein Geschichtchen parat. Charlie, der Mann hatte ein Hemd, allerdings ein altmodisches. Er ist überhaupt ein Hinterwäldler. Er hat irgendeinen langweiligen Beruf in der Provinz und knabbert von seiner Arbeitszeit so viel oder so wenig Zeit ab, daß er zu seinem Vergnügen etwas pusselt. Er radiert, glaube ich, aber ohne Ehrgeiz, nur im verborgenen zu seiner Freude. Und er ist glücklich. Und ich kann es mir nicht vorstellen, wie diese unbekannte Speise schmeckt, das Glück . . . Ist das nicht ärgerlich, Charlie? Sie gewiß auch nicht, Sie probieren gar nicht. Wir sind ja schon rund um die Welt gekommen, wir haben alles getanzt und gepfiffen, wir haben alles gesehen, es ist doch alles schrecklich monoton. Nicht wahr?"

Ein wenig nervös geworden, warf er die einundvierzigste Zigarette fort und holte mit hastigem Hunger aus einem wundervollen Etui die zweiundvierzigste.

Doch ehe er sie anstecke, wandte er sich zu Zet mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Zet, hatte der Mann einen Gott?"

Sie sah erstaunt auf.

„Wie das klingt! Wo kommen Sie her? Liegt Ihr neuester Sparren in frommer Richtung?"

„Hören Sie, Zet," begann er. „Es ist mir etwas in Erinnerung gekommen, was ich einmal gehört habe — oder vielmehr gelesen. Ja, gelesen, deutlich sehe ich wieder die gedruckten Buchstaben vor mir. Ungefähr so war's: Um Glück zu kennen, muß man Gott kennen."

„Ausgezeichnet," fiel Zet ein, sehr angeregt: „Also die neueste Entwicklung: Charlie Mell sucht einen Gott. Wie werden sich die verschiedenen Sekten um Sie reißen. Ich sehe sie ordentlich anmarschieren, die Theosophinnen mit den vegetarischen Kleidern, die Heilsarmee mit den Trommeln, die Quäker mit wohltätigem Kochlöffel — großartig, Charlie. Oder begeben Sie sich in den Schoß einer der großen Religionen? Die müssen doch etwas für sich haben, da sie so lange Zeit dauern und viele verschiedene Menschen damit zurechtgekommen sind."

„Das äußerliche Bekennen nützt nichts, Zet," sagte er, schier wehmütig. „Es muß einen von innen packen und das kann mir nie geschehen. Aus folgendem Grund," fuhr er fort wie im Selbstgespräch, ohne sie anzusehen. Es war ja einerlei, ob sie zuhörte. „Aus dem Grund, daß ich von meiner Nichtigkeit, von meinem ungeheueren Mangel an Wichtigsein zu sehr überzeugt bin. Der Sternenhimmel — vielleicht ein Nichts, die Erde erst recht ein Nichts, der Mensch ein Garnichts in Zeit und Raum, ein krabbelndes Insekt, ob es auch heute fliegt und sich etwas drauf einbildet. Die vielen untergegangenen Leben, in jedem Augenblick untergehenden Leben, ausgeraucht, verlöscht wie meine Zigarette dort — nichts, nichts als ein flüchtiger, belangloser Rauch, der jenachdem besser oder schlechter riecht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Gott — meinetwegen gibt es einen Gott, man kann es nicht beweisen, aber logisch auch nicht leugnen — daß ein Gott sich für ein so unsagbar uninteressantes Nichts wie Charlie Mell interessiert — und ein Gott, der sich nicht für mich interessiert, interessiert mich auch nicht. Ich bin so anständig, als es heutzutage geht, aber nur weil es mir unangenehm wäre, nicht anständig zu sein, wie es mir unangenehm wäre, nicht reinlich zu sein. Aber wie käme mir der Gedanke, daß sich ein Gott für das Benehmen eines Charlie interessieren kann — ich finde keinen Gott, bei Gott, ich finde keinen."

Der Widerspruch des Ausgesagten und der Bekräftigung entlockte Zets großmütig geschnittenem, karminfarbenem Mund ein Lächeln, in dem ihre Antwort einbegriffen zutage kam.

„Wie altmodisch unser Gespräch wird! Was würde der set dazu sagen?"

Sie hatte recht, eine Unterredung über Glück und Gott hätte ihr set mit einmütigem Achselzucken bespöttelt und abgeschmackt gefunden.

Jetzt ergriff sie eine Zigarette, eine höchst parfümierte, tat einige Züge und sagte dann lässig, unverkennbar lockend: „Sie bringen mir altmodische Dichterstellen ins Gedächtnis, die behaupten, daß man Gott findet, wenn man Liebe findet, daß man Gott in der Liebe findet. Das Glück der Liebe bestehe eben darin — so behaupten sie —, daß Liebende sich so ernst und wichtig nehmen und ihnen dadurch das Unglaublichste glaubhaft wird, nämlich, daß ein Gott sie wichtig nimmt."

Sei es, daß der Einfluß des erotischen Duftes der Zigarette wirkte, sei es, daß er dem Gespräch nunmehr ein Ende machen wollte, Charlie erhob sich und schloß Zet in seine Arme.

Sie wehrte nicht ab, aber gab sich nicht. Während seiner Umarmung tändelte ihre ausgestreckte Hand weiter mit der brennenden Zigarette.

Digitized by Google

Charlie sank in seinen tiefen Sessel zurück, fast seufzend: „Nein, schöne Zet. Nein. Sie sind schön, was man in unserer Zeit gerade schön nennt."

„Danke," sagte sie und nestelte an ihrem goldenen Necessaire, dem sie Puder entnahm, um Nase und Wangen nach der Umarmung frisch zu pudern.

„Ja, in Lappland oder Südafrika würde Sie niemand schön finden, vor hundert Jahren — vor fünfzig Jahren hätte Sie niemand schön gefunden."

„Danke," unterbrach sie noch einmal, das Spiegelchen der Puderdose befragend, ob die Nase genügend gepudert sei.

„Heute in Berlin, um so und so viel Uhr, im Jahr so und so viel sind Sie schön, Zet. — Sie sind auch nicht dumm, wie unser soeben stattgefundenes, geistfunkelndes Gespräch beweist."

„Wo will das hinaus?" fragte sie, die Puderdose noch in der Hand.

„Aber Liebe? Zet, Liebe? Gott finden in der Liebe?"

Seine beiden Hände machten Fragezeichen, er lehnte den Kopf tief zurück.

Zet war überraschend aufgeschnellt und ringelte sich, wie ein Tier im Sprung um seinen Hals.

Sie küßte die Worte in seinen Mund hinein: „Ich will, daß du Gott findest, finde Gott!"

Charlie erinnerte sich dumpf seiner Versuche mit Haschisch. So war es gewesen, ebenso betäubend schnell, ein packender Rausch, eine Glut, in der man hilflos ertrinkt. Er wußte nicht, wie viele Augenblicke es währte.

Plötzlich, wie sie ihn umarmt, war Zet seinem Arm entglitten, selbstbeherrscht. Ihre Lippen zu färben, die der heftige Kuß ihres Karmins beraubt hatte, zog sie nunmehr aus goldenem Etui das rote Stäbchen und den Spiegel, aufmerksam sein Rot dem Mund wiederzugeben.

Charlie stand auf, noch halb betäubt, doch im Kampf gegen die Betäubung, gegen den Haschisch.

„Nein, Zet, nein!" Diesmal schrie er fast. „Deine Liebe ist nicht die Liebe, die einen Gott finden läßt. Du kannst mir kein Glück geben, nur Rausch — Opium, Haschisch — Kokain. Wir sind hier am Ende von irgend etwas, am äußersten Ende, am Rand, von wo man hinunterschaut in ein schwarzes Nichts, wo es einen schwindelt, weil man so durchaus am Ende ist, an einem äußersten Punkt. Höre, Zet, ich hab's jetzt durch und durch erkannt. Hier geht's nicht weiter. Du bist ein Schluß, ein Ende; hier ist eine Sackgasse, hier hört die Welt auf."

„Das muß sie wohl," sagte Zet schnell. „Mein Name ist der letzte Buchstabe des Alphabets, Charlie."

„Ja, ja — ganz richtig, bezeichnend, symbolisch richtig. Damit hört's auf. Hier muß man umkehren."

„Oder sich bekehren," ergänzte sie mit nunmehr wieder purpurnen Lippen im weißen Gesicht.

„Du sagst es: Sich bekehren. Das ist meine Absicht. Schon lang. Dein heißer Kuß brachte die Reife. Leb' wohl, Zet, du hörst nichts mehr von mir. Die Vorbereitung ist längst getroffen, ich gehe ins Kloster."

Er ging, Zet blickte ihm nach ohne einen Versuch, ihn zurückzuhalten, sei es aus Verwunderung, sei es befriedigt über die Sensation.

Es war eine gewisse Sensation, obwohl schließlich doch nur ein kleines Erlebnis unter anderen Erlebnissen, die spukhaft und traumhaft durch ihr bewegtes Leben flatterten.

Sie hielt das goldene Necessaire noch aufgeklappt in der Hand.

Jetzt klappte sie es zu mit leisem Tick und sagte halblaut, die schlanken Schultern ein wenig emporgezogen, mit einem kleinen Seufzer: „Warum nicht?"

Vergangen. Von Ernst Zahn

Der Mensch geht seines Wegs dahin
Und nimmt, was kommt, und trägt kein Leid.
Da taucht, der lang vergessen schien,
Ein Tag aus der Vergangenheit.

Er war vielleicht nicht stürmelos,
Er war vielleicht nicht licht noch warm,
Barg irgendwo ein Leuchten bloß,
Doch, daß er nicht mehr ist, macht arm.

Und wie der Mensch des Weges geht,
Schafft ihm ein Heimweh jähe Not.
Er sucht, wo hell die Sonne steht,
Ein längst erloschnes Morgenrot.

Digitized by Google

Heidenlärm und Kinderspiel

Von Prof. Dr. Curt Sachs

Australische Steppe. Weiber kauern ängstlich hinter den Windschirmen zusammen, Kinder klammern sich verschüchtert an die Mütter. Nirgends ein Mann. Aus dem Busche klingt übernatürliches Sausen. Kein Mensch ist solcher Töne mächtig, keines Tieres Schrei kann es sein. Es ist die Stimme des Geistes, der sich nur Männern offenbart; hinten auf dem Festplatz im Busch werden die Knaben in feierlichem Akt zu Männern geweiht, auf daß der Geist in sie fahre und Stammeskraft und Stammesmut von den Vorfahren auf sie übergehe und von ihnen, die nun heiratsreif geworden sind, auf ihre eigenen Nachkommen übertragen werde. Der zum Mann Geweihte erfährt, was bei Todesstrafe kein Weib und kein Kind wissen darf: die Stimme des Geistes ist der Schall eines kleinen, zugespitzten Holzbrettchens, das, an einer Schnur über dem Kopfe im Kreis herumgewirbelt wird und in doppelter Drehbewegung ein unheimliches, dumpfes Sausen verursacht, das heulend anwächst, bis der Wirbel seine höchste Schnelligkeit gefunden hat. Die Männer, die den Frauen von einer Geisterstimme sprechen und die Unglücklichen erbarmungslos niedermachen, wenn ihnen die wahre Ursache des Heulens, das Schwirrholz, zu Gesichte gekommen ist, machen sich keines Betruges schuldig — der Geist materialisiert sich für sie im Schwirrholze und seinem Sausen genau wie für den christlichen Gläubigen die Gottheit im Kruzifix, das Menschenhand geschnitzt hat.

Dennoch kommt für jeden Kult die Zeit, wo die alten Überlieferungen, wo die alten Vorstellungen verblassen und der Glaube ins Wanken gerät. Auch das Schwirrholz, allmählich über die ganze Welt verbreitet, bleibt nicht immer die Verkörperung eines bestimmten Geistes, wie denn auch mehr und mehr das Frauenverbot Inhalt und Strenge verliert — so weit verliert, daß schon in der Nachbarschaft Australiens, in Neuguinea, die jungen Mädchen mit dem Schwirrholz Liebeszauber treiben, das heißt, sich den Erwählten durch Handhabung des alt-ehrwürdigen Mannbarkeitsgerätes geneigt machen.

Je weiter das Schwirrholz auf seiner Weltwanderung kommt, um so mehr verflacht seine einstige Mystik. Denn handhafte Güter aus festem Stoff reisen leichter und schneller über die Länder und Meere, als Formen des Seelenlebens, und die neuankommenden Gegenstände müssen in den Dienst ortsansässiger Vorstellungen treten. In Amerika wird das Schwirrholz, dem die Kraft, Leben von Geschlecht zu Geschlecht zu sichern, innegewohnt hat, auf einem kleinen geistigen Umweg über den Kampf gegen den Tod zum Kampfe gegen den gefürchteten Geist der Toten, gegen das Gespenst ins Feld geführt. Wenn die Sachen des Toten verbrannt werden, und in feierlich-pantomimischem Tanz den Abgeschiedenen bedeutet wird, daß nichts von dem Toten an der Stätte seines Lebens zurückbleibe und sie keinen Grund hätten, wiederzukommen, und später, wenn der Korb mit den Knochen des Verstorbenen aus dem Dorf getragen wird, dann bannt das schauerliche Brummen der Schwirrhölzer den drohenden Spuk.

Weiter dringt das Schwirrholz. Es kommt zu Tropenvölkern, die Ackerbau treiben und in der Dürre ihre schwerste Not sehen. Das Schwirrholz, einst Träger menschlicher Fruchtbarkeit, wird ihnen zum Bringer von Wind, Gewölk, Regen und Gewitter, und wenn Wachstum und Ernte gefährdet erscheinen, dann versammelt der Zauberpriester die Dorfgenossen auf den Feldern und zwingt mit dem hohen Pfeifen der kleinen Schwirrhölzer Regen und Wind und mit dem mächtigen Grollen der großen den Donner herbei.

Aber nicht alle Stämme wissen das Schwirrholz in den Kreis ihrer religiösen Vorstellungen einzufügen, und jedes Stück, das draußen bleibt oder vom Fluß der kultischen Entwicklung ans Ufer gesetzt wird, das liest die junge Welt auf und schleppt es beglückt auf den Spielplatz. In allen Erdteilen vergnügen sich die Knaben an seinem grauslichen Schall, der einst ihren Vorfahren Schauer der Ehrfurcht einflößte, und der deutsche Pennäler, der einen Bindfaden durch das Loch seines Lineals führt und es unermüdlich durch die Luft wirbeln läßt, weiß nicht, daß er Heiligstes in den Staub zieht.

Diese Übersiedlung auf den Spielplatz ist kein Einzelschicksal. Unzählige Dinge, die einst heilig und unantastbar waren, haben diesen Weg gehen müssen, und bis zu den Puppen erzählt das Spielzeug unserer Kinder von Zeiten der Vergangenheit, die, längst vergessen, uns allen noch tief im Blute liegt.

Nichts ist dem Kinde lieber, nichts kommt seinen Urtrieben so nahe, wie ein Gerät, das Bewegung mit Lärm beantwortet. Das Kind will Kraft verschwenden und unmittelbare Wirkung sehen. Es verlangt nach Lebendigkeit, und was wäre lebendiger als der Schall? So danken wir es den Kindern, daß nichts von dem untergegangen ist, was die Vorfahren erdacht haben, um mit Geräuschen Wohl und Wehe, Wachstum und Dürre, Leben und Tod zu wirken.

Da versammeln sich in Kamerun Männer zu althergebrachtem Ritualtanz. Der Kopf ist mit einer Maske verhüllt, die den Zuschauern den wohlbekannten Tänzer nicht nur unkenntlich macht, sondern ihn leibhaftig

Digitized by Google

in den Geist verwandelt, den er darstellen soll. Auch der Stimme muß eine Maske aufgesetzt werden; man singt in eine kleine Röhre hinein, deren Enden mit feinen Häutchen verklebt sind, und diese Häutchen geraten in Mitschwingung; sie entstellen den ursprünglichen Stimmklang und färben ihn näselnd. Nur an wenigen Orten der Welt sind derartige Vorrichtungen im Kultgebrauch erhalten. Fast überall haben sie die Klangphantasie der Kinder angeregt und sind in ihr besonderes Instrumentarium aufgenommen worden. In allen Erdteilen summen die Jungen ihre Liedchen gegen eine mitschwingende Membran. Die Herstellung machen sie sich leicht. Meist genügt ein abgerissenes Baumblatt, das mit beiden Händen recht straff vor den Mund gehalten wird, um die gewünschte Stimm-Maskierung zu erzielen. Unmaskiert, ungeschminkt ist das, was man zu singen oder zu sagen hat, nur, wenn man „kein Blatt vor den Mund nimmt". Die moderne Stadtjugend ersetzt das Blatt durch ein Stück Seidenpapier, das auf einem Kamme festgehalten wird. Modern freilich nicht im engen Tagessinne; schon im 16. Jahrhundert wird die Sitte erwähnt.

Aber dreihundert Jahre — was ist das, wenn von Entwicklungen die Rede ist, die oft Zehntausende von Jahren durchmessen! „Tausend Jahre sind wie ein Tag und eine Wache in der Nacht."

Ist nicht modern auch jene Kinderrassel, die, aus ihrem Schlaf in einem Grabe unweit des Nils erweckt, an der Spree im Ägyptischen Museum ein zweites Leben führt? Ein Behälter mit Handgriff aus Rohr zusammengeflochten, zwei Glasstückchen als Schlagkörper im Innern — es ist die gleiche Rassel, die wir noch heute im Spielwarenlager kaufen, deren Geräusch den schreienden Säugling beruhigt, deren Griff die winzigen Finger zu packen lernen, und deren geheimnisvolles Innenleben ihm bald vertraut und untertan wird. Sind es drei, sind es vier Jahrtausende her, daß ägyptische Kinder den gleichen Zauber empfunden haben? Wie lange muß es dann her sein, da diese Rassel nicht im übertragenen, sondern im eigentlichen Sinne Zauber ausübte! Denn auch sie ist nicht für das Kind geschaffen worden; auch sie hat einst bessere Tage gesehen.

Lange bevor kundige Frauenhände Gräser und Ruten zu künstlichem Geflecht zusammenzuschlingen gelernt hatten, war der Mensch im Besitz des Vorbildes dieser Rassel, eines Vorbildes, das in allen heißen Gegenden der Erde die Natur selbst hergibt: des Flaschenkürbisses mit seiner bauchigen Rundung, in der die trockenen Samenkörner scheppern, und seinem engen Hals, den die Faust des Spielers packt. Es ist schwer vorstellbar, welch ungeheure Rolle diese Kürbisrassel bei den urwüchsigen Völkern aller Erdteile spielt. Nicht etwa zu musikalischen Zwecken, sondern, wie alle Musikinstrumente früher Kulturen, zum Lärmen. Und wieder nicht aus Freude am Lärm schlechthin, sondern in ganz handgreiflich-religiöser Absicht. Man verzeihe dieses scheinbare Paradox. Aber diesen Völkern — und unsere eigenen Vorfahren rechnen dazu — ist die ganze Welt mit guten, gleichgültigen und bösen Geistern erfüllt; die können nützen und schaden, und je nachdem ruft oder verscheucht man sie. Und nichts ist für diesen ganz unmetaphysischen Zweck wirksamer als grober Lärm und allerhand schauerliches Tönen. Der alte Schweinfurth erzählt einmal in seinem großen Reisewerk, er habe bei einem Negerstamm viele Hunderte von Frauen sitzen sehen, die die Kürbisrasseln schüttelten, „als gälte es Butter zu schlagen".

Frauen. Denn die Kürbisrassel ist ein ausgesprochenes Weibergerät, wie das Schwirrholz ein Männerinstrument war. Kein Wunder, daß, nachdem die Zeremonien, denen die Kürbisrassel gedient hatte, hier und da von neuen Kulten verdrängt worden waren, sie selbst in der Hand der Frau blieb. Nur nicht mehr im Dienste der Gottheit, sondern im Dienste des Kindes. Die Adorantin machte der Mutter Platz.

Es ist erstaunlich, wie ungeheuer zäh gerade im Verbleiben bei einem bestimmten Geschlecht sich diese alten Lärmwerkzeuge verhalten. Man versteht das nur, wenn man die scharfe Geschlechtsprägung der alten Kulturen und ihrer Religionen kennt. Es hat kaum je ein Ritual gegeben, das Männern und Frauen gleichen Raum gewährte, und diejenigen, die das männliche Prinzip in der Natur anbeteten, haben dem Weibe jede Teilnahme am Kultus verwehrt. Das mulier taceat in ecclesia der altchristlichen Kirche ist nur eine äußerste Abschwächung des Gedankens, daß die Frau, die eine Schwirrholzzeremonie erblickt hat, getötet wird.

Das meiste von dem, was heute noch Lärm macht, stammt aus diesen Männerreligionen, und das schicksalschwere Blick- und Berührungsverbot hat eine solche Macht gehabt, daß, als Kult und Verbot längst vergessen waren, rein gefühlsmäßig diese Instrumente von Frauen und Mädchen unbeachtet blieben.

Die Familie schlendert frierend an den Verkaufsbuden des Weihnachtsmarktes vorbei; nicht die Tochter, sondern das Söhnchen streckt den Arm nach der Schnarre aus und erquält den Ankauf. Weder das Kind noch der Vater, weder der Händler noch der Heimarbeiter, der sie für einen Jammerlohn zusammengebaut hat, weiß um die Geschichte dieses Geräts. Nicht einmal die Schnarre oder, wie es in Berlin heißt, die Knarre selbst. Und so kann sie der Verfasser nicht selbst aus ihrer Vergangenheit erzählen lassen. Statt ihrer muß er berichten, daß die Ahnen einfache Stäbe oder Menschenknochen waren, quer gerieft und mit irgendeinem Hölzchen

Digitized by Google

geschrapt. Vergeblich würde man nach den musikalischen Reizen suchen, die Bau und Spiel dieser Schrapstäbe gerechtfertigt hätten. Hier ebensowenig wie bei andern Lärmgeräten hat die Freude am schönen Klang die mindeste Bedeutung. Was vom Schwirrholze galt, das gilt auch von diesem Instrument; sinnbildliche Beziehungen intimster Natur zu den Fruchtbarkeitsgehalten der Kulte haben es geschaffen und ihm den Platz angewiesen.

Gerade die Männerreligionen aber schaffen aus dem Gedanken der Fortpflanzung heraus den Gedanken der Nichtigkeit des Todes durch die Wiedergeburt. So begleiteten im alten Mexiko Sklaven des Königs Leiche, um durch das Schrapen auf geriefften Menschenknochen seine Wiedergeburt zu fördern. Ein Rest dieses uralten Brauches hat sich nicht nur bei Naturvölkern erhalten, sondern in unserer eigenen Mitte. In der Karwoche schweigen die Glocken katholischer Kirchen. Statt ihrer rufen riesengroße „Klappern" von den Türmen. Erst am Auferstehungssonntag macht der dumpfe Lärm wieder dem festlichen Geläut der Bronzeglocken Platz. Die Glocken waren nach Rom gewallfahrtet, heißt es. Diese Wendung ist schön und sinnig, trägt aber deutlich den Stempel volkstümlicher Erfindung. Mir scheint, hier wird unbewußt nach uralter Weise der tote König zur Auferstehung geleitet.

Ja, aber die Schnarre? Die Schnarre ist nichts anderes als eine Mechanisierung des urwüchsigen Schrapstabes. Das Schrapen wird bei ihr nicht mehr durch ein Hin- und Herbewegen der Hand erzielt, sondern durch eine Schwungbewegung ausgelöst. Diese Form haben auch die gebräuchlichen Kirchturm-„Klappern".

Freilich sind die meisten Familienmitglieder schon seit langem aus der geistlichen Laufbahn geschieden und in den Dienst des Alltags getreten. Im Mittelalter waren sie den Aussätzigen aufgezwungen, um Vorüberkommende zu warnen und vor dem ansteckenden Nähertreten zu bewahren; etwa seit dem Dreißigjährigen Kriege sind sie in ganz Norddeutschland vom Friesischen bis ins Livische in den Händen der Nachtwächter, und vor den Amsterdamer Häusern meldet sich noch heute der Müllwagen mit der Schnarre.

Aber im ganzen haben sich die Jungens zu Herren der Schnarre gemacht — bei uns wie in Indien. Und selbst sie dienen noch in vielen Gegenden unserer Heimat volkstümlich-kindlichen und christlichen Abwandlungen uralt heidnischer Kultgebräuche. Bald nach Weihnachten — daher der rege Verkauf am Weihnachtsmarkt — beginnen die Knaben herumzuziehen und bis zum Dreikönigstag unter Hersagung oder Absingung alter derbholzschnittmäßiger Knittelverse kleine Naturalabgaben für den eigenen Sack und Mund einzutreiben. Ehrwürdige Vorstellungen schlafen im Untergrund, gemischt aus Christi Geburt und Beschneidung, dem Wachstumsbeginn in der Natur kurz nach der Wintersonnenwende und dem exotischen Duft der Dreikönigslegende. In der Hand schwingen die Knaben kleine Schnarren, an der Nordküste aber reiben sie den Brummtopf. Die Mutter muß den irdenen Topf hergeben; eine Schweinsblase wird aufgebunden und in der Mitte aufrecht ein Strohhalm angebracht. Die benetzte Hand streicht an ihm auf und ab, und das Gerät antwortet mit tiefem Brummen.

Der Leser wird bereits ahnen, daß auch der Brummtopf einst von Priesterhand gehalten worden ist, bevor er den Jungen zum Unfuganrichten diente. Überflüssig, mehr Beispiele aus der unabsehbaren Menge kindlicher Lärmwerkzeuge herauszugreifen. Der tiefe Sinn, der nach des Dichters Wort im kind'schen Spiele steckt, ist nicht nur die Entfaltung der Persönlichkeit des Spielenden, die sich ankündigt, er ist auch das Zeugnis der durch Jahrzehntausende lückenlosen Entwicklung des Menschengeschlechts, ein Zeugnis aber auch für den ergebungsvollen Satz: Sic transit gloria mundi.

Turmglocke

Droben im Domturm in Träume versenkt
In ihrer Stube die Glocke hängt.

Brauch' bloß auf den Domplatz zu gehn,
Kann ich sie oben stumm hängen sehn.

Plötzlich beginnt sie sich zu wiegen,
Daß gleich die Tauben vom Turme fliegen.

Bim-bam, von ihres Mundes Rand
Gießt sie die Klangwellen über das Land.

Ich steh' ganz still. Im Tönesturm
Reck' ich mich, fühle mich selber ein Turm,

Dem auch ein Glöcklein im Brustlätzchen hängt,
Das laut zu tönen stets wieder drängt.

Kling-klang, möcht' es sein Sehnen verrauschen,
Fänd' ich ein Ohr, seinem Tönen zu lauschen.

Hugo Salus

Digitized by Google

Die Dahlie

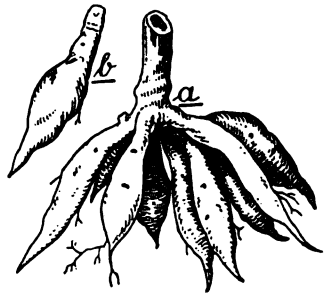
Von Prof. Th. Echtermeyer, Berlin-Dahlem

Aus der reichen Fülle der Blütenpflanzen ist es besonders die Dahlie, die uns dank der fachmännischen Kultur und ihrer überraschenden Züchtungserfolge bereits von Juli an bis in den Spätherbst hinein durch ihre mannigfache Pracht erfreut. Erst wenn der Frost einsetzt, nimmt sie mit dem Erglühen des Herbstwaldes zugleich von uns Abschied. Ihr Vaterland ist Mexiko, ein gebirgiges Tafelland, dessen Wohlstand auf Landwirtschaft und Bergbau beruht. Es steigt von den niedrigen Küstenstrichen bis 4000 Meter und bringt bei mannigfachem Klima eine nicht minder mannigfache Vegetation hervor. Da das höhere Plateauland vorherrscht, hat es im ganzen den Charakter eines ausnehmend gesunden, klimatisch gemäßigten Landes mit ewigem Frühling. In der Höhe von 1000 Meter gedeihen Mimosen, Lorbeer und Eibenbäume, riesige Sonnenblumen, die verschiedensten Arten von Eichen, Orchideen, Bromeliaceen usw. In Höhe von 2000—4000 Meter wachsen Tannen, Zedern, Eschen, Dahlien, Zinnien u. a. m. So reich und mannigfaltig ist die Flora des Vaterlandes unserer Dahlien, der Dahlia variabilis (veränderliche Dahlie), die knollig verdickte, spindelförmige, fleischige und gebüschelte Wurzeln besitzt und eine Höhe von zwei Meter und darüber erreicht.

Die Blüten der Stammart sind klein. 1784 wurde sie durch Vinzent Cervantes nach Madrid an Cavanilles gesandt, der sie 1791 nach Andreas Dahl, einem schwedischen Botaniker und Schüler Linnés, mit dem Namen Dahlia belegte. 1803 wurde leider die neue Art von Willdenow unter Mißachtung des jenem Namen zukommenden Vorrangs zu Ehren seines Freundes Georgi in St. Petersburg Georgina genannt. Unter diesem Namen bürgerte sie sich in den Gärten Deutschlands ein. Alexander von Humboldt, der die ersten Samen von den orangefarbenen und roten Spielarten 1804 nach Berlin für den Botanischen Garten mitbrachte, hat für die weitere Verbreitung der Dahlien außerordentlich gewirkt; ihm sind auch die raschen Folgen der Farbenvarietäten zu danken. 1824 nahm Christian Deegen in Köstritz mit etwa zwanzig äußerst beachtenswerten Spielarten die später so aufblühende Dahlienkultur auf. Dieser Nestor der Dahlienzucht gab sehr bald sein erstes Verzeichnis eigener Züchtungen heraus. Anläßlich einer Ausstellung in Jena führte 1836 die Firma bereits mehr als 200 Sorten meist eigener Züchtung vor, und dann ging es im Sturmschritt vorwärts. Varietäten sind entstanden, die in ihrer Form und Farbe wetteifern und den Züchter immer wieder zu weiteren Leistungen anspornen. Der Triumphzug der schönen Mexikanerin hat begonnen.

Die Dahlie ist eines der auffallendsten Beispiele von der Veränderlichkeit der Arten unter dem Einfluß wechselnder klimatischer Verhältnisse und der Kulturen. So sind im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrere Tausende von Spielarten aus Samen gezüchtet. Ganz allmählich vergrößerten sich die Blütenköpfchen, wandelten sich die Scheibenblüten in flach ausgebreitete oder mit ihren Rändern mehr oder weniger in ähnliche Zungenblüten um, so daß dadurch halb oder dicht gefüllte, gewölbte Blumen von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und infolge der besonderen Bildungs- und Richtungsverhältnisse der Einzelblüten von so außerordentlicher Mannigfaltigkeit entstanden, daß selbst die formenreichste aller kompositen Blumen, die Aster, hinter der Dahlie zurückbleibt. Noch viel bedeutender ist die Verschiedenheit in der Farbe, welche die Abstufungen von Gelb, Orange, Rosa, Amarant, Violett und Dunkelpurpur darstellt. Auch das reine oder leicht mit Gelb, Grün, Rosa oder Purpur überhäufte Weiß ist nicht selten. Die Abbildungen geben Beweis hierfür.

Durch langjährige sorgfältige Zuchtwahl sind mehrere Klassen erzielt worden. Hinsichtlich der Größe der Blumen unterscheidet man großblumige und kleinblumige (Liliput), hinsichtlich der Höhe der Pflanzen hohe und Zwergdahlien. Die neueste Klasse ist die der Kaktus-Dahlien, auch Edeldahlien genannt, die mit ihren langen, schmalen und spitzen Blumenblättern Ähnlichkeit mit der Blume des Kerzenkaktus (Cerius speciosus) haben. Sie bilden den Aus-



Dahlienknolle. Stelle a ist besonders zu schonen; b ist abgebrochene Knolle, die aber noch triebfähig ist

Digitized by Google

Nagels Wunder

Will man neue Dahlien züchten, sucht man sich zwei Elternpflanzen aus, von denen man mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß die in ihnen enthaltenen Eigenschaften sich durch Kreuzung noch vervollkommnen lassen.

Der Blütenstaub der einen Pflanze wird nun durch ein weiches Pinselchen auf die Narbe der zu befruchtenden Blüte der anderen übertragen. Um einer Fremdbestäubung vorzubeugen, hüllt man die bestäubte Blüte einige Tage in eine weiche Papierhülle ein. Ist die Befruchtung erfolgt und der Same reif, so wird er vorsichtig in einer kleinen Papiertüte aufbewahrt. Im März des folgenden Jahres wird er dann in einer Schale oder einem kleinen Topf ausgesät und nach der Keimung **verstopft. Sind die** Pflänzchen erstarkt, so werden sie in einzelne Töpfe gesetzt und Ende Mai ins freie Land ausgepflanzt. Kommen die jungen Pflanzen zur Blüte, so wird die Mehrzahl von ihnen als minderwertig beseitigt werden müssen, denn die schlechten Eigenschaften der Eltern und Voreltern vererben sich auf die Sämlinge viel leichter als die guten. Der Rest wird weiter beobachtet, und diejenigen, die besondere Vollkommenheit in Farbe, Form usw. aufweisen, werden im kommenden Jahr zur weiteren Beurteilung wieder ausgepflanzt. Unter Hunderten von Sämlingen befindet sich vielleicht einer,

Kardinal (unten), Mrs. Johnson Hicks

Digitized by Google

Zukunft. Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem

der die anderen Sorten wirklich übertrifft und würdig ist, als Neuheit vermehrt zu werden. Daher ist die Neuheitenzucht nicht so leicht und ertragreich, wie vielfach angenommen wird. Es gehört viel praktische Erfahrung und ein geübter Kennerblick dazu, um zielbewußt züchten zu können. Ist beides nicht vorhanden, wird man neben Zeit- und Geldverlust nur Mißerfolge haben. Daher empfehlen wir dem Gartenfreund in erster Linie die Teilung der Knollen und dann die Stecklingsvermehrung der zahlreich vorhandenen prachtvollen Dahliensorten. — Landknollen werden schon Anfang Mai, Topfknollenpflanzen und bewurzelte Stecklinge erst nach Mitte Mai, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, etwa fünf Zentimeter tief ausgepflanzt.

In ausgedehnter Weise findet die Dahlie bereits Verwendung zur Ausschmückung der öffentlichen Anlagen und privaten Gärten. In der Farbenpracht der wuchtigen Massen im Volkspark, auf Rabatten, in großen Blumengärten wie auch in einfach gehaltenen Hausgärten wirkt sie hervorragend auf das Auge des Beschauers. Die Zwerg-Liliput-Dahlien benutzt man gern zur Topfkultur. Große Mengen werden in den Handelsgärtnereien zu Schnittzwecken für Vasen und zur Binderei herangezogen, und da kommt nicht allein der Blumenkünstler, sondern jeder feinsinnige Blumenfreund zu seinem vollen Recht. Die Behälter müssen in Form und Farbe mit den Blumen in Einklang gebracht werden, in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen und eine Einheit darstellen. Am besten schneidet man die Blumen in den Morgenstunden ab, stellt sie kürzere Zeit in einen größeren Behälter mit reichlich Wasser, damit sie sich voll sättigen können. Die Stile sind schräg anzuschneiden und von den unteren Blättern zu befreien, denn diese gehen leicht in Fäulnis über. Das Anschneiden der Stengelenden und das Wechseln des Wassers, dem man, um

Leuchtenburg. Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem

Digitized by Google

1. Mutterliebe. 2. Togo. 3. Adler. 4. Friedrich Rückert. 5. Meisterstück. 6. Kalif. 7. Andenken an Bornemann. 8. Mars. 9. Goldene Sonne. 10. Fürstin von Donnersmarck. 11. Schwarzwaldmädel. 12. Schönes Farbenkönigin. 13. Apollo. 14. Paradiesvogel. 15. Weltfrieden. 16. Bayern. 17. Prinzessin Karneval. 18. Salmonea. 19. Richard Koch. 20. Andreas Hofer. 21. Prinz Karneval. 22. Porthos. 23. Aureola. (Züchter: Max Deegen, Köstritz i. Reuß)

das Faulen zu verhüten, einige haselnußgroße Stückchen Holzkohle zufügt, erfolge alle zwei bis drei Tage, dann kann man seine Lieblinge in den Behältern ein bis zwei Wochen frisch erhalten.

Um unseren Lesern mit guten Sorten an die Hand zu gehen, geben wir die besten Neuzüchtungen einiger führender Dahlienfirmen bekannt:

„Gertrud Brix", scharlachrot mit gelb; „Eva Berwick", pfirsichrosafarben; „Nieder-

Digitized by Google

Artis (links), John Mensirs (unten), King Harold

sachsen", rein goldgelb; „Weserperle", chamois mit karmin Tönung; „Friedenskönigin", reinweiß; „Kapitänleutnant von Mücke", lilarosa.

Heinrich Junge, Hameln.

„Ave Maria", reinweiß; „Schöpfung", bläulichrosa mit gelb; „Liebe", dunkelblutrot; „Herzlieb", gelb mit weiß; „Rütlischwur", brennendrot; „Perle von Dresden", lachsorange mit bläulichem Ton.

Kurt Engelhardt, Dresden-Leuben.

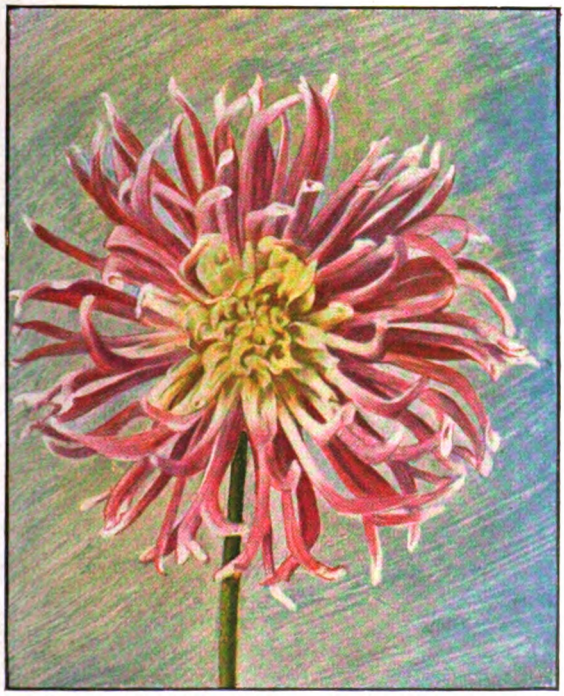
„Desdemona", weiß mit zart lila; „Kaiser Rotbart", orangerot; „Frau Emilie Reichardt", hell karmesinrot; „Riesen-Kriemhilde", rosa mit weiß; „Ernst Dageförde", gelb; „Germania", weiß mit zart lila; „Ökonomierat S. Braun", rosiglila mit gelb; „Es ist erreicht", rötlich lachsfarben.

P. Reinhardt, Berlin-Mariendorf.

Trotzdem es schon so viele Varietäten gibt, die in ihrer Schönheit, in Form und Farbe der Blüte, Blühwilligkeit und Widerstandsfähigkeit wetteifern, züchtet der Fachmann

Digitized by Google

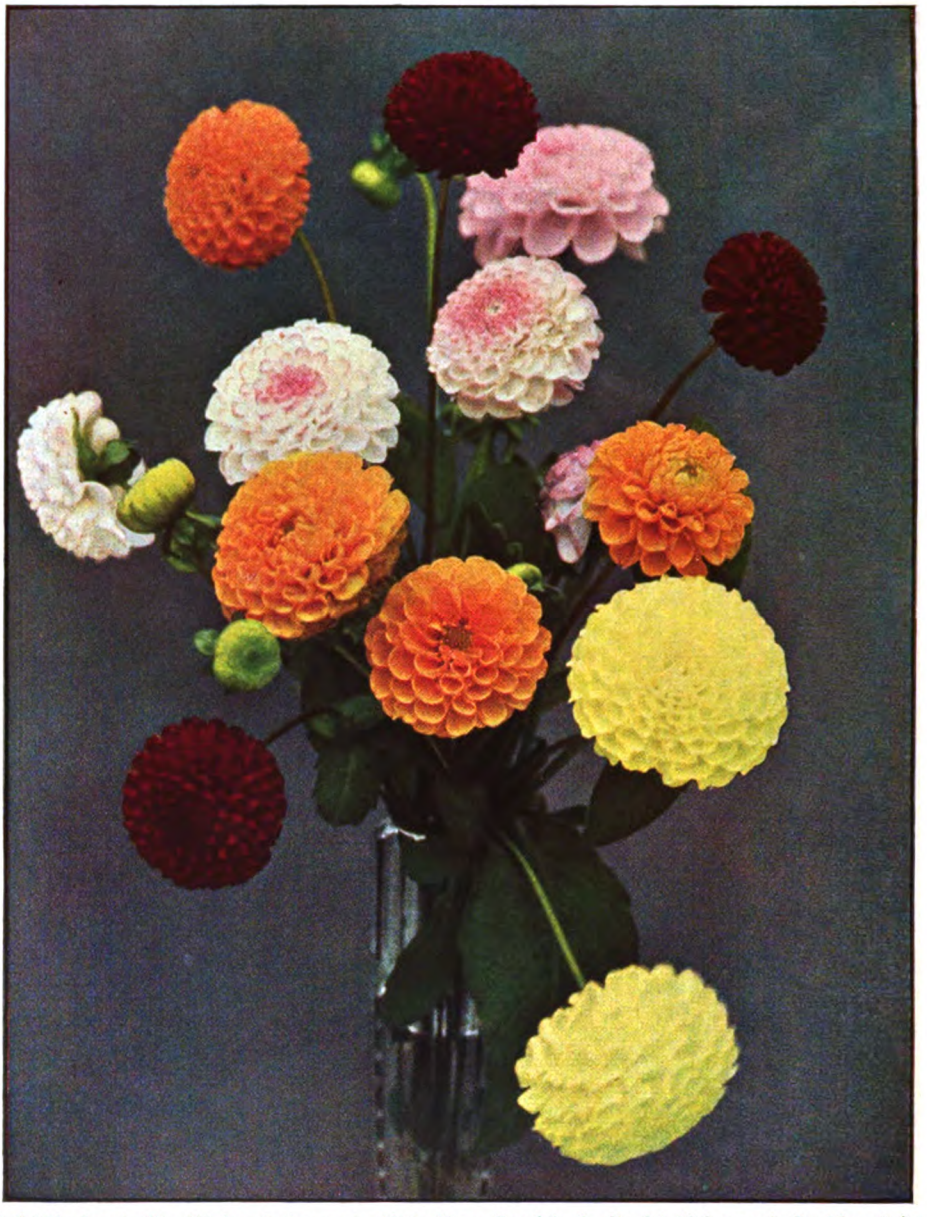
noch weiter Neuheiten, stellt sich immer neue Aufgaben; und es ist recht so, denn jeder Stillstand ist Rückschritt. Da man die Dahlien sehr vielseitig verwendet, müssen sie den verschiedensten Ansprüchen genügen. Will man sie z. B. als Schnittblumen für Vasen oder zu langen Sträußen verwenden, so müssen die Blütenstiele lang, kräftig und haltbar sein, was bei der Kranzbinderei nicht so erforderlich ist. Als Schmuck- oder Dekorationspflanze im Garten verwendet, werden diejenigen Sorten zu bevorzugen sein, die abgesehen von ihrer Schönheit in Farbe und Form der Blüten sich auch in ihrem ganzen Aufbau und ihrer ganzen Gestalt auszeichnen. Hier werden die niedrigen und halbhohen Sorten, die frei über dem Laub ihre



Oben: Herzblut

Unten: Mrs. Randle, Kaktus-Dahlie

Digitized by Google



Goldhähnchen (gelb), Rheingold (orange), Little Mary (dunkelrot), Sunset (tieforange), Gretchen Heine (weiß mit rosa Spitze), Sanftmut (lila), Stolze von Berlin (rosa)
Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem

Blüten entwickeln und widerstandsfähig gegen feuchte Witterung sich erweisen, zu bevorzugen sein. Auch die Erzielung möglichst frühblühender Sorten wird angestrebt. Wir sehen also auch hier, welche mannigfaltigen Aufgaben dem Dahlienzüchter in der Verbesserung seiner Pfleglinge noch winken. Der Standpunkt des arbeitsfreudigen deutschen Gärtners muß besonders als berechtigt anerkannt werden: es kommt nicht darauf an, die Zahl der Neuheiten planlos zu vermehren, sondern zielbewußt zu sichten, Fehler auszumerzen und Besseres zu schaffen. Glücklich der Züchter, dem es einst auch gelingen wird, in der Farbe das Kornblumenblau und den Duft in die Blume zu bringen.

Dann, ja dann wäre der Triumphzug der schönen Mexikanerin vollendet!

Digitized by Google

Heinrich der Löwe / Von K. Hampe

An Zwiespalt hat es der deutschen Geschichte nie gefehlt. Konfessionshader, Klassenkampf, Parteienzwist in neueren Zeiten. Im Mittelalter trat zu der beherrschenden Auseinandersetzung von Staat und Kirche und dem Ringen zwischen Zentralgewalt und Partikularismus der Wettstreit der Herrscherhäuser um den Thron. Mit dem Erlöschen des salischen Geschlechts setzte er ein. Der Sachsenherzog Lothar war der erste, der durch Ausbau einer Hausmacht der unsicheren Fürstenwahl ein Gegengewicht schuf. So hinterließ er seinem welfischen Eidam Heinrich dem Stolzen zu dessen Herzogtum Bayern die sächsische Herzogswürde mit ausgedehnten Hausgütern und die tuszische Markgrafschaft mit reichen Streubesitzungen in Mittel- und Norditalien. Eben diese Macht weckte Mißtrauen, und das führte 1138 zur gesetzlosen Erhebung Konrads III., des staufischen Erben der Salier. Seitdem rangen Welfen und Staufer um die Vormacht.

In wilden Zeitläuften wuchs Heinrich der Löwe empor, in einer hohen Schule kriegerischer Energie, politischer Rechenkunst und rücksichtsloser Selbstdurchsetzung, herumgeworfen auf wechselnden Feldzügen, bis der Tod Konrads 1152 einen Umschwung der gesamtdeutschen Politik heraufführte. Denn sein Nachfolger Friedrich Barbarossa vereinigte als Sohn einer Welfin in seiner Person wie ein Eckstein die gegeneinanderlaufenden Mauern der beiden Häuser. Er hat zur Beendigung des Bürgerkrieges den ernstlichen Versuch eines Ausgleichs durch Verteilung der Verwaltungsaufgaben mit seinem Vetter Heinrich unternommen und die Vereinigung des um Österreich verkleinerten Bayern mit Sachsen anerkannt, während der schwäbische und italienische Welfenbesitz dem gemeinsamen Oheim Welf VI. zugebilligt wurde. Damit setzte in der Reichsverwaltung praktisch ein Dualismus ein: Friedrich selbst suchte vom Südwesten her seine Ziele wesentlich in der Richtung auf Burgund und Italien; Heinrich dagegen blieb außer Bayern nahezu das gesamte Norddeutschland mit dem Blick über Norden und Osten überlassen.

Das Stammesherzogtum war einst der Hauptwidersacher der in Krone und Kirche zusammengefaßten deutschen Einheit gewesen. Schon seit Otto dem Großen aber vollzog sich unaufhaltsam die Zertrümmerung der alten Stammesgebiete: nach außen durch Abspaltung, im Innern durch das Emporstreben kleinerer Territorialgewalten. Diesen Prozeß glaubte Heinrich, entgegen den geschichtlichen Entwicklungstendenzen, durch die Machtmittel der zwei bedeutendsten Herzogtümer rückläufig machen zu können.

Das deutsche Verfassungsproblem war, ob die Zukunft der königlichen Zentralmacht oder dem territorialfürstlichen Föderalismus gehören würde. Die großherzogliche Mittelgewalt, die Heinrich zwischen beide einzuschieben suchte, war daher von oben und unten her bedroht. Zunächst allerdings nur von unten her, denn die Aufgabenverteilung mit dem staufischen Vetter schien sich in der Tat zu bewähren. Heinrich unterstützte Friedrichs Italienpolitik. Sein Eingreifen entschied 1155 nach der Kaiserkrönung den Sieg über die Römer. Bei der Belagerung von Crema (1160) war er der Schrecken der Lombarden. Im Kampf gegen Papst Alexander III. ging er mit Friedrich zusammen. Deutlicher konnte ihr einträchtiger Dualismus nicht symbolisiert werden, als in den beiden das englische Bündnis besiegelnden Verlobungen des Jahres 1165: von den Töchtern König Heinrichs II. war die ältere Mathilde Heinrich dem Löwen bestimmt, der damals von seiner zähringischen Gattin Clementia geschieden war; die jüngere dem kürzlich geborenen ersten Sohne des Kaisers. Friedrich seinerseits deckte den Vetter wiederholt mit dem Reichsschilde, wenn der Widerstand gegen das gewaltsame Vorgehen des Welfen die betroffenen Fürsten zu gefährlicher Verschwörung trieb.

Um so bedeutsamer, daß dieser noch einen anderen Rückhalt gewann, einen Machtbereich, in dem der Herrscherwille auf keine Schranken stieß. Das war das Slawenland jenseits der Elbe. Steht Heinrich als Stammesherzog am Ende einer Entwicklungsreihe, so setzt hier mit ihm eine Kurve ein, die aufwärts in die Zukunft steigt. Nördlich im Holsteinischen hatte ihm Graf Adolf II. von Schauenburg grundlegend vorgearbeitet; südlich gewann Albrecht der Bär selbständig das Havelgebiet um Brandenburg. Das dazwischen liegende Obotritenland Mecklenburg ist durch Heinrich selbst dem Reiche angegliedert.

Die Hilfe der Kirche hat er dabei wohl in Anspruch genommen, aber die Missionsidee war nicht Ausgangspunkt seines Handelns. Zu seinen Feldzügen ins Slawenland bemerkt der Chronist Helmold: „Dabei war aber durchaus nicht vom Christentum, sondern nur vom Gelde die Rede."

Auch nationale Beweggründe im moder-

Digitized by Google

nen Sinne wird man bei ihm nicht voraussetzen dürfen. Die slawische Bevölkerung, die er mit Abgaben und Fronden „zwackte und preßte bis zur Erschöpfung", war ihm, finanzpolitisch betrachtet, sogar willkommener, als die freien deutschen Kolonisten. Jedoch nach den verwüstenden Heerfahrten von 1160 und 1164 bis weit nach Pommern hinein war eine Auffüllung des verlassenen Gebietes dringendes Bedürfnis. Da war es von ungeheurem Wert, daß es gelang, Scharen von Flamen und Holländern, Sachsen und Westfalen nach dem Vorbilde des Schauenburgers zur Niederlassung heranzuziehen. Und über die unterworfenen Gebiete hinaus reichte des Herzogs Einfluß. Durch slawische Piraten hielt er das durch Bruderkampf geschwächte Dänemark lange Zeit in Schach, und als es unter Waldemar I., dessen Thronfolger Heinrichs Eidam wurde, seine Kraft wiedergewann, wußte er an den dänischen Eroberungen im Slawenlande auf Halbpart teilzunehmen und dadurch sogar im fernen Rügen Hoheitsrechte zu gewinnen.

Noch ein überaus wichtiges Moment gilt es aus der herzoglichen Politik herauszuheben. Wirtschaftliche Gesichtspunkte der Verkehrsförderung, militärische der Befestigung und politische der Schaffung von Gegengewichten gegen die widersetzlichen Territorialherren trieben Heinrich zur Begünstigung städtischen Wesens. Auch hier verfuhr er ebenso großzügig wie gewaltsam. Es war doch ein starkes Stück, daß er an seinen bewährten Helfer Adolf von Schauenburg, den Gründer von Lübeck, die schroffe Forderung richtete, ihm die Hälfte dieser aufblühenden Kaufmannsstadt abzutreten, weil sie seine eigne ältere Stadt Bardowiek schädigte, und daß er nach der begreiflichen Ablehnung den Marktverkehr Lübecks kurzerhand sperrte! Als dort dann ein Brand die Gebäude größtenteils vernichtete, siedelte er die Bewohner traveaufwärts an einem neuen Trutzorte, den er die „Löwenstadt" nannte, an. Aber der war unglücklich gewählt, für tiefere Schiffe unzugänglich. Da ist es dem Herzog schließlich (1158) durch Druck und Zugeständnisse gelungen, Adolf zur Abtretung zu bewegen und Lübeck an alter Stelle neu zu errichten. In demselben Jahre hat er in Bayern unter Vergewaltigung von Rechten des Freisinger Bischofs an einer neueröffneten Isarbrücke die Stadt München gegründet, im Norden überdies etwas später Schwerin auferbaut und seine Residenz Braunschweig um die „Hagenstadt" erweitert. Die Signatur dieser Städtepolitik war allenthalben, durch zinsfreie Überlassung des Bodens, Überweisung eines großen Teils der Gerichtsfälle, weitgehende Selbstverwaltung (wenn auch noch nicht Ratsverfassung) und Zollfreiheit die Bürger zu begünstigen.

Er selbst scheint auch das Wohnen in einer betriebsamen Stadt der Abgeschlossenheit einsamer Ritterburgen vorgezogen zu haben; sonst hätte er nicht seine Hauptpfalz Dankwarderode gerade inmitten der braunschweigischen Doppelstadt errichtet. Die Mauern dieser Pfalz sind erst 1873 wieder aus barockem Umbau zum Vorschein gekommen und haben eine Wiederherstellung der stattlichen Anlage ermöglicht. Nicht allein in den Maßen überragt sie weitaus die Fürstenburgen jener Zeit, sondern sie ahmt auch in ihrem ganzen Plane den Typus der älteren Kaiserpfalzen, etwa der Aachener, deutlich nach. Denn aus dem an den Palas anstoßenden Wohngebäude konnte man wie dort durch eine Überführung in das nördliche Querschiff des St. Blasiusdomes gelangen, jener noch heute ziemlich rein erhaltenen, durch Harmonie und Formenstrenge eindrucksvollen Burgkirche, die Heinrich selbst seit 1173 hat errichten lassen. Auf ihre Ausstattung mit Reliquien und kostbaren Geräten, wie dem großen siebenarmigen Leuchter oder dem berühmten, mit geschnitzten Figuren aus Walroßzahn umgebenen Kuppelreliquiar, hat er in seiner späteren Zeit viel Sorge verwandt. Auf dem von Pfalz und Dom begrenzten Burghofe aber erhob sich jenes Denkmal, das mehr als alles andre die Erinnerung an den großen Herzog lebendig erhalten sollte: der eherne Löwe, kühn, herrisch und drohend, voll gestrafftester Energie und ständiger Sprungbereitschaft, — das vollkommene Sinnbild Heinrichs! So haben ihn uns seine Taten gezeigt. So schildert ihn auch der Zeitgenosse Giselbert von Mons als „den hochfahrendsten und schonungslosesten aller Menschen". Er konnte sich mit Recht als den ungekrönten König von halb Deutschland fühlen. Auch im Auslande wurde er als solcher geehrt, selbst von dem griechischen Kaiser, als er 1172 mit einem förmlichen Heereszuge von über tausend Begleitern auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem in Konstantinopel weilte.

Seit dem Anfang der sechziger Jahre hatte er sich von der italienischen Politik seines Vetters ferngehalten; zunächst gewiß nur, weil er sich in Sachsen und Slawenland tatsächlich unentbehrlich wußte. Dann wurde zwar seine Lage dort gesicherter, aber nun hatte er sich immer mehr in seine selbständige Herrscherstellung eingelebt, in der er nicht gestört sein wollte. Gegen die Mitte der siebziger Jahre erlitt überdies sein Anteil an den Dingen südlich der Alpen

Digitized by Google

Heinrich der Löwe und seine Gemahlin Mathilde umgeben von Heiligen. (Aus der Straßburger Chronik)

Digitized by Google

dadurch eine weitere Minderung, daß sein Oheim, der alte Herzog Welf VI., durch die römische Seuche von 1167 seines einzigen Sohnes beraubt, seine italienischen Besitzungen für Geld an den Kaiser abtrat und so das welfische Haus darum brachte. Dasselbe Spiel sollte sich später mit den welfischen Stammgütern in Schwaben wiederholen, nachdem das Geschäft mit Heinrich selbst, der die Forderung zu hoch fand, gescheitert war. Vielleicht waren die Vorverhandlungen darüber bereits im Gange, als 1176 die Krise in den Beziehungen der beiden deutschen Machthaber eintrat.

Der Kaiser war damals durch den Vertragsbruch der Lombarden in eine bedenkliche Lage geraten. Nur ein rascher Kriegserfolg konnte noch alles zu seinen Gunsten wenden. Dazu bedurfte er der Heranziehung deutscher Hilfskräfte, auf die ohne Teilnahme Heinrichs nicht ausreichend zu rechnen war. Ein Zwang zu einer nicht beschworenen Heeresleistung war jedoch nach damaligem Lehnsrecht, zumal einem so mächtigen Vasallen gegenüber untunlich; es galt seine Zustimmung zu gewinnen. Der Kaiser hat sie bei einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna, an deren historischer Tatsächlichkeit gegenüber allen Zweifeln festzuhalten sein dürfte, mit großer Dringlichkeit erbeten, — ob gar mit einem Kniefall vor dem Vasallen, steht dahin. Das Verhalten des Herzogs fügt sich restlos seinem sonstigen Charakterbilde ein. Nur gegen Abtretung der früher schon einmal unter seinen Einfluß geratenen, dann aber ihm entfremdeten Reichsstadt Goslar mit ihrem Silbersegen erklärte er sich zur Hilfe bereit. Wir dürfen es Friedrich nicht verargen, wenn er es mit seiner Würde nicht für vereinbar hielt, die Unterstützung des Lehnsmannes durch Hingabe wertvollsten Reichsbesitzes zu erkaufen. Zornig brach er die Verhandlung ab. Das bisherige Gleichgewichtssystem hatte einen argen Stoß erlitten. Wie hätte der Kaiser nicht die Niederlage von Legnano und den ganzen Umbau seiner Italienpolitik, der daraus folgte, zum guten Teil auf das Schuldkonto des Vetters setzen sollen! Eine Einschränkung der herzoglichen Machtstellung wurde zur Notwendigkeit.

Heinrich spürte zuerst das Nachlassen der kaiserlichen Rücksichtnahme, als im Papstfrieden gerade die beiden von ihm begünstigten Schismatiker in Bremen und Halberstadt preisgegeben und damit eigne Kirchenlehen in Frage gestellt wurden. Bei einer persönlichen Begegnung in Speier, wo Friedrich die Klagen von Heinrichs Widersachern entgegennahm und den Herzog vor Gericht lud, muß dieser den Eindruck gewonnen haben, daß er keinesfalls ohne schwere Schädigung aus dem Prozeß hervorgehen würde. So hielt er es in offenbarer Überschätzung seiner Kraft für geratener, dem ganzen Verfahren Trotz zu bieten und es selbst auf eine Machtprobe ankommen zu lassen. Den drei Terminen des landrechtlichen Verfahrens wegen Friedensbruches blieb er deshalb fern und verfiel ob solcher Kontumaz dem Achtspruche. Selbst dann noch schlug er bei einem Zusammentreffen mit Friedrich in Haldensleben das Anerbieten in den Wind, sich durch Zahlung von 5000 Mark aus der kaiserlichen Ungnade zu lösen, und entzog sich auch der Forderung eines Nebenklägers auf gerichtlichen Zweikampf. Als er dann seine friedenstörenden Übergriffe noch als Ächter fortsetzte, wurde er vornehmlich deshalb im lehnrechtlichen Verfahren des Majestätsverbrechens angeklagt und nach abermaliger Versäumnis der drei Termine wegen Kontumaz zum Verlust seiner Reichslehen verurteilt. Die volle Ehr- und Rechtlosigkeit trat erst nach achtjährigem Verharren des Halsstarrigen in der Acht im Juni 1180 in Kraft. — Die alsbald vorgenommene Neuverfügung über die Reichslehen führte den Prozeß der Stammeszerschlagung zum Abschluß und stärkte das Territorialfürstentum. Westfalen und Steiermark wurden aufs neue als gesonderte Herzogtümer abgespalten, und eine sehr beschränkte Herzogsgewalt für Sachsen an Bernhard, den jüngsten Sohn Albrechts des Bären, übertragen, während Bayern damals den Wittelsbachern zufiel.

So hatte man bereits das Fell des Löwen vergeben, ehe er erlegt war. Noch wies er grimmig seine Zähne, und anfänglich wurde seine Zuversicht sogar durch eine Reihe von Erfolgen noch gestärkt. Als aber der Kaiser an der Spitze eines größeren Reichsheeres in Sachsen einmarschierte, offenbarte es sich, wie sehr Heinrich sich in der Festigkeit seiner Macht getäuscht hatte. Reißend schnell griff ein allgemeiner Abfall um sich, der eben durch seine Ausdehnung zeigte, daß er tiefer begründet war. Während Heinrich sich nordwärts in das feste Stade zurückzog, marschierte der Kaiser nach Einschließung Braunschweigs geradeswegs auf Lübeck, das nach tapfrer Verteidigung die Tore öffnen mußte. Denn der in der großen Politik weit überlegene Staufer hatte kurzerhand mit dem Dänenkönig ein Bündnis geschlossen und die Travezufuhr durch dänische Schiffe sperren lassen. Da auch an englische Hilfe nicht zu denken war, so sah sich Heinrich am Ende doch zum Einlenken gezwungen; zu spät. Selbst der Fußfall vor dem Kaiser in

Digitized by Google

Erfurt konnte eine Milderung nur insofern erzielen, als dem Herzog seine braunschweigisch-lüneburgischen Eigengüter belassen wurden. Doch mußte er sich zu dreijähriger Verbannung im Auslande verpflichten, aus der er nur mit kaiserlicher Erlaubnis sollte zurückkehren dürfen. So brach er im Juli 1182 mit seiner Familie an den Hof seines königlichen Schwiegervaters nach der Normandie auf. — Der Rest seines Lebens verlief im Wechsel zwischen erzwungener Zurückhaltung, diplomatischen Bemühungen und gewaltsamen Wiederherstellungsversuchen. Seine weltgeschichtliche Rolle war ausgespielt. Es bedarf nur noch kurzer Andeutungen. Erst nach Ablauf der vorgesehenen Frist konnte er 1185 nach Braunschweig zurückkehren. Friedrich mißtraute ihm zwar gründlich, fürchtete ihn aber angesichts seiner Macht zunächst nicht. Erst als er sich anschickte, als Führer des Kreuzheeres Europa zu verlassen, hielt er die fernere Anwesenheit des Welfen mit der Sicherheit des Reiches nicht für vereinbar. Daher verpflichtete er ihn, als er weder selbst an der Kreuzfahrt teilnehmen, noch auf seine alten Ansprüche Verzicht leisten wollte, nochmals zu dreijähriger Verbannung.

Kaiser Friedrich Barbarossas Kniefall vor Heinrich dem Löwen in Chiavenna. Aus der sächsischen Weltchronik im Besitz der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin

Diesmal jedoch kehrte Heinrich schon nach halbjähriger Frist unter Bruch seines Eides aus England zurück. Der Tod seiner daheim gelassenen Gemahlin und Entfremdungen seiner Eigengüter mochten als Vorwand dienen. Das Ziel aber war, die Abwesenheit des Kaisers und so mancher sächsischen Gegner zur Rückeroberung seiner früheren Stellung auszunützen. Noch einmal schien die Linie seiner Lebensschicksale steil aufwärts zu gehen. In raschem Ansturm überrannte er das nordalbingische Gebiet. Bardowiek büßte frühere Beleidigung mit völliger Vernichtung; Lübeck, Lauenburg, im ganzen an die dreißig Burgen fielen in seine Hand. Aber bald genug setzten Gegenwirkungen ein. Trotz des nahen Winters versammelte der empörte junge König Heinrich VI. sofort nördlich des Harzes ein starkes Reichsheer, rückte verwüstend gegen Braunschweig vor und bewirkte durch diese rasche Entschlossenheit, daß ganz Holstein unter schwersten Einbußen dem Herzog wieder verloren ging, der so, von Norden und Süden zugleich bedroht, von seinem dänischen Schwiegersohn Knut VI. und seinem englischen Schwager Richard Löwenherz im Stich gelassen, für das Frühjahr 1190 seiner Vernichtung entgegensehen mußte. Da rettete ihn vor diesem Äußersten ein unerwartetes europäisches Ereignis von einschneidendster Bedeutung: der Tod König Wilhelms II. von Sizilien. Hinter der Aussicht, dies Erbe seiner Gemahlin Konstanze dem dort erhobenen Usurpator Tancred zu entwinden, trat für Heinrich VI. alles andere zurück. So konnte er sich mit der Vernichtung des Welfen nicht aufhalten und bot ihm daher unter kluger Berechnung der Bedingungen einen Ausgleich an, der im Frieden von Fulda zum Abschluß kam. Von den Hoffnungen des Herzogs verwirklichte er freilich nichts. Nur die Hälfte der Stadt Lübeck, das er mit seinem schauenburgischen Gegner zu teilen hatte, wurde zu seinen Hausgütern hinzugefügt. Seine Verteidigungsstellung aber sollte durch Niederlegung der Mauern Braunschweigs und Zerstörung der Lauenburg geschwächt, seine Angriffslust dadurch gelähmt werden, daß sein ältester gleichnamiger Sohn den König auf seinem Zuge nach Rom und Apulien mit fünfzig Rittern zu begleiten hatte, während der zweite als weitere Geisel für das väterliche Wohlverhalten in Augsburg bewacht wurde.

Das war gewiß keine innerliche Aussöhnung! Sobald der Welfe den jungen Staufer durch Romzug, Kaiserkrönung und Einmarsch in Unteritalien beschäftigt wußte, dachte er nicht daran, die beschworenen Bedingungen zu erfüllen. Und zum letztenmal lächelte ihm das Glück, als den Kaiser auf dem sizilischen Feldzuge ein Mißgeschick nach dem andern traf, und das Scheitern dieses Unternehmens auch auf Deutschland zurückwirkte. Durch den Tod seines zweiten Sohnes

Digitized by Google

und die Desertion des ältesten aus dem kaiserlichen Lager von hemmender Rücksicht befreit, wurde Heinrich nun ein wichtiges Glied, vielleicht die Seele des großen Fürstenbundes, der geradezu auf den Sturz des Kaisers hinarbeitete. Es ist bekannt, wie dieser durch schonungslose Ausnützung eines unerhörten Glücksfalles den Bund trotzdem zu sprengen wußte. Nicht zum wenigsten durch die Beziehungen des Welfen rechneten die Verschworenen auf den englischen König Richard; und eben dieser geriet 1192 durch Zufall in die Gefangenschaft Heinrichs VI., der dadurch nun auch einen unausweichlichen Druck auf das Welfenhaus auszuüben vermochte. So sind auch dessen Geschicke in die glänzend geführten Verhandlungen über die Befreiung Richards mit verflochten, und es blieb nichts übrig als Unterwerfung und nochmalige Geiselstellung jetzt der beiden jüngsten Söhne des Herzogs. Erst die wider die Absichten des Kaisers vollzogene Vermählung des jungen Herzogs Heinrich mit der Tochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad sollte die Feindschaft der beiden Häuser überbrücken und durch die Verleihung der rheinischen Pfalz den Welfen statt der verlorenen Lande einen anderweitigen Zuwachs verschaffen. Nun ließ sich auch der alte Herzog mit Mühe überreden, die Gnade des Kaisers anzurufen. Zwischen den Häuptern der beiden Geschlechter konnten freilich trotz der Aussöhnung Abneigung und Mißtrauen nicht wirklich schwinden. Diesmal war jedoch von dem einsamen Manne in Braunschweig nichts mehr zu besorgen. Ein Schlaganfall brachte ihm kurz vor Ostern 1195 schwere Leiden, von denen er am 6. August durch den Tod befreit wurde.

Mit Worten des Predigers Salomo klagt sein Chronist Arnold von Lübeck (1209), mit aller seiner Arbeit, die er unter der Sonne geleistet, habe er nichts erreicht, als ein recht denkwürdiges Begräbnis im Dom an der Seite seiner Gattin Mathilde. Diese Worte werden nur die Bestattungsfeier betreffen, denn eine Beziehung auf das wunderbar schöne Doppelgrabmal, das, noch heute wohlerhalten, einen Höhepunkt deutscher Bildhauerkunst aller Zeiten darstellt, erscheint aus stilkritischen Erwägungen, nach denen es eine Generation jünger sein muß, kaum möglich. Daher kann man wohl auch nur von einem Versuche des Künstlers sprechen, unter Anlehnung an den niedersächsischen Typus ein allerdings höchst individuell wirkendes Idealbild seines Helden aus seinen früheren Mannesjahren zu schaffen. Die Schilderung eines italienischen Chronisten, er habe schwarze Augen und dunkelschwarzes Haar gehabt, läßt sich mit diesem Typus kaum vereinigen.

Eine Figur aus einem Guße ist Heinrich, wenn wir sein Charakterbild betrachten, fraglos gewesen: geschlossen, folgerichtig, von der Kindheit bis zum Alter immer der gleiche: zugreifend und tatenlustig, großzügig und herrschkundig, machtdurstig und habgierig, hart und gewalttätig, stolz und hochfahrend, trotzig und eigenwillig, — eine Herrennatur mit der Parole: alles oder nichts. Das Schicksal, das ihn traf, entsprang seinem tiefsten Wesen. Hätte es ihn zum Thron emporgehoben, so wäre er für Königtum und Reichseinheit vielleicht ein Segen geworden. Freilich darf man seinen Kampf gegen die Staufer nicht auf grundsätzliche Ablehnung ihrer imperialen Bestrebungen zurückzuführen. Als deutscher König würde gerade er den gesamten Umkreis der überkommenen Ansprüche auf das rücksichtsloseste geltend gemacht und so gut wie Otto d. Gr., Lothar und Otto IV. über die Alpen hinübergegriffen haben. Da er Herzog war, trieb er herzogliche Politik, und zu dieser sächsischen Herzogspolitik gehörte nun aber auch die Wahrnehmung der nordöstlichen Grenzinteressen, und hier liegt neben Gründung und Förderung der Städte das Bedeutende, das er hinterlassen hat. Der Sturz des großen Herzogs mußte hier die Vormachtstellung des Deutschtums schwer erschüttern. Das erstarkte Königtum Dänemarks zog den Hauptnutzen daraus und unterwarf die slawischen Stämme der Ostseeküste, die durch Heinrich dem Reiche untertan geworden waren, seinem beherrschenden Einfluß. Aber was jener in Ostholstein ausgebaut, in Mecklenburg gewonnen, in Pommern vorbereitet hatte, das hat doch trotz aller Ungunst der nächsten Zeiten deutsche Kolonistenkraft festzuhalten vermocht. Und Lübeck konnte nach wenig Generationen an die Spitze des mächtigen Städtebundes der Hansa treten, der nach Versagen des Kaisertums hier im Norden die Erbschaft Heinrichs des Löwen übernahm. So sind seine Leistungen für Deutschland in ihren Folgewirkungen bis in Gegenwart und Zukunft doch von dauernderem Werte geblieben, als die glänzenderen und umfassenderen Bestrebungen der Staufer. In seinem Werke hat der gefällte Löwe über seine Bezwinger am Ende doch obgesiegt.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Die gepflegte Erzählungskunst Otto-Marx Enkings, die mit ihrer Einheit von warmem Gefühl, Wirklichkeitssinn und kerngesunder Lebensbejahung sich längst eine Leserschaft gewonnen hat, die durch ihre Zuneigung ehrt, — sucht diesmal ihren Bildstoff aus der Vergangenheit einer norddeutschen Kleinstadt (wie übrigens seinerzeit schon im „Claus Jesup") und formt daraus ein Werk, das ohne Frage zu den ausgereiftesten dieses stillen Künstlers gehört, vielleicht sogar sein bestes ist.

Der Wassermedicus von Schadeby, getauft auf den Namen Jakob Elias Tönderſen, eines armen Schiffers Sohn und eines ehemaligen Schinders, späteren Säufers Pflegesohn, muß sich selber seinen Lebensweg bahnen. Der frühe Tod seines Vaters nimmt ihm die Mittel zum weiteren Schulbesuch, und er ist froh, als Uhrmacherlehrling bescheidenes Brot zu finden. Ein frischer, aufgeweckter Junge mit hellen Augen und gutem, treuem Wesen, gewinnt er sich die Herzen einer kränkelnden Hofrätin und ihrer Familie. Der Hofrat, ein wohlhabender Patrizier, läßt den Jungen, als er ihn einmal durch Handauflegen von Hexenschuß kuriert hat, Schule und Universität besuchen, um Medizin zu studieren. Als junger Arzt in seine Heimatstadt zurückgekehrt, bringt Jakob es sehr bald durch seine Kunst, die nicht zum wenigsten in dem vertrauenerweckenden Wesen seiner Persönlichkeit besteht, zu einem großen Anhang, zunächst unter den Armen. Seine Erfolge, die ihm bald auch die oberen Schichten des Bürgertums gewinnen, erreichen ihren Höhepunkt darin, daß es ihm gelingt, eine alljährlich wiederkehrende böse Seuche zu vertreiben. Er erkennt das schlechte und sumpfige Wasser der städtischen Brunnen als Seuchenherd und führt mit der Beschaffung reinen Trinkwassers — durch die Wünschelrute — die Befreiung seiner Mitbürger von dieser Pest herbei, freilich nach harten Kämpfen mit seinen unwissenden und neidischen Kollegen. Eine Reihe von Wohltaten und segensreichen Einrichtungen verdankt die Stadt ihrem „Wassermedicus", wie sie ihn in dankbarer Anerkennung seines Quellenfundes nennt, und er selber, der die kluge und gutherzige Tochter des Hofrats zu glücklicher Ehe heimführt, freut sich lange seiner allgemein anerkannten Wirksamkeit, die in warmer Menschenliebe ihre starken Wurzeln hat. Von dieser Liebe teilt sich auch dem Leser etwas mit. Es gibt wenige Bücher, die so zu Herzen gehen und dabei an Lebensfreudigkeit und leisem Humor so reich sind.

Das letzte kann man von dem nachfolgenden Werk nun gerade nicht behaupten. Der sechsunddreißigjährige Kärntener Josef Perkonig gehört zu den langsam arbeitenden Dichtern; gewiß ein Vorzug, der von Ernst und künstlerischem Gewissen spricht, der aber auch seine Nachteile haben kann, wenn man zu lange bastelt, tüftelt, ändert; da leidet dann manchmal die Einheitlichkeit des Stils, die Geschlossenheit der Handlung zugunsten einzelner schöner Stellen Mangel, eine Bemerkung, die wir schon in die hohe Anerkennung von Perkonigs „Trio in Toskana" einflechten mußten. In seinem neuen Novellenbuch Dorf am Acker ist dieser zarte Poet mit der Mozartseele kaum wiederzuerkennen. Was er von diesem süddeutschen Dörflein erzählt, steht unter dem Schattenlicht schwerer Wetterwolken. Vielleicht, daß Perkonigs Weichheit, sein träumerisch-empfindsames Wesen in der heutigen Welt harter Tatsachen, rücksichtsfremder Brutalität und Ichsucht zu viele Beulen, Wunden und Quetschungen erhalten hat, um noch des Lebens recht froh werden zu können. Denn diese Stimmung ist unzweifelhaft echt. Ja, in manchen Erzählungen erkennt man unschwer etwas von des Dichters eigener Persönlichkeit gerade in solchen Gestalten, die ein tragisches Los erdulden. So scheint mir in der ersten und bei weitem längsten Novelle des Buchs, in „Veronika Laubrecht" die unglückliche Veronika selbst etwas von seinem Wesen zu haben. Sie ist die sinnige, musisch veranlagte Tochter eines armen Dorfschneiderleins, die den Stimmen singender Kinder und dem sanften Plätschern ziehender Wellen gern still zuhört und dem Wort ihres alten Lehrers glaubt, daß im Frühling jedes Ding singt, man muß nur die Ohren dafür haben. Der fünfschrötige, junge Bauer Thomas hat die Ohren nur für Tanzmusik, und so kann es keine rechte Harmonie geben, als er sie nach langem Umwerben heimführt. Sie folgt im ersten Kindbett schon ihrem totgeborenen Söhnlein ohne Säumen in eine andere Welt, während ihr Mann auf knarrendem Tanzboden eine hübsche Nachbarstochter schwingt und sie dann in die dunkle, föhnige Nacht hinausführt.

Selbst die wenigen Erzählungen, die einen einigermaßen versöhnlichen Ausgang haben, sind bis dahin grau und graulich. So „Das Paar im Jauk" (Jauk ist ein anhaltender Südwind und das „Paar" ist eine Magd und ihre Herrin, die sich nach langem Mißverstehen menschlich finden). Selbstqual und Trostlosigkeit bilden den seelischen Grundton der Erzählung „Mutter", die ins Wasser geht, weil das erhoffte Kind ausbleibt, Grauen und Schrecken den Inhalt

Digitized by Google

von „Kain", womit natürlich ein Brudermord, und zwar ein reichlich gräßlicher gemeint ist, Herzbeklemmung und Gruseln erweckt der „Fährmann an der Drau", der aber Perkonigs Erzählungskunst auf leuchtendem Gipfel zeigt, während den Gipfel qualvollen Entsetzens „Der heilige Abend" erreicht, — nächst dem gräßlichen Realismus der „Hochzeit in Dreifaltigkeit". Auch in dem „verlorenen Sohn" und der „Gemeinde der Freudigen" übertönen immerfort grämliches Stöhnen und Brummen einer Kontrabaß-Stimmung jeden Klangversuch hellerer Lebensmelodie. Wollte Perkonig mit diesem verzweifelten Trübsinn, der dem ganzen Buch anhaftet, eine tragische Stimmung heraufbeschwören?

Aber es ist ein grundlegender Unterschied zwischen Tragik und Trübsinn. In diesen Erzählungen fehlt die tragische Gegenmacht, die erst den Begriff der Tragik bestimmt und zu der das Einzelbewußtsein keineswegs ausreicht. Und darf die Tragödie schon der unmittelbar einleuchtenden Folgerichtigkeit des Geschehens nicht ermangeln, so steht sie doch auf einer höheren Warte, als daß die starre, glatte Konsequenz öder Alltagsbegebenheiten genügte; ihr Wesen ist nicht niederziehender Trübsinn, nicht Dissonanz, vielmehr schließlich das befreiende Gefühl der Entspannung, des Aufatmens und Aufblicks. Wo ist die schöne Harmonie geblieben, die bei diesem sonst so erfreulichen Dichter anheimelte, wo jenes „höhere Vaterland", das in Toskana sich ein „Trio" bauen will, wo seine „herzlich helle Tiefe", wo das ergreifende und befreiende Orgelspiel des Meisters in Siebenruh? Gewiß ist Perkonig auch in diesen Novellen ein Könner, der über dem Dutzend steht. Sein Wirklichkeitssinn — mehr noch: seine Wirklichkeitstreue in der Darstellung — seine Menschlichkeit (mehr noch: sein Menschentum) im Seelischen geben ihm als Dichter auch hier unanfechtbare Werte. Ein Vorzug des Buches ist sein bewußtes Abweichen von den sonst üblichen und in ihrer Art bis zum Überdruß breitgetretenen typischen Dorfgeschichten. Nur einmal taucht das bei diesen Stoffen anscheinend unerläßliche Thema von dem reichen Bauernsohn und der armen Magd auf. Der Dichter erkennt, was die meisten nicht wissen, daß sich hinter der Wortkargheit des Bauern ein viel verästelteres und tieferes Seelenleben verbirgt, als uns seit Berthold Auerbachs Zeiten bis auf die unsrigen die Dorfpoeten, die meist Stadtpoeten im Bauernwams sind, zu erzählen wissen. Aber die echte Bauernseele ist auch nicht so trübsinnig wie diese „Ländlichen Novellen" Perkonigs. Sie erlebt alljährlich Werden und Vergehen, sie findet beides in der Ordnung und härmt sich nicht mehr, als nötig ist, denn jeder Frühling bringt neues Hoffen. Und so sollte man auch diesem in der Blüte seiner Kraft stehenden Schriftsteller zurufen: Sei fröhlich, damit du schaffen kannst, schaffe, damit du fröhlich werdest!

Auch ein Größerer enttäuscht diesmal ein wenig: der Verfasser der Parazelsus-Trilogie, des gewaltigsten Wurfs deutscher Erzählungskunst seit vielen Jahren, E. G. Kolbenheyer gibt unter dem Namen „Ahalibama" drei Erzählungen heraus, die trotz vieler Vorzüge gerade die, die Kolbenheyer als den kaum erreichten deutschen Epiker der Gegenwart schätzen, nicht voll befriedigen können. Vielleicht läßt sich das bekannte Wort Voltaires: Es glänze oft an zweiter Stelle, ‚qui s'éclipse au premier,' so umwenden, daß, wer im Höchsten Höchstes leistet, oft bei geringeren Aufgaben anderen nachsteht. Nicht unwahrscheinlich, daß heute ein Herkules redivivus es einem Rectumer im Lunapark nicht gleich täte, obwohl er ihm an Körperkraft weit überlegen wäre. Kolbenheyer fehlt für kurze Erzählungen dieser Art sozusagen der kurze Atem, er ist ein „Steher über große Distanz", nicht das, was man im Pferdesport einen Flieger nennt. Es dauert eine ganze Weile, bis er in Schwung kommt. Dann freilich entschädigt er den Leser, und man fühlt bald, daß man doch eine andere Luft in seiner Nähe atmet als bei der Mehrzahl anderer Erzähler. Kolbenheyer will auch hier nicht unterhalten, sondern Menschen gestalten. Und er sucht sich wunderliche, abseitige Modelle dazu. Mit Humor und Liebe (sofern das nicht Tautologie ist) sieht er besonders gern armen „Hascherln" ins Herz, die es im Leben aus irgendeinem Grunde nicht zu dem bringen, was sie ersehnen, und was sie auch wohl erreichen könnten, wenn das Schicksal ihnen nicht irgendwo und irgendwann einen Knüppel in den Weg würfe oder sie am Zopfband hielte, gerade als sie glauben, nun recht im Zuge zu sein.

Sein Flickschuster Wenzel Tiegel ist solch ein Hascherl. Er sieht den Urgrund allen Übels im Übertriebenen und begnügt sich daher mit der Flickschusterei, sobald er erkennt, daß der einzelne Schuhbaukünstler gegen die amerikanische Massenfabrikation nicht aufzukommen vermag. Nebenher liest Wenzel fleißig die Bibel und hat seine besondere Freude an den wunderlichen Klangfarben biblischer Namen, wie Seth, Uz, Bela, Dan, aber auch Melchisedech, Abimelech — gegenüber diesen Namen der Männer, die einen guten, runden Klang haben, findet er mit Entdeckerfreude, daß die der Frauen immer übertriebene sind, z. B. Rehuma! Mahalath! Mehatabeel! Hazlegoni — und nun gar Ahalibama! Welch ein Ungetüm an Übertreibung, was für eine Orgie an Konsonanten und Vokalen: Ahalibama! Welch ein Kerl mußte Esau gewesen sein, wenn er solch eine unerhörte Übertreibung ehelichen konnte, ohne daran zugrunde zu gehen! Er selber hat diese Kraft nicht, der arme Wenzel Tiegel. Sein

Digitized by Google

Tierstück. Gemälde von Prof. Richard Seewald

Digitized by Google

Digitized by Google

Weib betrügt ihn und auch seine fleißigen Studien lassen ihn im Stich, da ihm im entscheidenden Augenblick ein paar lateinische Vokabeln fehlen. Kein Wunder, daß er schließlich überfahren wird — er war es schon vorher. Und doch war er wert, von einem Dichter liebevoll gestaltet zu werden.

Das ist auch der alte Daringer, der Held der zweiten Erzählung, der mit seinem stillen Sinnieren über die dogmatische Weisheit des Pfarrers weit hinausdringt, vielleicht zum lieben Herrgott selber, nur ist zu bezweifeln, ob es ihm selbst im Himmel lange gefallen wird, dem alten Daringer, wenn er sein liebes Wien nicht dahin mitnehmen kann — die ganze Erzählung strömt über von Liebe zur alten Donaustadt. Und endlich ist auch in „Münchhausen über uns", der dritten Erzählung, die Hauptgestalt ein nicht ganz Geratener, einer der nicht zum Ziel gelangt, obwohl er Iwan Michailowitsch Mussoloff heißt, wie ein Russ' aussieht (in Wirklichkeit heißt er Brettschneider), und sich für einen Philosophen hält. Er erkennt nach einem verpfuschten Studium und nach einer tragikomischen Liebesgeschichte die Wahrheit, die ihm ein Raisoneur gleich zu Anfang sagt: daß „wir ein jeder unsern Münchhausen in uns haben. Mit dem ist's sehr angenehm Karten zu spielen. Er läßt einen nämlich immer gewinnen. Nur schade, daß diese Kartenpartie nicht schön heimlich vor sich geht. Aber der Baron Münchhausen ist mit uns allein nie recht zufrieden. Er will auch außenwärts gläubige Ohren finden."

Wenn ich zu Anfang dieser Buchanzeige von einer leisen Enttäuschung sprach, so gilt das in der Hauptsache doch nur, wenn man den großen Maßstab der Parazelsus-Trilogie anlegt. Die drei Erzählungen — mit dem feinen Humor und lächelnden Sarkasmus eines Friedrich Theodor Vischer getönt — offenbaren ihre menschlichen und dichterischen Werte freilich nur dem Geduldigen. Der aber wird das Buch doch in die gute Ecke stellen, wo man gern nach Jahren noch einmal wieder hineingreift, um ein Stündchen in bester Gesellschaft zu verbringen.

Ein schmales Bändchen bietet sich als Das Gastgeschenk an, und der Schenkende ist Friedrich Lienhard. Man liest und — ärgert sich — —, daß man nicht öfter von diesem Erzähler ein Buch in die Hand bekommt. Ich erinnere mich noch der Zeit, als Lienhard aus dem Elsaß als Student nach Berlin kam und sein erstes Gedichtbüchlein erschien, das mich durch seine ehrliche Versonnenheit zu einer meiner ersten „Kritiken" — ich will nicht sagen begeisterte, auch nicht verführte, aber doch anregte. Das Buch war ein Versprechen, und dies Versprechen hat der treu Wirkende Jahrzehnte hindurch bis auf den heutigen Tag gehalten. Nur schade, daß er als Erzähler sich in letzter Zeit so zurückhält; an Anerkennung fehlt es ihm nicht, hat er doch sogar schon eine Art Gemeinde um sich gesammelt. Die fünf Erzählungen des „Gastgeschenks" sind heuer in der von Walter Hamberger herausgegebenen Bücherreihe „Unsere Erzähler" erschienen. Die Titelnovelle fesselt sogleich durch die ausgezeichnete Form und die Laune, mit der hier ein Schildastückchen aus dem Wasgauwald erzählt wird — dem lustigen Kaiser Sigismund, der bei einem Besuch des Städtchens Kaysersburg als Gastgeschenk „etwas Lebendiges" wünscht, das aber weder Mensch noch Tier noch Pflanze sei, wird sein eigener ungetreuer Minister als Teufel in einem bekränzten Käfig präsentiert. Ernster und wertvoller ist die Erzählung „Aus Taulers Tagen", die Geschichte eines aufrechten Straßburger Ammeisters (Bürgermeister), der durch Verleumdung, Haß und Neid aus seinem Amt gedrängt wird, aber sich mit höheren Lebenswerten tröstet. Der Mystiker Johannes Tauler und der Geist seiner „Gottesfreunde" wandelt still durch diese Erzählung und auch von Meister Eckehart selber, der diese Gemeinschaft gegründet hat, spürst du einen Hauch. Erkenntnis und Herzensgüte sind die Ziele ihrer Vereinigung und hier wie in der Liebe seiner Tochter Regina, die einen verbummelten Junker geliebt hat (der an der Pest, dem „Tod von Basel" stirbt) — findet der Ammeister jene höheren Werte des Geistes und des Herzens, nach denen die um Eckehart und Tauler streben und deren „deutsche Mystik" bald darauf in der Innigkeit und Leuchtkraft der Malerei äußeren Glanz erhielt.

Von dem inneren Glanz, den diese Erzählung ausstrahlt, spürt man auch in der Novelle „Schwester Beate" etwas. Ihr Leitsatz steht voran: „Zu den schmerzlichsten und unbegreiflichsten Dingen dieser Erde gehört das Auseinanderwachsen ehedem befreundeter Herzen." Das muß Beate erfahren, deren Jugendgeliebter eine andere heiratet, und die nun in stiller Entsagung Krankenschwester wird, ein Beruf, der sie dazu führt, schließlich der Frau des einstigen Freundes und damit ihm selber höchste Wohltat zu erweisen. Voll Verklärung ist das stille Hinscheiden einer unheilbar Kranken in der Erzählung „Schnee". Der Tod kommt in der Gestalt ihres Vaters und als Arzt, er legt seine kühle Hand auf ihr zuckendes Herz, da wird es friedlich in ihr und die Welt ist rein in weißem Kleide.

Es gibt Leser — und heute mehr denn je — die derartige Erzählungen zu gefühlvoll finden und mit einem spöttischen „G'müat" ablehnen. Aber dazu würden sie nur dann ein Recht haben, wenn die Form und die Greifbarkeit der Begebenheiten dieser Novellen fehlten. Aber Lienhard ist Künstler genug, den seelischen Zug nicht lehrhaft in den Vordergrund treten zu lassen. Daß er übrigens auch rein pragmatisch, sozusagen mit

Digitized by Google

starkem Spannungsreiz zu erzählen vermag, beweist seine „Düstere Botschaft", die sich wie ein aufregendes Drama, eine furchtbare Tragödie liest.

Das wird von Hans Heinrich Ehrlers neuem Buch Die Reise in die Heimat niemand behaupten können, wird auch niemand von ihm erwarten. Unsern Lesern ist dieser schwäbische Heimatdichter wohlbekannt. Wir haben schon manche kleine Fahrt mit ihm gemacht, so die „Reise ins Pfarrhaus", wir sahen uns bei ihm im „Hof des Patrizierhauses" um, wir lasen seine Briefe vom Land und die aus seinem Kloster; zuletzt hieß es an dieser Stelle von seinem Novellenbuch „Elisabeths Opferung": „Nur das Feinste, Zarteste, Innigste, Heimlichste ist diesem Dichter gut genug, davon zu sprechen. Er tut es in einem Deutsch, das an Schönheit, an künstlerischer Auslese und Überraschung mit seltenen Kleinodien des Wortschatzes ziemlich einsam dasteht." Damit ist auch über das Buch eigentlich alles gesagt, nur daß die strömende Heimatliebe Ehrlers hier noch stärker rauscht, handelt es sich doch um eine Fahrt des vierundfünfzigjährigen Dichters in seine Vaterstadt Mergentheim a. d. Tauber, der er seine ganze Liebe gesteht und die er doch seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat. Nun hat ein Zauber Jahrzehnte aus ihm weggerückt, und als er wieder in der gemalten Bettlade oben in seiner Stube schläft, wo er einst, „magisch befohlen", seine ersten Verse schrieb, da kommt ihm sein ganzer Lebensweg fast wie ein Umweg zu diesem Ziele vor... Er hört durch die Nacht den alten Brunnen drunten wieder rauschen und vom Stadtturm dieselben Stunden im selben Tonfall schlagen. Mit „hervorgelockter Seele" durchwandert er wieder sein altes Vaterhaus, die Gärten mit schweren Bäumen, die krummen Straßen im Schatten alter Giebel und Türme. Aber nicht Gefühl ist alles — Ehrler erkennt hier die Wurzeln seiner Kraft und seines Wesens, er wird klarer über sich selbst und fühlt ein neues Wachstum in der Berührung mit dem alten Mutterboden. Ein Buch von ungewöhnlichen heimlichen Kräften. —

... Ein guter historischer Roman ist gerade in der Gegenwart eine wohltuende Ablenkung und Erholung. Haben sich doch heute nur allzuviele so an den Leitartikeln und Parteifehden ihres speziellen Leibblattes übernommen wie Don Quixote an Ritterromanen, so daß auch sie Schafherden und Windmühlen für fürchterliche Gegner halten. Da tut es wohl, einmal wieder im Spiegel der Vergangenheit zu sehen, wie oft um wichtigere Dinge mit mehr Würde und weniger Geschrei gekämpft und — geduldet wurde. Sophie Hoechstetters Roman Königin Luise gehört zu diesen empfehlenswerten Werken. Ein Vorzug ist es schon, daß eine Frau diesen Roman geschrieben hat, denn gerade die stille, feine Dulderin Luise wird in ihrem tiefsten Wesen wohl nur von einer Frau ganz erfaßt und verstanden. Und gerade für derartige Innerlichkeiten ist Sophie Hoechstetter die rechte Forscherin und Finderin, mit der nötigen dichterischen Offenbarungskraft. Wie kristallhell und leuchtend ist dies Buch geschrieben! Wie vermag die Hoechstetter die Gestalten in scharfem Umriß hinzustellen, wie vermag sie mit wenigen Worten Atmosphäre zu schaffen. Die einzelnen Höhepunkte, so namentlich die Begegnungen der Königin mit Napoleon sind von einer wahrhaft klassischen Schlichtheit, ohne die jachende Gier: nur ja aufzufallen, Pointen zu bringen, geistreich zu scheinen, die gewissen anderen Romanschreibern mit historischer Maske anhaftet. Das Buch ist reich mit zeitgenössischen Bildern geschmückt.

Eine Reihe Novellen, die ehemals in unseren Monatsheften erschienen sind, vereint Ida Boy-Ed in einem stattlichen Bande: Aus alten und neuen Tagen. Nur zwei Erzählungen „Juliensruh" und „Das spärliche Brünnlein" sind unsern Lesern noch nicht bekannt, doch werden auch sie dazu beitragen, dem neuen Buch der zweiundsiebzigjährigen, aber noch immer geistesfrischen Erzählerin viele Freunde zu schaffen.

Für Jäger und Naturfreunde. Von Dr. A. Berger

Der Weltkrieg und seine Folgen, namentlich die Verarmung unseres Volkes, sind daran schuld, daß Deutschland heute nur einen recht kleinen Prozentsatz der Auslandreisenden stellt. Aber das Interesse an fernen Ländern ist nicht erloschen, im Gegenteil, es ist wacher denn je. Daher sind alle Reisewerke heute ganz besonders gesucht; und wenn wir gar einen echten Jäger in die Wildnis begleiten können, mit ihm am Lagerfeuer, im Zelt oder unter freiem Himmel leben, mit ihm Freud und Leid, wenn auch nur in Gedanken, teilen, so ist das Interesse naturgemäß ein noch viel größeres.

Ein halbes Leben hat Rudolf von Colditz in den weiten Ebenen, den Sümpfen, den Bergen Südamerikas verbracht, hat den Erdteil fast bis zur Südspitze durchzogen, ist in die höchsten Höhen seiner gewaltigen Gebirge gestiegen, zu Fuß oder auf dem Rücken der gemsengleich kletternden südamerikanischen Pferde, mit der Büchse in der Hand und einem empfänglichen Herzen in der Brust für die Schönheiten, die Großartigkeiten der ihn umgebenden Natur, seiner Tierwelt.

Außerordentlich spannend sind seine vielen Jagdbeschreibungen Im Reiche des Kondors (Berlin, Paul Parey). Überall hat er ein offenes Auge für das Wild gehabt, wohin ihn seine vielen Inspektions- und Übungsreisen als höherer argentinischer Offizier führten. In Uruguay, Brasilien, ganz Argentinien und den Cordilleren knallte seine Büchse, sauste sein Lasso oder

Digitized by Google

Bola. Dies zeigt schon, daß er klug genug war, sich den Landessitten anzupassen. Dazu kam seine große Gewandtheit im Reiten, ohne die ein Europäer drüben verachtet wird, denn die Gauchos, mit denen der Wildnisjäger dort hausen und jagen muß, sind unvergleichliche Reiter, für die kein Abhang zu steil, kein Hindernis zu hoch, kein Fluß zu reißend ist, ganz abgesehen davon, daß sie jedem Pferd, auch dem wildesten, mit eisernem Schenkel ihren Willen aufzwingen, es „brechen".

Sehr geschickt ist die ganze Anordnung des Buches getroffen. Nicht mit Unrecht setzt der Verfasser bei seinen Lesern keine allzu großen Kenntnisse des gewaltigen südamerikanischen Kontinentes voraus. In außerordentlich fesselnder Weise führt er uns, ohne belehrend zu werden, in die wirtschaftlichen, kulturellen und jagdlichen Verhältnisse ein, spricht von den Werten und Produkten der Landwirtschaft und den Forsten, den Bergwerken, von dem, was bisher geleistet ist, und den Aussichten, die sich offenbaren, wenn genügend Kapital zur Hebung der schlummernden Schätze vorhanden ist.

Daneben hat er aber immer ein wachsames Auge auf die Tierwelt gehabt, mit deren Aufenthalt und Lebensgewohnheiten er uns vertraut macht. Aber man würde das ganze Buch nicht richtig verstehn, die der Jagd gewidmeten Kapitel nicht entsprechend einschätzen können, wenn Colditz uns nicht auch mit den Bewohnern des Landes, sowohl den alteingesessenen Indianern, als auch den eingewanderten Spaniern und den aus der Vermischung beider Völker entstandenen Halbblütern bekannt machte.

Mit einem gewissen Neid lesen wir, wie sich dort drüben, fern von aller Kultur, die mehr oder weniger „Wilden" benehmen, wie sie selbst in der größten Betrunkenheit verstehn, „Direktion" zu wahren, und nicht mit Unrecht zieht er einen Vergleich zwischen ihrem Benehmen und dem, was man nur gar zu oft auf einer europäischen Kirmeß erlebt.

Langsam schreitet die Kultur vorwärts, immer mehr passen sich die Rothäute den neuen Lebensverhältnissen an. Großenteils werden sie Viehhirten und können nun ein halbfreies Leben auf den unendlichen Pampas weiterführen, nach Herzenslust reiten und jagen.

Sie waren seine Jagdgenossen, mit ihnen hetzte er Guanakkos, Pumas und Hirsche, ritt die schnellfüßigen Nandis nieder, lassote den Silberlöwen oder traf mit sicherem Bolawurf den gefleckten Jaguar. In den Sümpfen und unendlichen Wäldern, in Schilf, Bambus und Palmenwäldern, über denen die gewaltigen Quebrachobäume ihre weitauslegenden Häupter breiten, kam er aber auch mit Leuten zusammen, die weniger friedfertig waren. Hier, fernab von jeder Kultur und Kontrolle, hausen nomadisierende Indianer und lichtscheues Gesindel: entsprungene Verbrecher und Deserteure, Desperados, auf deren Schuldkonto wohl mancher Überfall auf Farmen zu setzen ist. Aber er kam immer auch mit diesen Burschen gut aus, ein Zeichen, wie geschickt er es verstand, sich in jede Lebenslage zu schicken. So wechseln in außerordentlich anschaulicher und lebendiger Weise die Erlebnisse, so daß das Buch den Leser ständig in Spannung hält. Sehr gute Photographien und von Karl Wagners Meisterhand gezeichnete Kapitelleisten geben dem Buche auch äußerlich ein ansprechendes Gewand.

*

Führte uns das vorbesprochene Buch in ein bestimmtes Land, so umfaßt das von Friedrich von Lucanus im Verlag August Scherl herausgebrachte Leben der Vögel den ganzen Erdball. Er führt uns zurück zu der Natur, aus der Unnatur, die uns umgibt, die Optimisten mit Kultur bezeichnen. Selten sind zu einer andern Epoche der Menschheitsgeschichte diese beiden Begriffe so aufeinandergeprallt wie heute. Auf der einen Seite der unnatürlichste Luxus, ein vollkommenes Verzerren des Menschengeschlechtes durch die Mode, ein zielbewußt versuchter Austausch zwischen Weib und Mann, auf der andern Seite ein geradezu fanatisches Streben „zurück zu der Natur", vielfach in krassester Übertreibung, wie die augenblicklich in Blüte stehende Nacktkultur beweist. Aber erfreulicherweise ist nicht die ganze Menschheit von dieser Unnatur ergriffen. Es gibt eine breite, recht gesunde Mittelschicht, die der Kultur sowie Natur ihren Platz einräumt. Wahrlich sind es nicht die Schlechtesten, meist geistig und körperlich arbeitende Menschen, die emsig aber still am Wiederaufbau unseres Vaterlandes schaffen. Sie suchen Erholung in der Natur, sei es durch Leben in ihr, oder durch Eindringen in sie.

Da ist es denn kein Wunder, daß in den letzten Jahren gerade Bücher Anklang gefunden haben, die sich die Lösung dieser Fragen zur Aufgabe gestellt haben, die die Suchenden in die Natur hineingeleiten, ihnen manche Geheimnisse, vor denen sie staunend stehn, zu entschleiern helfen. An erste Stelle gehört in dieser Hinsicht das von Friedrich von Lucanus verfaßte Leben der Vögel.

Wer vom Leben der Tiere schreiben will, darf nicht aus andern Büchern schöpfen, sondern muß die Tiere kennen, sie belauscht, sie aufgezogen und beobachtet haben. Beobachtet im richtigen Sinne, denn es kommt darauf an, zu versuchen einzudringen in das Leben, in den Geist der Tiere, sie nicht vom hohen Kothurn des homo sapiens herab zu betrachten, der sich als Herr der Schöpfung dünkt, für den alle Lebewesen von unserm Herrgott nur geschaffen sind, daß er sie ausnutzt. Nein, er muß Herz und Verstand für die Tierwelt haben. Beides ist dem Verfasser in hohem Maße gegeben.

Digitized by Google

Seit frühester Jugend schon mit Tieren, namentlich Vögeln und ihrer Aufzucht beschäftigt, beobachtet er weiter Tierart um Tierart, sucht offene Fragen zu lösen und forscht.

Das vorliegende Buch bringt über eine Menge Fragen Aufschluß, die, in andern Werken nur kurz behandelt, hier und dort in ihnen verstreut sind. Wir werden eingeführt in die Entwicklungsgeschichte der Vögel, lesen von den Urwelttieren, den noch in historischen Zeiten, ja, vermutlich vor kaum einem Jahrhundert ausgestorbenen Riesenvögeln von Neu-Seeland, dann vertiefen wir uns in den Aufbau: Gefieder und alle Rüstzeuge, mit denen die Vogelwelt bewehrt ist, werden geschildert; und hier namentlich die Frage: „warum" behandelt. Da wird dem Laien manches klar, er wird aufmerksam gemacht auf gar vieles, an dem er bisher achtlos vorübergegangen ist, sein Auge wird hingelenkt auf scheinbar Nichtiges und in Wirklichkeit doch so ungemein Wichtiges.

Was wissen z. B. die meisten Menschen von der Stimme, dem Gesang der Vögel. Die Nachtigall schlägt „süß", der Rabe „krächzt", der Papagei ist wegen seines Geschreies „ein widerlicher Kerl", so hübsch er auch aussehn mag — so urteilen die meisten. Lucanus aber nimmt gar manchem die Binde vom Auge. Mit einemmal sehn wir, worauf es ankommt, daß jeder Ton seine Bedeutung, seine Ursache hat, daß alles von der Natur weise eingerichtet ist.

Außerordentlich interessant ist das Kapitel über Liebesleben und Fortpflanzung, die Hochzeitskleider und Hochzeitstänze, das Hassen und Lieben, das Sprödetun und sich Geben. Den Kuckuck und sein schmarotzendes Gebaren beobachten wir, das Brutgeschäft und die Aufzucht, Schutz der Jungen vollzieht sich vor unserm geistigen Auge. Das gründliche, tiefschürfende Wissen des Verfassers beweist das Kapitel, in dem er das Seelenleben und die geistigen Fähigkeiten der Vögel behandelt. Da ist Lucanus in seinem Element. Hier zeigt sich, was er alles an den von ihm aufgezogenen Vögeln hat beobachten können. Staunend wird mancher Leser hören, wie es ihm gelungen ist, z. B. einem Wellensittich das Sprechen beizubringen, und zwar in einer Vollkommenheit, wie man es nicht für möglich halten sollte. So habe ich selbst gehört, wie der kleine Vogel fehlerfrei von eins bis zehn zählte, ganz reizend eine Strophe sang: „Blau blüht ein Blümelein, das heißt Vergißnichtmein", ferner „Ich heiße Puck, ich bin ein lieber Kerl, Köpfchen krauen", und eine ganze Reihe weiterer Worte und Sätze.

Aber nicht nur auf die Vögel in der Stube hatte Lucanus ein Auge, sondern auch für die in der Freiheit. Ganz besonders hatten es ihm der Zug und die Wanderung der Vögel angetan. An der Hand vieler eigener Beobachtungen, gestützt auf die Erfolge der Vogelberingung hat er seine Wahrnehmungen zusammengefaßt, so daß wir hier eine vollkommene Übersicht über den Vogelzug und namentlich seine Ursache haben.

Und wie es Zugvögel gibt, die wir fälschlich als Frühlingsboten begrüßen, die in Wirklichkeit nur zu oft schon zu einer Zeit kommen, wo bei uns der Frühling noch gar nicht recht beginnt, die uns anderseits vielfach schon zu einer Zeit verlassen, wo sie eigentlich gar keinen Grund hätten abzureisen, so gibt es natürlich auch Standvögel allenthalben auf der Erde. Ihnen ist das letzte Kapitel dieses außerordentlich fesselnden Buches gewidmet, das wirklich in den Bücherschatz einer jeden Familie gehört, denn jedes, wahllos aus der Reihe herausgegriffene Kapitel birgt in sich schon eine Fülle anregender Tatsachen.

Bahnhofsgärten. Von Rudolf Knußert

Zwischen rußigen Wänden Rasengrün.
Eines Springquells Perlen bemoosen
Den Tuffsteinrand. Ein paar Rosen
Bemühn sich erschreckt und verschüchtert zu blühn
Vor dem Rauch rings, Lärmen und Tosen.

In all dem Gehast und Gedränge sind
Was im Werktagsleben die Träume,
Diese grünen verlorenen Räume —
Enteilt mit dem Rauch, der im Regenwind
Durch das Laub zieht rauschender Bäume.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Wenn dieses erste Heft unseres neuen Jahrgangs in die weite Welt hinauszieht, dann nimmt es nicht nur Grüße an unsere alten Freunde mit, sondern vermittelt ihnen auch den Dank für ihre Treue, die sich in überraschender, die Schriftleitung wie den Verlag beglückender und ermunternder Weise am ersichtlichsten darin aussprach: daß sie uns soviele neue Freunde zuführten! Wir haben an anderer Stelle schon ausgeführt, daß unser Dank nicht auf ein freundliches Wort beschränkt bleiben soll. Ein schönes, sichtbares, bleibendes Andenken bieten wir vielmehr all denen, die sich's angelegen sein lassen, für unsere Hefte Gleichgesinnte zu werben.

Ein alter Bezieher schreibt uns: „In diesen Zeiten schwerer wirtschaftlicher Sorgen ist der Deutsche nicht mehr wie in den Tagen finanziellen Überflusses oder industrieller Blüte und Scheinblüte gewillt und imstande, Genüsse und Vergnügungen außer dem Hause aufzusuchen. Die Theater sind teuer, ihr Spielplan ist flach, der Kinobesuch lohnt erst recht nicht das Geld, in den Gaststätten verschlingt eine Stunde flüchtigen Genusses die Ersparnisse einer ganzen Woche. Für den billigen Preis von zwei Mark aber tragen Ihre Hefte uns Monat für Monat eine Fülle von Freude und Anregung ins Haus — wochenlang bilden sie für mich und all meine Familienglieder einen Quell geistiger und künstlerischer Nahrung, bieten uns Romane und Novellen gefeierter Erzähler, führen uns in die Hörsäle unserer bedeutendsten Professoren, deren Vorträgen wir lauschen können, begleiten uns in die Kunstausstellungen des In- und Auslands, berichten uns aus allen Gebieten der Kultur und des Lebens. Wer Ihre Monat um Monat mit immer gleicher Sorgfalt und Treue aus den anregendsten Themen zusammengestellten Hefte hält, der kann nicht im Trott des Alltags untergehn. Es ist für mich eine Lebensbedingung geworden, mich mit Verwandten, Freunden und Bekannten über jedes neue Heft auszusprechen. Oftmals streiten wir auch. So z. B. wenn Ihre Hefte der jungen Richtung in Kunst und Literatur mehr Raum geben, als mir, dem Ältesten des Kreises, nötig erscheint. Aber ich freue mich dann stets, zu beobachten, mit welchem Temperament meine jungen Neffen und Nichten Ihre Bestrebungen verteidigen: nicht zu rasten und nicht zu rosten! Nun, in unseren Kreisen werden Ihre Hefte mehr und mehr Mittelpunkt unserer Unterhaltung, und Fremde, die bei mir auch nur ein einzelnes Heft durchblättern, die Überschriften der Beiträge lesen und die ganz wundervollen Wiedergaben neuer und alter Kunst erblicken, werden oft fast ohne mein Zureden Ihre treuen Abonnenten!“

Buchdruck-Reproduktion nach einem Monatsbildchen aus Albrecht Glockendons Prachtkalender vom Jahre 1526

Unsere Werbegaben — die käuflich nicht zu haben sind, niemals im Buchhandel erscheinen sollen — bestehen aus bibliophilen Drucken von seltenem Kunstwert. Wer den Jahrgang 1926/27 bezieht und uns einen neuen Bezieher zuführt, der hat Anspruch auf die Werbegabe: „Das Modenbild. Von Dr. Wolfgang Bruhn.“ Das ist ein entzückendes Buch, eine Kostümgeschichte vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart mit vielen Textbildern und 32 farbigen Kunstbeilagen.

Wer uns aber zwei neue Abonnenten wirbt, der erhält als Dank eine der größten Kostbarkeiten der preußischen Staatsbibliothek in Berlin:

Albrecht Glockendons Prachtkalender

Dieses Meisterstück deutscher Buchkunst ist im Jahre 1526 geschrieben und gemalt und enthält farbige Monatsbilder von so erstaunlicher Feinheit der Ausführung und so köstlichem Humor, daß wir verstehen, wenn die Kunstgeschichte den Meister, der sie geschaffen hat, einen der hervorragendsten Nachfolger Albrecht Dürers nennt.

Wir können mit den Mitteln einer solchen Riesenauflage, wie unsere Hefte sie besitzen, einen völlig wertentsprechenden Eindruck mit unserer Wiedergabe einer kleinen Probe auf dieser Seite unserer Rundschau nicht erzielen, denn das ganze Buch ist in farbigem Lichtdruck hergestellt. Aber vielleicht verrät diese Miniatur doch, daß es sich um ein Kleinod der Buchkunst handelt, das mit seiner Einmaligkeit und Erstmaligkeit Aufsehen erregen wird.

Wer uns die Freude bereitet, für uns zu

Digitized by Google

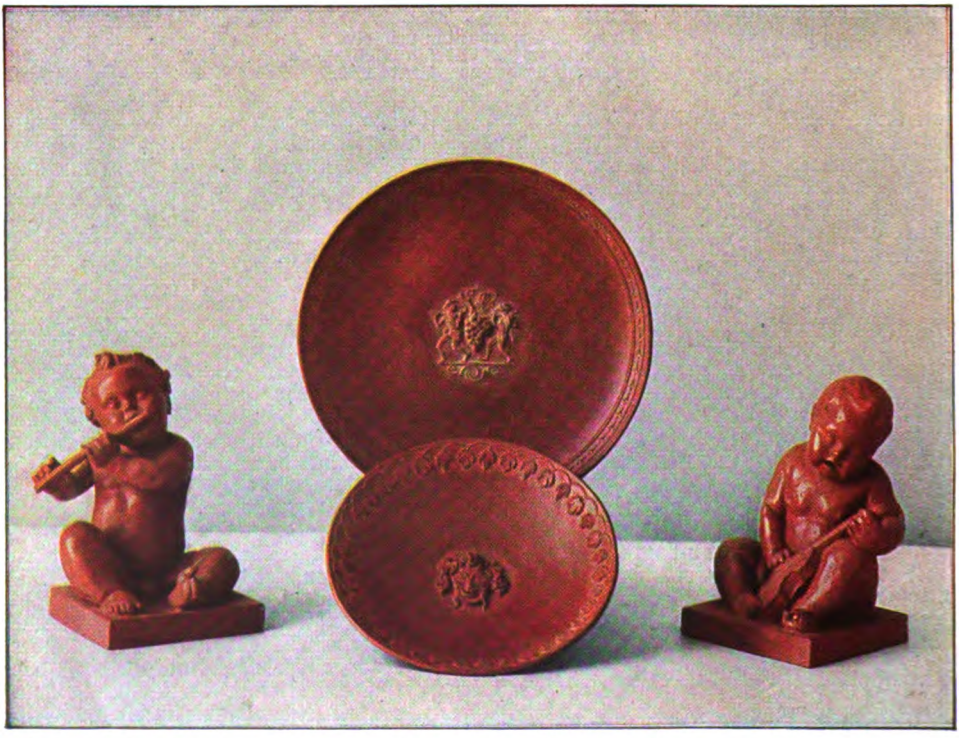
werden, wird sich des künstlerischen Andenkens und sichtbaren Dankes in seiner Bücherei hoffentlich noch recht lang erfreuen!

★

Von neuem Kunstgewerbe und neuen Kunstausstellungen bietet unsere Rundschau die formschönen, farbensatten und wirkungsvollen Majolikaarbeiten „Bogenhauser Keramik" von Professor Düll-Pezold und Fräulein Schamboek in München. Es handelt sich um Schmelzfarbentechnik (also keine Unterglasurmalerei). Die roten Stücke sind in einer neuen Technik hergestellt und wirken in ihrem matten Glanz wie terra sigillata. — Ein feines Knabenbildchen zeigt Prof. Georg Schuster-Woldan auf S. 123. Die Darstellung hat so wenig Pose und ist so schlicht und lebenswahr, daß man meint, das Bürschlein müßte sogleich aus dem Rahmen heraustreten. — Unsere Damenwelt möchte das letzte Rundschaubild noch um freundliche Aufmerksamkeit bitten: für das flotte Frühherbstkleid nach dem Entwurf von Marlice Hinz.

★

Der nächste Aufschlag auf den Seiten 120 und 121 zeigt zwei Bilder von Frans Hals, die seit einiger Zeit die Kunstgespräche nicht nur in Haarlem beherrschen. Diese Gemälde sind bekanntlich im Frans Hals-Museum einer Reinigung unterzogen worden, da ihr Firnis an manchen Stellen bereits pulverisiert war und — wie G. D. Gratama, der Direktor des Haarlemer Museums, ausführt — gleichsam wie Staubmehl auf der Bildfläche lag. „Das Gemälde (Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses) schien wie mit einem Schleier bedeckt, so daß die Farben nicht nach ihrem Wert geschätzt werden konnten, die Zeichnung der Figuren war ganz verschwommen, der kräftige Pinselstrich des Meisters in einer egalisierenden Schicht gelben Firnisses verschwunden, wodurch alles nivelliert und alle kräftigen Akzente weggenommen waren, so daß eigentlich beinahe nichts von der wirklichen Hand des Künstlers zu sehen war . . . Zahlreiche Sprünge waren hineingekommen, helle Arabesken bedeckten die Oberfläche, und schwarze Craqueluren zeigten sich kreuz und quer in der darunterliegenden Farbe. Die Oberfläche glich derjenigen einer Melone. Herr D. de Wildt, der Bruder des schon früher für die Restaurierung von Frans Hals-Gemälden in Anspruch genommenen Herrn C. F. L. de Wildt, wurde mit der Arbeit betraut. Man fing mit der Reinigung in einer Ecke des Gemäldes an, wobei sich zeigte, daß die Firnisschichten sich ziemlich leicht entfernen ließen. Darauf wurde die Reinigung an einem der Köpfe der „Regenten" fortgesetzt. Und es war eine Offenbarung, was darunter zum Vorschein



Neue Arbeiten der „Bogenhauser Keramik" von Prof. Düll-Pezold und Fräulein Schamboek, München

Digitized by Google

Majolikaarbeiten der „Bogenhauser Keramik" von Prof. Düll-Pezold und Fräulein Schamboek, München

kam. Es schien, als ob eine Öffnung in einem gelblich beschlagenen Fenster gemacht worden sei, wodurch eine Aussicht auf das Gemälde entstand. Aus dem dicken, schmutzigen Brei kam ein Gesicht mit natürlicher Hautfarbe und ferner ein weißer Kragen und schwarzes Kostüm zum Vorschein." Langsam wurde nun die ganze Firnisschicht gleichsam abgeschält . . . Aber die überraschende neue Leuchtkraft dieses und der anderen Frans Hals-Gemälde rief Gegner zur Stelle, die nun einmal verlangten, daß ein altes Bild gelb aussehen müsse. Sie wollten nicht merken, daß sie das Gemälde früher falsch gesehen hatten. Und dadurch, daß der „alte Galerieton" verschwunden war, war das Bild nun gerade wieder zu sehen, wie Frans Hals es gemalt hatte! ... Allen Widerständen zum Trotz wird die Reinigung aller Gemälde des Frans Hals-Museums durchgeführt. „Dann kann man," sagt Gratama, „das Genie des großen Haarlemers in seiner ganzen Größe bewundern, dann wird sein kräftiger, lebendiger Pinselstrich wieder ein Labsal für die Augen sein; seine helle, reine Farbe wird uns erfreuen, da der falsche Schein verschwunden ist mit dem Entfernen des gelben Schleiers, der den wirklichen und echten Frans Hals so lange verhüllt hat!"

★

Über die Düsseldorfer wundervolle Ausstellung, die ein kampftüchtiges Zeichen für deutschen Unternehmungsgeist, deutsches Wissen und Können ist, müßte man ein ganzes Buch schreiben, um eine erschöpfende Darstellung von all dem dort Gebotenen zu geben. Wir werden die praktischen Ergebnisse des Werks gewiß auf vielen Gebieten spüren und voll Dank anerkennen. Diese Schöpfung vergeht ja nicht mit dem Schluß der Ausstellung. Aber es sollen doch hier gleich ein paar Bilder gezeigt werden, die imstande sind, etwas von dem neuen, starken, künstlerischen Geist zu vermitteln, der die Architektur der Gesolei erfüllt, Entwürfe von Prof. Dr. W. Kreis: der Innenraum des Planetariums, der Rheingoldsaal im Terrassenrestaurant, die Wandelhalle des Planetariums. Hier sind Gliederungen, Rhythmen, Lichtkontraste, Farbenspiele, alles in edlen Begriffen, ehrlichen Formen und Stoffen, in sauberen Gefühlen und klugen Überlegungen zu hoher deutscher Kunst geworden. Diese Gruppe von Baulichkeiten, die an der Brückenrampe beginnt, sich bis zu dem an den Rhein vorspringenden Rhein-Terrassen-Restaurant ausdehnt und bis zu den Messehallen in der Brüderstraße zurückgreift, besteht aus Dauerbauten: die hier geschaffenen Werke bleiben der Gewinn aus dieser Großen Ausstellung für Gesundheits-

Digitized by Google

Festmahl der Offiziere von den St. Georgs-Schützen. Gemälde von Frans Hals vom Jahre 1616. Haarlem, Frans Hals-Museum
Wiedergabe nach dem gereinigten Original

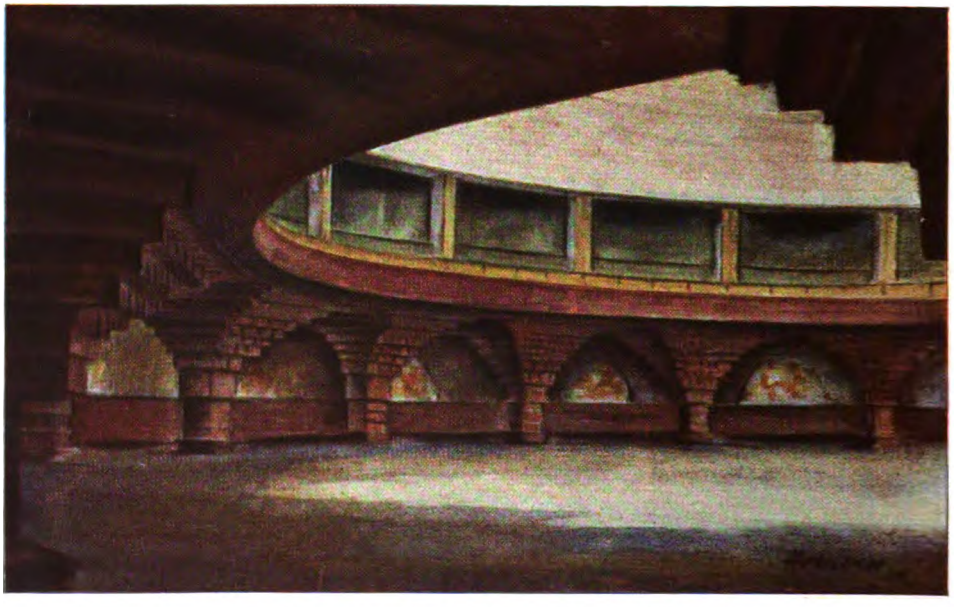
Digitized by Google

Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses. Gemälde von Frans Hals vom Jahre 1641. Haarlem, Frans Hals-Museum
Wiedergabe nach dem gereinigten Original

Digitized by Google

pflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen. Professor Wilhelm Kreis, der die Ausführung seiner Pläne zur Rheinhalle gemeinsam mit dem Direktor der Bürohausgesellschaft, Reg.-Baumeister Meyer, leitete, äußert sich über den großen Rundbau, der auch das Planetarium genannt wird (weil in der für große Empfänge dienenden Riesenhalle zugleich auch das Zeißsche Planetarium eine Unterkunft gefunden hat): Bei Gelegenheit größerer Versammlungen wird die mittlere 30 Meter Durchmesser große Kuppel durch Motoren um 4 Meter gehoben und öffnet über dem unteren Umgang eine Empore, auf diese Weise etwa 1300 Menschen mehr Raum gewährend. Bei Verwendung des Planetariums senkt sich die Kuppel wieder und ermöglicht die Darstellung des Sternhimmels. Über allen um den Kuppelraum gelegenen Hallen erhebt sich die Terrasse. Von der Terrasse aus haben große Menschenansammlungen Gelegenheit, einen Überblick über diesen Teil der Ausstellung zu gewinnen oder sich auf den Ruheplätzen dort zu erholen. Dieser Bau,

Rheingoldsaal
im Terrassenrestaurant der „Gesolei" in Düsseldorf
Entwurf von Prof. Dr. Wilhelm Kreis. Nach einem Aquarell von Josef Ringel



Innenraum des Planetariums der „Gesolei" in Düsseldorf
Entwurf von Prof. Dr. Wilh. Kreis. Nach einem Aquarell von Hans Hohloch

Digitized by Google

Wandelhalle der Rheinhalle. Entwurf von Prof. Dr. Wilhelm Kreis
Nach einem Aquarell von Franz Donsbach.

ganz mit Klinkern verkleidet, stellt in seiner gewaltigen Masse und eigenartigen künstlerischen und technischen Gestaltung den Zielpunkt dar, den die axiale Wirkung vom Kunstpalast aus brauchte, um imponierend zu sein. —

Die Reihe unserer Kunstbeilagen leitet als Titelbild das Werk des jungen Künstlers ein, der wie fast alle Jungen durch die Schule des Expressionismus gegangen ist und nun mit einer reifen Schöpfung sich an Sinn und Herz derer wendet, die ein Erlebnis in der Natur mitfühlen und mitsehen wollen. Georg Schrimpf, im Jahre 1889 in München geboren, von einfachen Leuten stammend, ist Autodidakt. Nach einer harten, entbehrungsreichen Jugend kam er erst spät zur Malerei. Vor zehn Jahren stellte er zum ersten Male im „Sturm" in Berlin aus. Seine „Ausschauende" ist in der Sauberkeit der malerischen Mittel, der Weite des Hintergrunds, der Plastik, Eindringlichkeit und Sinnigkeit der im Vordergrund stehenden Gestalt das Bekenntnis eines starken ehrlichen Künstlers. — Imre Góth ist ein Meisterschüler von Arthur Kampf. Unsere Freunde werden sich noch seines Gemäldes „Das Konzert" entsinnen, das gewissermaßen noch in der

Bildnis. Gemälde von Prof Georg Schuster-Woldan

Digitized by Google

Schule des Naturalismus entstand. Er ist Ungar, 1893 in Szegedin geboren. Dem Wunsch der Eltern folgend, besuchte er zunächst die Technische Hochschule. Aber kurz vor Ausbruch des Krieges bezog er die Malerakademie in Budapest, um seinen Herzenswunsch zu erfüllen: Maler zu werden. Er war als Infanterist und Flieger vier Jahre im Felde, dann nahm er seine Studien wieder auf. Auch dieses feine, phrasenlose Kinderbildnis (zw. S. 8 u. 9) zeigt sein Streben nach innerer Wahrheit, zeigt seine Naturliebe. — Henrik Moor, ein Fünfzigjähriger, der seine Kindheit in Amerika verlebte, in London, München, Italien und Frankreich studierte, ist am meisten als Porträtmaler hervorgetreten. Aber seine Moorlandschaft (zw. S. 16 u. 17) zeigt seine feine, man möchte sagen, musikalische Begabung für die Stimmung einer Landschaft. Hier kommt es ihm nicht so sehr auf das Gegenständliche an als vielmehr auf die Harmonie einer Komposition, die bei der Betrachtung und Erfassung der Natur in ihm erklingt. Man fühlt, daß er aus einem musikalischen Hause stammt: sein Vater war Opernsänger. — Alfred Roloffs „Morgennebel im Manöver" (zw. S. 24 u. 25) hat ebensoviel Stimmungswerte. Den alten Soldaten wird diese schwere, feuchte, seltsam durchlichtete Morgenstimmung mit ihren gedämpften Klängen und Geräuschen, in denen man das Wiehern der Pferde, das leise Klirren der Waffen und das Janken des Lederzeugs zu vernehmen meint, Besonderes sagen. — Eine feine, geschmeidige, jugendlich reizvolle „Schlangentänzerin" (zw. S. 32 u. 33) hat der Bildhauer Marcuse in Bronze festgehalten, mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Beschwingtheit, daß man meint, die Gestalt müsse sich in der der nächsten Sekunde bewegen. — Ein alter, verehrter Freund, der Meister der Reitkunst- und der Pferdedarstellung, begegnet uns auf dem „Jagdfrühstück" (zw. S. 64 u. 65): Professor Angelo Jank. — Von eindringlicher Kraft ist das in stilisierte Umwelt gestellte „Reh" (zw. S. 112 und 113) von Professor Richard Seewald. Starke Licht- und Farbwirkungen reizen den Beschauer beim ersten Blick gar leicht zum Widerspruch; aber es liegt soviel Kraft und Eigenart in dem Bild, daß der Beschauer mehr und mehr gefesselt wird und dem Künstler willig folgt.

*

Das ist ja mit eine Aufgabe unserer Hefte: nicht das tausendmal Gesehene, Gelesene, Erfahrene immer wieder zu bringen, sondern auf allen Gebieten Umschau zu halten und unsern Freunden ein Spiegelbild auch der neuen Kunst, der neuen literarischen Bestrebungen, der neuen geistigen Strömungen zu zeigen. Sie brauchen nicht von jedem Bild zu sagen: dies möcht' ich in meinem Wohnzimmer aufhängen. Aber es ist ein Erfolg, wenn sie den Ernst der Arbeit erkennen und uns dankbar dafür sind, daß wir ihnen aus Tausenden von Ausstellungsbildern in jedem Jahrgang ein rundes Hundert von Werken zeigen, die auch das Streben unserer Zeit und unserer jüngeren Künstler bezeichnen.

Auf dem Gebiet des Romans und der Novelle haben wir unsern Lesern viel, sehr viel Schönes vorzuführen. Auch hier hat sich gelohnt, daß wir der Jugend die Tore geöffnet haben: sie vertraut uns jetzt ihre gereiften Arbeiten an. Möchten die Proben, die dieses Heft bietet, all unsere Freunde befriedigen, so daß sie neue Freunde werben und recht viele Werbegaben von uns anfordern. Die Druckpresse ist unausgesetzt in Tätigkeit, um den Ansprüchen unserer werbetätigen Leser genügen zu können. **H. G.**

Reisekleid
Entwurf von Marlice Hinz

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

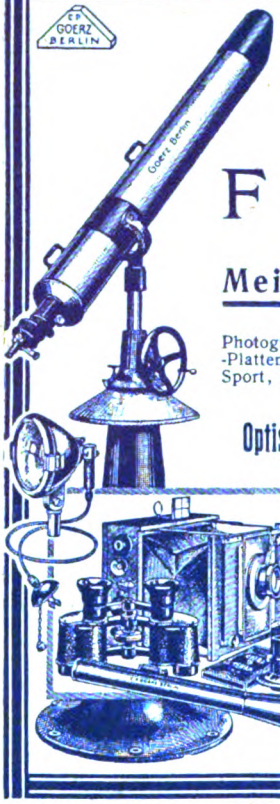
Digitized by Google

41. Jahrg. / Oktober 1926 / 2. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b.
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google



GOERZ
FABRIKATE

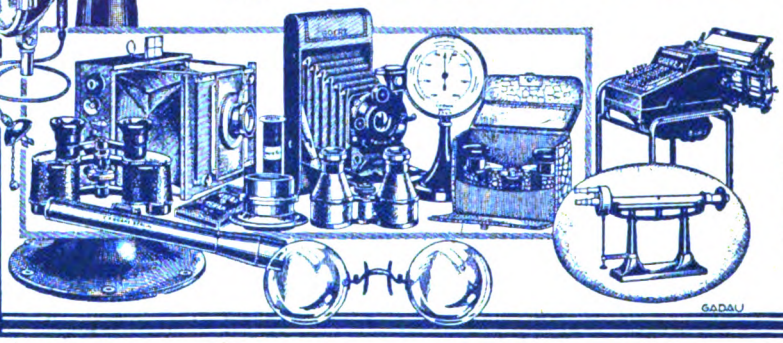
sind in der ganzen Welt bekannt als

Meisterleistungen deutscher Optik u. Mechanik

Die Haupterzeugnisse der Goerz-Werke sind:
Photographische Hand- und Taschenkameras · Photographische Objektive · Tenax-Filme und -Platten · Projektions- und Kino-Optik, Hahn-Goerz-Kino-Apparate · Trieder-Binokels für Jagd, Sport, Reise · Theatergläser · Ziel-Fernrohre, Aussichts-Fernrohre · Brillengläser · Lupen · Automobil-Scheinwerfer · Rechenmaschinen · Astronomische Instrumente: Refraktoren u. Spiegelinstrumente in jeder Grösse, Objektive, Montierungen usw. Wissenschaftliche Instrumente: Präzisions-Messinstrumente · Polarisations-Apparate · Refraktometer · Barographen · Thermographen · Hygrographen · Barometer usw. Aeronautische Instrumente: Höhenmesser · Kompasse · Kameras usw. Geodätische Instrumente

Spezialdrucksachen kostenfrei

Optische Anstalt C. P. Goerz A.-G., Berlin-Zehlendorf 39



GADAU

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Oktoberheftes.

	Seite
Der Gast auf Juchhee. Roman von Viktor von Kohlenegg (Fortsetzung)	125
Johannes Klasing. Zum 80. Geburtstage	155
Die Erfüllung der Erde mit Menschen. Von Prof. Dr. Albrecht Penck	158
Karl Sterrer Von Prof. Dr. Max Eisler. Mit 16 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und einem Einschaltbilde nach Werken des Künstlers	165
Die ewige Unruhe. Novelle von Hans Friedrich Blunck	180
Der Umlaufzettel. Von Friedrich Schult. Mit 17 Abbildungen	185
Die kostspielige Hinrichtung. Novelle von E. A. Greeven	195
Assisi. Von Kasimir Edschmid. Mit 6 Abbildungen nach Zeichnungen von Erna Pinner	201
Sankt Franz und die Mutter. Gedicht von Lucie Rohmer-Heilscher	204
Als Maler in Abessinien. Von Prof. Hugo Ungewitter. Mit 19 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben nach Gemälden und Zeichnungen des Künstlers	205
Nausikaa. Novelle von Heinz Schaeffer	211
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker	230

Digitized by Google

Seite

Illustrierte Rundschau: Nymphenburger Porzellan — 65 Jahre Mode — 200 Jahre Daniel Chodowiecki — Der Geiger von Gmünd als Ehrenpokal — Zu unsern Bildern 234

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . 5—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Hirtin. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann . . Titelbild

Max Freiherr von Holzing-Berstett als General Belling in der Schulquadrille des Berliner Reitturniers. Gemälde von Prof. Hermann Junker . . . . . 132—133

Hunde. Gemälde von Prof. Richard Müller . . . 148—149

Einsam. Gemälde von Prof. Karl Sterrer . . . . 180—181

Bildnis der Gräfin Loris Melikowa (Urenkelin Alexanders II.) Gemälde von Sinaida Szerebriakowa . . . . . 230—231

Kunstbeilagen in Tondruck:

Abschied. Bildwerk von Ferdinand Liebermann . 140—141

Johannes Klasing. Gemälde von Leo Samberger 156—157

Tänzerin (Elisabeth Grube v. d. Staatsoper, Berlin). Zeichnung von Ernst Oppler . . . . . 200—201

* * *

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—26

Rückwärtiger Anzeigenteil. 1— 8

Umschlag . . . . . 2— 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen

Töchterpensionate . . . 12

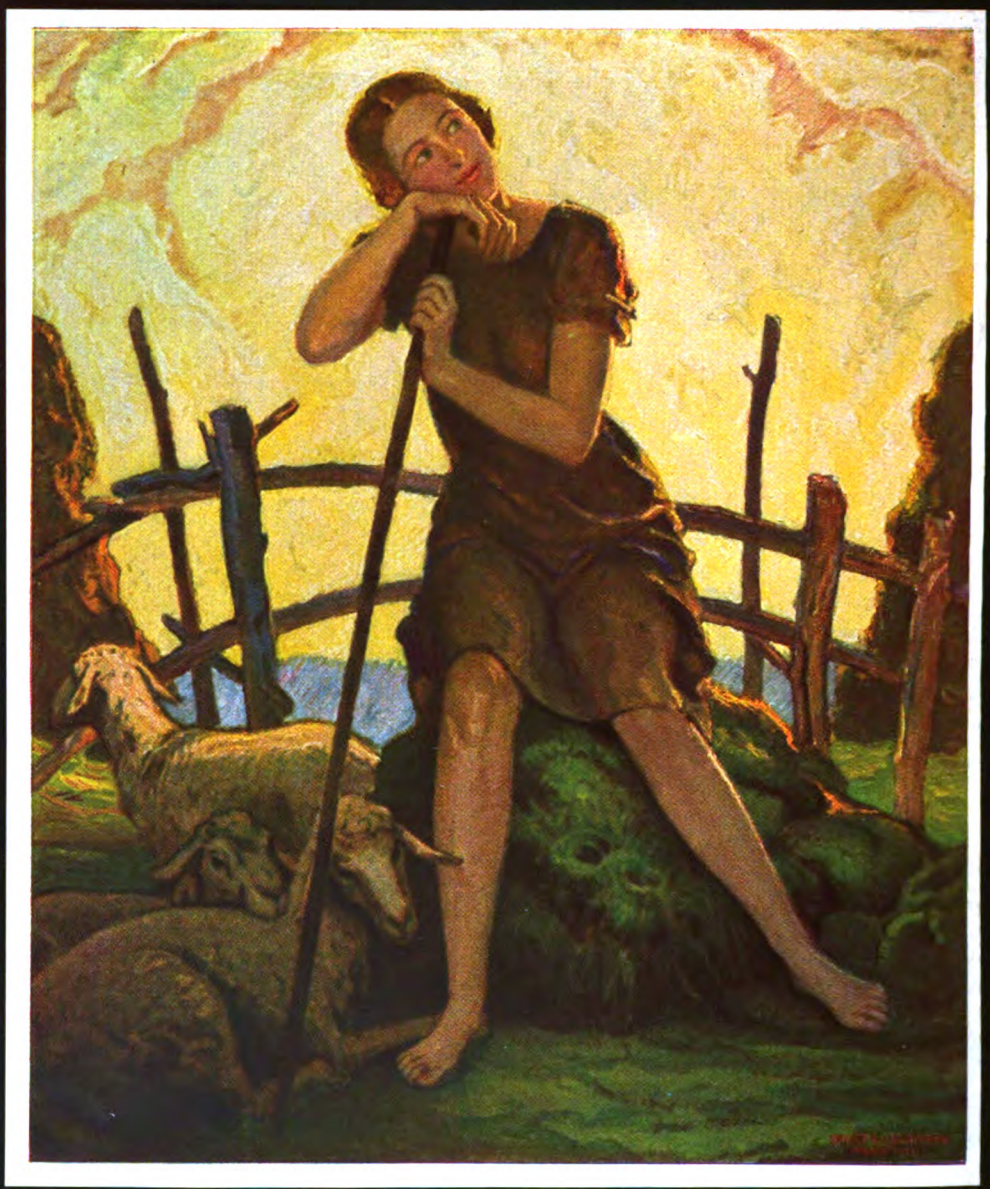
Unterrichtsanstalten . . 12—13

Hotels und Pensionen . 13

Heilanstalten und Kurorte 14—16

Digitized by Google

Digitized by Google



Hirtin. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
41. Jahrg. / Oktober 1926 / 2. Heft

Der Gast auf Buchhees

Roman von Viktor von Kohlenegg

Fortsetzung

Das geheimnisvolle Alphabet und das Symposion bei Jacobus Zeise

Wie das in dieser irdischen Sphäre so zu gehen pflegt, wer einmal a gesagt hat, der muß in den meisten Fällen noch ein Stück weiter buchstabieren, ob er will oder nicht; und wer mit dem schlimmen Feuerchen spielt, der darf sich nicht wundern, wenn er hier und da anbrennt und schließlich nicht mehr recht ein und aus weiß.

Der Mensch — besonders die Menschin — bläst rechtschaffen; die Stirn rötet sich dabei vor Stolz und Sicherheit, aber das Herz, das von Haus aus in diesen Dingen mißtrauischer und gewitzter ist, klopft unruhig.

Ja, so war das. So war es auch auf der andern Seite, bloß herrischer und stürmischer, von allerlei unberechenbaren Launen, Zwängen und raschen Entschlüssen getragen. Und Wieke wiederum — sie war leider, in anderer Art, immer etwas zu rasch und elementarisch... auch gewissermaßen in ihrer Ehrlichkeit vor sich selbst.

So saßen denn die Damen um die späte Nachmittagsstunde unter dem bunten Schirmpilz im Garten, und die Domina Wieke schwankte eben, nachdenklich stichelnd, ob sie noch einen kleinen Spaziergang unternehmen sollte.

Die Sonne blinkte schon schräg; das war die Zeit des Erwachens aus Verhaltenheiten und Dumpfheiten. Bis dahin war der Tag, wie immer, recht friedlich verlaufen, nun ja friedlich. Manchmal fuhr man auf, als rufe irgendwo eine Stimme oder als nähere sich, deutlicher werdend, ein Schritt, der in Wirklichkeit nicht kam. Das war unwahrscheinlich und beunruhigend und machte alles noch unbegreiflicher.

Eine fremdartige Spannung lag zuzeiten wie ein zu enges, hauchdünnes Kleid auf ihrer Haut, das manchmal plötzlich weiter und loser wurde, so daß man unbekümmerter darin atmen konnte, lächelte und unerwartet bis ins Blut erschauerte.

Aber es war dann eine andere Frau, die das tat. Sie selbst, Wieke, saß mit dunkleren Augen in einem schmaleren Gesicht daneben und beobachtete die fremde Dame aufmerksam — ‚so ist das?' dachte sie wieder verlegen und wunderte sich, war traurig und entsetzt in einem Untergrund. Und mit einem Male schien sie es doch selbst zu sein, kühn und eigensinnig verpflichtet durch das, was schon geschehen war . . . verpflichtet zu starkem, romantischem Erleben, in dem die Seele üppig blühte und das reife, heiße Blut

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

sang — wie — wie niemals vorher oder in ganz ferner noch fesselloser Zeit, vor der das ganze Leben wie ein rosenrotes und himmelblaues Märchen gelegen hatte, voller Wunder und schlackenloser männlicher und sonstiger Herrlichkeit — du liebe Zeit! ‚Nein, man wird nicht viel klüger und älter!' dachte sie böse; ‚man bleibt ziemlich unerfahren — wie ein seliges Gänschen auf blumiger Frühlingswiese... soviel Fragwürdiges, Alltägliches, Allzumenschliches, Häßliches, Lächerliches und Gräßliches man von sich und den anderen weiß und erfahren hat. Eine sentimentale G—!' sagte sie zornig und zu innerst überzeugt — und war entschlossen, sich stillschweigend in Sicherheit zu bringen.

Nun stand die Sonne schon links von der Juchhee, und die beiden Damen schwiegen.

Jemand wartete wahrscheinlich wieder ungeduldig am Waldrand hinter den Wiesen des Munkesees — betrachtete die Wacholderbüsche und Fliegenschwämme, summte mit den Fliegen und Hummeln ein gefühlvolles Abendlied, pfiff mit den Vögeln, spähte ärgerlich den Weg hinab, streckte sich aus und versenkte sich stumm in den Anblick seiner fernen, verstaubten Stiefelspitzen.

Sie neigte den Kopf dunkelrot über ihre Handarbeit, als suche sie ein klägliches und törichtes Gesicht und ihre unweisen Gedanken zu verbergen . . . ja, da hatte sie sich nun, rachsüchtig und eitel, was anfangs niemand etwas anzugehen brauchte, sie selber kaum, da hatte sie sich höchst geschickt und raffiniert und unversehens in ihren eignen Schlingen gefangen und dabei einen natürlichen und doch eigentlich sehr anständigen Gefühlsrest aufgescheucht und im Zappeln angeblasen! . . . Er war niemals ein alltäglicher Mann gewesen, sein Leben war kein Alltagsleben! er stand und glänzte als männliche blaue Blume, von der jede phantasiebegabte musische Frau, besonders nach etlicher Ehe und in allerlei ehelicher Aufsässigkeit und Gereiztheit in verschwiegener Stunde einmal verstiegen träumt, — glänzte in einem grünen Kübel im Juchheegarten! Das Gesicht neigte sich noch tiefer und törichter . . .

Erst gestern noch um diese Stunde war sie im letzten Augenblick davongegangen, irgendwohin spazieren hinter den Wiesen in einem Drang nach Bewegung, nahezu leichtfertig ... so wie Lina manchmal des Abends zu ihrem Tischler davonging mit rauschendem Kleid und zerstreutem und verschlossenem Gesicht, das alles verriet — immer im letzten Augenblick und immer bloß, um dieser abenteuerlichen Sache möglichst schnell ein Ende zu bereiten, nur aus solchen lauteren und stichhaltigen Gründen — umstrickt von diesem merkwürdig starken Sommer und ansonst verwirrt von einem magnetischen Zauber aus Erinnerung und Gegenwart, der sie mit rätselhaftem Entzücken bis ins Blut bewegte — in einem Wirbel, ein bißchen unzurechnungsfähig rasch, was ihrem aufmerksamen Blick keineswegs völlig entging und ihr selbst ungeheuerlich dünkte, aber darunter gleichmütig, stolz und vollkommen gewappnet. Und dann hatten sie wieder — es war unvermeidlich — ernste und zornige und schmerzlich große Worte gesprochen — ach, nicht bloß Worte gesprochen! — da hätte die blaue Männerblume nicht Lutz heißen dürfen — zu denen sie sich verpflichtet fühlten und die sie gleich tragischen Komödianten wohl manchmal in der Form zu bedeutend oder auch zu hübsch und rund sagten, als hätten sie sie zum Teil schon daheim in der Einsamkeit gedacht und leise vor sich hingesprochen . . .

‚Er soll selbst kommen,' dachte sie aufsässig. ‚Es ist seine Sache, zu kommen!'

Und sie versank förmlich in die Schwere ihrer Glieder und litt gereizt unter dieser lastenden Trägheit und unter diesem unbestimmten Warten, das ihren Gleichmut quälte. Es war schlecht — schlecht und abscheulich, ganz gewiß. Sie sah entsetzt, daß etwas Untadeliges herabsank, wie ein weißes unantastbares Monument, unter dem langsam der Boden wich. Dabei sprach sie ruhig und heiter mit Hyma.

*

Dem Meister brummte noch der Schädel von übermütigen und zauberisch neuen Klängen, gerade als er bemerkte, daß die Sonne schräg stand im Tale Gibeon. Ach, das da draußen, — hinter den Wiesen — es schickte süße, zitternde Wellen durch die Luft herein, hatte es vorhin schon getan, daß er mit einem tiefen Atemzug hatte Luft in die Magengrube holen müssen — und sich davon neu befeuert und beflügelt fühlte.

Das hatte Zeit. Das sollte ihn nicht vor der Zeit stören, überhaupt nicht stören . . .! das war nicht so unabänderlich, und das war auch nimmermehr ganz geheuer — o keineswegs, wenn man so plötzlich aus dieser Ferne in der Klausur daran dachte.

Aber dann wurde er unruhig. Buffolino sah ihn zwinkernd mit tückischem Seitenblick an. Und gleich darauf stieg mit weicher Blutswärme ein Hunger nach Lippen und Frauenduft in ihm hoch — Wieke, schrie es erstickt in ihm, und er spreizte die Hände. Er stand auf. Ach, ein Weib — so ist das immer, wenn die Mönchskutte der Arbeit von der Schulter sinkt, und er breitete ekstatisch die

Digitized by Google

Arme — süße Wieke; wenn du wieder hier wärest, wie damals: Nichts könnte dich retten! Er riß Rock und Weste ab und zog sich bis auf die Haut um, die heiß war, und zog einen frischen, gesitteten Menschen an. Und dann wandelte er zögernd und pfeifend davon, ein Emeritus der Arbeit und ein friedlicher Träumer unter der schrägen Sonne.

Der Spätnachmittag war warm. Goldene Mückenschwärme tanzten. Er rastete am Walde, und über den Wiesen war ein trockener Duft. In den Tannennadeln zischte es. Ein Specht tickte wie eine flinke Uhr, ein Igel mit pfiffiger rosiger Spitzschnauze und raschelnden Stacheln lief ihm fast über die Füße, ein Merker, ein Nörgler, ein kritischer Herr, grüß' Gott, — auf Wiedersehen.

Er wünschte zu laufen, Arme und Beine zu schleudern, den Brustkasten zu heben, daß er krachte. Nun lag er auf warmen Tannennadeln im sanften Moos, auf weichem Daunenbett und betrachtete seine Stiefelspitzen.

Nicht so wichtig, wie? auch dir nicht so wichtig und notwendig, — Miranda, Domina Eva — Wieke Heynk geborene Gilm? Vielleicht sogar beängstigend!

Er legte die Arme hinter den Kopf und sah in die schwankenden Zweige. Eine schwindelichte Sache, aber friedlich, so zu liegen und auszuruhen, es war genau so erquickend wie die Nabelschau Buddhas oder wie die Losgelöstheit und Nichtsversunkenheit eines Paliheiligen. Aber das heiße Harz und die Nadeln rochen zu stark; er wußte nicht mehr, wie lange er schon so lag, o beträchtlich lange, es war sogar, als hätte er ein Weilchen geschlummert, aber das war Selbsttäuschung — und die Kontemplation wurde zur Schlaffheit. Und mit einemmal überfiel ihn wieder eine unbändige Sehnsucht nach ihr und eine rasende, sinnliche Qual, daß er das Gesicht in die Nadeldecke hätte pressen, in Erde, Nadeln und Moos hätte beißen mögen, unerträglich. Er lag erstarrt.

Darauf bog er sich langsam mit gerötetem Gesicht hoch, die Wiese sah aus, als wäre es inzwischen Nacht geworden, er blinzelte nach der Sonne und sah auf das Uhrarmband.

Er stellte sie sich in ihrem Garten vor — was trieb sie? Er wußte's nicht. Er konnte's nicht ändern. Er stand auf.

Gottlob, die vertikale Lebensrichtung war die menschlichere. Sie verlieh Gleichmut, Würde und Frische. Wozu stand er noch hier? Zu welchem Zweck und Ende?

Flott der Nase nach marschiert! Er rührte sich nicht. Er schaute starr und gereizt nach den fernen Bäumen des Gartens. Sie standen gleich ihm gerade und regungslos, und dazwischen war Sonne und Stille und nichts. Er hörte ein feines Knarren in seinen Knien, ein einsames, melancholisches Geräusch. Und dann spazierte er frei und allein und sang fromm und befreit wie der Schäfer am Sonntag. Dort — war ein Kleid — ein helles Kleid — sein Herz schlug Sturm, und sein Auge jauchzte. Nein, ein Pärchen, ein gleichgültiges Zweimenschenwesen, dem der Wald nicht tief und dunkel genug war. Er segnete es, schwang den Stock und sang weiter. Lief weiter . . . aber nicht einem gewissen Garten zu. Das nicht. Das nicht, das nicht. Er war bloß einmal wieder dort gewesen. Auch Hyma mit dem durchsichtigen Sphinxlächeln nicht — ach die, die störte mit ihrem schlichten Lächeln.

Die Mücken spielten um sein Haupt, und die Grillen schrillten ihn an. Zuerst tat es ein bißchen weh, sich von jener Richtung, von jener Seite, die Gottvater Goethe auf brennendes Eingeweide gereimt hatte, loszulösen. Dann machte die träge Fortbewegung freier und fröhlicher und zuletzt wahrhaft zufrieden, daß er nicht mehr mit dröhnend resonierenden Schläfen sang, sondern innig summte und, alles Licht, alle Farbe und holde Ferne atmend, wohlig schwieg. Ein Hase salutierte und erschrak nicht sehr, ein paar Elstern kreischten wie freche Bauernmädel und lachten ihn aus.

Gut so, recht gut, ganz gut. Auch er sah das natürlich ein. Vollkommen. Vielleicht noch zwingender und — tragischer als sie. Er seufzte lächelnd, und mit dem starken Atemzug rann wieder die Sehnsucht und das Verlangen durch seinen Leib — morgen?

Nach einer Stunde kehrte er ernst und erquickt heim. Am alten Gottesacker trat er für einen Augenblick ein, dort hatten es sich seine Eltern und alle Kiliane unter einem morschen Tempelchen bequem gemacht. ‚Ja, ihr Guten, da liegt ihr nun,' dachte er gerührt und verlegen. Ja, fremde Herrschaften, das waren sie, die sich ungemütlich verändert hatten und unheimlich schwiegen. Der Tod — im Alltag hielt er nicht viel von ihm, er war der Feind, dessen Gegengabe ganz ungewiß war, vermutlich noch weniger war als die übelste Lebensgabe, als taedium und vanitas — auch er würde einmal da unten . . . auch Wiekes süßer, brennender Leib — lohnte es? Kuß und Leidenschaft . . .?

Sich Wieke da unten vorzustellen, das war grauenhaft, das nahm schon jetzt allen Glanz von ihr, machte sie gleichgültig, fremd und lästig, daß man sich kaum noch einmal

Digitized by Google

nach ihr umdrehen mochte. Einmal würde es so sein, bald genug — und schon vorher begann das Welken, auch das der Seele, der Überdruß, und sank Alltagsstaub in Furchen und Falten. Sie — war übrigens doch nicht mehr ganz so frisch, nein, so kostbar sie war, er hatte hier und da einiges beobachtet, was ihn — hm.

Er ging eilig davon und spürte mit wachsendem Entzücken wieder seine Schlankheit, Straffheit und lebendig strömende Kraft. Draußen schlich eine schwarze Katze über seinen Weg.

Na also — er blieb stehen und spie aus. Keine ganz sinnlose Mahnung, die Katz'! Er hatte sich nun doch wieder mal zu heftig mit dem Leben eingelassen, sich ihm einfältig hingegeben — Teufel! Er hatte sich hinreißen lassen, und Wieke — wie? Er lief in der heißen, dämmerigen Gasse am Mäuerchen und grübelte, war wieder gereizt und unzufrieden, beunruhigt, fast gequält und doch voll heimlich schwellenden Glücks, als fühle er wieder ihren Mund, dürstete danach, und ihre hohe, heiße, fraulich-zärtliche Gestalt, die sie streng hütete. Süß und schrecklich.

An der Ecke staubte ein Motorrad heran. ‚Christel —?' dachte er lächelnd, erfreut und erfrischt. Es war ein ganz blanker und lebendiger Gedanke. Aber es war nicht Christel.

„Hallo, Kilian! huphup!" Das Rad hielt sanft, und ein Fuß schleifte auf der Erde. Es war Harro Muz vom Eisenwerk, sein dunkler, ewig heiterer und zu junger Römerkopf lachte unter der Kappe.

„Ich muß zu Pipo. Konferenz. Eine kleine Stunde. Danach werden wir Durst haben. In der ‚Kerbe'. Was? Wir müssen mal wieder die Kalabasse schwingen, wie Apitsch sagt. Kannst du ihn benachrichtigen? Gut. Huphup!"

„Wieso Pipo? Ist Pipo zurück?" fragte Meister Lutz töricht rasch. Der war bislang nicht da und deshalb durch eine merkwürdige Sinnestäuschung gar nicht vorhanden gewesen; er war so gutmütig und nett, das machte ihn stumm und ungefährlich.

„Für einen Tag, wie's scheint — und es ist da irgend etwas los im Werk — es tut sich was — keine Ahnung! Bin bloß Geheimkurier. Aber wichtig und eilig! Sehr eilig! — Höchst eilig! — große Sache —! Bis nachher!"

Ein gesunder, starker, tüchtiger Bürger, der das Leben, die Arbeit und seine hübsche braune Margret vor Liebe fraß. Er wurde etwas fett, der prächtige Harro; das paßte nicht recht zu seinem herrlichen Römerprofil, glückliche Ehen machen fett! Pipo war zurück — sososo! Harro mußte es wissen. War zurück? Da hätte er noch jetzt am Walde liegen und seine staubigen Stiefelspitzen betrachten können. Ein putziges Bild, sehr putzig und ziemlich lächerlich. — ‚Kerbe'? Ja, das war wirklich gut. Da würde man sich selbst wieder mal gründlich los werden, und sich vollsaugen wie ein dürrer, staubiger Schwamm. Auch er hatte plötzlich eine trockene Kehle und — Durst, mächtigen Durst. Er freute sich zuversichtlich und rechtschaffen darauf. Eine kräftige, männliche Luft, ohne Weibsatmosphäre — ohne Gefühlsunfug. Dieser Gedanke tat ihm kaum leid — ein wenig — gar nicht — mit Apitsch, Harro — und — Pipo. Dem famosen Pipo. In Gottes Namen. Das würde sehr gut und heilsam sein. Und er liebte ihn wieder herzlich und fast noch mehr.

★

Die ‚Kerbe' war ein altes Wirtshaus, eine Viertelstunde ab, das sich unter breiten Linden und Kastanien duckte. Frösche quakten und Grillen kreischten, das war herrlich und vortrefflich. Da schimmerten die Fenster der Gaststube. Die Haustür stand offen, Jakob Zeise, der Wirt, kugelrund, grob, pfiffig und servil, huschte hemdsärmelig im Licht dahinter mit blanken Flaschen; er hatte bekanntermaßen etliche alte Pfälzerjahrgänge liegen z!z!z! sein Schwager war da unten im würzigen Weinländle Rebenzüchter; und im Fischkasten hinterm Haus standen nach Bedarf dicht bei dicht Forellen. Lutz verspürte einen gewaltigen Hunger und Durst, schwang den Stock und schluckte.

„Hallo!" schrie er. Jacobus dienerte auf seinen kurzen, dicken Elefantenbeinchen und machte klingling mit den Fläschchen.

Ein Fenster öffnete sich, Apitschens Eremitenbart wehte, und sein Gesicht schimmerte im Abendglanz. Er sprach bereits schwungvoll mnambesisch in der Zunge Ambas und Quendjes, der schwarzen Königstöchter, die einmal im fernen Afrika in Liebe zu ihm entbrannt gewesen.

Sie waren schon versammelt, Lutz lief hinein. Er hatte sie alle mächtig lieb, auch Pipo, dem er selbstvergessen die Hand schüttelte. Etwas kurz, ja, aber gedankenlos und bedenkenlos, alles herzhaft von sich weisend, in dieser niedern Gaststube mit den blaugetünchten Wänden, dem gescheuerten, runden Tisch, dem mächtigen Mostrichnapf, im Lichte der elektrischen Hängelampe, die aus der Petroleumzeit stammte.

„Forellen, Jacobus?"

„Im Topf, Meister!"

„Sechs für mich. Ich bin gefräßig!"

Digitized by Google

Harro, der lange, fette Römer, dessen helle Stimme unbesieglich lachte, und Apitsch, der pathetische Platoniker, begrüßten die neuen Flaschen. „Also Bowle — wer ist für Bowle?"

„Bowle ist Mischmasch," entschied der Meister. „Rein will ich den Wein," sang er, rein wie die Li — i — i — ebe — Blech! Aber Bowle ist unstatthaft." Er war laut und stellte krachend den derben Bauernstuhl hin. Pipo stand abwartend mitten im Zimmer, frisch und blühend wie immer, aber etwas still und ärgerlich, wie es den Anschein hatte, oder verstimmt, noch in Gedanken, noch nicht aufgetaut. Vermutlich Nachwirkung der großen, geheimnisvollen Konferenz mit Harro, dem Römer —? Gut, er war hier, lobte Lutz flüchtig und mit kräftigheiterm Behagen.

Aber — warum war er hier und nicht, nach der längeren, langen Trennung, bei seinem Weibe? Am Ende dieses Symposions würde er nicht mehr ganz präsentabel sein. Sollte auch nicht — sollte nicht —! Der Meister empfand eine brennende Kühle und wieder einen Grimm.

Doch vorläufig setzte er sich an das verstimmte Klavier, und Harro, der Römer, sang schmetternd, und Apitsch prupte gefühlvoll wie eine brünstige Rohrdommel, daß selbst Jacobo das Herz schmolz und er eiligst stampfend die festlich gekrümmten Forellen, Petersilie im Maul, von Zitronenscheiben lieblich umkränzt, feierlich hereinbalancierte.

„Gott gesegne es euch," sagte Apitsch auf mnambesisch und sprach gar nichts mehr.

Auch Pipo wurde weich und glücklich. Und Lutz aß sechs und Apitsch sieben und Harro acht. Und zuletzt hatte jeder sieben Köpfe auf dem Teller und keiner schämte sich. „Juka la me ma henna," sagte Apitsch, und keiner konnte es übersetzen, er selber nicht, aber er hob feierlich wie eine Monstranz das frischgefüllte Glas von Jacobi edelster Pfälzermarke zum Munde, sein Bart floß herrlich, und sein Auge tränte Entzücken.

Der Mond stand voll über dem Dorf, und die Frösche sangen wehmütig zu dem Grundbaß eines Urpapas. Da gingen sie hinaus und setzten sich unter die Kastanien, durch die das Silberlicht auf Apitschens dionysisches Haupt troff. Mitunter stand einer auf und wandelte rauchend umher. „Ein weises und profundes Schlürfen verbietet jede Unraft," erklärte Pitsch und sprach lächelnd von Amba und Agalunke und anderen schwarzen Damen, zitierte Properz und Dante, und zuweilen saß er allein da und hörte sich selbst zu, so heiter verklärt war seine Seele.

Jacobi Pfälzer war rund, weiß und duftig wie eine Mädchenbrust, aber er hatte es in sich. So trank man einigermaßen rasch und auch nicht wenig. Sie hatten hier lange nicht beieinander gesessen, wie in sagenhaften Zeiten, aber das war bloß der eine Grund; der triftigere steckte in dem Fläschchen selbst und mußte unbedingt heraus — jawohl, Deuwel nochmal, dienerte Jacobus, stampfte mit seinen Mastodonbeinchen und klingelte mit einer neuen Batterie heran. „Serviteur, messieurs," er hatte vor undenklichen Zeiten in Straßburg konditioniert, „voilà des autres flacons, 's langt noch for ä Weilchen!"

Die Nacht war warm und die Erde laulicht kühl. Die Frösche verkündeten es in immer neuen Serenaden, und Busch und Baum hielten vertraulich Zwiesprach.

Da kam es, daß auch die Freunde Lutz und Pipo einmal selbander an Jacobi Himbeerbüschen hinschritten, rauchend und schwatzend. Es hatte sich bislang nicht ergeben, es war immer einer der andern dabei gewesen, oder der eine saß, während der andere spazierte, man war beschäftigt oder kümmerte sich bloß summarisch umeinander. Ein angenehmer Abend, wunderschön, man sollte das öfter machen — bei Jacobo!

„Ich mußte da plötzlich zurück," erzählte Pipo gewichtig und zog an seiner Zigarre. Er war feurig illuminiert im Gesicht, aber noch höchst ehrenfest auf seinen Beinen, er vertrug ziemlich viel, nun ja, in der Dunkelheit war die Erde mitunter feucht, da wandelte man unversehens gravitätischer und manchmal zierlich und tänzelnd. „Mußte da zurück, ja! Man rief mich unterwegs an — ich wäre schon früher zurückgekommen, aber man dirigierte mich nach Berlin — es ist da eine Sache im Gang, noch nicht ganz spruchreif, aber außerordentlich aussichtsreich — Fusion und Sanierung, weißt du, — vielleicht auch Verkauf — mir recht — mir sehr recht — außerordentlich recht! — man wird sehen, später mehr davon. Ich mußte nach Berlin zu einer Vorbesprechung — der Teufel hole die Hetzerei und Plackerei! Die Sache mit meinen Leuten da unten kam mir schon zu unpaß — schön, das andere war wichtiger! ungeheuer wichtig!" Er tänzelte anmutig und würdig über den schlüpfrigen Boden, zog an der Zigarre, daß die Kuppe glühte, und hustete. „Wieke war natürlich ungnädig. Ich konnte auch ihr bloß Andeutungen machen, wie die Dinge liegen — überhaupt — ja: nichts für Frauen, nichts für Wieke. Gewisse Dinge halte ich ihr fern, um selbst im Hause Ruhe vor ihnen zu haben — sonst besprechen wir alles, sie ist sehr klug, der verständigste Kamerad . . . aber es gibt hier und da ein Tabu, ein Reservat, um selbst bei Contenance

Digitized by Google

zu bleiben ... auch Wiekes wegen, vor allem ihretwegen, natürlich!" — er sprach rasch und etwas rätselhaft und blickte abwechselnd hell und zornig in den mondlichten Abend.

Lutz war still und freundlich. Auch er schritt gravitätisch und mitunter zierlich tänzelnd. Nein, er würde nicht mehr so rasch trinken, beschloß er. Er war ein Mann. Aber er kannte diesen Pfälzer von früher — der Kopf war am andern Tage wattiert; er aber wollte arbeiten, wünschte zu ar — bei — ten. — Teufel! unbedingt. — Er war noch immer im Zuge — wenn eben nicht Watte — arbeiten! Er liebte seine Noten — gerade jetzt wieder sehr zärtlich, sehr stark — ungestüm gläubig, er liebte seinen Flügel, Buffolino, sein Gehäuse über der Welt, er sehnte sich nach ihm — leidenschaftlich — es war ihm teuer — teurer als je, als alles, es bedeutete ihm alles, fern der Welt, umhegt und umgittert, und gefeit von zuchtvollem Tun und heitersouveränem Spiel mit den argen Mächten dieser Welt ...

Ach ja, richtig, Pipo — was erzählte er da, vom Werk, von Tabu und Contenance und Wieke — richtig, er liebte es manchmal, Bekenntnisse zu machen — damals schon im Juchheegarten, lange her, aber das war gemütlicher gewesen, der Ehetroubadour! Nun wieder. Merkwürdig. Das Pfälzerchen schloß auf. Nicht zu ändern. „Natürlich, natürlich," sagte er auf gut Glück.

„Bitte? Ich weiß nicht, was sie hat."

„Du weißt nicht —"

„Nein," antwortete Pipo, und sein Gesicht glühte. „Sie gefällt mir nicht. Sie macht mir Sorge. Sie ist seit einiger Zeit verändert — ungleich, immer müde, launisch, interesselos — auch heute —" fuhr er rasch fort. „Aber sie will nichts davon wissen. Will auch nicht allein verreisen — später! Sie spinnt sich ein, verzärtelt sich, immer dieselbe Luft, das macht eine wunde Haut — ja. Das Haus, die große Wirtschaft, der Ärger mit der Mamsell, dem Gärtner, der Garten, Bücher und Musik, und Hyma und Blanka und Cassius, diese schönen, entzündeten Seelen ... das ist gefährlich. Ich habe auch schuld, gewiß! gewiß! meine Leute, die Heynks, sie sollen selbst lernen, mit dieser verfrachten Zeit fertig zu werden — und all das andere — das verfluchte Werk — gleichgültig," sprudelte Pipo und zog wieder stark an seiner Zigarre. Ihm schien das Herz voll zu sein, von Jacobi gutem Pfälzer bewegt und geglüht.

„Sososo," sagte Lutz und wollte etwas fragen. Er fragte natürlich nichts. Recht störend das, und einigermaßen beklemmend.

„Früher tat Wieke lustig und tapfer mit. In allen den Jahren. Aber dann, siehst du, wurde sie bequemer. Sie ist sehr temperamentvoll, aber sie spinnt sich auch gern in die Dinge ein, in Pflichten und Freuden, läßt sich gern von ihnen tragen und treiben und ist empfindlich und eigensinnig, wenn man sie dabei stört — bis sie selbst einmal ausbricht, ja! Besonders in diesem letzten Frühjahr und Sommer — es ist ganz auffällig und macht mir Sorge."

„Sososo."

„Ich muß mich mehr um sie kümmern, unbedingt!"

Das sollte er nur tun. Lutz räusperte sich scharf, schnaufte durch die Nase und sah zum Mond auf, der ein schiefes, ovales Gesicht machte. Er hatte plötzlich durchaus keine Sympathie mehr für Pipo und seine — seine Nöte.

„Gelegentlich, sagt man, machen die Frauen einen Punkt. Besinnen sich. Krisis. An uns Männern ist wahrscheinlich nicht soviel dran, wir sind bald durchschaut und durchlebt — immer derselbe mal zärtliche, mal brummige, mal gleichgültige Kerl; unsere Schönheit hat keine Abgründe und nicht hundert Fassetten — zeigt sich allmählich im Bilde eines Mannes in Unterhosen!" Pipo lachte, aber es klang ärgerlich und als wäre er böse auf sich selbst, und Lutz schnaufte wieder und fand die Unterhaltung lästig. Sie sollten doch lieber noch etwas trinken, es war noch die Menge da! Aber Pipo war noch im Zuge. Hatte Wieke ihn streng und blaß duldend abgefertigt? Lutz spürte eine sanfte und unverzeihlich lasterhafte Schadenfreude.

„Man macht jetzt in Periodizitäten. Was ich sagen wollte ... Sie will immer verwöhnt, sie will beherrscht sein, glaub' ich."

„Kann sein. Zeig' ihr den Herrn —!"

„Ach was. Den Herrn. So einfach ist das nicht, was weißt du davon. Man kommt zurück — ‚Bitte, ich bin müde — ich bin —'. Aus." Seine Zigarre sprühte Funken. Die Frösche im fernen Teich unkten melancholisch, und Apitsch und Harro Muz sangen unter der Kastanie „Donna è mobile ..."

„Reden wir nicht davon. Natürlich Launen. Du brauchst dich nicht um solche Chosen zu kümmern, hat auch sein Gutes. Was singen die beiden Knaben — sie sind verrückt; Apitsch hat eine Stimme wie ein geborstenes Kuhhorn, und Muz knödelt gefühlvoll wie ein Bäcker. Wir wollen noch ein Pülleken trinken. Ist das beste. Überhaupt Männer — eine zuverlässige Sache. Warum habt ihr euch nicht mal bei ihr sehen lassen inzwischen? Wieke ist, scheint mir, auch auf euch, besonders auf dich ungnädig

Digitized by Google

zu sprechen, sie hatte bloß ein Achselzucken und ein kurzes, schroffes Abbrechen." Sie standen im hellen Mondlicht, und Pipo sah scharf auf, so schien es Lutz.

„Arbeit, weißt du . . ." sagte der Meister kurz.

„Sie hält sonst viel von dir. Fleckt die Arbeit —?"

Sie, sie, immer sie! Was war das für eine blödsinnige Situation! Er spazierte da mit verklammtem Maul neben dem redseligen, ehrenfesten Pipo und brummte halbe, dumpfe Sätze wie ein Idiot.

Er sollte ihr den Herrn und Mann zeigen! riet er im Geiste und spürte eine Qual über dem Magen. Was ging es ihn an! Sie sollten ihn in Ruh' lassen!... Sie sollten ihn zufrieden lassen — alle! sie sollten ihn nicht noch mehr stören und quälen! Er hatte gut gearbeitet heute — noch eben im letzten Augenblick daheim — vorzüglich! er wollte sich dessen hier freuen — jetzt — immer — und für Neues, Vorzügliches gerüstet und bereit sein. Sie sollten den seligen Katarakt nicht stören. Wein! Freunde — ja — Männer...! Pipo — — Und er war nahe daran, ihm die Hand schwer auf die Schulter zu legen und irgendeinen vagen, guten, großen Vorsatz auszusprechen.

Pipo wurde elegisch und blühte im Weinrot und Mondlicht.

„Na — das soll nun bald ganz anders werden! Es vollzieht sich da etwas im Werk — ich muß morgen früh schon wieder weg — Kann noch nicht drüber sprechen — Fusionen — jedenfalls will ich raus —! Fusionen auch zu meinem Besten —! Auch Wieke hat noch keine Ahnung — Es dürfte auch für sie — ja."

Die Frösche orgelten kläglich, und Apitsch sprach lateinisch mit seinem liebeseligen Freund Catull und mnambesisch mit Amba. Pipo blieb stehen und hob erregt das glänzende Gesicht.

Da wurde auch Lutz melancholisch und plötzlich langsam und unüberwindlich müde in der warmen Nacht, unter dem weichen Rauschen der Bäume, die nach kühlem Saft dufteten. Mitunter hörte man eine Frucht von den Obstbäumen im Garten dumpf ins Gras fallen und einen fernen Mädchenschrei, dem ein kreischendes und singendes Lachen folgte, das seltsam frech klang. Sie sollten ihn in Ruh' lassen. Sie sollten ihn bei Gott nicht stören! Arbeiten... ach nein, auch das nicht — gar nichts. Atmen, verdämmern. Und sich unter die Kastanien setzen und kühlen, würzigen Wein schmecken.

„Ja, Pipo. Sie verdient es. Sie — ist — herrlich," sagte er mit heißem Kopf.

„Wie? ja, Lutz, ja! Du bist ein Künstler und Versteher, das da sind Banausen, — nüchterne Burschen, trotz dem Wein. Du hast sie auch lieb — anders — verehrst sie. Wir haben sie alle lieb, herrlich. Nein. Kein Wort."

„Ja, guter Pipo. Herrlich. Weib und wunderreiche Madonna. Ich gönne sie dir. Sie ist dein. Nur dein. Selbstverständlich. Kein Wort mehr." Auch seine Stimme klang bewegt. Am liebsten hätte er dem kleineren Freund den Arm um die Schulter gelegt, zärtlich und schützend. Er war ein Schuft — ein schlechter Kerl. Ein Einbrecher und Halunke. Alles sank in ihm nieder und wurde rein und klar und gewissermaßen nüchtern.

„Kein Wort mehr. Natürlich, mein. Totschlagen würd' ich den. Ihr seid alle in sie verliebt, du, der prinzliche Linus, Onkel Rochus, Apitsch, Cassius — das ist mein Stolz. Nein, Cassius nicht — auch Cassius. Mein Stolz. Ich gönn' es euch. Ich bin nicht kleinlich. Ich bin reich und mächtig. Bitte sehr. Kein Wort mehr." Und er schüttelte Lutz herzhaft und schmerzhaft und nahezu verbindlich die Hand.

Der machte sich frei und bückte sich nach seiner Zigarre, daß ihm das Blut stechend ins Gesicht schoß. Es sollte nicht stechen! nicht mehr, er schwur es sich — Nicht mehr. ... Ehrlich der Wahrheit ins Gesicht gesehen, auch wenn sie schmerzte und — und ihn anspie. Wieso anspie?... Er wurde jählings heftig: er war kein Leineweber! erklärte er sich erbittert; er nahm sich jedes Recht — jedes — steigerte damit sein Leben — seine Kraft — sein Können, Aufschwung, Erquikkung, Rinascimento, Amen! Man war ein Beter und Weiser, ein Besessener und ein Kind, mitgerissen und egoistisch, Dionysos und Träumer, reiner Tor und verrucht, weltfremd durch seine Aufgabe — — allein diese Gedanken schienen ihm im nächsten Augenblick und gerade jetzt doch nicht ganz recht am Platz zu sein; er machte gereizt ein paar Schritte und verlor dabei vollends den Faden.

Man sollte sich behaglich zu den beiden Halkyoniern an den runden Tisch setzen und allen gemütlich die Hand geben — großmütig und zu jedem Freundesopfer bereit — nein! das war es nicht wirklich wert, gerade ihm niemals! Es wurde ihm jederzeit bald lästig und unbequem — war es schon! Er würde weggehen, die Stadt verlassen — morgen schon...! Indes... für kurze Zeit hätte das keinen Zweck und für eine längere Dauer hatte er durchaus keine Lust — hier gefiel es ihm, hier gelang ihm die Arbeit,

Digitized by Google

— er durfte sie jetzt nicht abbrechen, er kannte das, die geringste Veränderung konnte alles versiegen lassen, ihn leer und trocken machen wie ein Wüstenfeld, jetzt war er blühende Oase. Er dachte nicht dran! Er brauchte diesen Ausklang und Akzent noch, diese ganze affektvolle, entzündliche Atmosphäre, — auch diese Wunde, den Schmerz, den lächelnden Gleichmut des Verzichts — auch darin würde neuer Antrieb und neue musische Würze und Zündung sein. Er war Mannes und Philosoph genug, mit diesem Verzicht ernst zu machen — o ja! — auch Pipos wegen, den er liebte, und der jetzt würdig und zufrieden, wieder ganz irdisch strahlend und dem Augenblick zugewandt, neben ihm spazierte, der gute, prächtige Kerl! Hand weg! Amen.

Lutz freute sich seiner im Ansturm gewonnenen Sicherheit und genoß sie entschlossen und heiter.

Er hatte auch wieder Durst bekommen. „Gut, gut, wir kommen, ihr Leute!“ rief er. „Krebse? ausgezeichnet!“ Er nahm sogar mit plötzlich ungeduldig empordrängender Freundesliebe Pipos Arm — in freudiger Erwartung der Krebse.

Er würde morgen schon Wieke mit klugem Bedacht seine verständige und freundschaftliche Überlegenheit zeigen, ein wenig grausam, das wäre heilsam für sie und ihn — dankbarst in seinem Herzen, o, ganz gewiß! helläugig, nüchtern und kritisch würde er sie ansehen ... denn sie *hatte* Fehler, ... einer ihrer Vorderzähne, vielleicht beide ... als er damals an dem verzauberten Regennachmittag zum erstenmal ihren Kopf fiebernd zurückbog, das geliebte, schmale Gesicht mit Blicken und Händen und Lippen umtastete, er hatte es sogleich vermutet und gesehen — es schimmerte fein, viel zu weiß auf goldenem Grund, er war wohl nicht echt ... einer von ihnen sicherlich nicht ganz echt, — vielleicht zwei — und ihre Ohrläppchen, so reizend ihre Ohren waren, zu lang und weich, fast häßlich verdehnt von dem modischen Gehänge — es hatte ihn nebenher unzweifelhaft gestört, er hatte's vor sich selbst verborgen; auch eine feine Linie am Hals, den Ohren zu ... der Hauch einer reifen Linie mit einem seidigen Pfirsichflaum — rührend; wie? es beruhigte jetzt, daran zu denken. Er würde immer daran denken. Er würde es nun bewußter sehen. Er würde noch mehr sehen! Dämmerung. Entzauberung. Entgötterung. Von mal zu mal. Mit Pausen, die distanzierten. Fertig. Respekt vor anderer Leute Paradiesen ...! Krebse? Sehr gut. Jacobus war ein brauchbarer Hospes.

Auch Pipo äußerte zufrieden und laut seinen Beifall. Die leckere Aussicht belebte beide Herren wie ein neuer Lebensgewinn; ach, der Mensch und Europäer war ewig simpel und urhaft wie ein Neger.

Die andern lachten und lärmten, indes Jacobus grimmig höflich herankugelte.

Und plötzlich, während sie selbander am fröhlichen Tisch wieder Platz nahmen, dachte Lutz in irgendeinem rätselhaften Hinterbewußtsein ganz warm und sanft, empfindsam und sündenlos an Christel. Sie war ja Pipos Schwester. Wie hübsch das zu denken war: Pipos Schwester. — Nichts weiter. Reinlich, leicht und gut. Pipos — —

Er trank rasch ein volles, kühles Glas leer, was ihn erquickte und ihm ganz neue Aspekte verlieh. Ja — Musikanten sind weiche, schwankende Gestalten, die willig die süße Hand einer strengen Herrin küssen, ein hübscher, friedlicher Gedanke, bedeutsam wie eine Zukunft. Unsinn! Sie würde merkwürdig und hörbar lachen. Nein, die Krebse waren dringlicher und schmackhafter. Und der neue Pfälzer.

„Prost, Pipo!“ — — „Freude edler Götterfunken — —“ stimmte Pitsch gewaltig an — ach nein! nicht das, Pitsch! Nicht gerade das! Jacobus aber faltete die Hände überm Hängebauch und lachte mit starren, kugeligen Cholerikeraugen. Klingklang — Schluß. Es blieb bei dem hymnischen Anlauf.

Danach aber saß Lutz Kilian schweigsam und unzugänglich da. Er freute sich vermutlich seines guten und weisen Entschlusses und seiner Untreue, die Treue war. Er trank still Glas um Glas, aber er litt nicht, daß sie so bald schon heimgingen. Heute noch nicht. Heute noch nicht ...!

Es ging bereits auf zwei, als die unbekümmerten Zecher endlich aufbrachen.

Apitsch versicherte, daß sein Kopf fabelhaft klar sei, und sprach, des zum Beweis, eine halbe Seite aus dem Inferno, daß die Käuzchen im Wald erschraken.

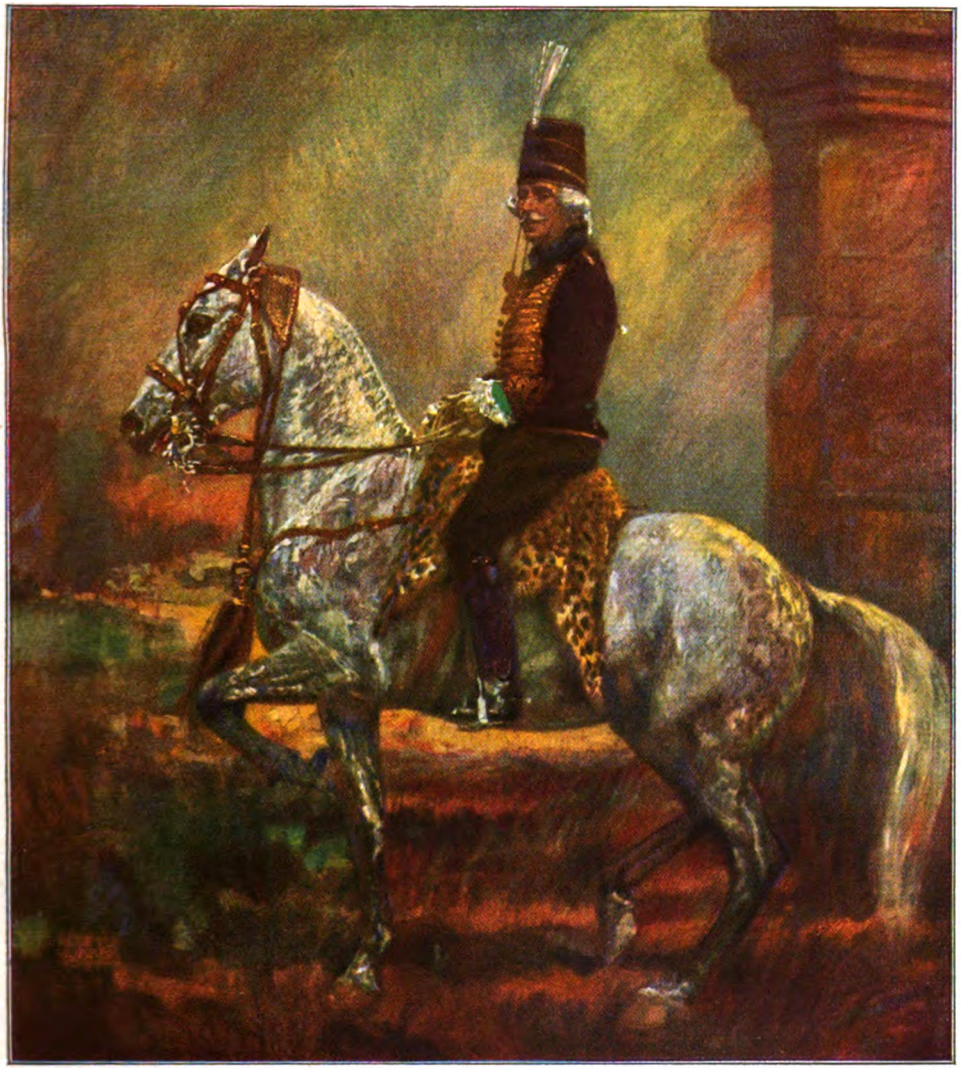
Lutz ging Arm in Arm in anerkennenswertem Gleichschritt mit Pipo. „Du wirst leise sein müssen,“ sagte er sanft und freundlich. „Sie ist leidend.“

Pipo schwieg. Nein, der sprach nicht mehr. Dies Stadium war vorbei. Er war geballt und heroisch.

„In den höheren Dreißig,“ fuhr Lutz nach einer Weile hartnäckig und bedächtig fort, „sollte man sich unter eine feste Hand stellen. Ich bin nun achtunddreißig, nicht mehr weit ab. Die Hand an sich ist unvermeidlich. Der Mann ist nichts ohne die zärtlich-süße Hand. Aber sie kann fest sein, zügelnd. Sie soll es.“

„Ach ja. Mancher braucht den Stock.“

Digitized by Google



Max Freiherr von Holzing-Berſtett als General Belling
in der Schimmelquadrille des Berliner Reitturniers
Gemälde von Prof. Hermann Junker

Digitized by Google

Digitized by Google

Das verstimmte Lutz. Er hatte eben daran gedacht, daß es doch eigentlich ungewöhnlich hübsch wäre, wenn Pipo sein Schwager wäre. Aber er war bloß Wiekes Mann. — Wieke.

„Du wirst leise sein müssen."

„Natürlich. Es wird mir nichts anderes übrigbleiben. Sie haben alle Krallen."

‚Exclusus,' dachte der andere mit einer fernen Properz-Erinnerung, und darüber freute er sich innig und beglückt im Herzen, obwohl es ihn eigentlich nichts mehr anging.

*

Wieke schlief tief, als Pipo heimkam. Er sah behutsam in ihr Schlafzimmer hinein und mußte unwillkürlich an Lutzens Mahnung denken, was ihn ärgerte. Aber er wagte es nicht, sie zu stören und sich ihr, so wie er war, zu präsentieren: sie hatte eine Art, die Mundwinkel zu senken und die Nase zu rümpfen, die er fürchtete; und noch schlimmer war es, wenn sie duldend die Brauen hob, das machte ihn wehrlos.

Da ging er ziemlich rasch und rastlos durch den Garten mit gegürteter Hose, Rock und Weste hatte er abgelegt. Der Springbrunnen plätscherte, der Nachtwind, der schon ein Frühwind war, strich erquickend über seinen brennenden Schädel. Bei Hyma war es noch hell, ein dämmeriger Lichtschein. Sie pflegte bei einer Nachtlampe zu schlafen.

Er stand zuletzt vor ihrem Balkon zu ebener Erde still und zwitscherte leise wie ein träumender Vogel. Da kam sie im langen Nachtgewand heraus. „So spät?"

„Ja. — So spät?" fragte er zurück.

„Ich kann nicht schlafen," klagte sie.

„Das können manche nicht. Kommen Sie heraus." Er griff nach ihrer heißen Hand.

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Warum nicht?"

„Ich habe Wieke sehr lieb."

„Ich auch," antwortete er lachend. „Das ist es gerade."

Hyma sah ihn an, dann sagte sie gute Nacht, huschte hinein und schloß die Tür.

Pipo spazierte weiter. War er verrückt? Das gab es doch nicht. Das muß anders werden! Da ist etwas nicht richtig, das sich nicht fassen läßt und doch gefaßt werden muß. Er ging an Wiekes Tür, aber die war jetzt verschlossen.

Die verführerische Christel oder Mijnheer und der Feuerfresser

Die Doktorin Christel stand in zartestem, bespitztem Hauchgewand — es muß gesagt werden — vor dem Spiegel und — ja, das war erstaunlich. Sie trug auch sonst keinen Barchent und keine Sackleinwand auf dem Leib; aber heute — sie neigte den Kopf schräg, spazierte vor und zurück, drehte sich, musterte sich äußerst kritisch, als gälte es, ein schwieriges Krankheitsbild zu diagnostizieren, lächelte verächtlich und in einem Augenwinkel verliebt, was sie sonst in jeder Form für ungesund hielt; ein Gerieſel, ein Gebausch, ein Nichts, man weiß Bescheid, und oben waren die weißen Schultern und die blitzebloßen Arme, seidenglatt von Gesundheit und mit erfrischendem Rosa auf der Innenseite — ungewöhnlich hübsch. Der Doktor roch sogar ein wenig nach Teerose oder Marschall-Niel — was er sonst vermied, um die Jören und Säuglinge in dem hilfreichen Hospitium auf ihren geräuschvollen Lochstühlchen oder Windeln nicht zu beschämen.

Nun war er fertig, der Doktor, und war eine delikate Christel. Auch die Frisur war hier und dort anders, so hinten herum, vornherum, überm Ohr, man weiß Bescheid. Fertig! Christel bewegte sich leicht und frisch, als schwebe sie mit weißem Fittich über Erdenschwere und Alltag, und streckte sich die Zungenspitze heraus.

Sie ging gelangweilt und träge, nicht so straff und federnd wie sonst hinab. „Seid ihr so weit?" fragte sie mit gleichmütigem Gesicht, das nichts von ihrer anderen Erscheinung zu wissen vorgab. „Es dürfte an der Zeit sein!"

„Ah, Christel, sehr hübsch," sagte Wieke mit gespanntem Blick. „Der holländische Mauritius wird Augelchen machen und sich geschmeichelt fühlen."

„Das soll er auch. Aber ich fürchte, ihr seid auch keine Vogelscheuchen, ihr zwei beide, o nein, Wieke!" sprach sie rasch und gemütlich.

„Es ist ein Tee für Mijnheer," meinte Hyma mit ihrer weichen, melodischen Stimme. „Wir sind bloß Staffage."

Baron Linus Zech hatte zum Tee gebeten. Der blaue runde Salon mit den verschossenen Damastsesseln aus der putzmacherlichen Großmamazeit war hell und kühl, und vor dem gläsernen Balkon flimmerte der hohe Sommer.

Linius, der letzte, war entzückt, und sein weißes spitzes Kinnbärtchen zitterte vor Behagen und Plauderlust. Da saßen die drei Damen, Frau Wieke, ernst — sie war die

Digitized by Google

Schönste, und Frau Hyma, nordische Odaliske mit einer Jasminhaut, auf dem Sofa; die Doktorin Christel Heynk auf dem Halbsessel, der ihren schlanken Beinen gutstand, ein weißer und warmglühender Hauch, Gott behüte, nicht bloß ein Hauch, sieh da, sieh da! Mijnheer van Goudsmit hatte ein Leuchten in den türkisblauen Augen und einen noch rosigeren Badehauch auf dem festen Gesicht.

Gustav Poese, halb aus Magdeburg, halb aus Peking, servierte lautlos und gelblich mit glänzenden Jettaugen, die durch die mongolische Lidfalte schiefstanden — auch ein exotisches Sammelobjekt von Linus Zech, sein dunkler Rock war nicht sehr neu, aber seine Sprache unverfälscht magdeburgisch.

„Er zelebriert die Teestunde," sagte Freund Apitsch, der auch da war; es geschah mit der Würde eines großen Teemeisters der alten T'angdynastie.

Die drei Damen nippten an ihren papierdünnen Tassen und tranken Blumenduft. Christel tat es nachdenklich in dem kleinen Sessel, wobei ihre Augen gleichmütig und mitunter starr wurden, denn sie spürte Mijnheers Blick auf ihrem Gesicht und ihrer Gestalt — das kam von diesem verruchten Kleid und von der neuen Frisur, aber es störte sie nicht sonderlich; sie hob ein paarmal gradezu empfindsam und gefallsüchtig die Brauen, um gleich darauf eine strenge Doktorfalte zu runzeln.

Meister Kilian war nicht erschienen. Wieke hörte es zerstreut, als ginge es sie nichts an. Herr Kapellmeister Röbel wäre gerade heute zu einer Besprechung des künftigen Winterspielplanes herübergekommen... Da hatte er eben mit einer rücksichtslosen Geste abgesagt, was kümmerten ihn die andern, der Dynast, Moritz Goudsmit? Oder Wieke? — Er konnte nicht, er beliebte nicht, er hatte keine Lust, hatte Bedeutsameres und jedenfalls anderes vor! Er hatte sich seit vielen Tagen — hatte sich überhaupt nicht mehr auf dieser Seite des Winkels blicken lassen, und das verletzte und erbitterte, trotz aller Genugtuung, die darüber empfunden wurde, nun doch flüchtig in diesem Augenblick. Wieke Heynk war, wählerisch geschmückt und besonders bezaubernd, als hätte sie ihren allerbesten Tag, mit einem leidenden, aber abweisenden und strengen Ernst, der keineswegs unbeabsichtigt war, hierherspaziert. „Unser Meister ist leider verhindert," berichtete mit artigem Bedauern der Baron; aber gleich darauf war es ihr überaus leicht und fröhlich ob dieser Nachricht ums Herz geworden, sie hatte frisch und lebhaft gesprochen mit einem Glanz in den Augen und einer fraulich wissenden Anmut in den Gliedern, die dem ihr huldigenden Hausherrn galten und dankten.

So trank man ohne den geschätzten Meister Tee. Man vermißte ihn nicht und sprach nicht mehr von ihm. Sie saßen klug und heiter beieinander, so daß die Zeit wie ein leichtes Silberlöffelklirren verging und Gustav Poese unablässig priesterlich wirken mußte.

Nein, bis zur siebenten glückseligen Tasse des berühmten Teeisten Lo Tung wollten es die Damen doch nicht kommen lassen; Herr van Goudsmit hatte zuletzt mit ernsten Augen von dem asiatischen Epikuräer erzählt, und der lasterhafte Büchernarr Apitsch, der natürlich auch von ihm wußte und den schmalen Band des Teephilosophen Okakura-Kakuzo unter seinen gedruckten Schätzen stehen hatte, sprach über seine Tasse hin anmutig lächelnde östliche Verse voll weiser Diesseitsfreude, blumig wie Gustav Poeses Meistertee.

Nun bewegten sich die Gäste angeregt in dem runden blauen Salon, die Türen der Nebenräume, die des Barons gelehrte und fremdartige Schätze bargen, waren offen. „Gustav, den Turmschlüssel nicht vergessen!" raunte der Hausherr, denn er gedachte seinen Gästen nun wieder einiges im Hause zu zeigen; freilich mit den eigentlichen Prunkräumen war durchaus kein Staat zu machen, und die wünschte auch niemand mehr zu sehen.

„Ich hab' 'n Schlüssel in d'r Dasche," flüsterte der magdeburgische Mongole zurück.

Cassius Wende lief bereits finster in dem großen Arbeitszimmer an den tausend Büchern hin und überlegte, wie er sich verstohlen drücken könne, was sollte er hier? Als Statist war er sich zu gut und dazu war seine Zeit zu wertvoll, aber er hatte eigentlich nichts zu tun, wie etwa der große Meister Kilian, klingling, klimbim; als wenn das bißchen Musik so wichtig wäre — ruhig! Hyma würde an einem der nächsten Tage abreisen — das war ein würgender Traum, wie man vom Ende der Welt oder vom eigenen Tode träumte, unfaßbar. Sie rauchte drüben mit leidenschaftlichen Zügen eine Zigarette nach der andern.

Da wurden die Stimmen der Damen — auch die Hymas — im Nebenraum laut, Cassius erschrak und machte hastige Schritte; dort lag der trübselige Spiegelsaal, wo des Barons exotische Sammlungen aus dem Waluvaland zwischen Kongo und Zambesi, aus Nordost-Rhodesia, Kamerun und Deutsch-Ostafrika, aus Zentralasien und sonst woher aufgestellt waren und unheimlich dufteten

Digitized by Google

und grell und gespenstisch schreckten . . . ach, hier im Haus gab es noch mehr und andere Gespenster, die, selbst für den skeptischen halbfürstlichen Dynasten, zuzeiten weit unheimlicher waren und grämlich umgingen und abscheulich nach Kläglichkeit, Verfall, Staub, Moder und Vergangenheit rochen!

Der Baron führte und erklärte, und Apitsch erfand zur Erläuterung einige selbsterlebte wilde und zarte Geschichten. Die Heynkschen Damen kannten das alles schon, aber es war immer wieder neu und aufregend, und Hyma wandelte mit großen Augen und begierigen Fragen und mit geblähten und gerümpften Nasenflügeln, wunderlich erfaßt von dem wilden und fremden Duft, umher.

„Genug, meine Damen, — bitte ein wenig zuzulangen!" Sie erhielten alle kleine Gastgeschenke, so nobel war der Dynast gelegentlich, aber nicht immer und zu jedem. Christel erwählte sich einen Zauberstab mit einer abscheulichen Fratze; Mauritius Goudsmit mußte ihn vorläufig tragen, was er mit der ihm eigenen Unerschütterlichkeit tat. Und dann ging man neugierig auch zum bösen Cassius hinüber, zu den dicken Mappen, den getürmten Kästen und tausend Büchern des großen Arbeitszimmers — aber Cassius war verschwunden.

Gleich darauf trat Gustav Poese in Aktion, und man stieg hinter ihm her auf die Plattform des Türmchens hinauf. Das war nun allerdings eine heitere und steile Sache. Goudsmit, der den Zauberstab, von dessen Kraft er nicht viel hielt, für diesen Anstieg irgendwo unten in den Zimmern abgelegt hatte, erschien gemächlich als letzter in der Luke. Die Damen standen schon an der Brüstung und sahen ins weite Land hinaus, die Kleider wehten, und Apitsch stellte die Gegend vor.

„Hallo!" rief Mauritius und streckte kummervoll die Hand aus, als wäre der letzte Anstieg doch nicht ganz ungefährlich; aber er wollte wohl in dieser frischen Luft, die übermütig machte, bloß Christels Hand spüren, denn er wandte sich an sie: een wonderbaares Mädchen in der blauen Luft, alles hell, schmerzhaft hell, daß sich die Augen zusammenzogen. Christel blickte lächelnd auf das Haupt des angenehmen holländischen Herrn, seine Hand würde sich gut anfassen, das wußte sie schon, eine feste, starke Männerhand mit einem blauen Siegelring. Auch in Christel war Übermut, der wehende Sommerwind umspülte ihre Glieder, und sie hob belehrend das Gesicht: „Wer in den Himmel will, muß schneller sein, Mijnheer," sagte sie tadelnd. — „Ja, es ist ein Fehler, Doktor. Aber zuletzt doch eine Tugend — eine sehr große Tugend. Den Langsamen liebt Gott und das Glück." Da gab sie ihm mit einem nachdenklichen Gesicht doch die Hand; er faßte sacht, dann fest zu, daß die warme Kraft seines Händedrucks sie im Augenblick stark überrann, doch sie wandte sich gleichmütig schon wieder ab.

Dort lag das gelbe Pipohaus, dort die Juchhee, sauberklein, man mußte sich vorbeugen, so daß ein Schwindel vor der Tiefe über die Knie stieg. Herr Linus reichte Wieke ein Fernglas, sie gab es ihm, warm von ihrer Hand und ihrem Gesicht zurück — sein weißes Kinnbärtchen zitterte vor Freude, sein Pelikanhaar flatterte im Wind über der kleinen Goldbrille.

Daneben schaute der gefaßtere Apitsch mit Hyma über das besonnte Samos hin und ließ seinen Bart dem hageren gelblichen Magnaten fast ins Gesicht wehen, es war ein gläubiges Flattern nach allen Seiten hin, als wolle er heiter Besitz ergreifen von der ausgebreiteten Welt. Ecce!

Weiter ab stand Mauritius Goudsmit mit Christel und spürte ebenfalls eine kostbare Wärme. Sie hob das helle Gesicht langsam höher im Wind. Auch sie fühlte des andern Nähe — ein feiner, sicherer Mann, ein freier Bürger, wie es im Grunde alle sein möchten, am meisten die Spötter und Ankläger! ach, nicht bloß die kleinen Cassiusse! so erklärte Christel sich ihr Wohlbehagen.

„Das ist prächtig, daß uns der Baron hierherauf geführt hat. Man sieht später in der Erinnerung die hohen Punkte besser, klar und festlich — die Kleider der Damen wie lustige Wimpel, und Sie als hellsten Punkt, Fräulein Doktor. Das prägt sich ein; so werde ich das Bild sehen. Natürlich auch noch andere, o gewiß! . . . Leider konnte ich nicht alle Tage hier sein; man reist nicht bloß zu seinem Vergnügen und um Freunde wiederzusehen! Ich werde daran denken und nicht bloß daran denken — ich hoffe wiederkommen zu dürfen."

„Ja, das wäre hübsch," sagte Christel in die Luft, räusperte sich und bewegte die blonden Lider, die nun wirklich glänzten.

„Wonderbaar," sagte Mauritius überzeugt und betrachtete das glänzend bewimperte Profil, aber er meinte wohl bloß das kommende Wiedersehen. Jedenfalls schob er die Hand an ihre Hand, und es hatte den sicheren Anschein, als ob er die seine im nächsten Augenblick entschlossen darauf legen wollte. Aber da rückte Christels Hand wie zufällig ein Stückchen weiter; ach nein, schien die zu sagen; und Goudsmits Hand blieb förmlich plump liegen. Christels Kinn stieg

Digitized by Google

noch höher, als gäbe es weit da vorn etwas zu schauen, ihr Herz pochte einmal, das fühlte sie unter dem Spinnwebkleid und weil die Ader an der Kehle sich bewegte, dabei wurde sie müde und nahezu grämlich, vermutlich deshalb, weil das sympathische Leben nicht nur so mit ja und nein zu behandeln war. Der Glanz der Weite verblaßte sacht, er wurde zu Wald und Feldern, zu alltäglichen Dörfern und Flecken, das helle Band der Chaussee wurde staubig, und die breiten Bäume tief unten rauschten gewöhnlich. Wie schade! Man hatte sich gehen lassen, hatte das Lebensgefühl wie einen glitzernden bunten Springbrunnen in der Sonne spielen lassen, eine fröhliche Illusion. Mauritius hatte wohl eine ähnliche Auffassung von diesen Augenblicken gewonnen, denn er blickte seinerseits verschlossen nachdenklich und energisch.

„Nun sehen Sie, Fräulein Heynk," meinte er ruhig. „Man ist immer noch zu schnell. Ich werde bei meiner Manier bleiben. Zu schnell in den Himmel — das ist eine gefährliche Manier, nicht immer klug. Man wird sehen."

Da sah Christel ihn ebenso freimütig und freundschaftlich an, fast bewegt und herzlich; das Klopfen war wieder in ihrer Kehle, so daß sie noch kein volles Vertrauen zu ihrer Stimme hatte, sondern sich bloß wieder räusperte. Wie hübsch und einfach das gewesen war — festlich und gut, ja, so sagte er wohl; sie spürte ihn oder seine Stimme mit den vertrauenswürdigen Kehllauten ganz nahe und wie ein erquickend fröhliches Erlebnis. Aber da war eben noch etwas anderes in ihr vorhanden, ein noch verschwiegeneres Erlebnis, etwas, über das sie sonst nicht viel nachdachte, nicht im geringsten nachdachte — behüte; sie liebte bloß klare Gefühle und Ausblicke, reinlich und sauber. Morgen würde sie vermutlich einmal mit sich selbst reden, besonders über dieses andere. Ihre Kehle war ein lächerlich verschnürter Schlund, voller Katzen- oder Kratzlaute, es war nicht viel damit anzufangen, das machte es noch schwieriger. Sie war eben in diesen Dingen nur mangelhaft bewandert, zu fest in sich verpackt, trotz dem leichtfertigen Wölkchengewand und der neuen amoureusen Frisur — sie mußte sehr komisch und dreist damit aussehen, frech. Sie würde das morgen wieder abstellen, unmöglich die ganze Situation, sehr töricht — und sie machte ihre gescheitesten Mundwinkel, lächelte spöttisch und sprach gar nicht. Und das war und schien ihr das dümmste.

„Warum eigentlich?" fragte Mauritius mit besonders hörbaren Kehllauten, als wäre auch in seinem Schlund nicht alles in Ordnung. Das war eine sehr unbestimmt formulierte Frage.

„O, da ist noch so mancherlei —" sagte Christel rasch, so daß es beinahe lustig klang, was Christel ärgerte und dann doch insgeheim befriedigte, als hätte es auch einen ungewollten perspektivischen Sinn und Klang für sie und für ihn.

Da nickte er. Ein sehr delikates Nicken. Er war kein gefräßiger Tulpenbauer, der rasch eine gute, heiße Suppe auslöffeln mußte. Eine Doktorin, ein schönes und wonderbaares Mädchen, das mußte alles doppelt und dreifach erwägen — zeker. Das gab zuviel und zu Wertvolles weg. „Der Beruf — wie?" fragte er beinahe verschmitzt und heiter.

„Kann sein; vielleicht," kam es hoch und schwebend zurück, und sie war empört über ihre Ladenmädchenstimme.

Er lachte, und Christel lachte auch, ein wenig nervös, und bog sich über die Brüstung, wo der Wind frischer wehte. Sollte sie gleich Halleluja flöten, nachdem er selbst Monate gebraucht hatte?! — prachtig, prachtig — stimmte ihr Mauritius Goudsmit bereitwillig zu; sie hatte nicht auf ihn gewartet, sie hatte ihn und seine silberne Suppenschüssel nicht nötig. — In Zeit — in Zeit — prachtig — dachte Mijnheer heiter, weil er alles an ihr und was sie tat, wonderbaar fand, und machte ein trauriges und enttäuschtes Gesicht.

„Wer ist da unten?" fragten die andern beiden Damen.

„O da —" antwortete Christel und bog sich noch weiter vor. Und plötzlich streckte sie straff Arm und Finger aus. „Da unten ist Cassius!" Ein helles Figürchen bewegte sich unter schwankenden Baumkronen. Fremd und abseits.

Man rief und sang. „Cassius — Doktor Wende!" Das Figürchen sah nicht auf. Es wußte scheinbar nichts von denen da oben, kümmerte sich nicht um sie, hörte nicht. Ein Windhauch von oben, er ging versunken im Rosenduft, war sich selbst genug, er brauchte niemand — keinen — besonders diese in sich selbst verliebten, kühlen, harten Bürger nicht — niemand! und sein Herz brannte und litt, flog hinauf, flammte empor, stöhnte und schrie. Sie sangen . . .

Da winkte er zu den weißen Frauenhänden empor, die wie Taubenflügel in der Sonne blitzten, wie Fittiche des Glücks, wie Schwerter der Seligkeit. Sie winkten ihm, und sein Herz frohlockte und war dankbar, dieweil sein blasser Mund sich bitter verzog.

„Er liebt uns nicht immer, der kleine

Digitized by Google

Cassius," sagte Linus Zech zwischen Wieke und Hyma. „Er hat meist seine besonderen Ideen von uns und der Welt. Eine Weltanschauung. Aber ich glaube nicht — daß die Ideen dem Leben die Farbe und Richtung geben. Die Farbe gibt immer das Gefühl, ob man Schopenhauer, Plato oder Wende heißt."

Wieke sah ernst den Baron und sein im Sprechen zitterndes Kinnbärtchen an. Hyma aber war lächelnd an den Tisch getreten, den der Halbasiate Gustav mit etlichen Korbsesseln heraufgebracht hatte, dort standen in einer alten Vase auch ein paar Blumen; Wieke und Christel folgten ihr rasch, und dann warfen die weißen Hände Blumen auf den Weg des armseligen Toren Cassius. Er hielt das weiße Gesicht emporgerichtet, die Stimmen riefen — und plötzlich bückte sich Cassius. „Hyma," flüsterte er, hob mit bebenden Fingern die Rose vor seinen Füßen auf, drückte sie an die Brust, und ein dumpfes Schluchzen würgte ihn fast. Sie war dicht vor seinen Füßen niedergefallen, er hatte darauf gewartet, darum gebetet, wie um ein Zeichen.

„Wonderbaar. Es gibt ein Bild von Schwind," sagte Mijnheer huldigend zu Hyma, „kein Turm, aber ein Söller, von dem eine der schönen Schloßfrauen ein wenig spöttisch, eine Rose wirft, und unten — —"

Hyma errötete mit immer noch fragenden Augen. Sie kannte das Bild. In dem Spott der Schwindschen Frau war Mitleid, vielleicht eine wehe oder einsame Sehnsucht . . .

„Ich besitze eine Kopie im Haag — ein schönes Bild, zeker —"

Da kam Cassius rasch mit fiebernden Wangen die letzten Stufen herauf, die Rose Hymas hielt er in der Hand. Die Damen sahen es plötzlich verlegen und wurden still. Nein — Hyma hatte wohl nicht gelächelt, nur die andern. —

„Du hast noch Dienst?" fragte Wieke die Schwägerin Christel, die nun dem Doktor Cassius Wende ihren Zauberstab anvertraut hatte.

„Ein wenig." Und sie ging rasch davon.

Wieke blickte ihr nach. Wie leichtsinnig sie dahinschritt, anders als sonst, so schien es. Und Mijnheer Mauritius schwang den Strohhut, als sie sich am Gartentor noch einmal umblickte. Mijnheers Hutsignal wurde mit fröhlichem Handwedeln erwidert. Lebt wohl, ihr Guten — o, lieber Mijnheer Mauritius! sie hätte noch eine ganze Weile so mit ihm wedeln mögen; und es tat ihr außerordentlich leid, als es plötzlich vorbei war.

Aber hätte sie sich nun gleich wieder abschminken sollen? Sie dachte noch nicht daran. Allein wohin damit? Sie hätte mit Wieke, Hyma und Wende heimspazieren können. Doch die drei würden einsilbig neben ihr einherwandeln, jeder mit sich selbst beschäftigt, mit allerlei schwierigen oder melancholischen Gedanken . . . auch Wieke. Oho, was war das, meine gute Wieke? Die hatte jetzt zuzeiten eine so nachdenkliche, furchtlose, katastrophenspitze Nase, sie zeigte zu allen Zeiten eine eigensinnig ehrliche und, wenn es so war, verräterische Nase. Und du selbst — he? O nein. Sie wußte mit sich selbst sehr verständig umzugehen.

Christel, medicinae doctor, schwebte graziös mit holdem Lächeln und strenger Nasenfalte über die Schloßgasse. Ein Herr, mit rötlichem Nasenzipfel und roter Rose im Knopfloch, senkte behende den Hut und schritt schlürfend und kokett aus — ei, ei, Fräulein Doktor, Visite? ein Sommerschmetterling auf schlanken hellen Beinen, lieblicher als Pillen und bittere Medizin — verliebt — verlobt — ein, zwei, drei, gehorsamster Diener! und der erfahrene Optimat tänzelte um die Ecke. An der Schloßapotheke — ja, ach richtig! Sie räusperte sich, trat ein und sprach mit kühler Eloquenz lateinisch mit dem Apotheker, der, die Hände auf die Theke gestützt, einen männlichen Halt und eherne Sammlung suchte und dann verstört die unwahrscheinliche Wolke wieder entschweben sah: was war das? was bedeutete das?! das war ungewöhnlich — eben Sommer?! er ächzte. O gar nichts, mein Bester! Sie segelte noch über den Markt und durch etliche Straßen, aber damit war auch nicht viel gewonnen. Im Krankenhaus sagte der Pförtner . . . „herrjeh!" und verneigte sich erschrocken, denn sie war eigentlich dienstfrei. Der Chefarzt, der in welkem Kittel mit zerzaustem Arbeiterbart in seiner Tür stand, rückte an der verbogenen Stahlbrille: „Soso. So ist das." „Ja. Baron Linus und Mijnheer lassen sich empfehlen, Herr Professor — es war recht hübsch." „Danke — recht hübsch!" Doktor Lück, der Assistent, betrachtete sie ernsthaft mit ironisch länglicher Nase wie eine seiner Rhizinuspflanzen oder prächtigen Digitalisstauden: „Sieh da — erfreulich leicht." „Behüte!" sagte Christel ärgerlich; der zweite Assistent, ein dickes Bürschchen mit zerhauener Backe, schwänzelte berichtend um die Kollegin. Erst als sie wieder draußen war, fühlte sie ihre — „Hübschheit" wieder — o, du Kindskopf, unerhört und zum Händeringen!

Was nun? Sie hätte sich Mijnheer und sein Auto einladen sollen. „Zeker, wonderbaar — das ist prachtig!" Er würde sich die

Digitized by Google

Lippen geleckt und das Strohhütchen geschwungen haben. Sie schritt leicht unter den Kastanien und Linden hin, allwo man auf verbrannte Blätter trat, der Sommer war über die Maßen heiß.

Ob der Besuch noch da war — Meister Roebel? Drüben bei Pipo schien sich der — andere Meister in den letzten Wochen, soweit das festzustellen war, ziemlich rar gemacht zu haben. Wieke sprach selten oder gar nicht von ihm. Vielleicht weil Pipo nicht da war. Aber sie hatte ihn und Wieke ein paarmal am Walde gesehen, aus der Ferne . . . Ein Zufallsspaziergang, wahrscheinlich. Irgend ein Zufall. — Hm.

Sie würde jetzt Onkel Rochus den Kopf verdrehen — ja — der mußte immer und allen aushelfen!

Als Christel hinaufkam, saß Ehren Rochus auf seinem Rollstühlchen mißmutig im Garten und löffelte in einer großen blauen Glassatte dicke Milch aus. Sein Bilderspukapparat war entzwei, der Mechaniker würde erst morgen aus der großen Stadt kommen. „Das ist gut, Doktor. Keiner kümmert sich um mich. Auch Wieke läßt sich nicht mehr blicken. Nun, man ist kein ganz junger Herr mehr. Nimm Platz — ja, Gerste, das weiße Kissen auf den Stuhl — versteht sich, du siehst superb aus. Ist die Konkurrenz drüben im Wiekehaus zu groß?"

„Na höre, Onkel Rochus, ich bin auch sonst nicht von Pappe."

„Hab' ich nie vermutet. Du warst auf dem Schloß? Der Meister erzählte mir. Er hat den Roebel da, sie stauben eine ältere Oper von ihm ab — sie haben vorhin einen Höllenspektakel über mir gemacht. Ich bin ausgerückt; soll ich mir meine schlechte Laune auch noch durch verrückte Musik verpfeffern lassen? Was sagte Mijnheer?"

„War nett und artig."

„Kann ich mir denken. Eine Huldigung an Holland —"

„Höre, Onkel Rochus," lenkte Christel gemessen ab, „da in der Mittelschüssel ist noch viel dicke Milch, willst du die ganz allein ausessen?"

„Gerste — einen Teller. Soviel du willst, famos, Christel, du weißt die richtigen Dinge zu schätzen; aber bekleckere dich nicht, mein Kind."

„Danke. Ich nehme gleich die Schüssel. Auch den Zucker, lieber Gerste; das Saure sitzt dann tiefer als erfrischende Komponente." Und sie schob begierig einen gehäuften Löffel in den Mund.

„Wie bei der sogenannten Liebe," lästerte Ehren Rochus.

„Nach meiner Beobachtung schwieriger zu dosieren," sagte Christel abweisend; „dicke Milch ist eine bekömmlichere Mischung."

Dann waren sie beide satt. Die abgeblätterte Kallipygos stand vor ihnen, hochumbuscht, das war recht gut, neben ihnen lag das lange Verandakastell mit den phantastischen Wandmalereien vom weiland Apitschpère. Und die Zeit verging.

Die Luft war klar und still, daß alle Dinge zufrieden darin standen, gesättigt vom Tage. So wirkte auch der alte Rochus ... er gähnte sogar vorsichtig ein bißchen und plauderte munter. Christel aber beschloß, bald wieder zu gehen.

Auch sie saß friedlich auf dem weißen Kissen im Stuhl, hielt die Hände im Schoß — nun war das „Hübsche" wohl vorbei, und eigentlich war es nicht sehr viel damit gewesen. Das Erfreulichste war wirklich Mijnheer gewesen — das war hier im geruhsamen Abendlicht gut und labsam zu denken. Sie lächelte; und hob den Arm mit der Uhr, und die Bewegung hatte wieder etwas von der Hübschheit des Tages, mit der es nun endgültig vorbei und mit der es eigentlich nichts gewesen war; nur noch ein schwacher Nachschmack und eine frohe, dankbare und etwas wehmütige Erinnerung.

Onkel Rochus aber, es war nicht zu übersehen, senkte eben sanft und scheinheilig heiter das Haupt mit dem kokett gepflegten weißen Hahnenkämmchen nach vorn, mitten in einem spaßigen, boshaften Satz. Das war man schon an ihm gewöhnt, wenn er es auch stets hinterher bestritt.

Da wurden Licht und Luft ringsumher noch friedlicher, einsamer und gleichgültiger.

Auch Christel, die sich eigentlich davonmachen wollte, hätte die Augen schließen mögen; sie streckte Arme und Beine lässig aus, schmiegte sich tiefer in den Stuhl, kein Bienchen summte mehr, nur eine leichtsinnige blanke Fliege schwirrte, und die gelben Juchheerosen dufteten . . .

Der Kies knirschte, und eine Stimme, die gut klang und die sie sogleich unbegreiflich lieb hatte, sagte etwas.

Da öffnete sie die Augen langsam wieder, und der Garten war mit einemmal sehr hell und alles ringsum unwahrscheinlich nahe.

Hatte sie geschlummert? Nicht eigentlich fest geschlummert, ganz leicht geträumt, nur so . . . Da stand Lutz vor ihr, sehr groß, in einem weißen Anzug, sehr schlank, mit hellem Haar und stahlgrauen Augen im dunklen Gesicht, mit seinen edlen, sehnigmageren Händen, die manchmal nervös waren und immer ein eigenes, bestrickendes Leben hatten; sehr frisch die ganze Erscheinung, belebt und heiter. ‚Sehr schön,' dachte sie und

Digitized by Google

erschrak, daß das Blut nach ihrem Herzen stieß und dann weich nach unten und oben verströmte.

„Ja? Ist der Besuch weg?“ fragte sie verwundert.

„Ist weg. Und ihr?“ Er neigte sich belustigt lachend vor und sprach leiser. Des alten Rochus Kilian Köpfchen hing schief, sein Atem ging sogar mit einem kleinen, netten Schnarchen; er war auch im Schlaf artig, wenn eine Dame dabei war. „Habt ihr schlampampt und seid beide müde geworden?“

„Ein wenig.“ Sie faltete die Hände, ruhig und wohlig müde über dem Magen. „Ich habe nicht geschlafen.“

„O doch. Das ist nicht ganz abzuleugnen. Aber du bist zu früh erwacht, Christel,“ sagte er seltsam nahe und lächelnd über ihr.

Da sah sie sein Staunen über ihren Anblick oder ihr Aussehen und merkte sein Entzücken. Und das machte sie noch ruhiger. Nun also. Jetzt hatte ihre „Hübschheit“ wohl doch noch einen Zweck und Sinn gewonnen — den eigentlichen? dachte sie in dem Gespinst ihrer warmlastenden, bequemen Ruhe, die sie ungeheuer ehrlich machte, zu träge zu jedem Schwindel, Widerspruch und — übersichtig.

„Ich muß nun bald wieder gehen. Ich kam bloß für einen Augenblick vorüber,“ erklärte sie und verzog strenger die Lippen.

„Du hast sicher noch Zeit. Du warst also bei Linus und Moritz? Ganz gewiß — unverkennbar, ich seh' es. Ich war leider verhindert — ganz gut so,“ sagte er nervös, und sein heller, leidenschaftlicher Glanz verblich wie unter einem Wolkenschatten. „Wie geht es Wieke?“

Da erwachte auch Christel aus ihrer unverständlichen Verpuppung, die sie sogleich rügte. Sie spürte seinen Blick auf ihren Armen und Schultern, auf ihrer Brust, ihrem Haar. Da zog sie sich gemächlich zusammen. „Wieke geht es noch immer nicht gut. Sie weiß nicht, daß ich hier bin. Hyma reist schon morgen. Sie bekam ein Telegramm von ihren Verwandten aus der Schweiz, Celerina,“ so berichtete sie sachlich und aufsässig einförmig.

Lutz setzte sich auf einen freien Holzstuhl, stützte den Kopf und sah plötzlich abgespannt aus. Sie hatten da oben stundenlang gesprochen, gespielt, geraucht, Christel sah es ihm an. Aber auch das hatte seinen Reiz so nahe; hatte einen bestürzend menschlichen Zauber, als zittere noch ein Ausklang von Kampf, von Leben und Leidenschaft darin. Dies stille, süße Abendlicht umzauberte und verklärte alles, Menschen und Dinge; alles war kostbarer und erhabener als sonst in dem Licht, edler und reiner; sie selbst, ihre Hände, jede Linie, die sie sah und fühlte. Sie glaubte ihn nie so richtig und nahe gesehen zu haben, und sie machte erstaunt ihre kritischen Augen.

Er beachtete es nicht. Sprach mit gestütztem Kopf.

„Es war ein — ja — ein überraschendes Bild, Christel. Ich kam nervös, verbraucht und abgenutzt mit Roebel herunter. Da hatte ich die Erscheinung neben dem sauberen Greislein; schlich herbei und stand still. Entzückend und hold, wie Titania im Walde.“

„Ich wiederhole, ich war sehr wach.“ Sie wurde langsam rot. Das ging nicht, ihr Herz wurde traurig und trotzig.

Er betrachtete sie unbefangen, als wäre er ein ganz alter und unbeteiligter und dazu berechtigter Mann. Ihr Onkel, ein väterlicher Freund und ein Greis. Seine Stirn war vergrämt.

„Du bist heute besonders erfreulich, Christel, ungewöhnlich erfreulich. Anders hübsch — und doch du selbst; eine, die sich nichts abfeilschen und abtäuschen läßt. Besonders hübsch heute — für wen?“

Sie setzte sich zurecht und wurde der alten Christel wieder ähnlicher.

Er wühlte mit der Hand im kurzen Haar.

„Schade. Man irrt und verstrickt sich — —“ fuhr er unbekümmert gramvoll und zerstreut fort. „Ich möchte etwas gehen, Christel, komm mit. Allein bin ich mir zu schwer. Ich bin reichlich ab und müde, sehr mürbe, und habe wenig Sympathie für mich. Ja, komm mit, Christel. Das wäre befreiend; wir haben uns seit Quendelmeyer zu wenig gesprochen. Das ist riesig schade und war gewiß ein großer, vielleicht nicht gutzumachender Fehler. Ich werde sehr klug und umgänglich sein.“

„Das geht leider heut nicht. Komm mit nach drüben zu uns. Warum kommst du nicht mehr?“

„Die Arbeit, weißt du. — Nein. Danke. Heut nicht.“ Er stand verstimmt auf.

„— Was das ist mit Wieke, Lutz?“ fragte Christel plötzlich mit leiser Stimme, in der etwas klopfte, eine sehr kühne Atemlosigkeit.

Er sah sie an. Er schien verletzt, wie von etwas höchst Undelikatem. War sie deshalb so — erfreulich hübsch hierhergeflattert? Das sah ihr schon ähnlich — ihrem gezielten Wesen . . .!

Christel flammte. Und er sagte keineswegs nein. Er lächelte nur. Es gefiel ihm fast.

„Wir stehen alle einander nahe genug!“ fuhr sie leise und erbittert über sich selbst und ihn und sehr rasch fort. „Schweigen ist oft nur dumm und bequem — ich hab' euch gern.“

Digitized by Google

„Gern?“

„Ja, anders. Herrgott! gibt es denn nichts anderes in der Welt, als jenes — andre? bestimmt nicht für uns Frauen. Es gibt ein Menschliches, das wichtiger und auch mächtiger ist.“ Sieh da, die Erregung machte sie weise und noch anziehender als bisher.

Sieh da. Er vergaß völlig, daß eigentlich er davon angefangen hatte. Lutz ging mit ein paar leichten, großen Schritten umher. Ein ungewöhnlich gradsinniges Mädchen, auch wenn es sich selbst etwas vorflunkerte. Und Onkel Rochus pfiff ahnungslos durch die Nasenlöcher. Diese Christel im Nessusgewand der Eitelkeit und Verführung schien etliche distanzierende Stacheln verloren, den Amazonengürtel gelüftet zu haben, aha, nicht übel — warum? für wen? — — Mein Gott, Wieke — so anders, so reizend, weiß und berückend — sie war noch schattenhafter, grauer, ferner. Diese Frische da . . . wunderbar frisch, blühend und untadelig; sein Schritt wurde zögernd und matt. Er lächelte umdüstert und böse.

Dann blieb er wieder vor ihr stehen und blickte grübelnd und aufreizend auf sie nieder.

„Ach — das ist nichts. — — Aber weißt du, Christel, — etwas anderes —“ fuhr er grübelnd fort. „Erinnerst du dich des Tags vor vielen Wochen, in der großen Stadt, bei Quendelmeyer? du schienst damals nicht recht bei Laune oder Ohr zu sein; du hattest noch die alte, auch recht hübsche Frisur und trugst ein vestalisches Straßengewand, auch sehr kleidsam und mädchenflott.“

„Ich erinnere mich nicht genau.“

„So will ich dir helfen, wir sprachen damals kurz und andeutend — ja, wie war das doch? dem Sinne nach bei Jazzmusik und Rumkirschtorte — — daß in dir möglicherweise ein vortrefflicher oder verläßlicher oder — ja — unzerstörbar blühender Kamerad für Akrobaten und Feuerfresser stecken könne — —“

„Zu mir? Du sprachst etwas von Weizenbrot. Danke bestens. Du hast das wohl bloß gedacht. Ich glaube nicht, daß ich der gleichen Meinung gewesen wäre.“ ‚— der gleichen,‘ sagte sie und fand es nicht hübsch.

Doch Lutz ließ sich nicht stören. „Habe ich es bloß gedacht? Dem Sinne nach, Christel . . .!“ er sprach leicht und bequem und willkürlich herausfordernd wie unter dem Zwang seiner Zermürbtheit auf sie nieder. „Dennoch also . . . ich habe es öfter gedacht . . . eine, die unerbittlich heischt und freiwillig gibt, die hält und zügelt, die keine Schwankungen kennt und duldet und doch — sagen wir — lacht und lächelt — nicht skeptisch, o nein, sondern klug wissend und stark, weil sie überall das Ja sucht, auch im Hinnehmen des Unzulänglichen und allzu Irdischen . . . So ungefähr, kraft ihrer unzerstörbaren Blüte und Frische, es war fraglos der Sinn meiner Worte und Gedanken.“

Jetzt war das helle Erstaunen auf Christels Seite; um ihre Stirne flackerte es wieder rötlich. ‚Du bist vollkommen verrückt und unverschämt,‘ dachte sie, es tanzte ihr auf der Zungenspitze. Es war wieder etwas in ihrer Kehle, wie vorhin, als Mijnheer Mauritius neben ihr stand, das man nur mit einem scharfen Lachen loswerden könnte.

„Danke für die gute Meinung. Wir haben gewiß nicht davon gesprochen. Sie stimmt auch nicht. Überhaupt nicht. Am wenigsten in dieser Stunde.“

„Du meinst? Also sprich — ich bitte dich.“

„Über die Feuerfresser und Degenschlucker, so sagtest du doch?“ fragte Christel kampfbereit und belustigt.

„Luftakrobaten,“ antwortete er mit schöner, tiefer Stimme.

„Eine etwas unheimliche Menschengattung, scheint mir, vor der ich mit andern Leuten ein unüberwindliches Mißtrauen hege. Auch wenn sie nicht mehr im Spielerwagen fahren und Pferde stehlen.“

„Sehr gut, Christel. Weiter.“

„Weiter? Nun, was noch? Es sagt doch genug. Für Feuerfresser ist der Kamerad — die Kameradin meist bloß ein Reiz; auf höherer Ebene, also außerhalb des Spielerwagens, bestenfalls eine lebensteigernde Begegnung, so glaube ich, mehr ein Taumel, als ein währendes Glück, um es in höherer, bürgerlicher Sprache zu sagen, die die Feuerfresser nicht zu sprechen lieben. Ein abenteuerlicher Schwärmer oder Idealist, der Feuerfresser, gewiß — aber mehr aus der Ferne gesehen und im Zauber des Verlangens. Mit dem egoistischen Besitz beginnt die Entzauberung, um auch dieses Lieblingswort von dir zu brauchen. Ich glaube, Onkel Rochus regt sich —“

„Sehr klug, Christel, und nicht ganz falsch . . . nein, das Greislein stört uns nicht, wir sind ihm gleichgültig. Und doch falsch, Christel. Es kommt dabei immer und jedenfalls einmal auf die Kameradin an. Ganz simpel. Siehst du, es gibt Feuerfresser, die sich selbst satt haben. Nicht aus Müdigkeit, nein, — obwohl sie das manchmal glauben, aber dazu muß man wohl noch mehr enttäuscht sein oder älter, ganz alt, vorher läßt das Leben doch nicht los, verrucht und süß, ist Zwang und Gebot, ist alles, solange wir darin atmen, man muß hindurch, ächzend und benedeiend, herrliches Leben halt' mich

Digitized by Google

— ich halte dich: verweile doch! ... Ja, auch die Degenschlucker erfahren das, — gerade sie ersehnen die Ruhe der Erfüllung einmal und vielleicht immer, Ankergrund."

Christel stützte die weißen festen Hände auf die Stuhllehnen und sah ernst prüfend auf Onkel Rochus und sein friedliches, einfaches Schlummerleben. „Kann sein, daß es so ist. Aber das Mißtrauen ist stärker und unüberwindlich —" sagte sie, und ihr Herz schlug seltsam leicht. Sie saß noch einen Augenblick still und seltsam belustigt. Lutz stand geneigten Hauptes vor ihr, und das tat ihr in der nächsten Sekunde doch brennend leid, daß ihre Hände von den Stuhllehnen glitten.

Dann stand sie auf. „Ich muß jetzt gehen. Da kommt auch Gerste. Das war ja eine wunderliche Unterhaltung."

Er sah zornig aus, aber dann lächelte er, — wie reizend sie war, ein gewappnetes Mädel, um das der Duft der Frische und unzerstörten Kraft wehte. Es gab nichts an ihr zu mäkeln — nicht viel — nichts. Ein Ja-Weib, trotz dem unabänderlichen Mißtrauen — ach! ach! das war immer abzuwarten. „Fein hast du dich gemacht, Christel, du hast es den andern Damen und uns tüchtig gegeben! Aber siehst du, auf — alte Herrchen wie Onkel Rochus da ist erst recht kein Verlaß!" Und er nahm unverstört lachend und freundschaftlich ihren Arm und brachte sie anmutig ans Tor; dann küßte er ihr die Hand, was er noch nie getan hatte.

Ihre Hand brannte, als sie durch die Gassen eilte. Sie hielt sie unbewegt am Kleid. Das weiße Kleid, die ganze „Hübschheit" war nun vollends welk in dem Dämmerlicht. Es drängte sie, es rasch abzulegen und sich, einen spitzen Dut auf dem Kopf, zu drehen wie eine fromme Bisse.

*

Daheim hatten sie schon gegessen.

„Ich war noch auf einen Sprung bei Onkel Rochus," erzählte Christel.

Über Wickes Augenspiegel huschte ein Flimmern; dann wurden die Augen ruhig. „Es geht ihm gut?"

„Sehr gut. Sein Bilderleierkasten ist kaputt, da schlief er ein. Danke, ich esse nicht viel. Ich bekam einen Löffel dicke Milch, einen großen Löffel."

„Er schlief ein?" Ja — das kannte auch Wieke.

„Nett und artig. Lutz und ich erzählten uns etwas." Christel sah nachdenklich auf Wieke. Er hatte ihr keinen Gruß aufgetragen. Vielleicht vergessen. „Und wie geht es dir und deinem Kopf?"

„Danke. Ganz gut jetzt. Nimm noch etwas kalten Tee, hier ist Zitronensaft."

„Ganz kalt. Ich bin verdurstet — so ein ereignisreicher Tag glüht aus. Wo ist Hyma?" fragte Christel und trank.

„Sie packt in ihrem Zimmer."

„Morgen abend. Nun kommt es doch sehr plötzlich. Du fährst mit zur Bahn? Armer Cassius — aber ein kräftiger Schnitt ist immer die bessere Wunde. Wie töricht und unbegreiflich das ist: die größte Illusion hat die stärkste Realität."

Wieke sah auf und lächelte schwach. „Cassius ist wohl augenblicklich nicht in der Lage, diese vielleicht heilsame Erkenntnis zu machen. Ich fürchte, Hyma war etwas unvorsichtig; gut, daß es aus ist. Aber dann?"

„Er wird dichten, manchmal eine ebenso heilsame Beschäftigung."

Wieke stand nervös auf und trat ans Fenster, durch das der Mond schien. Und dann saßen die drei Damen noch lange in der Bibliothek; Hyma rauchte wieder viel und hastiger als sonst, obwohl es ihr verboten war. Es war spät, als sie sich trennten. —

Doktor Wende aber wartete schauernd am See, ferne Züge rauschten, ein Hund bellte, das klang schrill, als würde gegen eine dünne Metallscheibe geschlagen, und der Mond stand schräg und machte ein tröstendes Gesicht. In den Büschen glitzerte es, Cassius saß immer noch im Dunkeln; das Helle war ein böser, tückischer Feind.

Sie hatte gesagt: „Vielleicht fahren wir noch einmal auf den See." Aber sie war nicht herausgekommen. Hatte sie Furcht? Er lächelte mitleidig; Hyma war heilig. Die Damen hatten lange in der Bibliothek gesessen, er hatte es gesehen. Wie ein Dieb war er draußen geschlichen, hatte die Fäuste gegen den Mund gepreßt, eifersüchtig auf jede Bewegung, jedes Wort, jedes Lachen, jede Berührung. Dann war es still und dunkel im Haus geworden — bis auf ihr Fenster. Das war das furchtbarste. Er konnte ihr Fenster heute nicht sehen. Es wäre unerträglich.

Plötzlich war ein Geräusch ganz nahe in der Nacht. Cassius zitterte, so kalt wurde sein Körper vor Glück. Ja, es war Hyma.

„Sie haben gewartet? Es wurde etwas spät."

Dann nahm sie seine Hand. „Kommen Sie, Cassius — wir rudern noch einmal hinüber. — — — „Komm!" sagte sie plötzlich leise und rauh mit einer Melodie in der Stimme, die er noch niemals von ihr vernommen, und sie legte seine Hand auf ihre weiche weiße Brust.

Digitized by Google

Die Leidenschaft in Hausschuhen und Pipos Geheimnisse

Die Domina schritt mit dem Krückstock und mit den beiden scheinheiligen Teckeln streng durch Haus und Hof und regierte.

Sie ging auf den Hof hinüber, wo Hühner raunzten, Perlhühner gackerten, sie sprach mit dem Hofmeister, jaja, die neue Zentrifuge ... das Kalb müsse von der Blesse weg ... die kranke Sau fraß noch nicht, aber die blauäugigen Ferkel waren mit ihrer faulen Mama nebenan glücklich — und die Leute: ein bißchen Masern bei den Kindern, die alte Hültchen hatte die Gürtelrose, und die junge Lämmel erwartete immer noch — freilich! es war ein richtiger winziger Gutshof, und Pipo war nicht da. Danach ging sie mit den Teckeln, die vor Bravheit gähnten, zum Gärtner. Das war ihr Sonderreich; da galt es lang und breit zu sprechen für Herbst und Winter, und der Gärtner kratzte sich mit dem Pfeifenstiel angestrengt und sorgenvoll hinter den Ohren.

Danach war sie eine Weile fertig mit dem Regieren. Sie hatte laut und klar, äußerst verständig gesprochen und den Klang ihrer Stimme genossen, eine frische, kluge, energische Frau. Auch ihr Schritt war straff und elastisch gewesen, jede Bewegung, und ihr Blick glänzend, scharf und heiter. Sie hatten ihr alle respektvoll zugehört und ein wenig zärtlich nachgesehen, nicht bloß die Männer.

Jetzt spazierte sie tiefer in den Garten hinein, dem See zu, und setzte sich auf die kleine Bank unter den Blautannen. Dort drüben über dem Wasser, das war Prosperos Eiland. Entenkugeln huschten auf dem blanken Wasser, sie sah ihnen zu. Ihre Hände rasteten träge. Das vorhin war die eigentliche Frau gewesen, eine sich selbst angenehme, straffe Dame. Hier saß jetzt die andre Wieke und war müde und unzufrieden.

Von Pipo waren drei, vier Karten gekommen. Nette Karten, aber kurz. Kein Brief. Sie waren — es war unbegreiflich, was ihn solange fernhielt — mit einer ziemlich starken Verstimmung voneinander geschieden. Als er am Morgen nach jener Nacht mit merkwürdig strengem Blick, den sie noch kaum an ihm gesehen und der ihr eigentlich einen großen Eindruck gemacht, gefragt hatte: „Was bedeutete das, Wieke?“ da hatte sie rasch geantwortet: „Ach, ich habe es nicht gern, wenn Herrengesellschaften solange dauern. Da bleibt dann jeder gern für sich,“ und sie hatte in gutgespielter fröstelnder Abwehr die Schultern zusammengezogen. Er hatte sie schweigend und böse angesehen: „Das ist mir neu. Du darfst es mir überlassen, wie ich mich präsentiere, und du kannst es!“ Viel mehr war nicht gesprochen worden, und dann war Hyma dazu gekommen und dabei geblieben; der Abschied war heiter und zuletzt etwas eilig gewesen. Sie hatte in der Tür gestanden, er hatte sich im Wagen noch einmal umgedreht, daß sie ihn in einem jähen Schrecken und katzenjämmerlichen Schmerz hätte zurückrufen mögen, in einem Trennungsschmerz, in einer reueblanken Liebe —

Ihr Kopf schmerzte. Sie gähnte sogar und fröstelte wirklich unter den heißen Tannen, und dann stöhnte sie ein wenig.

Sie war delikat und sehr sauber, sie ging nicht gern von einem Arm in den andern ... mit noch brennenden Lippen, sie hatten ein paarmal und — öfter gebrannt, auch ihr Blut in einem Fieber, von des andern wilden Wünschen verbrannt und rebellisch, dies zu leugnen, wäre eine neue Lüge gewesen!

Auch eine gescheite Frau kann sehr töricht sein, wenn sie sich in eine blühende Verrücktheit verrannt hat, besonders, wenn das Gewissen sie greulich zwickt und beißt und ihre Ehrlichkeit leidet. Sie zappelte in einer selbstgegrabenen Sackgasse.

Die Teckel schüttelten klatschend die Ohren vor den Fliegen und rollten sich grunzend auf dem heißen Kies zusammen. Drüben im Haus spielte Cassius mit stockenden Tönen eine schmachtende Barcarole; Hyma war weitweg; und nun war Wieke allein; Christel war eine parteiliche Dame — gehörte zu Pipo. Sie schauerte und drückte ihre Glieder noch enger zusammen. „Ich wünsche eine klare und anständige Erledigung!“ sagte sie laut und wunderte sich über das Wort oder ihre Stimme. Der hohe und verehrte Herr war einfach wieder mal weggeblieben, sang- und klanglos! ließ sich nicht mehr sehen, kaum, daß man einander auf der Straße ehrfurchtsvoll begrüßte! so war das schon einmal gewesen, aber damals war man jünger und dumm vor Liebe gewesen. Das verbat sie sich. Sie war nicht Lina ... Ihr Leib brannte plötzlich nach diesen quälenden Tagen und Wochen, alles Niedergehaltene brach endlich einmal herauf in dieser Stille und wartenden, gleißenden Morgenglut. Er sollte sie endlich nehmen — hier — jetzt — auf der Reise — auf der Flucht! Sie will nur noch Frau sein, Geliebte — sie beide Flamme und Sturm — skrupellos — schamlos — sonst war alles grenzenlos dumm und überflüssig gewesen, lächerlich und beschämend, ach, noch viel weniger, voll frechen Unrechts, das alles unbeschreiblich kläglich machte!

War sie vollends verrückt? Wie heiß die

Digitized by Google

Luft summte! Sie war ganz blaß, und ihre Brust zitterte. Und da mußte sie nun wirklich lachen, — erst leise, dann laut und eigentümlich hell aus dieser wilden Überspannung heraus; und mit den leichtklingenden, zitternden Tönen stieg es im nächsten Augenblick wie eine sachte Befreiung in ihr auf, die die Welt ringsum klarer machte, als teile sich unversehens ein dunkles Gewölk über ihr — Ihr hübscher, in seiner Liebe und Zärtlichkeit so starker und unwandelbarer, feiner Pipo — ach, kein Mann ist ein Ausbund, auch Pipo war es nicht, aber darauf kam es gar nicht an, wenn eine Frau sich einem Mann gab oder gegeben hatte! — er lugte glänzend durch das Gewölk herab, daß sie unwillkürlich erregt das Gesicht hob und die Hände bewegte, lächelnd und leidenschaftlich sehnsüchtig.

Aber — sie war ja fast seine Witwe! er war nie da — blieb immer länger weg, ließ sie allein. Eine schöne Frau, die nicht allein sein konnte, höhnte sie sich giftig, die Ehe — ach, darum ging es ja gar nicht, war es niemals gegangen! Es gab eine unübersteigliche Mauer, die sie immer gespürt hatte, ein unlösliches Gebundensein, eine Treue von Natur, erkannte sie flammend. Wie hübsch das alles einmal war — ordentlich, klar, fest, sauber, jetzt schwebte man irgendwo im Wirren und Unwahren, hatte etwas herabgezerrt, sich selbst beschmutzt — eiferte sie mit hitziger Lust. Sie sollte — ja, sie sollte kurzab wieder eine gemütliche und fröhliche Frau sein und zur Tagesordnung übergehen. Jeder Mensch sündigte in Gedanken und darüber hinaus und ging zur Tagesordnung über, und später konnte man darüber lachen!

Darauf seufzte sie noch einmal kläglich. Der Teckel Petermann, ein junger Lausbub, der, die Schnauze auf der Erde, mit zugekniffenem Auge eine Hummel beobachtete, spitzte die Ohren. Die Teckelin Selma, eine alte Dame, schnarchte. Dann sprangen sie beide auf und rasten den hellen Kiesweg hinab, der dicken, brausend flüchtenden Hummel nach, denn Wieke hatte sich rasch erhoben. Sie fühlte die Kraft ihrer Glieder und keine Müdigkeit mehr.

Cassius schaukelte noch immer seine verliebte Barcarole. Gut, daß Hyma nicht mehr vorhanden war. Auch Wieke wurde nervös von den aus der offenen Tür zirpenden Tönen, die in der heißen Luft wie in dicker Watte erstickten.

Plötzlich schlug ihr Herz auf, aber sie lächelte.

„Ich gehe in die Stadt," sagte sie nach einer Weile zu Lina.

Und sie schritt leicht und anmutig davon, und Petermann heulte.

*

„Du?" Meister Lutz erhob sich. Er hatte träge und unzufrieden auf seinem Diwan gelegen. Unfähig zur Arbeit, zum Lesen, zum Denken, zu allem. Ein toter Punkt — ja, das kam vor. Er war am Morgen übertrieben geschäftig aufgestanden, das war immer Blendwerk; man hatte unter aller Lust zu zweifeln, dann schwang der Wille die heimliche Peitsche, die immer nötig war, und dann ging es herrlich. Es war nicht gegangen. Buffolino lag auf dem Rücken und rang die Ständer gen Himmel. Papier lag herum und auf der Erde, Zeitungen, Bücher. Musik — wozu denn? Ein Spiel mit Glasmurmeln, mit Bauklötzchen oder Tanzpuppen! Überdruß — mal wieder bis zum Schädelrande.

Da hatte es geklopft, und seine cholerisch blanken Augen waren erstaunt, als sie leise und rasch ins Zimmer getreten war.

„Du Wieke? Ach, das ist hübsch."

Sie glühte ein wenig, so sehr sie sofort die Ernüchterung anwehte; auf der Treppe noch waren ihre Knie schwach gewesen, ganz zuletzt. Sie war fast heiter und herausfordernd gegangen. Ja, was wollte sie? Das würde sich finden.

O, nicht viel, ihr fraulicher Ordnungssinn, ihre verletzte Bürgerinnenwürde und -eitelkeit und noch etwas und Besseres darunter oder darüber verlangten nach einer Aussprache — einem Abschluß, eben einem dicken Strich. Warum sollte sie nicht hierherkommen? Die Juchhee war alte Freundschaft, fast Verwandtschaft. Sie nahm sich das Recht.

Er wäre ihr gern noch weiter entgegengegangen. Aber er hatte leichte hellgelbe Hausstiefel an, und das störte ihn augenscheinlich. Es war ein so merkwürdiges Beben über ihre Hände oder ihre Arme gegangen, als sie eingetreten war. „Bitte nimm Platz," sagte er freundschaftlich. Doch sie ging nur an den Tisch und holte etwas tief Atem.

„Sag' mal, Lutz — ist das richtig, daß du so ohne Sang und Klang davonbleibst, als wäre nichts geschehen und nichts gutzumachen?" fragte sie ruhig und sah ihn gerade an, indes ihr Herz stärker trommelte und nun auch ihre Stimme bebte. „Du sagtest einmal: wenn wir nicht unrecht haben wollen, dann müssen wir ganz und rücksichtslos sein können!" hörte sie jemand, der sie selbst war, sagen und war höchlichst überrascht davon.

Er sah sie groß an. Sie war ihm etwas unheimlich. Er wünschte, beruhigend und

Digitized by Google

herzlich ihre Hand zu nehmen. „Nimm doch Platz, Wieke," bat er mit sordinierter und gestopfter Stimme.

„Danke. Ich stehe lieber. Hast du — mir sonst nichts zu sagen?" O, das war unmöglich.

Er sah betreten auf seine gelben Hausstiefel, hinten war sogar das eine Hosenbein in den Schlüpfschaft geraten. Er bewegte verstimmt das Bein. Nein, das paßte hier nicht her, das war unbedingt störend, wie die ganze Situation. Das hätte er nicht erwartet. Man stand dabei, blies in Gedanken die Backen auf, sträubte die Haare. Immerhin — sie sah wundervoll aus, noch größer, schlanker, und ihr feiner, warmer Duft war um sie; das Ohrgehänge schwankte — ach ja, die Ohrläppchen — er sah sie — und den Zahn, wenn sie sprach . . . Da tat sie ihm wieder herzlich leid. Er hätte sie sanft in die Arme nehmen und sie leise hin und her wiegen mögen, beruhigend, zärtlich, wie ein Kind, ein ungebärdiges Mädchen und sie sanft küssen, auf Augen, Wangen und die geschlossenen Lippen; und nun stieg auch in ihm die Rührung und Zärtlichkeit stärker von den lichtgelben Hausstiefeln her empor. „Wieke . . ."

Aber da kühlte sie schon jählings ab, die Welle der zornigen Erregung, gegen die sie sich selbst aufgelehnt hatte und an die sie gar nicht glaubte. Sie war hierhergegangen wie zu einem beherzten Streit, und diese Einsicht tat ihrem Herzen wieder wohl.

Der Meister aber überlegte: ‚Frauen brauchen das, brauchen jede Übertreibung, versteigen sich in jeden Ernst. Vorher und nachher.'

Er sah dabei unwillkürlich zu seinen Papieren hin, und sie taten ihm ebenfalls leid, nach seinem Flügel, der einladend offen stand, nach Buffolinos gen Himmel ragenden Beinen — er hatte plötzlich das drängende Gefühl, als könnte er jetzt, in diesen Augenblicken, wenn er allein und ungestört wäre, wundervoll arbeiten. Er glaubte die geheime Peitsche in seinem Blut zu spüren, heiße, herrliche Schaffenslust, und er wurde unabweislich und peinvoll nervös, als würde die kostbare, fruchtbare Zeit und Stimmung vertan . . .

Er nahm ihre Hand, die sie ihm kräftig und rasch entzog. Er machte seine klaren, hellen Meisteraugen mit der leidvollen Brauenfalte und sah auf ihre oft geküßten, im Schoß verkrampften Hände. Sie gingen ihn nichts mehr an.

Sie aber wurde ganz schmal, eine Sekunde lang hatte sie das Gefühl, als müsse sie ein krampfhaftes Lachen verbeißen, und da stand auch schon wieder das andere vor ihr, voll starken, wahren Lebens, glückhaft beglänzt und unerbittlich streng und drohend wie das Sakrament.

„Was denkst du, Wieke?"

„— daß ich es niemals gekonnt hätte!" sagte sie langsam und bestimmt und sah ihn ernst und ehern an, blickte ihm bis auf den Grund seiner Seele und seiner Nieren, daß ihm unbehaglich warm wurde.

Er schwieg und verbarg die gelben Stiefel. „Ja, Wieke," sagte er dann. „Ich glaub' es dir."

Sie blickte auf, alles war klar. Sie erkannte erst jetzt sich selbst und jeden Gegenstand mit seinen harten Linien. Sie erhob sich lautlos und stand dann eine Weile stumm am Fenster, das ihr mit seinem Ausblick mit einem Male wieder gut vertraut und befreundet war.

Und dann ging sie ebenso rasch, wie sie gekommen war, und mit kurzem Gruß wieder davon.

Draußen tastete ihre heiße Hand noch einmal gegen die rauhe, kalte Wand, denn ein trockenes, zorniges Schluchzen sprang wie ein flinkes Mäuslein über ihre Kehle. ‚Ach Lutz . . .' dachte sie, aber da wurde sie wütend, und dies war wie ein geheimnisvolles, letztes Ausschwingen ihres Gemütspendels in die Gleichgewichtslage zurück gewesen. Und darauf wurde sie erst recht ruhig und ernst und leise fröhlich.

Der Meister aber bewegte sich inmitten des Zimmers und besah seine Hausstiefel, die ihm jetzt noch unpassender schienen, ganz unmöglich. Er hatte das Kleiderwehen der Davoneilenden noch im Ohr und blieb in trauriger, nachdenklicher und, wie ihn dünkte, wenig meisterlicher Haltung stehen.

*

Im gelben Pipohaus stand das liebe Leben still.

Es beunruhigte Wieke. Ein paarmal kam ihr sogar ein rascher Gedanke an eine mögliche Untreue da draußen, das erregte sie merkwürdig und setzte sie selbst unverzüglich in eine grelle, verzerrende Beleuchtung.

Ach das —! Sie hatte eine äußerst klägliche Erinnerung an gelbe Saffianstiefel; sehr menschlich und peinlich, die ganze Gestalt, gewissermaßen in Pantoffeln — ein glanzloser Herr, ein überraschter, stockender Maestro, müde und faltig.

Aber was geschah da draußen? Pipo sah keine andere Frau an, war auch auf seine besondere Art viel zu beschäftigt.

Eines Abends, gerade als sie bei Tisch saßen, klappte Doktor Wende plötzlich zusammen. Er war nun der letzte Gast im

Digitized by Google

Haus, er hatte eben besonders lebhaft und hastig davon gesprochen und sogar Hymas Namen genannt; darauf hatte sich sein Taschentuch über und über hellrot gefärbt, und ein krampfhafter Husten hatte ihn geschüttelt. Der immer Rücksichtsvolle hatte sonst nie gehustet.

Der arme Cassius. Pipo, wenn er hier gewesen wäre, würde sich, weniger Wendes als Wiekes wegen, aufgeregt haben. Er hatte sich immer über Wiekes Sanatoriumsgäste ein paar Gedanken gemacht und gemurrt.

Nun lag auch Cassius in einem hellen, kleinen Zimmer des sorglichen Krankenhospizes. Der harte Wechsel von strahlender Gegenwart zum Verzicht war wohl zu jäh gewesen. Die Natur ist immer simpel und logisch, und das Glück ist bloß einmal. O, er wußte, wie sie es gemeint hatte . . . Aber vielleicht sah er sie wieder, wenn sie erfuhr, wie ernst er es genommen hatte — und er lächelte und schlummerte ein.

Wieke kam und brachte Blumen aus dem Garten. Sie machten ihm alle Mut, aber das war gar nicht nötig. „Sie müssen bald in die Berge. Sie wissen, mein Mann hält viel von Ihnen —" Er wurde rot — gut, gut — ja in die Berge! Und seine Augen leuchteten.

Baron Linus erschien, er blieb nicht lange; sein weißes Kinnbärtchen zitterte, während er munter sprach, und seine kleine Goldbrille glitzerte nervös, denn er machte nicht gern Krankenbesuche.

Apitsch machte ein zuversichtliches Gesicht, wie ein gutes Kind, und sprach mehr von sich selbst als von Cassius. Mijnheer Moritz hatte ihm, bevor er ins breite Holland heimgefahren war, ein paar Kuhschwänze, etliche seiner erregend schlichten und naturnahen Bilder, abgekauft, für sehr gute holländische Gulden — nun würde er also bald wahrhaft reich sein; es konnte nicht fehlen, Mijnheer würde auch in Holland die Trommel für ihn rühren. „Also die glorioſe Park-Villa, Meister Apitsch?" fragte Cassius lächelnd. „Natürlich, Cassius! Sie ist in greifbarster Nähe. Ich denke jetzt an noch größere Dimensionen — an einen richtigen Wildpark mit breiten Gräben und an einen See mit seltenen Fischen und Wasservögeln; und natürlich müssen die umgänglichen Wildkatzen Puma, Ozelot, Nebelparder, malatische Bären meine Solitude bevölkern. Sie sind eingeladen, teuerster Cassius — ein ganzer Flügel wird Bibliothek sein!" Und er glättete seinen Bart und rollte die porzellanblauen Kinderaugen.

Da legte Christel den Finger auf die Lippen.

Meister Kilian aber saß in seiner Mönchskutte, wie er gern mit herber Betonung sagte, und arbeitete fanatisch. War das wieder so nötig? Ja, es war das Unumgänglichste! Er war durch einen dichten Urwald gebrochen, hatte sich einen Weg durch Wirrnis und Dunkelheit gebahnt, nun schimmerte nicht mehr fern die Lichtung — der Gral des Endes! Man schuf rascher, beschwingter . . . voll warmer, schwellender Überwinderfreude: es war da — es war fast da — und dann — ja, wann?! — würde die letzte Formung und Orchestrierung beginnen, die spielerische und strenge Präzisionsarbeit . . . das war voll souveränen Behagens und — weniger schmerzhaft.

Es war gegen Abend. Lutz stand mit wirrem Haar am Fenster und genoß die frische Luft an der Stirn. Er war zufrieden und weich, er hatte den Entwurf des dritten und letzten Aktes zu glücklicher Stunde begonnen und blickte nun in gesichertes Neuland, es war ihm dabei zuletzt etwas Köstliches, schon völlig Rundes und Gültiges gelungen, etwas schamlos Süßes, eine beinahe altmodische Kantilene — nein, er schämte sich nicht, sie war funkelnagelneu. Er summte den wunderlich hüpfenden Grundbaß. Nicht schlecht. Das Herz, ihr Guten, immer das Herz — ja! dachte er frohlockend in innerster Gewißheit. Er war bloß noch Gefäß für himmlische Stimmen.

Er wollte nun etwas gehen, nicht weit. Richtig — Cassius, er hatte davon gehört: er würde ihn heute mal besuchen. Er hatte sich das längst vorgenommen, aber — so war das eben. Er würde auch einmal wieder mit Christel schwatzen — lange nicht gesehen — und darauf freute er sich immerhin und nebenher.

Herr Schliepe, der Pförtner, bekam eine gute Zigarre. „Danke gehorsamst, Fräulein Doktor haben noch Dienst. 's ist allerhand los!" sagte er mit Hochachtung für den Betrieb.

Cassius saß recht munter in seinem Bett. Er hatte eben mit Appetit sein Abendsüppchen geschlürft und blätterte in einem roten Buch, das unzweifelhaft ein Baedeker war. Er entfaltete gerade eine Karte, als der Meister eintrat, und war erfreut und fühlte sich geehrt.

„Sie wollen in die Schweiz? Was haben Sie da? Das Berner Oberland. Ja, das könnte auch mich locken. Luft wie Champagner, und man ist über der Welt."

Die Cassiusaugen lauschten. „Vorläufig mache ich Pläne, die gnädige Frau brachte mir die Bücher mit. Eine hübsche Beschäftigung. Ich habe immer gern auf diese Art

Digitized by Google

Pläne gemacht; Karten und Führer studiert — aber dabei blieb es meist. So war das immer bei mir." Er lächelte, aber nicht mehr so schmal, ironisch und feindlich wie früher, in seinen dunkeln Augen war ein neuer Glanz. „Vielleicht läßt es sich diesmal machen. Man wird sehen."

Lutz dachte sofort daran, etwas beizusteuern, er würde auch den in humanioribus immer leicht widerborstigen Greis Rochus anbohren, der immer glaubte, er müsse verhungern. Christel mußte das in die Hand nehmen. „Sie sehen gut aus, Doktor Cassius."

„Es ist noch ein wenig Fieber da. Aber es geht mir gut. Man muß wollen. Im Wollen, ich meine, im Geistigen, sind gewaltige Kräfte. Ein seelischer Eindruck kann einen krank machen; da geht es auch umgekehrt. Ich habe das früher schon oft erprobt," sagte Cassius und legte die weißen mageren Hände auf die Wolldecke. „Das ist keine Binsenwahrheit. Ich habe jetzt Zeit, über so etwas nachzudenken, noch mehr als sonst —" er lächelte. „Aber ich glaube, man muß doch mit dem Körper ‚anfangen' — Sehen Sie . . . gerade heut vorm Jahr, ich fand vorhin die Notiz in meinem Tagebuch, sah ich ein großes Sportfest im Berliner Stadion. Sein Eindruck auf mich war überwältigend und ist mir lange nachgegangen. Ich sah damals in diesen jungen Turnern und Sportsleuten eine ganz neue Rasse — eine Rasse der Zukunft, und kam mir selber uralt und ausgeschaltet vor, beiseite gestellt in meiner anspruchsvollen Geistigkeit und nicht sehr widerstandsfähigen Existenz. Ich folgerte sogar, diese sportlich erzogene und gestählte Körperlichkeit hebe auch alles Menschliche auf eine höhere Ebene — verleihe allem das Ethos der Kraft, der Beherrschung, der Ehrlichkeit und Frische . . . ich bin oft noch geneigt, das zu glauben, gerade jetzt —" er sah Lutz scharf an, ein bißchen hypochondrisch, wie es seine Art war. Dann lächelte er wieder und bewegte die Hände. „Natürlich bleiben die meisten Menschen, wie sie sind, oder zeigen bloß neue Kehrseiten — und alles ist nur ein hübscher Wunschgedanke von mir und ein bißchen Selbstquälerei. Und doch bedeuten Gesundheit und Kraft unendlich viel für den geistig-seelischen Betrieb —"

„Natürlich. Mit einemmal ist man steif und fett und auch innerlich ein Querulant und ein Ekel. Und kalt abreiben — schon, um für die Arbeit frisch zu sein. Ausgezeichnet. Ganz vorzüglich, Doktor. — Das Leben ist das Heilige und das einzig Gewisse, es macht glücklich, das zu denken. Ich glaube übrigens: es gibt mehr Einflüsse in ihm, als wir ahnen; wir sind umwogt von physischen und geistigen Wellen, von Kräften, die uns geheimnisvoll berühren und bestimmen, reizen, kränken oder beruhigen. Ich glaube: man muß ruhig in dieser Flut stehen, wissend und bereit, dann berührt einen das Richtige, Fördernde und Suchende — der geheimnisvolle Sinn jedes Lebens, der es treibt und trägt." Cassius nickte mit brennendem Blick.

Ach, da lagen wieder Bücher, aber sie sagten ihm jetzt wohl nicht viel — es gab lichtere Ausblicke und Gedanken, er lag und dachte ans Leben, das fern war und auf ihn wartete. Er wollte gesund und stark werden — und auf die Berge, das war das Dringendste. Und dort wird er schreiben und dichten vom guten Leben — und — —

„Wir müssen noch darüber sprechen, Freund Cassius. Auch ich mache gern Pläne. Vielleicht reisen wir mal zusammen, wenn ich hier fertig bin, — was meinen Sie dazu? Darüber müssen wir noch reden!" erklärte er eifrig und herzlich und sah ermunternd in das stille, blasse Gesicht. „Ja. Aber nun müssen Sie schweigen und Ihre guten, heilkräftigen Gedanken spinnen. — Wo steckt Christel Heynk? Ich möchte auch ihr die Patsche geben, ja, ich freue mich, daß es Ihnen gut geht. Ich sehe noch mal herein, wenn ich nicht hinausgeschmissen werde."

„Sie wird in ihrem Zimmer sein . . ."

Lutz ging hinaus. Auf dem Korridor war es still, und der Fuß glitt auf weichem Linoleum, es roch nicht erquickend hier, der Meister machte ein mißtrauisches Gesicht, wie es der Dynast Linus vor etlichen Tagen getan hatte.

Er pochte vorsichtig wie ein armer Sünder an Christels Ordinationszimmer, keine Antwort, aber als er dann aufmachte, um wenigstens hineinzusehen, es polterte gerade ein schwerer Lastwagen vorüber, da saß Christel lebensgroß an ihrem Schreibtisch ruhig atmend und behaglich in ihrem Baderkittel. Wie nett. Immer neue Aspekte. Er hatte zuletzt nicht ihren Anblick erwartet, nun saß sie da, sehr wirklich und warm lebendig mit leicht zusammengezogenen Brauen, als besorge sie auch das gründlich; die Lippen waren geöffnet, eifrig und reizend. Aber er konnte nicht gut ewig hier stehenbleiben und ihr zusehen, da säuselte auch schon die Tür in seiner Hand einen knarrenden Seufzer, Christel hob die Augen und sah ihn an. „Was willst du denn?" fragte sie mehr überrascht als höflich.

„Ich sah nach Cassius. Ich kam vorüber."

„Cassius empfängt eigentlich abends keinen Besuch mehr," sie war rot und strich an

Digitized by Google

ihrem Haar. „Bitte, komm herein. Guten Tag," sagte sie und gab ihm die Hand. „Es ist wirklich nicht gut, wenn Cassius noch am Abend spricht. Wenn dich der Chef oder Lück erwischt hätte —" sie lächelte mahnend, und er betrachtete sie in ihrem schlichten Kittel.

„Ich hatte mächtige Angst vor deinem Professor. Schliepe sagte mir gegen eine Zigarre die Zimmernummer."

„Schliepe wird sich eine Rüge zuziehen."

„Mach's gnädig, Christel, die Zigarre war nichts wert." Er bewegte sich behutsam ins Zimmer hinein und fühlte sich sogleich behaglicher hier als da drüben beim armen Cassius; ein stillgeschäftiges Gemach, erfüllt von warmer Sorglichkeit, sogar Blumen standen auf dem Tisch, ganz frisch und bunt, als wären sie soeben gepflückt und darthin gestellt worden, Frauen brauchen das, auch Doktorinnen, irgendeinen holden Schimmer. Er sah sich mit heiter reservierter Freundschaftlichkeit, wie sie ihm neuerdings nach Lage seiner gedämpften Beziehungen zum Pipohaus geboten schien und auferlegt war, in dieser angenehmen Luft um, die etwas von Christels beherzter und menschlicher Atmosphäre hatte. Alles gefiel ihm wieder, daß er die eigene Gedämpftheit als lästig empfand und zu vergessen wünschte, nach der bedachtsamen Unterhaltung mit dem Lazariden Cassius, sich zu dehnen wünschte in dieser Luft — lustig! zwischen ihnen beiden war doch alles unverändert wie eh', nicht wahr? Da rieb er sich wirklich die Hände.

„Du höre, Christel . . .!" überlegte er und pflanzte sich munter vertrauend vor ihr auf. „Ja, dieser Cassius, das ist schlimm, Christel . . .! Es läßt sich da vielleicht doch etwas tun, damit er hier herauskann — mir kam da vorhin ein Gedanke, in dem du eine Rolle spielen könntest — —"

„Was denn?" Sie hielt die Hände in den Seitentaschen ihres weißen Baderkittels.

„Wir müssen ihm da raushelfen, wir alle. Wir bereden es einmal, Christel, wenn Pip —" ach so, der war vorläufig nicht zu brauchen, ausgeschaltet, spielte vorläufig nicht mehr mit in gemeinsamen Unternehmungen, auch in diesem dringlichen Cassiusfalle nicht. Warum eigentlich? War gar kein Grund. Eng, kleinlich und armselig diese künstlichen Kanten, Löcher und Grenzstricke. Warum eigentlich? Umständliche Herrschaften! — — „Du höre," lenkte er ärgerlich ab und blieb gleich darauf wieder vor ihr stehen. „Woran liegt das bloß —? — Nein, höre, es fiel mir gleich auf, als ich hier hereinsah, solche Fragen verfolgen unsereinen, es sind ästhetische Fragen, geradezu Handwerksfragen, das da —" er wies mit dem selbstherrlichen Maestrofinger wie mit dem Taktstock auf sie, „wirkt beinahe noch kleidsamer, — beinah' — als das scharmanteste, natürlich auch charitative, Damengewand, woran liegt es? so einfach es ist, weltpriesterlich anmutig. Es paßt wohl zu dir, wie deine strenge Rüge an mich und Schliepe! Na ja —" Er roch an dem Blumenstrauß und fand es noch gemütlicher hier, höchst gemütlich! „Es gibt Menschen, die stets und immer ihr eigner Generalnenner sind. Eine feine und gute, beinahe vorbildliche Sache. Wir haben das schon mehrfach besprochen, was? — Und übrigens: dem Cassius muß geholfen werden." Er setzte das Glas mit dem Strauß wieder hin. „Verzeih, störe ich dich? Schliepe sagte, es wäre tüchtiger Betrieb —" Da klopfte es wirklich geschäftig an die Tür, die zum Korridor führte, nun ging Christel an die Tür und wechselte ein paar rasche Worte mit der Stationsschwester. Als sie zurückkam, bewegten sich ihre Augen wieder mit einer Art Lächeln nach der schmäleren und halboffenen Tür hin, die in den kleinen Nebenraum führte, der Lutz den Rücken zuwandte, die er gar nicht beachtet hatte, obwohl einmal ein schwaches Klirren oder auch das Geräusch eines leichten Schrittes von dort herübergeklungen hatte. Da ging die Tür hinter ihm auf, und darin stand Wieke.

„Ach, das ist hübsch," meinte er und machte eine Verbeugung.

„Guten Abend," sagte Wieke mit ihrer freundlichen Stimme und sah zwischen den beiden hin und her, sie schien angenehm belustigt. Sie reichte ihm nicht gleich die Hand, sie war mit einer kleinen Serviette und einer Tasse beschäftigt, aufmerksam zuhörend, und holte noch eine andere Tasse oder einen Teller.

„Nimm Platz," bat Christel und schob einen gelbpolierten Rohrstuhl des Hausinventars, der ebenfalls hierher paßte und wie eine Rüge aussah, heran.

„Nein, danke dir tausendmal, Christel. Nur diesen Augenblick. Ich will nicht stören. Es wäre reizend und ist äußerst verlockend. Aber ich kam wirklich nur auf einen Sprung zum Cassius herein. Ich muß noch an die Luft, sonst bin ich krank und nicht brauchbar für mein Abendpensum. Und Apitsch —" ja. Zuviel Worte, sagte er sich. Da klopfte es wieder, und die Schwester kam herein, und Christel bekam eine längere Doktornase. Gut so. Die paßt auch zu ihr. Alles paßte. Guter, lieber Kerl.

„Du mußt ins Geschäft, Christel," erklärte er sehr herzlich und besorgt. „Ich will nicht länger stören. Vielen Dank, und seid mir nicht böse, ihr Damen, — aber

Digitized by Google

ich drücke mich jetzt unbedingt wieder." Er verneigte sich kameradschaftlich, machte auch vor der Schwester eine Verbeugung. Dann reichte er Wieke unbesorgt die Hand und küßte die ihre langsam und aufrichtig.

Die sah dabei an ihm nieder. Sollte es nun Christel sein oder — wer sonst? Ein nicht ganz ungerechtfertigter oder gewaltsamer Gedanke. Sie taten ihr alle ein wenig leid.

Darauf entschwebte er würdig. Draußen ging er an Herrn Schliepe vorüber, der die Finger verbindlich an die Mütze legte, „'Abend, Herr Schliepe, Sie kriegen einen Rantzer!" ging rasch und erleichtert, die liebliche Kantilene summend und pfeifend, die ihm heute eine üppige Stunde gewährt hatte, seines Wegs — adagio con espressione ma non troppo — sanft verhallend.

*

Wieke schritt seltsam belustigt und getröstet zwischen den Häusern, durch den Schloßgarten, wo Scharlibbe mit grämlicher Würde an den Levkojen roch und Idchen mit Apitsch in dem verschilften Springbrunnenteich, der nie sprang, nach Karpfen fischte. Sie waren sehr beschäftigt, besonders Idchens volle weiße Arme, denen der Platoniker sachkundig und beredt zusah.

Auch das Pipohaus, als sie darauf zuschritt, stand gelb verklärt vor ihr, wie in einem blank vertrauten Licht.

Aus der Küche unten kamen helle Geräusche und Gesang. Sie hörte zu. Und plötzlich kam sie sich selbst wie eine abgeleierte, rührselige Melodie vor. Greulich, wie Lina sang — gefühlvoll mit dicker Hingabe. Warum sollte sie nicht singen?

Da lagen zwei Briefe auf dem Tisch, geheimnisvoll, wie immer Briefe aussehen, die plötzlich daliegen. Der eine war aus der Schweiz, von Hyma. Der andere — ihre Augen kniffen sich leicht zusammen, trug die rasche, kräftig geschwungene Handschrift Pipos. Sie freute sich stark und legte ihn wieder hin. Er war ziemlich dick. Sie nahm gleichmütig den Hut ab und ordnete ihr Haar. Dann nahm sie die Briefe mit ins Eßzimmer. Hymas Brief, der fremdartig duftete und Hymas Gestalt gegenwärtig machte, lag offen neben ihr; Wieke las, während sie die Gabel oder die Tasse zum Munde führte, mit raschem Blick; nun, Hyma? —: auch ein Freund ihrer Verwandten, ein nicht mehr junger Herr von Übersee mit einer lebenslustigen Bronchitis sei wieder vorhanden, und nicht ganz zufällig; sie habe es erwartet. Man lebe hier oben entschlossener, sie hätten die alte Freundschaft fortgesetzt, und es wäre unverkennbar, daß er sie heiraten wolle. Ein leider sehr eifersüchtiger und unbezwinglicher Amateur in der Klimaforschung — begreiflich, ‚drüben' gebe es auch hohe Berge, man werde sehen ... „wie geht es unserem Freund Cassius? ... er hat eine verschwenderische Seele, als müsse er das Leben möglichst rasch austrinken und mit einem Griff erledigen, der feine Kerl. Wir schreiben uns nicht. Er hat mir bloß ein paar Verse geschickt, einen ganzen Brief voll wunderlicher Verse; sie begrüßten mich schon, als ich ankam. Leider kann ich ihm nicht antworten. Es ist schwer, das richtige Wort zu finden, und Gleichgültigkeit würde ihn verletzen. Jetzt schweigt er. Das ist gut. Grüße ihn von mir und sage ihm, daß ich oft und gern an ihn und seine klugen Gespräche, die mich über vieles nachdenklich gemacht haben, zurückdenke. Ja, Wieke, wir sind mitleidig, aber auch ungleich wie die Tage und Stunden. —"

Die Domina des Pipohauses legte den Brief zusammen und sah ins Licht. „Hyma, wer kennt dich?" Sie wollte ihm lieber nichts von dem Brief sagen. Vielleicht ersparte ihm das Geschick die Wahrheit.

Wieke saß starr und ablehnend am Tisch. Sie nahm den anderen Brief und stand langsam auf. „Bringen Sie die Lampe unter den Schirm draußen, Lina," sagte sie. „Mit der Mamsell rechne ich morgen ab. Ich bin für niemand zu Hause, auch telephonisch nicht — nur für Fräulein Doktor."

Motten surrten und brummten und fielen mit dumpfem Gepolter auf den Tisch. Wieke hatte gelesen und strich mit der Hand über die Blätter, um sie zu glätten.

Aber sie war in einer harten Sorge, in der das Gefühl einer peinlichen Versäumnis war. Er hatte da unten schweigend an einer bösen Sache krank im Hotel gelegen. So war Pipo.

Und dann das andre —:

„Ich habe hier einen Entschluß gefaßt. Ich werde meine ‚Tätigkeit' in unserem Werk nun aufgeben. Es geht auch ohne mich, und ich habe lange genug mit mißtrauischem Augenschielen auf einem Vulkan, bedenklich dicht am Kraterrand gesessen. Das hat mich ebenfalls umhergetrieben. Die ungewisse Zukunft — vielleicht auch Sorge. Ich hätte hier und da offener zu Dir sein und Dir reinen oder trüben Wein einschenken sollen; aber ich meinte's gut, was manchmal ein Fehler ist. Jetzt kommen hier und anderwärts Fusionen zustande. Ich berate unseren Generalissimus juristisch und sitze repräsentativ dabei; verstehe jedenfalls einen vertrauenerweckenden Eindruck zu machen. Sie kriegen eine Menge neues Geld, davon will ich mich auszahlen

Digitized by Google

Hunde. Gemälde von Prof. Richard Müller
(Internationale Kunstausstellung, Dresden)

Digitized by Google

Digitized by Google

lassen. Und dann — das besprechen wir noch. Du brauchst in zweiter oder erster Linie einen gesetzten Mann, nicht so einen Zappelfritzen, der vor sich selbst davonläuft. Mir wird himmelangst, wenn ich dran denke, daß das so weiter gehen könnte. Die Heynks — naja, auch hier wird eine temperierte Gegenliebe zu praestieren sein. Mich aber drängt es zu wirklicher, schwitzender Tätigkeit, und ich glaube, Du wirst verständig und tapfer mitmachen. Du bist meine Frau — mitgefangen, mitgehangen. Und Kinder — werden dann selbstverständlich auch noch kommen. Die bisherige Atmosphäre haben sie eben abgelehnt, was meinst Du? In ein paar Tagen bin ich zurück. Dann schick' ich Dich nach Pyrmont oder Franzensbad oder wie diese raren Wunderquellen heißen, wo die Kinder dichtebei auf den Bäumen wachsen.

„Nun ist mir behaglicher. Es lag mir zu lange auf der Zunge oder unter der Haarbürste. Also ängstige Dich nicht, daß wir noch hungern müssen. Aber in dem Werk wäre das nach wie vor weniger gewiß; und mein Einfluß ist gering, verdammt gering — für einen, der doch schließlich ein Kerl ist oder sein will, bitte sehr! Also erwarte mich nächstens. Hoffentlich gnädiger — und ohne Zustände. Das bitt' ich mir aus — Oder Du wirst eingepackt, zum Arzt geschleppt und in ein Bad getaucht. Ich hoffe von Herzen, daß das nicht nötig sein wird, mein Liebling. Ich freue mich unbändig. Besonders auf Dich. — Mich — damit Du alles weißt — verwöhnen inzwischen hier ein paar Damen; die eine ist ältlich und komisch und ganz besonders besorgt, die andern beiden sind jung und auffallend hübsch, die eine blond, die andere brünett, also jeder Geschmacksneigung entgegenkommend, die Brünette natürlich mit einem Stich ins Bekenntnishafte: die verwöhnen mich weniger bekümmert, aber mit mehr Erfolg; wir laden einander gegenseitig auf unsere Balkons ein — Balkone bitte! und heute mittag werde ich sie spazierenfahren. Reizende Damen, kluge Damen, elegante Damen — wenn ich Du wäre, würde ich mehr Angst haben, als unbedingt nötig ist. Und jedenfalls mußt Du sehr nett zu mir sein, um diese Erinnerung zu verwischen. Wonach ich mich zu richten bitte. Also und endlich und über alledem — ich hoffe, Dich heiter, frisch und gesund anzutreffen, meine geliebte, süße Wieke! Dies wünscht mein Herz Dir; und mir etwas Zärtlichkeit."

Die bunte Tischdecke lag voll dicker, wolliger Motten. Immer neue surrten heran, kreisten und purzelten herab. Er schrieb sehr munter. Ja, ja, das Neue.

Er kam nun bald. Sie freute sich von Herzen. Er war krank gewesen — sie machte die Augen wieder schmal, das war eine Bewegung der Verlegenheit oder Pein bei ihr und mitunter der Beschämung. Und das andere, das Neue? Was mochte er noch im Sinn haben? Das konnte sie bloß vermuten.

So war Pipo. Darüber mußte sie noch gründlicher nachdenken.

Sie sollte nett und zärtlich sein —? Da wurde sie langsam rot, und saß mit spitzerer Nase unter dem tanzenden Licht- und Mottenkreis, wieder ein wenig klägliche Trauerweide und begossene lyrische Figur und mit einem völlig unerklärbaren Ausdruck um den hübschen, höchst lebendigen Mund. Sie raffte schnell Pipos Brief zusammen. O — auch sie lehnte die bisherige Atmosphäre ab — wie — wie es ihre ungeborenen Kinder bislang getan hatten! Sie war aufs äußerste entschlossen, das gute Glück wieder beim Zipfel zu fassen, und hätte sich — ja — hätte sich — in Gedanken und in Wahrheit nicht gerade streicheln können.

Am heimischen Herd

Am nächsten Abend kam Pipo selbst. Sie hörte seine frische Stimme, seinen raschen Schritt. Da ging sie hinaus. ‚Nun mußt du also ein bißchen schwindeln,' dachte sie, indes sie mit gehobenen Brauen lachte und ihre Stimme hörte; dabei spürte sie, daß sie rot war von der Freude der Erwartung. Da nahm er sie fest in die Arme und küßte sie herzhaft auf Hand, Mund und Augen, strich immer wieder über ihr Haar, über ihr Gesicht, über ihre Schultern und Arme, als nähme er rasch und stürmisch wieder Besitz von ihr.

Sie hatte sich besonders hübsch gemacht, nein, nicht besonders; aber er hatte es gern, wenn sie sich gut anzog, auch der Duft, den er an ihrer Haut liebte, war da, aber das war selbstverständlich.

„Wie?! —" seine Augen wuchsen sofort.

„O — danke," antwortete sie gedehnt. „Noch nicht ganz gut," sagte sie und bewegte ernst und scheinheilig die Lider.

„Wie? —" seine Augen wuchsen sofort. „Immer noch nicht? Ach was, Nerven! Oder anderes? — nein? — Wir werden reisen!" entschied er und preßte ihren Arm fest an seinen Leib.

Nach dem Essen nahm er wieder ihre Hand

Digitized by Google

und prüfte ihr Gesicht. „Was ist das mit dir, Wieke? Du schriebst wenig, meist bloß eine Karte."

„Du schriebst auch nicht viel."

„Nein. — Später hatte ich diese verdammte Geschichte, was sich alles so Grippe nennt, halbe Kehlkopflähmung, abscheuliche Sache; ich wollte dich nicht beunruhigen," sagte er kurz.

Davon hatten sie schon bei Tisch gesprochen. „Aber nun ist alles gut," sagte sie ablenkend. „Oder strengt dich das Reden noch an?" fragte sie rasch.

„Bewahre. Ich bin froh, daß ich mit dir schwatzen kann."

„Ja — was sind das für Entschlüsse, von denen du schriebst. Es klang ziemlich geheimnisvoll," sagte sie.

Er lachte. „Na nicht ganz so. Durchaus nicht schlimm, im Gegenteil. Aber ich wußte nicht, wie du es aufnehmen würdest und wollte dabei sein. So ein Brief ist einseitig und mangelhaft, eine frostige Sache."

„Nun?"

Er stand auf und ging umher. „Das mit dem Werk weißt du. Mir war seit kurzem bekannt, daß Drienke in unserm Ländchen zu haben ist, du kennst es gut, ich hab' es immer geliebt, von der Zeit an, als mein mütterlicher Großvater noch draufsaß. Das Gut ist mächtig heruntergeludert, auch die Bauten — aber das reizt mich gerade. Ich habe alles sehr gründlich überlegt — fing schon hier damit an, aber ich wollte erst mal die noch zweifelhafte Fusionsgeschichte abwarten, kein angenehmer Zustand, hangen und bangen! Ein paarmal, ja, schwitzte ich hier Wasser und Blut."

„Drienke —?" Sie hatte etwas Ähnliches vermuten müssen, aber ihr beweglicher Sinn verlangte mehr nach weitem, großem Leben — sie hatte sich ein wenig darauf gespitzt! Doch sie sagte nichts, sie blieb aufmerksam; mitgefangen, mitgehangen, hatte er geschrieben. „Du hättest mir etwas davon sagen sollen."

„Es war ja alles noch in der Schwebe. Es konnte ganz anders kommen, ganz anders. Um so angenehmer ist es so. Ich habe wie ein Löwe gekämpft und wie ein Fuchs intrigiert, sag' ich dir. Ich erzähle dir noch. Aber ich denke mir, daß auch dir so ein großer Gutsbetrieb nicht unzuträglich oder gar unsympathisch sein wird. Was meinst du?" Er blieb gespannt vor ihr stehen und wippte. Das hatte sie manchmal nervös gemacht, jetzt störte sie es nicht. „Drienke liegt fast näher als unser Winkel an der berühmten großen Nachbarstadt, unserm Capua ... Wir hätten prächtige Nachbarn, feine gescheite Leute auf den Gütern, du kennst sie zum Teil, keine Rinas und andere Heynks, o Gott verzeih mir! Und schließlich, du bist meine Frau, sitzest auf meinem Paddelkahn — das schrieb ich schon, wie?"

„Ja. Drienke? das ist hübsch. Und wann —?" fragte sie leicht.

„Nicht wahr, Wieke?" wurde er eifrig. „Du liebst das breite, unabhängige Leben, die freie Luft so wie ich; du bist nicht ungern auf dem Land; das andere kann man dabei auch haben, und wir machen Reisen und so — ach, das sind ja überlebte Dinge! heute gibt es keine Abgeschlossenheit und Einsamkeit mehr, Vorurteile, verkalkte Einbildungen, natürlich. Sieh mal — es hapert doch überall; sieh mal, wenn ich ein mißvergnügter Geheimrat in Berlin wäre in einer Etagenwohnung mit ewig wechselnden Dienstboten und so, oder ein Minister auf dem Pulverfaß oder Bankdirektor, den du bloß kauen und gähnen siehst — und denkst du, daß die scharmante, lebenslustige und energische Frau Ulla Heydebreck, die sogar Witwe und die nächste Nachbarin von Drienke ist, mit jemand tauschen würde? — denkt gar nicht dran! höchstens daß sie sich einen neuen Mann wieder auf ihre Klitsche holen wird — sehr wahrscheinlich, vielleicht sogar so was wie unseren Freund Lutz Kilian, sie streicht ja selbst leidenschaftlich und, wie es heißt, ausgezeichnet die Geige, wenn sie nicht in hohen Schnürstiefeln oder in Reithosen und Gamaschen regiert, sie soll es kolossal raushaben. Schneid wie ein Mann, und doch Dame mit Parfüm und Augenaufschlag; das wär' was für dich —! vielleicht auch für unseren schlimm verwöhnten und vielgeliebten Kilianlutz, was? wir werden ihn mal dort einführen; er scheint endlich reif zu sein! haha, sie ist noch sehr hübsch und rassig elegant — aber vielleicht nimmt sie lieber einen strammen, gescheiten Agrarier, solche Damen haben sehr bestimmte Wünsche und Neigungen, alle Damen! — na ja!" er lachte wieder, „das wäre eine spätere Sorge!" er sprach rasch und aufgeräumt, überredend, und streichelte dabei, vor ihr stehend, ihr weiches, schönes Haar, ihr Gesicht, küßte ihre Hände, seine Hand war warm; sie bog einmal, starr lächelnd, den Kopf vorsichtig zur Seite. Er merkte es gar nicht. Sein Thema war ihm zu wichtig, er wollte auch einen möglichst guten Eindruck damit machen. „Was meinst du, Wieke? Es geht dich soviel an wie mich. Aber ich glaube, ich kenne dich recht gut; so ein neuer Gedanke schreckt zuerst ein bißchen — aber dann bist gerade du leicht und schnell entflammt, Feuer und Fett, wenn es bloß das Richtige ist — erfreulich rasch!"

Digitized by Google

‚Ach ja,' meditierte Wieke bei sich.

„Wenn ich dich hier so emsig und gewalttätig amtieren sehe — es war vielleicht doch nicht, ich meine, nicht in allen Dingen und zu jeder Zeit genug, weißt du. Wir waren hier bloß zwei und manchmal nur — eine. Du bist eine wundervolle Hausregentin und eine entzückende Penatenpriesterin, das gibt es noch, Gott sei Dank! aber — ja, du warst von Haus an eine in ihrer Art streng geregelte, ausfüllende Tätigkeit gewöhnt, erst durch den Gesang, dann, wenn auch zwangsläufig, als ‚Laborantin' —"

„Der Titel gefiel mir niemals! Nun und?" sie sah ihn aufmerksam an, daß er wieder wippte.

„Ach, ich meine bloß. Das ist doch wohl zu klein hier für dich — zu wenig — zu versponnen, die ganze Winkelei —"

„Ich glaube, ja," sagte sie und strich glättend, wie heimlich liebkosend sich selbst übers Haar. Sie erschauerte oder fröstelte dabei von innen heraus. Die Uhr schlug gerade, es war schon halb elf, sie bewegte sich lautlos und kreuzte die Beine anders, auch Pipo sah rasch nach der Uhr und bewegte und streckte sich nervös. „Aber auf mich kommt es jetzt nicht so sehr an," meinte Wieke und lächelte.

„O doch! Gerade auf dich, Wieke —" seine Augen glänzten, und in seiner starken Stimme war ein Beben.

„Und Tante Rina — und Linda — und die andern?" lenkte sie eilig wieder ab. „Was werden die dazu sagen?"

„Ach die!" sagte er kurz, mit roter Stirn. „Das findet sich alles!"

„Sie werden immerhin ein Stück von dir verlieren," fuhr sie hartnäckig fort. „Mehr als das. Ein Landwirt hat viel eigene Sorgen und Geschäfte und ist . . . seßhafter."

„Das ist er. Das soll er sein! das will ich gerade!" sagte er energisch. „Ach was! das soll jetzt anders werden, Wieke! Ganz anders! Und du sollst zufriedener sein mit deinem Mann — und dann will ich auch mehr und immer genug von dir haben! Wir fangen noch mal an! Heute schon — —" Er ging rasch auf sie zu und nahm ihre Hände und Schultern, die er küßte.

„Und dann reisen wir, Liebling! Sollst mal sehen, wie dich das aufmöbeln wird! Wie du aufblühen wirst! — Ach, du blühst schon jetzt — wundervoll — süße, geliebte Wieke — keine ist wie du — keine —"

„Und die brünette Dame mit dem bekennerischen Geschmack?" fragte sie höhnisch und wehrte ihm. Er lachte tief und leise und umfing leidenschaftlich die geliebte Gestalt.

Da wurde die Gestalt steif, da sie selbst in allen Gliedern ein Zittern und eine süße Schwere spürte. Sie sah sich in einem liederlichen, zweideutigen Licht. Aber Pipo war recht zufrieden mit ihr — begeistert — leidenschaftlich — stürmisch zufrieden — —

„Nein. — Ich will nicht."

Pipo war bedrohlich rot an der Stirn; er stand ernst und beleidigt wie ein Pascha mit seinem hübschen, energischen Gesicht und seinem roten Mund vor ihr. In seinen Augen war ein Glanz, und zwischen den Brauen stand eine dunkle Falte. Aber hinter dem scharfen Glanz war ein Schrecken. — „Wieke, was ist das?!"

‚Das ist sehr töricht,' dachte sie klar. Aber ihr Trotz wuchs, daß sie die Augen schloß. „Lieber Pipo — bitte laß mich heut —"

„Morgen?!"

Doch da umfing er sie, hob sie hoch und drückte sie leidenschaftlich hart an sich; zärtlich und gewaltsam und völlig unbekümmert. Er war sehr stark.

„Das gibt es nicht, Wieke. Ich bin kein Hampelmann." Da wurde sie wieder still und schwer. ‚Das ist noch niemals gewesen!' durchblitzte es sie — ‚o Pipo,' dachte sie ein bißchen furchtsam, denn er imponierte ihr gewaltig.

„Nein!" sagte sie leise zornig an seinen Lippen, „so darfst du doch nicht sein!"

„Doch, Wieke, ich will es!"

„Nun also, Liebling." Er riß sie an sich, die sich in einer jähen Angst, zu fallen, fest und, unter einem tiefen Lachen, bezwungen an ihn klammerte, wobei sich ihr heißes Gesicht an sein Gesicht preßte, und trug sie wie ein ungestümer Sieger seine Beute weg.

*

Pipo brachte am nächsten Morgen gleich ein paar Reisebücher aus seinem Bücherschrank mit an den Frühstückstisch und legte sie dort mit hörbarem Nachdruck nieder. Er begann auch gleich darin zu blättern, nachdem er Wieke gestreichelt und ihr die Wangen munter geklopft hatte, was sie etlichermaßen überflüssig zu finden schien.

Sie saß aber still und offenbar zufrieden da, hatte auch guten Appetit. Das Zimmer stand mit warmer Vertraulichkeit um sie herum, vertraulicher als je, vor den offenen Fenstern rauschte der üppige Morgen im Sonnenglanz. Sehr ansprechend und beglückend das alles. ‚Man könnte es eine Rückkehr zum Leben nennen oder auch ein neues und ernsteres Erfassen dieses allen hier . . . auch dessen, was Seelen- und Leibesgemeinschaft, was Ehe ist . . .' fächelte es ihr langsam und lieblich als hübsche Sentenz durch den Sinn, indes sie einen kleinen Schluck von dem starken Kaffee trank.

Digitized by Google

Das laute Knistern, das Pipo mit den Baedekerkarten vollführte, bekümmerte sie nicht weiter. Er saß da in seinem guten, starken Recht und schien nun weiter dekretieren zu wollen. Aber auch das gehörte dazu, sie hatte selbst nichts dazu zu tun. Sie beobachtete auch das gemächlich, indes sie kleine Schlucke trank, allmählich mit einem schwachen Aufbegehren gegen ihre passive Rolle im Herzen, mit einer Übersichtigkeit oder Überehrlichkeit, die feindselig und insgeheim rachsüchtig war, vor allem gegen sie selbst. Ihre Hände waren sehr weiß und noch müde.

„Ich weiß nicht — mir fehlen da Bände —" sagte Pipo ungeheuer sachlich. „Ich habe schon gesucht; die Schweiz z. B. und andere."

„Die hat Cassius," antwortete Wieke gleichmütig.

„Cassius? Was will er damit?"

„Darüber wollt' ich auch mit dir sprechen. Er muß weg von hier. Christel will auch beisteuern und ich selbst — und — ja, auch Kilian —" sie sagte nicht Lutz. „Du sollst es in die Hand nehmen."

„So." Das schien ihm jetzt weniger interessant. Das eilte doch nicht. Er war beschäftigt. Er hatte noch andere Gedanken im Kopf. „Ja —" sagte er und klappte den Band, den er gerade in der Hand hatte, zu. „Vor allem mußt du selbst heraus! Das ist mir im Augenblick noch wichtiger als die Drienkesache. Erst spazieren wir selbst mal in die Freiheit, mein lieber Schatz! —" Wieke blickte flüchtig auf.

Da trat er vor sie hin: „Was sind das für Launen, Wieke? Was ist denn das zum T—? . . . Was fehlt dir? — das gab es früher doch nicht . . . Mit einemmal — verbirgst du mir etwas?" Und er nahm noch ein bißchen schuldbewußt wegen seiner nächtlichen Herrengebärde, aber nicht sehr, ihre hübsche, schlaffe Hand.

Sie bewegte ablehnend den Kopf.

„Wiekulein. Wiekeliebling — — Ich danke dir —! Du bist so gut — warst so gut — du warst wundervoll — —" er küßte ihren Mund. So war keine. — —

Aber gleich darauf erklärte Pipo, noch an diesem Nachmittag mit Wieke nach Drienke fahren zu müssen, um es ihr wieder vorzustellen. Es litt ihn nicht daheim. Wieke kannte Drienke flüchtig, hatte allerlei weite Erinnerungen von frühen Zeiten her, ihn aber zog es mächtig und ungeduldig hin. Sie würden den alten Hückstedts, Bruder und Schwester, den derzeitigen Besitzern, einen Besuch machen, in jeden Stall und Winkel gucken und dabei alles schon habgierig mit Herz und Sinnen in Besitz nehmen. So sprach Pipo mit forschen Metaphern und mit noch mehr Worten, die seine Freude und Ungeduld verrieten. Er kam immer wieder darauf zurück, schob die Baedekerbände durcheinander und beiseite, lief umher.

Und ja, dann kam ihm ein neuer Gedanke, ein Einfall, der ihn sofort wieder lebhaft beschäftigte und noch vergnüglicher und begeistert stimmte: „Lutz muß mit — Lutz, der Kilian!" denn Pipo brauchte noch mehr Teilnehmer an seiner Freude, mußte sie verdreifachen, verzehnfachen — Lutz, dem Drienke und auch die Hückstedts gut bekannt waren, famos — Lutz mußte mit, das würde eine herrliche Partie werden! Er würde gleich mal anrufen oder auf einen Sprung zu ihm laufen, auch den alten Rochus würde es gewaltig interessieren — famos! Auch Christel — was? Dienst? Soll ihn schwänzen! Also nicht. War ihr Schade! Aber Lutz — der hatte Zeit oder nahm sie sich, es ging auch mal einen Tag ohne Klimperkasten und Federpose; der würde nicht nein sagen, durfte nicht und mußte mit!

„Nein," fuhr es Wieke heraus, die geschwiegen hatte; dieses ewige ‚Lutz' ging ihr auf die Nerven. „Warum die andern?"

„Andern? doch bloß Lutz, der stört uns doch nicht! Ich möchte ihn gern dabei haben, gerade wir zwei beide waren als Jungens viel in Drienke, ganze Ferien lang bei meinem Großvater, haben unsere ersten Hühner, Hasen, sogar Böcke dort geschossen, mächtig stolz, du, gerade Lutz würde vorzüglich passen —"

Sie schwieg. ‚Nein, den brauchen wir erst recht nicht —' flirrten ihre Augen, während sie ruhig sprach, und die Aufsässigkeit in ihrem Herzen wurde stärker.

„Du meinst? Ach Unsinn. Der ist doch weiß Gott nicht im Wege."

O . . . der war großartig genug, mitzumachen. Doch Wieke wünschte heute nicht, zwischen den beiden Herren zu sitzen nach diesem stürmischen Wiedersehen, nach diesem ehelichen Ungestüm gestern und heute. Auch Pipos wegen nicht — Oder jener würde kühl und kurz ablehnen, und morgen, übermorgen, wenn ihm der Augenblick, die Laune oder die Freundschaft danach standen, rund heraus erklären: „Wieke hat etwas übelgenommen, sie wird es dir erzählen, nimm's nicht allzu krumm, kann vorläufig nicht kommen!" Sie hörte ihn fast so sprechen, ihre behende, reizbare Phantasie sah die beiden stehen — verrückt!

„Ja, was — versteh ich nicht, bloß wir zwei Hand in Hand —?" er lachte wieder. „Siehst du, das ist es auch nicht. Du bist

Digitized by Google

wieder launisch, meine geliebte Wieke, und verdirbst mir den hübschen Spaß."

Sie wurde um die Augen rot, feine Nädelchen stachen sie. „Wann willst du fahren?"

„Gleich nach Tisch, wenn es dir paßt." Er sah sie an: „Also ich rufe ihn an. Oder hast du etwas gegen ihn? Dann sag' es, bitte. Du sprachst, glaub' ich, schon kurz bevor ich reiste, einmal ungnädig von ihm."

„Ich —?"

„Weißt du das nicht mehr? Hast du etwas mit ihm gehabt?"

Pipo wurde aufmerksamer, so schien es ihr; seltsam hell in den Augen.

„O bloß so," antwortete sie gedehnt.

Dabei dachte sie ruhig: ‚Ehrlichkeit ist ganz gut, keiner ist ehrlich, viel zu großes Wort!' Sie hörte Pipo in der Nähe sprechen und hatte das Gefühl, ein rollendes Rad auf einer Schiene zu sein, etwas abenteuerlich wieder, von einer absonderlichen Reizbarkeit getrieben, der durchaus nicht zu trauen war. Es kam immer alles bei ihr aus dem Temperamentspunkt. Gut, Pipo hatte ein Recht — ach, Glück ist wichtiger.

„Also bitte, was ist los, Wieke —? Ich will jetzt wissen!"

‚Nun werde ich eine neue Dummheit machen,' dachte sie sanft und bewegte die Lider. ‚Habe sie schon gemacht,' und ihr Herz pochte leise.

„Was? — was?" Pipos stahlblaue Augen wurden runder und groß, und es flog sie wieder, wie gestern nacht, ein gewaltiger Respekt an.

„Ich bin etwas unvorsichtig gewesen ..."

Sie blickte auf, als müsse sie die Wirkung ihrer Worte nachprüfen. Ach, wie töricht, furchtbar töricht. Sie saß sehr gerade mit einer weißen Nasenspitze in einem ziehenden Nebel, kein überragend imposanter Anblick für einen Eheherrn.

Pipo, der einen Augenblick Platz genommen hatte, war aufgestanden. Die Bewegung hatte eigentümlich gefedert, wie ein Luftsprung, er war ein guter Turner mit starken Beinmuskeln, der Sessel schurrte leicht zurück.

Er fragte etwas, und sie antwortete leise, beschämt und würdig, das Rad, so spürte sie dunkel, war im Rollen. —

„Begegnungen —? hier? wo anders —?!"

Er stand fassungslos und starrte seine Frau wie eine im Gemüt Gestörte an. Noch vor wenigen Stunden, vor Sekunden . . .

Das war Pipo? Ja, Pipo war wie alle Gutmütigen sehr jähzornig, wenn er am richtigen Fleck gereizt wurde, und wenn es um Ernstes ging, und war im Wiekepunkt entsetzlich eifersüchtig. Man kennt seinen Herrn und seine Frau auch nach Jahren nur unvollkommen.

„Du bist . . . du hast dich — das ist toll. — Das ist — — Kilian — hinter meinem Rücken?" seine Stimme stieg an und seine Augen waren blank, von einem Moment zum andern cholerisch rund, und das tat ihr leid.

„Das — das —" Darauf rannte er umher, ergriff einen Gegenstand und legte ihn sacht wieder hin, schleuderte die Hände hoch, sein blondes geschorenes Haar schien zu stacheln, er atmete tiefer und reckte sich: „Ich ahnte ja fast — ich dachte ja beinahe einmal, daß irgendwas — nein, das nicht! das niemals! ausgeschlossen! . . . Ich hätte beide Hände, meinen ganzen Leib mit Haut und Haaren für dich ins Feuer gelegt — auch für L — für Kilian — ach der! . . . Unerhört — diese Gefühlsakrobaten! Ja — ja — ja, ihm ist alles zuzutrauen, alles in diesem Punkt, ich kenne ihn doch seit undenklichen Zeiten — — Das —" er fuhr herum und stand steif.

Er war dunkelrot. „Ich will nun wissen, Wieke — ich bitte dich — ich ersuche dich — ich verlange jetzt, zu wissen, klar und deutlich zu wissen —" seine Stimme klang wieder kräftig und entschlossen; er war gar nicht mehr demütig, keine Spur des alten, netten Adoranten Pipo, seine starken Hände zitterten.

Da schlug sie die Augen nieder. O, was hab' ich da wieder angerichtet!

„Es ist nichts weiter geschehen. O nein. Nicht viel —"

„Wie? — Nicht viel? — ich verstehe nicht — ich verlange —"

„Wir sind alte Jugendfreunde. Wir — haben uns sogar einmal lieb gehabt, aber es wurde nichts daraus. Ich schwieg darüber. Ich war der Meinung, daß jeder vorher sein eigenes Leben lebt. Ich war zu stolz. — Übrigens hatte ich nichts zu verbergen . . ."

„Schön, schön. Ach was! — — Auch das —! Und nun — nun — der Herr ist wieder da, er beliebt wieder da zu sein, also — du lebst auch jetzt dein eigenes Leben? Eine besondere Auffassung, eine neue Auffassung, mir zu hoch und neu, meine liebe Wieke . . .!"

„Ach bitte, Pipo. Ich bin offen zu dir —"

„Ja, wie denn? darf ich bitten?"

Da legte Wieke das schöne Haupt zurück und weinte. Tränen, mehr des Zornes auf sich insgesamt als des Schmerzes, rannen überzeugend über ihr Gesicht.

Pipo sah sie mit noch runderen Augen an und sauste wieder umher. Er war bei Gott aus allen Himmeln gerissen — gestürzt, aus allen Wolken gefahren, das war unmög-

Digitized by Google

lich — das war — — Er schöpfte Atem und bezwang sich männlich. Etwas Kostbares, zu dem er in jeder Stunde verzückt aufgesehen hatte, vor dem er gekniet und gebetet hatte — nein, er leugnete es nicht — war mit einemmal irgendwie mutwillig herabgestiegen . . . Das war eine verdammt harte Nuß. Das war ein unerwartetes, abscheuliches Erwachen!

„Ach Pipo," sagte Wieke ängstlich.

Er stand wieder am Tisch und zerbrach etwas, ein langes, hübsches Papiermesser aus matter Bronze. Wie schade und unnütz. Da richtete sich Wieke in ihrem Stuhl auf. Nein, das ging nicht.

Ihre Augen wurden schmal. So sah sie Pipo klein vor sich.

„Es tut mir leid, Pipo. Du weißt nun auch, daß es völlig verwunden ist. Es war furchtbar unbesonnen und falsch, unbegreiflich. — Vergib mir."

„Ach das! Ach das! Das sollte wohl nicht nötig sein!" kam es wütend zurück. „Unbegreiflich —"

Sie bewegte die Hände. Christel hatte recht: Gefühl macht unabsehbar töricht. Damit hatte es angefangen, dies war etwas Ähnliches. Aber sie spürte doch ein zartes Gefühl von Erleichterung, eine Art sanft lastender Zufriedenheit, die auf ein verbessertes Gewissen deutete — ach das! „Pipo . . ."

„Ich hätte das niemals erwartet. Ich habe dir wie mir selbst vertraut und wie — ja, zu einem höheren Wesen aufgesehen — einer Kostbarkeit — du weißt es!"

‚Ach nein, das ist doch niemals eine Frau,' widersprach Wieke besorgt in Gedanken und sah ihn an.

„Nichts davon. — Wenn nun jener Herr sich eines andern besonnen hätte — was dann — wie?!"

Wieke fuhr auf. „Es wäre niemals anders gekommen!"

„Bist du dessen so gewiß?"

„Ja!" flammte sie. Wieke erhob sich lautlos. — „Gut, du darfst das sagen. Aber wenn du so denkst — —" Ihre Stimme schwankte und war doch böse. Und sie wußte bloß dunkel, daß sie den Spieß umdrehte. „Lieber geh' ich!" rebellierte sie.

Nun hob er den runden Blick, der war merkwürdig hart: „Ich habe eine andere Auffassung von der Ehe! Überhaupt eine andre Auffassung — —"

Darauf mußte Wieke schweigen.

„Wir müssen uns wohl etwas Zeit lassen, muß ich bitten. — Du wirst verstehen, daß ich etwas Zeit brauche! — Das ist wohl das mindeste, wie mir scheint. Oder glaubst du, daß mir das alles so gleichgültig sein kann? Von heute auf morgen —? so bin ich nicht. Ich nicht. Dieser Herr — nichts mehr davon! Ich nehme diese Sachen — ich nehme mein Gefühl gehörig ernst und kann nicht dulden, daß es auch bloß für einen Augenblick zu leicht genommen und mißachtet wird! Denn was du mir warst — auch heute noch — ja, ich sage das — das weißt du . . . nein, Wieke, das hätte ich niemals erwartet! — Das — niemals! — —"

Er hatte rasch gesprochen, und sie hätte ihm gern helfen mögen; sie stand ergebungsvoll und demütig vor ihm, und doch in einem unaussprechbaren Gefühl, als wäre sie noch immer die Gewährende.

Da blieb er unvermittelt wieder vor ihr stehen. Dann sagte er kurz: „Ich muß allein sein."

Er ging rasch hinaus, die Tür, die seiner Hand entglitt, schmetterte etwas. Wieke stand noch unbewegt.

Das vorhin so herzliche Zimmer sah nun anders, fremd und feindselig auf sie, und die Luft rauschte einsam. Sie hatte doch, Gott wußte, wie's gekommen war, auch ein wenig gutmachen wollen, nun lief er außer sich davon. Da lagen verlassen die roten hübschen Bände. Sie hob langsam die Hände und strich sich behutsam leidend über Schläfen und Haar.

Für einen Mann wie er, für jeden rechten Mann — sie verzog verächtlich nach einer bestimmten Richtung hin den Mund — war die Leidenschaft keine süße Flamme, an der man sich die Hände wärmte, sich die delikate Seele ergötzte, erquickte und erneuerte oder vor der man zufrieden oder gierigschauernd die Augen schloß, sondern eine ernste, schwere Sache, der man sich mit Haut und Haaren verschrieb, oder gegen die man mit Fäusten anging. Das gefiel ihr wieder bis ins kleinlaut frohlockende Herz an ihm, aber das machte die Lage nicht viel einfacher und tröstlicher.

Plötzlich machte sie die Augen weiter. Pipo würde nicht leise und ergeben pfeifend die Hände in die Taschen stecken.

Sie lauschte, draußen ging krachend die Haustür. Sie preßte die Lippen zusammen und legte den Kopf zurück. Auch das hatte sie nicht bedacht, sie schlich an die Gardine, doch da drehte sie sich erschrocken um, denn die emsige Lina kam herein und wünschte den Frühstückstisch abzuräumen. Die Mamsell warte unten, berichtete Lina. Da ging Wieke eifrig hinab.

Doch während die Mamsell sprach, dachte sie kläglich: ‚Das ist eine schreckliche Verwirrung.'

(Schluß des Romans folgt)

Digitized by Google

Johannes Klasing

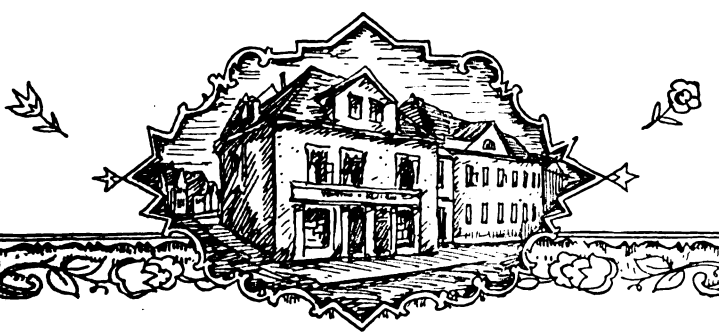
Ein Festgruß zum achtzigsten Geburtstag

Der Seniorchef der Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing, Kommerzienrat Johannes Klasing in Bielefeld, begeht am 19. Oktober seinen achtzigsten Geburtstag.

Nie war es das Streben dieses seltenen Mannes, äußere Ehrungen zu gewinnen. Viel lieber wich er ihnen aus. Nur bei einer einzigen Gelegenheit empfand er mit Befriedigung das Verständnis, das hohe und höchste Regierungsstellen seiner Arbeit und seiner Bedeutung als einer führenden Persönlichkeit im geistigen Leben entgegenbrachten: das war im kaiserlichen Deutschland, lang vor dem Weltkrieg, als der König von Preußen ihn ins Herrenhaus berief.

Es ist nicht leicht, ein erschöpfend zutreffendes Bildnis von Johannes Klasing zu entwerfen. Damit ist's nicht getan, ihn — wie es Festredner wohl tun möchten — in seiner Festigkeit und Treue mit der Eiche seiner westfälischen Heimat zu vergleichen. Bildet doch diese Urständigkeit nur einen Teil seines Wesens. Die westfälische Kraft und Stärke ist gepaart mit einem unendlich feinen weltbürgerlichen Gefühl für künstlerische Dinge. Und preisen ihn wieder andere Festredner als den königlichen Kaufmann, dann treffen sie darin doch einen der wesentlichsten Züge nicht: das nationale Empfinden des durch und durch deutschen Mannes vom Schlage Bismarcks.

Durch über zwanzig Jahre war es mir vergönnt, in ständigem Arbeitsverkehr dem Seniorchef des Hauses Velhagen & Klasing nahe zu sein, nur der Krieg riß mich aus dieser Tätigkeit an der Seite meines damaligen Redaktionskameraden Hanns von Zobeltitz, durch über zwanzig Jahre hatte ich Gelegenheit, Johannes Klasing zu studieren, seine Urteile, seine Entscheidungen, seine Meinungen zu hören, auf allen Gebieten seines vielseitigen Berufs, der politischen und sozialen Zustände, der Wandlungen von Mode und Geschmack . . . Aber ich würde nach diesem Interview von zwei Jahrzehnten dennoch nicht wagen, die Bildnisskizze, die ich von ihm aufzeichnen möchte, als unanfechtbar richtig hinzustellen. Denn das ist das Unerhörte: Johannes Klasing ist zwar zu allen Zeiten seines Lebens im Grunde derselbe starke Charakter, dieselbe in sich gefestigte Persönlichkeit geblieben, denn seine Weltanschauung war von sittlichen und religiösen Gesetzen geleitet, die ihm aus langer Ahnenreihe im Blute vererbt sind, — aber in jeder neuen, jungen Epoche wirkte er als Neuer und Junger; er ließ sich nicht an den Erfolgen genügen, die sein mehr und mehr zur Weltfirma sich entwickelndes Haus errungen hatte, damals als er Jüngling und Mann war, nein, als er nach dem Zusammenbruch Deutschlands, bereits ein Siebziger, sich mitten in die gefährlichsten Wirren gestellt sah, da zeigte er sich erst als der ganz große und starke Könner und Kämpfer. Während ringsherum ehrwürdige alte Firmen stürzten, oder sich der Vertrustung fügen mußten, oder in Gesellschaften aufgingen und damit das persön-



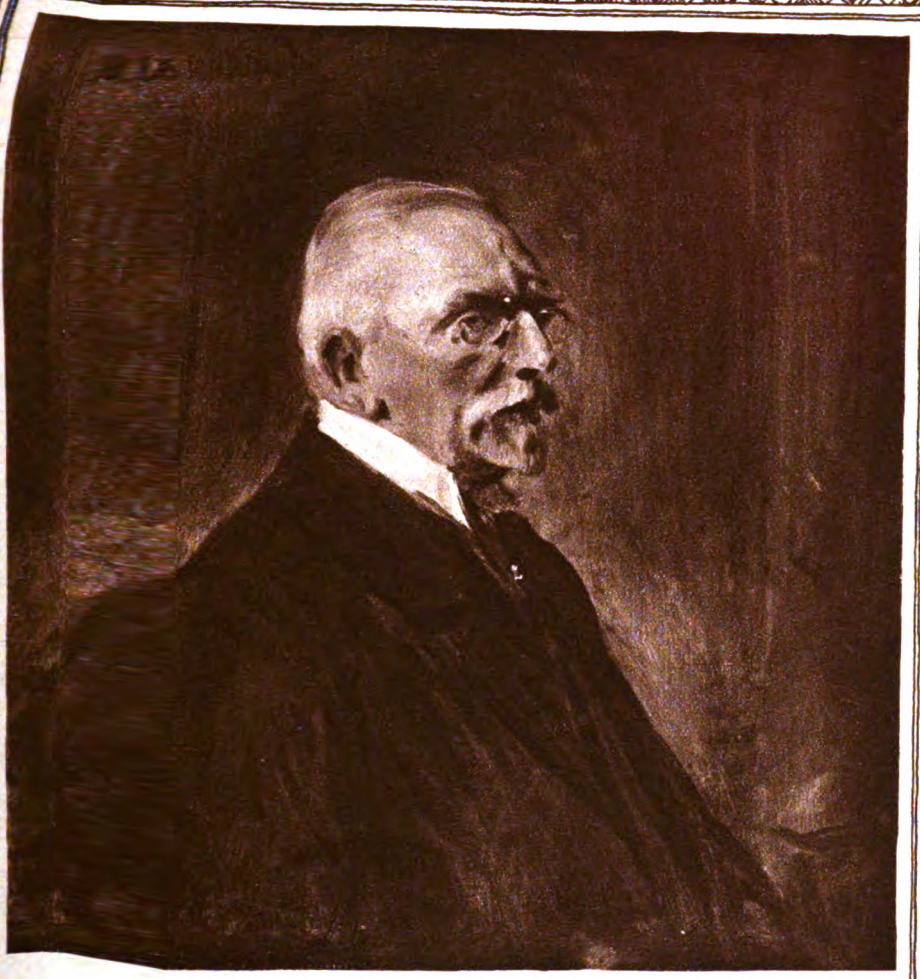
Digitized by Google

liche Gesicht verloren, hielt er stand, nun ganz trotzige Eiche. Es wurde an allem gespart, um auch nicht einen Pfennig Bankkredit in Anspruch nehmen zu müssen, gespart selbst bis auf die eigene Person, — nur an einem wurde nicht gespart: Velhagen & Klasings Monatshefte mußten, wenn auch vorübergehend an Umfang vermindert, in ihrer Ausstattung und in ihrem Inhalt, im Vierfarbendruck, im Kunstdruckpapier und in dem ganzen künstlerischen Gewand nach wie vor das Beste darstellen, was mit den damaligen Mitteln überhaupt zu erreichen war. Unsere Leser fühlten und erkannten es und haben es durch ihre Treue sichtlich gedankt. Es war ein Triumph, wenn in den trübsten Zeiten politischen und geschäftlichen Durcheinanders Auslandsstimmen es immer und immer wiederholten: „Eure Monatshefte sind das einzig Erfreuliche, das jetzt aus der zerrissenen alten Heimat zu uns gelangt!“ Seine treuen Mitarbeiter in den beiden Verlagshäusern, sein ältester Sohn Dr. August Klasing und Dr. h. c. August Velhagen in Bielefeld und sein Neffe Fritz-Otto Klasing in Leipzig, haben es oft bestätigt: Diese Höchstleistung eines großen Kaufmanns im achten Jahrzehnt seines Lebens gibt den überraschendsten und zugleich den bewundernswertesten Zug im Bildnis von Johannes Klasing!

Unsere Monatshefte bilden nur einen kleinen Teil der umfassenden Verlagstätigkeit des Hauses Velhagen & Klasing. Der vorbildlich geleitete Schulbücherverlag mit seinen bedeutsamen Nebenressorts, den in der ganzen Welt verstreuten Klassikerausgaben und den Lehrmitteln für Hochschulkurse, erfordert ein tägliches Mitgehen auf allen Gebieten der Erziehung. Ein wesentliches Bildungsmittel für das geistig anspruchsvolle deutsche Haus sind die Monographien zur Kunstgeschichte, zur Erdkunde, zur Weltgeschichte geworden, diese kostbar ausgestatteten, bilderreichen Monographien, die den Künstleraufsätzen unserer Monatshefte ihre Entstehung verdanken, ebenso die Volksbücher, die so recht eigentlich der Hand der Jugend und des wissensdurstigen Mannes aus dem einfachen Bürgerstande angepaßt sind. Velhagen & Klasings Geographische Anstalt hat in Andrees Handatlas und dessen Genossen der ganzen gebildeten Welt das beste und reichste Material geboten, das auf diesem Gebiet überhaupt denkbar ist. Das jetzt im 62. Jahrgang stehende Familienblatt „Daheim“ folgt aufs innigste und treueste der Weltanschauung seines Gründers: des tieffrommen Vaters von Johannes Klasing, der mit dieser Wochenschrift dem christlichen deutschen Hause eine Quelle der Erhebung, des Behagens, volkstümlicher Belehrung und froher Anregung geben wollte. An all diesen reichen Werken, auch an den unzähligen gelehrten und schönwissenschaftlichen des Verlags, hat das Oberhaupt der Firma bis in diese Tage mit unermüdlicher ernster Freude mitgewirkt und mitgeschaffen. Und sein Vorbild hat all den Männern geleuchtet, die in Bielefeld, Leipzig und Berlin, in Verlagskontoren und Schriftleitungen, seine Helfer sein dürfen: Liebe zur Sache und saubere Pflichterfüllung fördernd und vertiefend.

Das Schicksal hat Johannes Klasing viel schwerer geprüft als andere Männer, die heute als Großkaufleute oder Groß-

Digitized by Google



Johannes Klasing

Gemälde von Prof. Leo Samberger

Digitized by Google

Digitized by Google

industrielle an der Spitze ähnlich wichtiger und bedeutender Unternehmungen stehen. Viel Krankheit und Sorge sah sein Haus. Das biblische Jahrzehnt, das anderen Erfolggekrönten eine goldene Zeit ruhigen Genießens bringt, forderte von ihm nicht nur die feste Hand am Steuer des Schiffes, das durch die Klippen, Stürme und Brandungen von Krieg, Revolution und Inflation geführt werden mußte, sondern zu alledem noch die Überwindung unsagbaren Herzeleids.

Aber es ist etwas Unzerstörbares in diesem deutschen Manne, den sein Gottvertrauen und sein Selbstvertrauen auch in den grimmigsten Kämpfen des Lebens nie verlassen hat. Sein Losungswort war und blieb stets: Aufbauen!

Wenn die Schriftleitung dieser Monatshefte auf literarischem und künstlerischem Boden Erfolge aufweisen darf, dann verdankt sie's ihrem Verleger, der niemals ängstlich und vorsichtig auf alterprobte Rezepte vertraute, die eine frühere Epoche als die allein selig machenden gepriesen hatte, sondern wagemutig mitfortschritt — um sich nach einem Jahrzehnt etwa darüber freuen zu können, daß seine Zeitschrift nicht altmodisch geworden, sondern jung geblieben war. Wenn die Schriftleitung ab und zu nach der Meinung bedächtigerer Leser zu rasch vorwärts schritt, wenn es von draußen her Vorwürfe regnete, dann war er großzügig und weise genug, es der Schriftleitung zu überlassen, den Wert mahnender Stimmen selbst abzuschätzen und aus eigenen Fehlern für die Zukunft zu lernen. So gestaltete sich durch drei Generationen der Herausgeber hindurch, — von Pantenius über Zobeltitz bis zu mir, dem ehemaligen „Nesthäkchen", und zu meinen Kollegen Dr. Paul Weiglin und Rudolf Hofmann — der Verkehr der Schriftleitung mit unserem Seniorchef zu einem wundervollen Vertrauensverhältnis, wie es im Verlags- und Zeitschriftenwesen wohl ganz einzig dastehen mag.

Dies aber ist lediglich das Verdienst von Johannes Klasing. Er ist ein feiner Menschenkenner. Ihm würde es — wenn es ihn reizte — gewiß nicht schwer fallen, die Porträtskizzen seiner Mitarbeiter charaktertreu mit ein paar Strichen wiederzugeben. Einen Grundzug würde er bei allen festhalten können: die Freude, mit der sie hier in seinem Dienst, an seinem Werk schaffen. Diese Arbeitsfreudigkeit ergibt sich aus der ständigen Berührung mit ihm, mit dem fröhlich-jungen Geist seines im 80. Lebensjahr noch immer sich betätigenden herrlichen Optimismus.

Der Festgruß, den die Schriftleitung der Monatshefte Herrn Kommerzienrat Johannes Klasing zum 19. Oktober darbringt, besteht aus einem innigen Dank und einem herzlichen Glückwunsch. Unsere Leser werden sich im Geiste anschließen. Unabsehbar wäre der Zug der Gratulanten, wenn jeder Deutsche, der den Buchschöpfungen des Verlagshauses Velhagen & Klasing hohen geistigen und seelischen Gewinn verdankt, ihnen folgen wollte.

Berlin, im September 1926.

Paul Oskar Höcker.

Digitized by Google

Die Erfüllung der Erde mit Menschen

Von Geh.-Rat. Prof. Dr. Albrecht Penck

Am 2. Januar 1826, also vor beinah genau einhundert Jahren, hat Robert Malthus zum letzten Male die Bearbeitung seines berühmten Werkes über das Bevölkerungsgesetz mit dem Vorworte zur sechsten Auflage abgeschlossen. Das von ihm aufgestellte Gesetz, daß die Vermehrung der Bevölkerung auf der Erde rascher erfolgt, als die Vermehrung der Nahrungsmittel, hatte schon vorher lebhafte Beachtung gefunden. Sein Vorschlag, den offensichtlichen schädlichen Folgen der Vermehrung der Menschheit durch sittliche Enthaltsamkeit, nämlich durch vorsichtige Eheschließung bei sittlichem Leben zu steuern, steht noch heute im Vordergrund der Erörterung.

Seitdem Malthus 1803 sein System zum ersten Male vollständig veröffentlicht hat, ist eine Vermehrung der Bevölkerung der Erde eingetreten, die in der Geschichte der Menschheit beispiellos ist. Die Zahl der Menschen hat sich innerhalb eines Jahrhunderts verdoppelt. Große Länder sind der Kultur erschlossen worden, die bis dahin unbebaut waren, und es ist namentlich in Nordamerika und Australien das geschehen, was Malthus vom sittlichen Standpunkt nicht billigte: Es sind die Ureinwohner jener Länder ausgerottet oder in eine Ecke vertrieben worden, wo sie aussterben müssen. Aber dabei ist eine Siedlungsfläche für Millionen geschaffen worden. Eine Bewegung von Menschen durch Aus- und Einwanderung ist erfolgt, die Malthus nicht voraussah; dank verbesserter Verkehrsmittel kann der Bodenertrag weiter Fernen leicht zu den dichtest besiedelten Teilen der Erde gebracht werden, so daß auch hier eine starke Vermehrung der Bevölkerung stattfinden konnte. Nur einzelne reaktionäre deutsche Regierungen haben im 19. Jahrhundert die von Malthus empfohlenen Maßnahmen zur Geltung gebracht, indem sie die Eheschließungen erschwerten.

So steht das letzte Jahrhundert in anderm Zeichen als dem von Malthus' Lehre. Nicht haben sich die Menschen rascher vermehrt als ihre Nahrungsmittel, sondern umgekehrt, die rasche Vermehrung der Nahrungsmittel führte zu einer außergewöhnlichen Vermehrung der Menschheit. Aber am Schlusse dieses Jahrhunderts zeigen sich Symptome einer Beschränkung, die Malthus nicht als sittlich bezeichnen würde. In zahlreichen Ländern finden wir einen Rückgang der Geburtenzahl, der vielfach beträchtlicher ist, als die durch sanitäre und hygienische Maßnahmen geminderte Sterbezahl. Das Zweikindersystem Frankreichs hat angesteckt, es hat auch einen Teil der deutschen Bevölkerung ergriffen. Schon um die Jahrhundertwende sah ich in den Städten der ehemals puritanischen Neuengland-Staaten Häuser, welche leer standen, weil die besitzenden kinderlosen Familien ausgestorben waren. Die dem mörderischen Kriege folgende schwere Zeit hat diese Bewegung nur verstärkt, bei Siegern und Besiegten. In Frankreich wird der Rückgang der französischen Bevölkerung beinah katastrophal und wird nach außen hin lediglich durch die starke Einwanderung — 150 000 im Jahre — verschleiert. In einer Arbeitervorstadt Prags wurden neulich drei tschechische Volksschulen wegen Schülermangels geschlossen; die deutsche Arbeiterschaft folgt der schon vor dem Kriege verkündeten Empfehlung Kautskys mehr und mehr und beschränkt praktisch die Geburten. Schon ist der Norden Berlins kinderärmer geworden als der wegen seiner Kinderarmut früher verrufene Westen. Bereits ist die Zahl der künstlich herbeigeführten Fehlgeburten in der Reichshauptstadt nach Freudenberg so groß wie die Zahl der Lebendgeborenen.

Mag es nun nicht in allen Zeiten zutreffen, daß die Nahrungsmenge langsamer wächst als die Zahl der Menschen: sicher ist, daß bei stetiger Vermehrung einmal der Augenblick kommen muß, da alles verfügbare Land ausgenutzt und die Erde ganz mit Menschen erfüllt ist. Ist dann kein Mittel gefunden, Nahrung auf chemischem Wege zu gewinnen, so muß von jenem Moment an die Vermehrung der Menschheit stocken. Steht dieser Moment jetzt nach einem Jahrhundert rascher Volksvermehrung bevor? Kündet vielleicht der Rückgang in der Geburtenzahl seine Nähe? Von dieser Frage aus beurteilt hört die Erörterung über die größtmögliche Zahl der Menschen auf der Erde auf, bloßen akademischen Charakter zu besitzen, erhält die Frage nach der Erfüllung der Erde mit Menschen aktuelles Interesse.

*

Malthus hat das Problem nicht berührt. Er faßte bei seinen Studien nur einzelne Länder ins Auge. Er wollte dem Elende abhelfen, das ihnen durch zu rasche Vermehrung der Bevölkerung erwüchse, und dachte dabei kaum an eine Abwanderung derselben, wofür vor hundert Jahren die Voraussetzungen nur selten gegeben waren. Heute denken wir beim Problem an die gesamte Menschheit, und betrachten sie als eine Einheit, indem wir über trennende Rassen- und Nationalitätsunterschiede hinwegschauen; wir lenken den Blick auf die gesamte Erde. Dazu zeigt sich allerdings alsbald, daß unsere geographische Kenntnis von deren Oberfläche noch bei weitem nicht für eine eindringliche Untersuchung des

Digitized by Google

Gegenstandes ausreicht. Wie bei früheren einschlägigen Untersuchungen sind wir auch heute noch auf Schätzungen angewiesen. Eine solche habe ich selbst vorgenommen, indem ich von der produktiven Kraft der einzelnen Klimate ausging. Sie ist 1924 in den Sitzungsberichten der physikalisch-mathematischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen. Dort schätzte ich die wahrscheinliche größtmögliche Einwohnerzahl der Erde auf 7689 Millionen, die höchste denkbare auf 15 904 Millionen. Damit bleibe ich sehr weit hinter der enthusiastischen Annahme von Franz Oppenheimer zurück. Dieser Gegner von Malthus glaubte, daß die Erde 200 Milliarden Menschen nähren könnte. Danach müßten auf jedem Geviertkilometer Landes, ob Wüste oder Steppe oder Eisfeld oder Ackerland, nicht weniger als 1350 Menschen leben. — Wo bliebe denn da Raum für die Bodennutzung, wenn auf jedem Hektar 13½ Bewohner sitzen würden! Auch kann ich nicht dem frommen Verfasser der Harfe Gottes beipflichten, welcher die Auferstehung allen Fleisches damit zu begründen meint, daß 50 Milliarden Menschen ganz bequem auf der Erde untergebracht werden könnten und Raum in Überfluß haben würden, wenn erst die ungeheuren Wüstenstrecken der Sahara, in Arabien und Amerika sachverständig bewässert und berieselt sind. Mein Ergebnis nähert sich den Annahmen von Ballod (5600 Millionen), von Ravenstein (5994 Millionen), dem von Fircks (9000 Millionen), und bewegt sich zwischen den kürzlich von G. H. Knibbs zusammengestellten Zahlen (2942 bis 13 440 Millionen). Es ist etwas größer als das Ergebnis einer Schätzung von A. Fischer (6200 Millionen).

Nehmen wir an, daß die Erde rund genommen 8 Milliarden Menschen nähren könnte, so kommen 53 Bewohner auf den Geviertkilometer Landes. Die Zahl ist nicht hoch; sie entspricht etwa der Volksdichte von Pommern. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß vier Zehntel der Landoberfläche von Wüsten allerart und von dürren Steppen eingenommen werden, die nur eine geringe Zahl von Menschen zu ernähren imstande sind. Die große Menge der letzteren muß sich auf rund 90 Millionen Quadratkilometer zusammendrängen, rund 90 auf dem Geviertkilometer. Diese Volksdichte ist erheblich größer als die Frankreichs, sie entspricht etwa der des Reiches von 1890. Weit bleibt die heutige Bevölkerung der Erde (1,8 Milliarden) hinter der möglichen von 8 Milliarden zurück. Sie kann sich noch mehr als vervierfachen, bevor die Erde ganz mit Menschen erfüllt ist. Noch ist eine Verminderung der Geburtenzahl für die gesamte Menschheit nicht nötig. Das erscheint als tröstliche Erkenntnis, namentlich wenn wir uns vergegenwärtigen, wie hoch das Alter des Menschengeschlechtes ist, und wie gering dessen Zunahme im Laufe der Jahrtausende war. Nehmen wir an, daß eine Horde von 100 Menschen vor 100 000 Jahren existierte, so hat deren jährliche Vermehrung nur 0,0017 Prozent betragen, wenn ihre Nachkommenschaft in 100 000 Jahren auf die heutige Seelenzahl von 1800 Millionen angewachsen ist. In diesem Maße sich fortvermehrend, würde die Menschheit erst in 9000 Jahren die Erde erfüllen. Wenn wir aber ihr Alter auf 200 000 Jahre schätzen, welche Zahl mir wahrscheinlicher vorkommt als die angenommenen 100 000, so wäre die Erfüllung der Erde erst in 18 000 Jahren zu gewärtigen, also in einer Zeit, die weit über den Grenzen menschlichen Vorausseh ens gelegen ist.

★

Anders gestaltet sich die Frage, wenn wir an die außergewöhnlich starke Vermehrung der Bevölkerung während des letzten Jahrhunderts denken. Wenn sich die Zahl der Menschen wieder in 100 Jahren verdoppelt, werden wir im Jahre 2026 3,6 Milliarden, 2126 7,2 Milliarden haben. In beängstigende Nähe rückt dann der Zeitpunkt der Erfüllung der Erde mit Menschen mit all seinen schwer überblickbaren Folgen. Bevölkerungsstatistiker haben wiederholt darauf gewiesen, daß das Wachstum der Bevölkerung nicht mehr in gleichem Maße wie bisher fortgehen könne, und warme Anwälte der Lehre von Malthus sind aus ihrer Mitte neuerdings erwachsen; die selbstgewollte Beschränkung in der Geburtenzahl ganzer Völker könnte daher wie eine instinktive Vorbeugung einer der ganzen Menschheit ziemlich dicht bevorstehenden Gefahr gedeutet und vom Bevölkerungspolitiker gebilligt werden. Anders denkt der Naturhistoriker. Ihm erscheint die Vermehrung jeder Art als ein Zeichen der ihr innewohnenden Kraft; er kann in der Verminderung der Zahl einer Art durch geminderte Fortpflanzung nur ein Anzeichen des Erlahmens ihrer Stärke erblicken. Für ihn ist die Zunahme der Menschen ein äußerst wirkungsvoller Faktor, denn ohne sie würde die Begierde nach Ernährung nicht zunehmen, welche, wie Malthus sehr richtig bemerkte, „die Triebfeder der meisten Leistungen ist, von denen die vielfachen Verbesserungen und Errungenschaften des zivilisierten Lebens herrühren". Der Naturforscher kann nicht anders denken, als das Bibelwort zum Ausdruck bringt: Seid fruchtbar und mehret euch. Das Gegenteil kommt ihm nicht bloß als dekadent, sondern geradezu als gefährlich vor. Aber kein Naturhistoriker wird verkennen, daß der Mensch als ein mit Vernunft begabtes Wesen seinen Begierden nicht bloß frönt, sondern sie auch zu zügeln und zu regeln befähigt ist. Er wird Malthus durchaus beipflichten, wenn dieser nicht bloß eine Regelung der Begierde nach Ernährung durch Achtung von Eigentumsrechten verlangt, sondern auch eine Zügelung des Triebes nach Vermehrung, der als Geschlechts-

Digitized by Google

liebe dem Menschen innewohnt. Nicht leichtsinnig sollen die Kinder in die Welt gesetzt werden, aber auf der anderen Seite soll die Aufgabe nicht außer acht bleiben, daß sich ein Volk, daß sich die Menschheit vermehrt. Vernünftige Vermehrung erscheint uns als ein besseres Schlagwort, als sittliche Enthaltsamkeit oder vorbeugender Verkehr, wie Kautsky will. Denn wir sollen die Schwächeregungen, die in der Menschheit vorhanden sind, durch besondere Empfehlungen nicht großzüchten. Vernünftig lieben und vernünftig kämpfen sollte das Motto der Menschheit sein. Große Kämpfe stehen ihr noch bevor, wenn sie die Erde wirklich erfüllen will. Das erkennen wir, sobald wir uns nach den Räumen umsehen, die heute noch Menschen in großer Zahl aufnehmen können.

*

Sie liegen vornehmlich in den Tropen. Hier erstrecken sich die weiten Urwälder Amazoniens, wo die Sonnenstrahlen bei reichlichem Niederschlag eine ungeheuer üppige Vegetation hervorrufen, aber die Menschen so dünn gesät sind wie im unwirtlichen Ostsibirien. Hier dehnen sich die Urwälder von Guinea, die von Galeriewäldern durchsetzten Grasflächen des Kongogebietes, die dürftiger besiedelt sind als Finnland. Hier liegen in regenreichem Klima die Inseln des malaiischen Archipels, mit einer Ausnahme ebenso dünn bewohnt. Diese Ausnahme aber zeigt uns, welche Kraft dem Tropenboden innewohnt: In Java ernährt er 300 Einwohner auf dem Quadratkilometer. Im ganzen bergen die Tropen heute 500 Millionen Menschen und 5000 Millionen könnten sie Lebensmittel gewähren. Hier ist noch eine Nährfläche für 4½ Milliarden, in gemäßigten Zonen nur noch eine solche für 1,7 Milliarden. In den Tropen liegt die Zukunft der Menschheit. Nur in den Hochländern findet sich hier — mit Ausnahme von Java — eine dichtere Bevölkerung, so vor allem auf dem Hochland von Dekkan, so ferner auf dem Hochland von Ruanda in Deutsch-Ostafrika, so endlich auf den andinen Hochländern in Columbien, Ecuador und in Peru. Mörderisch ist vielfach das Klima in den tropischen Tiefländern, nur wo sie an Hochländer anstoßen, und wo diese immer aufs neue Menschen abgeben können, sind sie dichter bewohnt, wie z. B. die Coromandelküste auf der Ostseite von Dekkan. Entnervend wirkt ihr feucht-heißes Klima auf den Menschen, körperlich schwach sind ihre Bewohner. Leistungsunfähig ist der Indianer Amazoniens. Der Neger ist ihm an körperlicher Kraft überlegen, aber ihm fehlt wie dem Malaien die Tatkraft des Europäers oder die Zähigkeit des Chinesen. Sollen die großen natürlichen Vorteile der Tropen für die Menschheit genutzt werden, so muß man sie mit stärkeren Rassen erfüllen.

Das ist nicht möglich auf dem gewöhnlichen Wege der Einwanderung. Auch der Europäer erliegt der erschlaffenden Wirkung des tropischen Klimas. Bewahren die Eingewanderten selbst zwar nicht selten ihre Kraft, so sind doch ihre Nachkommen meist schwächlich. In Europa läßt deswegen der in Indien wirkende Engländer seine Kinder aufziehen, und er kehrt im Alter meist in die Heimat zurück. Nur ausnahmsweise haben sich ganze Generationen von Europäern in den tropischen Tiefländern gehalten; die Burgher, die Nachkommen der auf Ceylon seßhaft gewordenen Holländer, haben die Energie ihrer Vorfahren verloren. Nur auf dem Wege allmählichen Vorrückens, schrittweiser Akklimatisation erscheint es möglich, die tatkräftigen Menschen der gemäßigten Breiten in die Tropen zu bringen, nur durch stete Zufuhr neuen Blutes auf diesem selben Wege, sie hier zu erhalten. Einem solchen allmählichen Einwandern in die Tropen stellt aber die Natur dem Westeuropäer ein unüberwindliches Hindernis entgegen: die Sahara. Völkerwoge auf Völkerwoge hat sich aus dem mittleren und nördlichen Europa in den Süden unserer Erdteile geworfen, bis nach Nordafrika sind die Wandalen gekommen. Kein weißes Volk hat die Sahara durchschritten und ist bis in die Tropen gelangt. Bis an die Sahara reichen lichthäutige, manchmal blauäugige Berbern, jenseits leben Neger, die ganz schwarzen in Senegambien. An Afrikas Westküste klafft zwischen Weißen und Schwarzen eine Lücke, die ihre Berührung hemmt. Nur über die See können weiße Westeuropäer in die Tropen gelangen.

Den Anfang hiermit haben Spanier und Portugiesen gemacht; ihre kolonisatorische Tätigkeit beschränkte sich im wesentlichen auf die Tropen, und beide haben hier Tüchtigeres geleistet, als gemeinhin geglaubt wird. Es war einer der kritischen Momente der Weltgeschichte, daß im selben Jahre, da Granada fiel und ganz Spanien von den Arabern befreit war, Amerika entdeckt wurde. Der Impuls des spanischen Volkes, der durch sieben Jahrhunderte sich gegen die Mauren gerichtet hatte, bog nunmehr in die Neue Welt ab, und hier setzten sich die Spanier in den tropischen Hochländern fest, die der Sitz einer einheimischen, z. T. hoch entwickelten Kultur waren. Mexiko, die hochgelegenen Teile von Mittelamerika, die Hochländer von Venezuela und Columbien, die von Ecuador, dem heutigen Bolivien und Peru wurden die Sitze spanischer Macht, die Ziele spanischer Auswanderung, die allein bisher zu einer Seßhaftmachung einer größeren Zahl von Weißen in äquatorialen Breiten geführt hat. Aber der Einwanderer waren nicht viele; der Nachschub von Europa ließ nach, als britische Seeräuber die spanischen Silberflotten kaperten, und hörte auf, als das Mutterland in die Wirren der napoleonischen Zeit einbezogen wurde. Engherzige Maßnahmen hemmten überdies die Entwick-

Digitized by Google

lung der Kolonien; sie waren schwach, als sie sich selbständig machten. Durch natürliche Vermehrung hat sich in ihnen seither das weiße Element vergrößert, durch Vermischung mit den Eingeborenen hat es sich verbreitet; es bietet heute Kernpunkte, von denen aus das weiße Element in die Tiefländer herabsteigen kann. Erschwert wird dies in hohem Maße allerdings auf der Ostseite der andinen Staaten Ecuador, Bolivien und Peru; denn wenn auch diese drei hereinreichen in das Amazonas-Tiefland, so ist doch der Abfall dahin ein so überaus steiler, daß für eine schrittweise Akklimatisation kein Raum ist. Überdies trennt ein dichter, regenfeuchter Urwald Hoch- und Tiefland und bildet eine Schranke, die nur von wenigen Wegen durchbrochen wird. Ohne Berührung miteinander haben sich die alten Kulturen der Indianer auf dem Hochlande und im Tieflande entwickelt; meridionale Beziehungen spielten in beiden eine große Rolle, aber keine solche von West nach Ost, von der Höhe zur Tiefe. Hier ist keine Eingangspforte für tatkräftige Weiße in die an Pflanzen üppig reiche Tropenwelt. Günstiger liegen die Dinge in Columbien und Venezuela, am günstigsten in Mittelamerika und in Mexiko, wo heute schon Weiße von der Tierra fria herabreichen in die Tierra caliente, ohne allerdings hier einen Arbeiterstand zu geben. Wird die Vermehrung der Bevölkerung auf dem Hochlande stärker, so wird diese sich mehr und mehr in die Tiefe drängen; das ihr mehr oder weniger beigemischte weiße Blut wird in die üppigen Tropen eindringen und hier arbeiten. Ein weiterer Weg dahin führt aus dem Süden. Während aber in Chile die Wüste Atacama durch ihre Trockenheit ein Einwandern der weißen Bevölkerung in die Tropen hindert, liegen dafür die Dinge in Argentinien äußerst günstig. Da dehnt sich ununterbrochen eine Ebene vom Graslande der Pampas durch das Waldland des Gran Chaco bis in die Ebenen und Hügelländer am Ostfuße der Anden; allmählich vorrückend kann sich hier die weiße Bevölkerung, die durch zahlreiche italienische Einwanderer frisches Blut aus Europa bekommt, schrittweise akklimatisieren und in die Tropen gelangen; gleiches kann aufwärts am Uruguay, Paraná und Paraguay stattfinden: das System des La Plata ist der Weg, auf dem Abkömmlinge von Südwest- und Südeuropäern in die Tropen allmählich hineinakklimatisieren können.

Einen zweiten Weg bieten die Hochländer Brasiliens. Hier sind Portugiesen seßhaft geworden; in neuerer Zeit haben sich unter sie zahlreiche Italiener gemischt, Deutsche sind hinzugekommen. Ist diese weiße Bevölkerung einstweilen auch nur im Subtropengebiet und in einem schmalen Streifen der angrenzenden Tropen seßhaft geworden, so wird sie sich bei kräftigem Anwachsen mehr und mehr äquatorwärts schieben, — schon gedeihen deutsche Siedlungskolonien innerhalb der Wendekreise, — und folgt sie der allmählichen Abdachung des Landes, so kommt sie in das Bereich jener großen, flachen Einbiegung Südamerikas, in welcher ziemlich genau unter dem Äquator der Amazonas fließt. Dessen ungeheures Waldland, in das heute nur Kautschuksammler eingedrungen sind, fällt in das Ausdehnungsbereich der weiter im Süden seßhaft gewordenen Spanier und Portugiesen, und kann von diesen in Kultur genommen werden. Auch vom Hochlande von Guyana aus kann es durch eine sich schrittweise akklimatisierende Bevölkerung weißen Ursprungs besetzt werden: Nirgends liegen die Bedingungen für die Erfüllung der feuchten Tropen mit Menschen europäischen Ursprungs günstiger als in Südamerika. Es bietet Raum für genau den vierten Teil der Menschheit, welche die Erde ernähren könnte, nämlich für zwei Milliarden. Dabei birgt es heute nur 63 Millionen. Hier ist Platz noch für 1937 Millionen Menschen! Aber dieser Platz muß mühsam erkämpft werden. Er wird zum größten Teil von dichtem Urwald bedeckt, der gerodet werden muß. Er besteht längs der Flüsse aus sumpfigem, fieberschwangerem Gelände, das einzudeichen ist. Tropische Schwüle lähmt die Arbeit. Nur Menschen, die ihr Leben voll einsetzen, kommen hier vorwärts. Tausende werden unterliegen, die nicht dem Klima zu trotzen vermögen. Nur tropenharte Menschen können hier die Pioniere der Kultur liefern. Diese können nur aus dem Kreise der bereits in den Tropen akklimatisierten hervorgehen. Erst wenn sich die jetzt in Kultur genommenen Gebiete mit Menschen gefüllt haben, wird die schrittweise Wanderung zum Äquator eintreten, die den Raum für die Menschheit schafft.

Die beiden anderen westeuropäischen Völker, welche den Spaniern und Portugiesen als Kolonisatoren folgten, die Niederländer und die Briten, sind nirgends in den Tropen in nennenswertem Umfang eingewandert. Sie haben sich als Kaufleute an den Küsten oder als Beamte im Innern immer nur vorübergehend niedergelassen und haben ihre Energien durch Vermittlung von eingeborenen Arbeitskräften zur Wirkung gebracht. So die Niederländer auf Java und sonst auf der Insulinde, die Briten in Indien. Einen Stock von Tropenbevölkerung haben sie nicht geliefert, wohl aber haben die Briten den gesamten nordamerikanischen Kontinent mit Ausnahme seines mittelamerikanischen Anhanges besetzt. Hier hat sich der energischen weißen Rasse ein großartiges Feld für Kolonisation geboten. Hier hat sie im Laufe des letzten Jahrhunderts einen Zuwachs von mehr als 100 Millionen bekommen können, und weite Flächen stehen noch der Nutzung offen. 1120 Millionen Menschen könnte der

Digitized by Google

gesamte Erdteil bergen, und enthält heute nur den siebenten Teil davon. Aber der Osten Nordamerikas, der allein eine dichtere Bevölkerung aufnehmen könnte, reicht nur bis nahe an die Tropen heran und nirgends in dieselben hinein. Das Meer setzt der Ausdehnung seiner Bevölkerung bis in die Tropen eine Schranke. Im Westen hingegen schalten sich Wüsten zwischen den Rumpf des Erdteiles und dessen in Mittelamerika bis in die Tropen hineindringende Südspitze ein. Diese Wüsten allerdings sind hier minder undurchdringlich als die Sahara. Es erheben sich Gebirge, deren Fuß mit Oasen umsäumt ist. Mit beispielloser Energie sind die U.-S.-Amerikaner in diesen trockenen Westen eingedrungen und haben Erstaunliches an Kulturarbeit geleistet. Aber hier stoßen sie auf Spanier. Diese haben sich von Süden kommend bereits im trockenen Westen festgesetzt; ist das Herrschaftsbereich Mexikos hier zwar bis an den Rio Grande del Norte zurückgedrängt, und ist politischer Einfluß der Vereinigten Staaten darüber hinaus geltend, so hat sich doch kein Einwandererstrom über den Strom ergossen. Der Weg in die Tropen ist hier den Abkömmlingen weißer Nordeuropäer ebenso gesperrt wie im Osten; sie müssen übers Meer auswandern, wenn sie die Tropen besetzen wollen.

Dagegen können Leute nordeuropäischen Ursprungs auf der Südhemisphäre sich in die Tropen hineinschieben, da sie hier außerhalb der letzteren in gemäßigten Breiten Fuß fassen können. Erst Holländer, dann Briten haben sich am Kap der guten Hoffnung festgesetzt. Erstaunlich ist, wie jene sich der Natur des Landes angepaßt haben. Der Bur hat die Hochländer Südafrikas erschlossen und ist auf ihnen bis an den Saum der Tropen gelangt; er würde wahrscheinlich bis in dieselben eingedrungen sein, wenn er kräftigen Nachschub aus dem Mutterlande erhalten hätte. Aber dieser blieb aus, als das Kap englisch wurde, und die Engländer sind nicht ausdehnungslustig genug, um den Buren als Kolonisatoren zu folgen, ja, sie haben in kurzsichtiger Politik eine Zeitlang die eingeborenen Negervölker gegenüber den Buren begünstigt. Heute bilden die Schwarzen für das Eindringen der Weißen von Südafrika her in die Tropen ein viel stärkeres Hindernis als noch vor 50 Jahren. Es müßte eine zielbewußte Zusammenfassung aller weißen Kräfte in Südafrika stattfinden, um dies rasch anwachsende Hindernis zu beseitigen. In der südafrikanischen Union geschieht solches indes nicht. Einen zweiten Weg in die Tropen eröffnet für die weiße Rasse nordeuropäischer Herkunft die Ostseite von Australien. Briten erstreckten sich hier aus den gemäßigten Breiten bis nicht allzuweit vom Äquator. Unbehindert durch Eingeborene konnten sie aus Neu-Südwales nach Queensland im Norden gelangen, bis in die Tropen hinein. Aber hier verlockte die Möglichkeit tropische Früchte anzubauen dazu, fremde Arbeiter heranzuziehen. Chinesen wurden ins Land gebracht; sie sind nunmehr guten Teils durch Italiener und andere ersetzt. Wie in Südafrika vermeidet der Brite das schrittweise Vorgehen in der Besetzung des Landes; nur in sehr geringem Umfange geschieht die hier sehr leicht mögliche schrittweise Akklimatisation und die Heranzüchtung tropenharter Weißer, wie günstig auch hier die Voraussetzungen sind. Der Weg in die Tropen steht hier zwar einer weißen Bevölkerung nordeuropäischen Ursprungs offen, diese aber vermehrt sich in Australien nicht entschieden genug, um ein natürliches Überfließen in der von der Natur gegebenen Richtung zu erzielen.

Können der Südeuropäer und der Nordeuropäer erst dann in die Tropen hineindringen, wenn sie über See seßhaft geworden sind, so liegen für den Osteuropäer sowie für den Ostasiaten die Dinge anders. Beide können auf dem Landwege in die Tropen hineinwachsen; das ist geschehen und geschieht noch. Zwar schalten sich auch zwischen die fruchtbaren Ebenen Osteuropas und das reiche Indien Wüsten ein, aber sie sind anderer Art als die Sahara zwischen den Mittelmeerländern und der Guineaküste. Sie ähneln mehr den Wüsten im Westen Nordamerikas. Hier wie da erheben sich Gebirge, welche selbst in der Mitte der Wüste Niederschläge hervorrufen; sie entsenden in dieselbe belebende Flüsse, an die sich Oasen knüpfen. Von Oase zu Oase an Gebirgen entlang, oder quer über die letzteren hinweg können sich hier Völker ausbreiten, kann man vom Osten Europas nach Indien gelangen. Daß hier Völker gewandert sind, bezeugt die Verbreitung der indogermanischen Sprachen; wie auf diesem Wege europäische Kultureinflüsse nach Indien gekommen sind, lehren die Folgen des Alexanderzuges. Die Ausbreitung des Mohammedanismus hat die kulturelle Brücke gesprengt, und der ethnische Zusammenhang ist durch das Eindringen der Turkvölker als Herrscher in die persischen Länder gelockert worden. Durch Festsetzung der Engländer als Beherrscher Indiens sind zwar neue kulturelle Beziehungen auf dem Seewege zwischen Europa und Indien hergestellt worden, die durch Erbauung des Suezkanales eine wesentliche Befestigung erfahren haben. Aber die Briten bewirken nicht die Zufuhr neuen Blutes nach Indien, keine verjüngende Kräftigung der indischen Völker. Sie haben lediglich deren zahlenmäßiges Anwachsen umsichtig begünstigt, und im Bereich ihrer Herrschaft ist die Bevölkerung viel größer geworden als irgendwo sonst auf gleich großer Fläche in den Tropen. Gleichwohl können einzelne Teile Nahrung abgeben, und es ist sicher, daß Indien eine noch viel stärkere Bevölkerung aufnehmen könnte, wenn diese selbst plan-

Digitized by Google

mäßig an die Ausdehnung und Erfüllung des Kulturlandes gehen würde. Das aber hat eine gewiße Zufuhr von aktivem europäischem Blute, nicht bloß ein Aufgreifen europäischer Ideen zur Voraussetzung. Es scheint sich ein solcher Vorgang vorzubereiten. Rußland betreibt eine aktive asiatische Politik. Längst hat es seine Grenzen bis in den Wüstengürtel hineingeschoben, welcher Europa von Indien trennt. Mehr und mehr kommt sein Einfluß auf den Oasenstraßen dahin zur Geltung. Es hat sich mit Ideen erfüllt, die, ob richtig oder falsch, eine völkerbewegende Kraft haben. Es hat die Macht, die Landbrücke zwischen Indien und Europa wieder herzustellen und damit den Völkerweg in die Tropen wieder zu eröffnen, der seit dem Altertum außer Benutzung ist. Damit würde die Straße wieder zur Geltung kommen, welche bereits vor Jahrtausenden energische Menschen der gemäßigten Breiten in die Tropen geführt hat, und Indien könnte für die Erfüllung mit Menschen eine Rolle spielen.

Dies ist früher von anderer Seite her geschehen, nämlich von der Ostküste Asiens aus. Von hier kamen die seefahrtkundigen Malaien, deren Heimat wir wohl an der Nordgrenze der Tropen zu suchen haben. Bis in letztere hinein haben sich von Norden her am Oststamme der Alten Welt die Chinesen ausgedehnt, von ihren Urstitzen her, die am unteren Hoangho gelegen haben mögen. Sie erweisen, daß ein Volk der gemäßigten Breiten bei schrittweiser Akklimatisation in den Tropen heimisch werden kann. Einheitlich ist zwar das Monsunklima im Osten Asiens, und richtig ist, daß der Chinese des Nordens denselben regenreichen Sommer im Süden Chinas wieder trifft, den er daheim hat. Aber grundverschieden ist der Winter. Eiskalt im Norden erheischt er eine viel größere Abhärtung der Bevölkerung als im wintermilden Süden. Chinesischer Einfluß hat sich frühzeitig schon nach Tonking, Annam und Siam erstreckt, in die Ländergruppe, aus der die Malaien gekommen sein mögen, und ist er hier auch politisch heute durch Frankreich gebrochen, so ist er doch kommerziell vielfach noch vorhanden; chinesische Kaufleute und Kulis sitzen bereits auf der Halbinsel Malakka und unter dem Äquator in Singapore. Deutlich sehen wir eine schrittweise Akklimatisation der Chinesen innerhalb der Tropen; ihr allmähliches Vordringen bis in die Insulinde hinein zeigt uns, wie ein tüchtiges Volk einen Teil der Tropen zu erfüllen vermag, ohne von politischen Kräften getragen zu werden.

Ähnliches können wir noch weiter im Osten wahrnehmen. Aus den gemäßigten Breiten heraus ist Japan bis in die Tropen hinein gewachsen, in denen es Formosa gewann. Hier folgt das Volk der Ausdehnung des Staates, und folgt diesem auch auf den Inseln des nördlichen Pazifischen Ozeans. Die Philippinen liegen in der Richtung seiner Expansion. Von drei Seiten her laufen auf den malaiischen Archipel Ausdehnungsmöglichkeiten kräftiger Nordvölker zu, ja, wenn Queensland noch eine Bahn für ihre schrittweise Akklimatisation werden sollte, würde noch eine vierte zu nennen sein. Der Archipel erscheint ebenso als ein Sammelpunkt für die Auffüllung der Tropen mit kräftigen Menschen wie Amazonien in der Neuen Welt. Über seine Zukunft wird das Volk entscheiden, das ihn zuerst besetzt.

Dagegen erscheint das tropische Afrika nicht als der Zielpunkt einer Einwanderung eines kräftigen, in den gemäßigten Breiten wurzelnden Volkes. Die Sahara trennt es von den Mittelmeerländern und dessen tüchtigen Bewohnern, und Südafrikas weiße Bevölkerung ist nicht stark genug, um viel zu seiner Erfüllung beitragen zu können. Die schwarze Bevölkerung Afrikas gehört gleich den Indern zu den leistungsfähigen der Tropen. Die Fremdherrschaft führt dem Lande keine bleibenden Kräfte, sondern nur zeitweilige Besucher zu, Beamte oder Kaufleute. Das ostafrikanische Hochland, das sich mit Unterbrechungen von Abessinien bis zum Nyassa-See zieht, besitzt zwar Inseln höherer und älterer Kultur, ist aber nicht reich genug an Menschen, um als Verbreitungszentrum zu dienen, und seine Besetzung mit Weißen ist nicht erfolgt. So wird sich das übrige, durchschnittlich auch hochgelegene tropische Afrika allmählich bei günstigen politischen Umständen von sich selbst aus mit Menschen füllen. Es müßte denn sein, daß Indien etwas von seinem Überschuß ihm abgäbe.

*

Auf verschiedenen Wegen ist auf der Erde die Möglichkeit geboten, daß kräftige, willenstarke Menschen aus den gemäßigten Breiten unter schrittweiser Akklimatisation in die Tropen gelangen. Klimatische Verhältnisse machen die Ostseiten der Kontinente dafür am meisten geeignet, wo sich neben warmen Meeresströmungen wohlbenetzte Länder aus der kühlen gemäßigten Zone bis in die warmen Tropen erstrecken. Der Weg an der Ostküste Asiens führt Chinesen und Japaner bequem in die Tropen: die ersteren sind dabei am weitesten gekommen. Auf den Westseiten der Kontinente ist ein solches schrittweises Einwandern in die Tropen unmöglich, da sich hier am Saume kalter Meeresströmungen regelmäßig unbesiedelbare Wüsten zwischen die gemäßigten Breiten und die Tropen schalten. Aber hier bietet sich der Umweg über die Ostküsten des nahe gegenüberliegenden Erdteiles. In Südamerika wechselt der West- und Südeuropäer am leichtesten in die Tropen; er könnte es auch im östlichen Südafrika sowie in Ostaustralien tun. Südhemisphäriker haben diese Wege nie benutzt. Infolge der Zuspitzung der Landmassen nach Süden nimmt die gemäßigte Zone auf der

Digitized by Google

Südhemisphäre weniger Raum ein, als auf der Nordhemisphäre, erscheint deswegen viel weniger als eine Brutstätte von Menschen mit Expansionsbedürfnis. Aber Nordhemisphäriker, hierher gebracht, vermehren sich hier rasch und erscheinen befähigt, von Süden aus in die Tropen einzudringen, aus denen sonst nach Süden Völker herauswanderten oder ausgestoßen wurden. Dem Osteuropäer aber bieten sich Oasenstraßen durch die Wüsten Persiens nach dem fernen Indien; das ist der einzige Weg, der in früheren Zeiten langsamer Völkerbewegung in die Tropen benutzt worden ist.

Längst ist bekannt, wie leicht sich die gelbe Rasse in den Tropen akklimatisieren kann. Daß es auch die weiße zu tun vermag, sollte man schon aus den nach Indien gelangten Indogermanen schließen, und offenbarte sich in der Leichtigkeit, mit welcher Spanier sich auf den Hochländern von Mittel- und des westlichen Südamerika einzuleben vermochten, verrät sich durch die Schnelligkeit, wie sich die Nachkommen portugiesischer und italienischer Einwanderer in Brasilien vermehren. Daß selbst Nordländer als Ackerbauer in den Tropen arbeiten können, lehren die deutschen Bauern in Espirito Santo, die Buren im nördlichen Transvaal, die Engländer von Queensland. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sich auch Weiße, die aus dem nördlichen Europa stammen, weiter in den Tropen verbreiten können, wenn dies schrittweise geschieht. Ungeeignet als Tropenarbeiter ist nur jener Weiße, der aus den gemäßigten Breiten jäh in die Tropen einrückt, welcher sozusagen mit einem Kopfsprung sich in dieselben stürzt. Jede Akklimatisation verlangt Zeit. Ihr Ziel muß sein, kräftige und energische Männer bis in die tropischen Tiefländer zu bringen, denn in diesen ist der Reichtum der Natur am größten, hier entfaltet sie ihre stattlichste Produktionskraft, die der Mensch für seine Zwecke nutzen kann. Die gelbe Rasse hat dieses Endziel schon erreicht; die Weißen stehen eben erst im Begriffe, von den tropischen Hochländern, auf denen sie sich vielfach schon akklimatisiert haben, herabzusteigen.

Ob die Akklimatisationswege, die in die Tropen führen, benutzt werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht allein dem Geographen zufällt. Aber klar vermag er die ungeheuren Schwierigkeiten zu erkennen, welche ihrer Benutzung entgegenstehen. Sie liegen nicht bloß in der Natur der zu erschließenden Länder, sondern auch darin, daß die Bedeutung der Tropen als Kornkammern der Erde praktisch noch gar nicht in Erscheinung tritt, sondern lediglich theoretisch erschlossen wird. Heute liegen alle Kornkammern der Erde an den gemäßigten Breiten. Versiegt die eine, so tut sich die andere auf. Der deutsche Osten und Polen ist ersetzt worden durch Rußland, das allerdings in letzter Zeit, aber offenbar nur vorübergehend, sich selbst ausgeschaltet hat. Gehen die Vereinigten Staaten als Getreidelieferanten zurück, so tritt nunmehr Kanada an ihre Stelle. Argentinien und Australien haben sich dazu gesellt. Nach diesen Getreideländern richtet sich die Auswanderung. Die großen Menschenbewegungen der letzten hundert Jahre haben lediglich innerhalb der beiden gemäßigten Zonen stattgefunden, wo große Ländergebiete brach dalagen. Deren Besetzung verursachte die ungeheure Vermehrung des Menschengeschlechts, die so manchen mit Sorge erfüllt. Aber je mehr Menschen die Kornkammern an sich ziehen, desto mehr füllen sie sich mit solchen, und es muß einmal die Zeit kommen, da sie aufhören Kornkammern zu sein. Dann wird sich der Blick auf die Tropen richten, und dann werden letztere das Ziel der Auswanderung werden. Diese Wanderung aber findet nicht statt innerhalb ein und derselben Zone; sie erheischt nicht wie für die so zahlreicher Europäer nach Nordamerika eine geringe Akklimatisation, sondern eine sehr große, die nur schrittweise möglich ist. Die Neueinwanderer werden sich daher nicht, so wie es in den Vereinigten Staaten vielfach geschehen ist und heute noch in Kanada erfolgt, an der Peripherie der bereits Eingewanderten ansiedeln können, sondern müssen sich sozusagen hinter ihnen aufstellen und werden sie vorwärts schieben müssen. Den an der Spitze marschierenden wird aber die größte und schwierigste Kulturarbeit zufallen, welche die Menschheit auf der Erde zu leisten hat, die Urbarmachung des tropischen Urwaldes. Das ist eine schwierigere Aufgabe als diejenige, welche unsere Altvorderen bewältigten, indem sie die Urwälder Deutschlands rodeten, es ist eine viel größere Aufgabe als die Umwandlung nordamerikanischer Urwälder in Kulturland, denn der tropische Urwald verjüngt sich rascher als der der gemäßigten Breiten, und sobald das Land nicht kultiviert wird, fällt es rasch wieder in seinen Urzustand zurück.

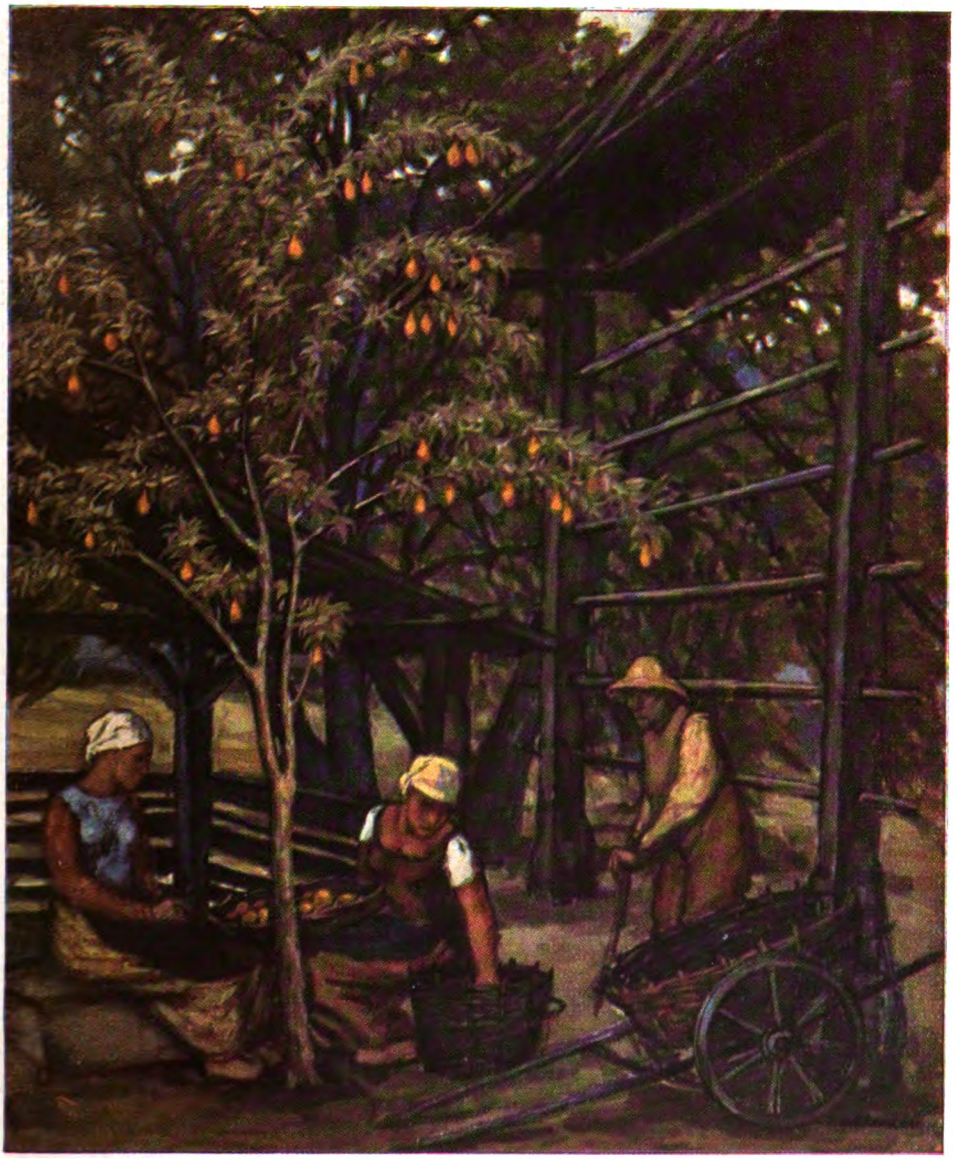
Außerordentlich groß und schwer ist die Aufgabe, welche der Menschheit noch in den Tropen harrt, bevor sie die Erde wirklich erfüllen kann, und nicht abzusehen sind die politischen Schwierigkeiten, die sich seinerzeit aus dem Kampfe um das letzte nutzbare Land ergeben werden. Nur kräftige Völker werden jene Aufgabe lösen können, nicht Völker, die sich selbst schwächen, indem sie ihre Vermehrung unterbinden und damit den Ausdehnungstrieb beseitigen, den jedes Volk haben muß, wenn es im Kampf um den Raum siegreich bestehen will. Wir brauchen ein starkes Geschlecht, wenn wir die Erde erfüllen wollen, und es muß zugleich zahlreich sein, damit es durch seinen Trieb um Nahrung, wie Malthus bereits erkannte, zu den größten Leistungen angespornt wird. Wir dürfen dem Kampf ums Dasein nicht ausweichen, sondern müssen ihm mutig entgegengehen.

Digitized by Google

Karl Sterrer / von Prof. Dr. Max Eisler

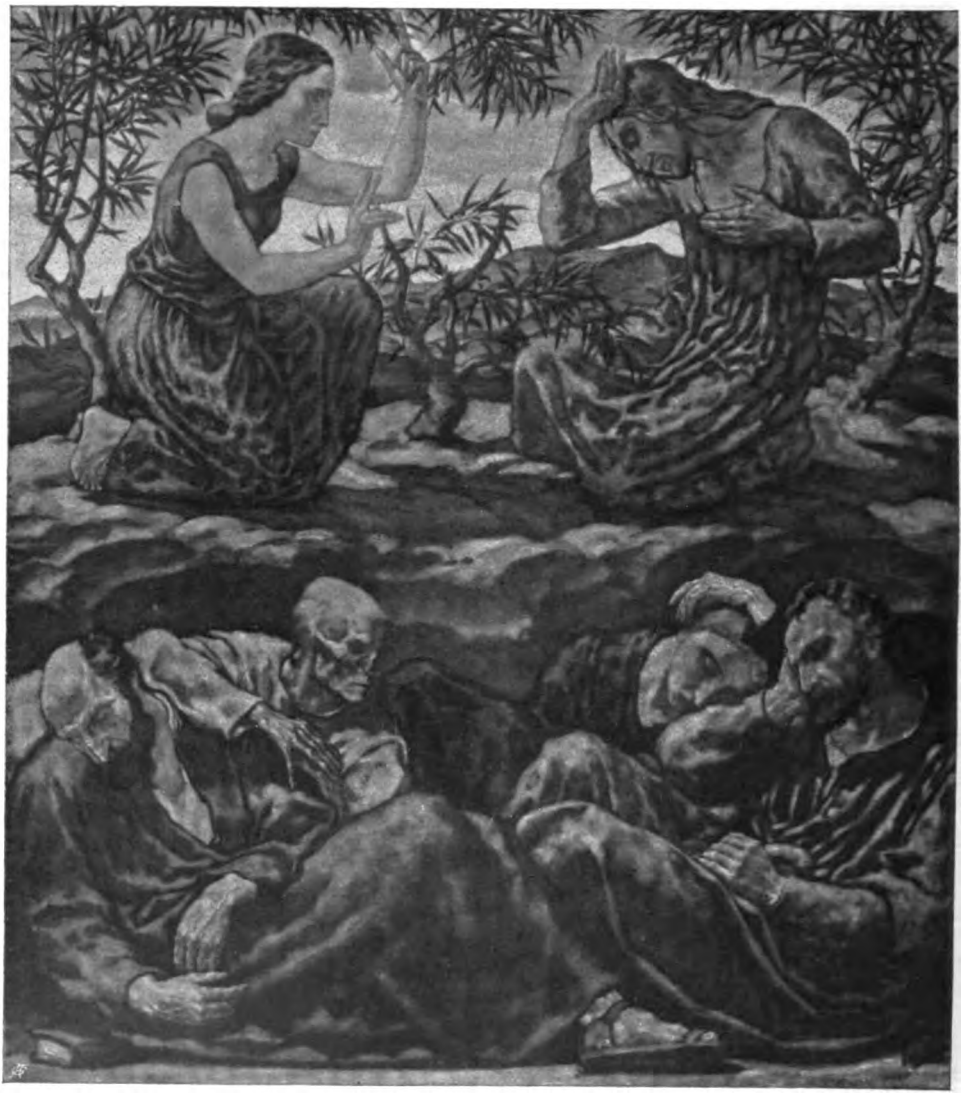
Karl Sterrer ist ein deutscher Künstler. Deutsch ist sein Blut, deutsch sein Weg, deutsch das Schicksal dieses Weges.

Unter den Vorfahren, die aus Bayern nach Österreich und endlich nach Wien gekommen waren, finden sich mehrere mit künstlerischen Neigungen. Aber diese Künstlerschaft reichte niemals hoch und ist auch weniger wichtig als die gediegene handwerkliche Grundlage, aus der sie erwuchs. Schon der Großvater war nicht nur Maler, sondern auch Tischler, und auch die Bildhauerei des Vaters bedeutete bloß ein tüchtig besonnenes Können. Wägt man, was die beiden dem ersten richtigen Künstler in der Familie mitzugeben hatten, dann erscheint der plastische Drang, der vielleicht schon die Hand des besagten Tischlermeisters



Obsternte. Temperagemälde. 1922

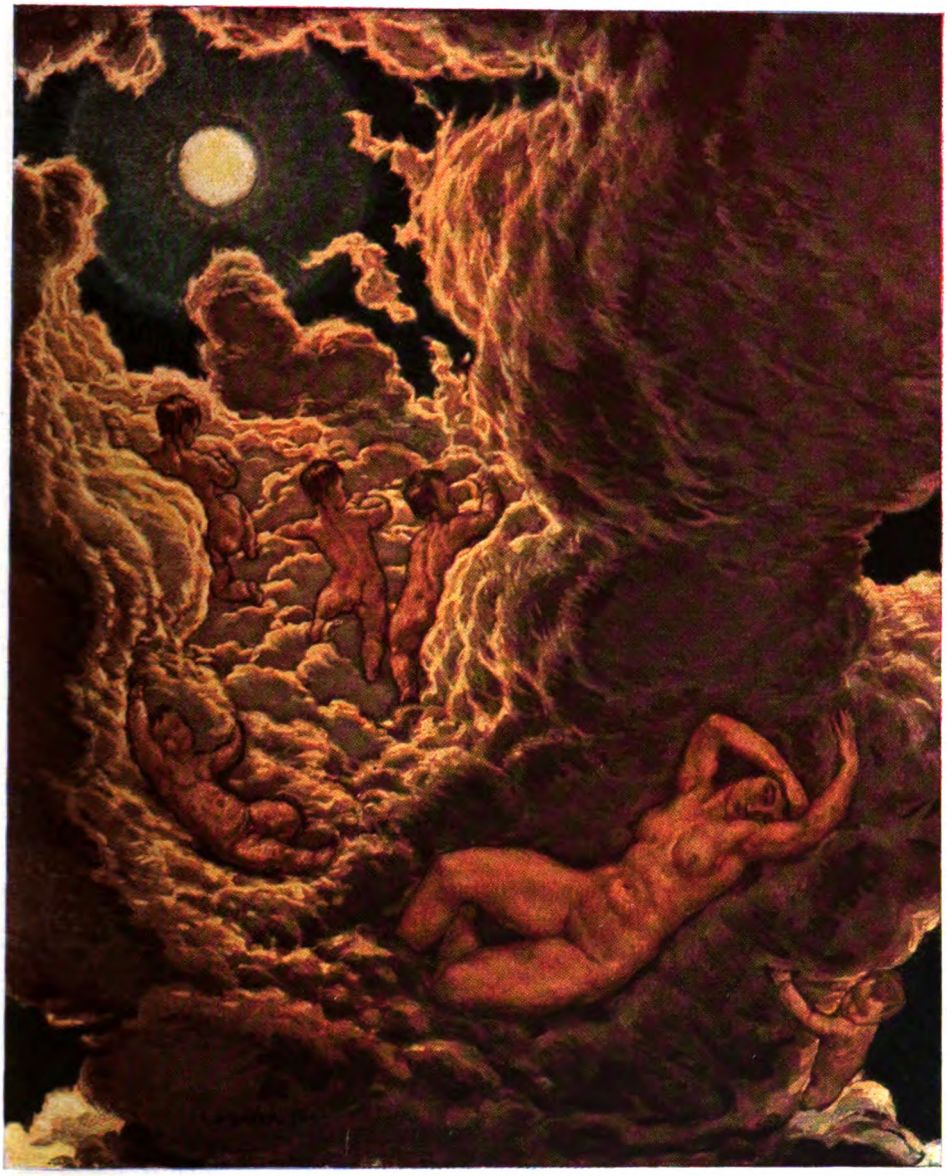
Digitized by Google



Christus am Ölberg. Ölgemälde. 1921

bewegt hat, nicht so wichtig wie jener Handwerkersinn, der, jedwedem freibeuternden Schein und Schwindel abhold, seine erprobten Kräfte nur für den angemessenen Wurf einsetzt, der sein klar erkanntes Bodenbreit bis ans Ende durchpflügt, und der auch bei seinen äußersten Leistungen die Kette nicht verläßt, als deren Glied er schafft. Auch die reifste Kunst Sterrers wächst aus dem Fundament der gediegenen Arbeit, hat noch das Gefühl für die Gemeinschaft der Innung, stellt sich bewußt in die Kette der schaffenden Geschlechter. Und schöpft aus diesen Zusammenhängen ihre Leitsätze: Kunst ist Dienst und: Kunst ist Ehrfurcht. Es sind die Leitsätze des Handwerkers und des Bauernmenschen. — Denn auch das Bäurische ist in diesem Künstler stark geblieben. 1895 in Wien geboren, ist Sterrer doch niemals ein Wiener geworden. Die leichtfüßige, leichtfertige Anmut der Stadt, ihr Hang zum farbigen Schmuck, zu sinnlichen Genüssen und zum Osten, dessen Tor sich hier öffnet, die Wiener Landschaft und die Wiener Frauen haben in seinem Werk keinen Raum gefunden. Von Beginn an bewies er sich ernst inmitten der Wiener Heiterkeiten, beständig in ihrem Wechsel. Die Heimat seines Blutes lag bei den Bauern im Gebirge, woher sein Stamm gekommen war. Und so wählte der Jüngling, als er das erstemal unter den

Digitized by Google



Mondnacht. Ölgemälde. 1920

lebendigen Meistern seiner Umgebung zu wählen hatte, nicht den wienerischen Gustav Klimt, sondern den alpenbäurischen Egger-Lienz.

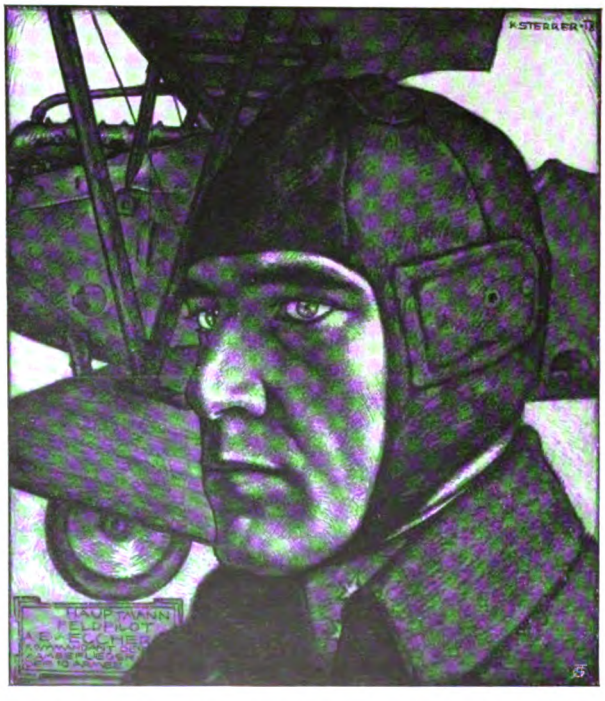
Aber er hatte auch schon Anselm Feuerbach gewählt. Das war auf der Akademie geschehen, wo er, nach dem Unterricht bei Griepenkerl und Delug, an der Decke der Aula tagtäglich ein Hauptwerk des Meisters betrachten und bewundern konnte. Noch ehe ihn die Kunst eines Bauerndeutschen bestimmend angesprochen, hatte er sich zu dem deutschen Italienfahrer geschlagen. Sein Schicksal war schon beschlossen. Gleich dem vieler anderer wahlverwandter Künstler sollte es zwischen zwei Heimaten, der Heimat des Blutes und der Heimat der Sehnsucht, zwischen dem Alpenland und der Campagna, seinen Halt suchen.

Karl Sterrer gehört — um ein Wort von Carl Neumann zu gebrauchen — zum Schlage der „Grenzdeutschen". Uralter Wandertrieb zwingt sie, die treuen Söhne ihrer Erde, aus trüberen, engeren Horizonten immer wieder in die seligen Gefilde der Sonne, wo das Glück der letzten Be-

Digitized by Google

Erinnerung an Capri. Ölgemälde. 1921

freiung wohnt. In die klassischen Formen der Südkunst tragen sie ihre romantische Seele. Immer wieder erhebt sich der deutsche Kampf um Rom. Wie hat ihn Sterrer bestanden? — Zunächst erging es ihm geradeso wie ein halbes Jahrhundert vorher seinem erkorenen Wegweiser. Im Sommer 1855 schreibt Feuerbach aus Venedig an die Mutter: „In München war mir's unheimlich, es ist eine geistige Luft da, die ich nicht vertrage, beim Künstlermaifest blies mich abends eine so kalte Schneeluft an, daß ich zwei Tage lang nicht sprechen konnte, — am dritten Tage meines Stummseins wurde mir's unbehaglich, eine innere Stimme sprach deutlich: Italien, dort kommt deine Sprache wieder.“ Man braucht nur die Namen zu tauschen, statt München Wien, statt Feuerbach Sterrer zu setzen, und hat Stimmung und Entschluß, die im Herbst 1908 unsern preisgekrönten Kunstjünger nach Italien führten. Auch er sollte hier seine Sprache finden. — Freilich, der greifbaren Früchte, die er von dieser ersten, später öfters wiederholten Wanderung im Süden heimbrachte, waren nicht



Blatt aus der Mappe „Flieger im Hochgebirge“. Lithographie 1918

Digitized by Google

viel. Und auch die wenigen hatten keinen sonderlichen Wert. Die neuen Eindrücke, die das Auge überall, bis hinunter nach Neapel und dann die Riviera entlang bis ins spanische Valencia trafen, waren zu reich und stark, um auch schon verarbeitet zu werden. So wird außer allerhand Studien nur ein Stück, das Aquarell Venedig, fertig. Aber auch das ist keine Talentprobe. Denn die breite, ruhige Haltung seiner Formen und die satte Färbung sind durchaus tizianisch. Eigentümlich ist nur die Schwermut des Blattes. Schon der junge, das Leben sonst sehr frisch ergreifende Künstler hat diese seltsame Schwermut, die sein Werk niemals ganz verlieren sollte.

Doch diese trübe Erinnerung an Venedig ist kein gültiger, tiefer deutender Anfang. Schon das Schaffen der nächsten Jahre verleugnet ihn. Sollte es die vorbereitete Art des Jünglings rein zum Vorschein bringen, dann mußte sich neben dem dunklen romantischen Drang der Jugend das italienische Erlebnis anders, in plastischer Formenklarheit darstellen. Und eben das geschieht jetzt. Es geht um zweierlei. Der Kampf des malerischen Schwärmens mit der festen, körperhaften und raumvollen Gestaltung beginnt, dieser Kampf erfüllt die Zeit bis zum Jahre 1918, das erste Jahrzehnt dieser Kunst.

Zunächst galt es, sich tüchtig auszuleben, so wie der junge Sinn es begehrte, also im Bild zu dichten und zu musizieren. 1911 entsteht das Stück, das über der abendlichen Felslandschaft mit dem Flötenspieler und der Strickerin die Inschrift trägt: „Die handeln und die dichten, das ist der Lebenslauf, der eine macht Geschichten, der andere schreibt sie auf". Dieses Wort darf als Motto für eine ganze Gruppe von Gemälden im Frühwerk des Künstlers gelten. Er benimmt sich vorderhand wie ein rechter Malerpoet. Seine Bildertitel heißen „Liebesfrühling" und „Winternacht", „Dämmerung" und „Blaublümelein". Und was gaben sie nicht alles zu schildern, was zu fabulieren! In der umrankten Laube hat sich das Liebespaar gefunden, auf den Wol-

Sommertag. Temperagemälde. 1914

ken darüber halten die ungeborenen Kinder Versammlung, eines steht vor dem gestrengen Herrn Storch, ein zweites schwebt flügellos vom Himmel zur Erde. So froh und einfach ist er damals. Unter schattigen Bäumen liegt das träumende Mädchen, sitzt die Frau mit dem blumensuchenden Kinde, weit öffnet sich der Ausblick auf den beglänzten See oder auf die hochragende Burg. Die Seele zieht aus auf Abenteuer. Anderes spielt zwischen Dämmerung und Nacht. Im müden Schein des Abends ruhen die Hügel,

Digitized by Google

Der Weißensee. Aquarell. 1922

ruht unter den Birken die ländliche Familie, im Tannendunkel gegenüber neigt sich der Reiter zur Dame. Jede natürliche Lebensgruppe bekommt ihr musikalisch oder sinnig erhobenes Gegenstück. So sind im Holzhaus unter dem Riesendach wohl wieder die schlichten Bauersleute beisammen, und gar traulich beleuchtet die Lampe, was zwischen Kindbett und Wiege zu sehen ist, aber draußen am Zaune warten zwei unwirsche Gesellen, Ritter und Tod, sternenlos ist die Winternacht, unwirklich der beschneite Berg mit den geisternden Schatten der Bäume.

Vor diesen Bildern denkt man zuerst an deutsche Dichter. Denn es sind gemalte Balladen. Dann denkt man an Maler wie Schwind und Thoma, an die Maler des deutschen Waldes, die seinen webenden Zauber sehr ähnlich verkörpert haben. Die Übereinstimmung bleibt bis zuletzt sinnfällig genug, aber schon jetzt ist sie nicht vollkommen. Denn anders als jene beiden gibt Sterrer eine Art heroisches Genre.

Und nun geschieht es schon zuweilen inmitten dieser ersten, keineswegs bedeutenden und doch sehr liebenswerten Gabe, die des Jünglings innere Not enthüllt, daß sich ein Neues zum Wort melden will. Die düster schwelende Färbung, die für Liebe und Tod den akkordalen Klang zu finden sucht, weicht gelegentlich zurück, eine neue Helligkeit tritt hervor, die auch sofort eine durchgreifende Formenklärung zur Folge hat. Italien beginnt zu wirken. Das geschieht nicht mit einem Male, nicht mit plötzlicher Erleuchtung und entschlossener Tatkraft. Bei einem, der wie Sterrer aus dem Geschlecht der Bauern und Handwerker kommt, ist ein überraschender Stellungswechsel nicht zu erwarten, sondern nur bedächtig prüfende Entfaltung. Und so wird man nicht sagen dürfen, daß jene musikalische Stimmungsmalerei schon endgültig aufgelassen ist und die Strecke frei für die zweite Form, worin sich der Bausinn und der plastische Erbtrieb des Künstlers durchsetzen sollten. Diese Form ist noch nicht da, aber sie ist schon auf dem Wege.

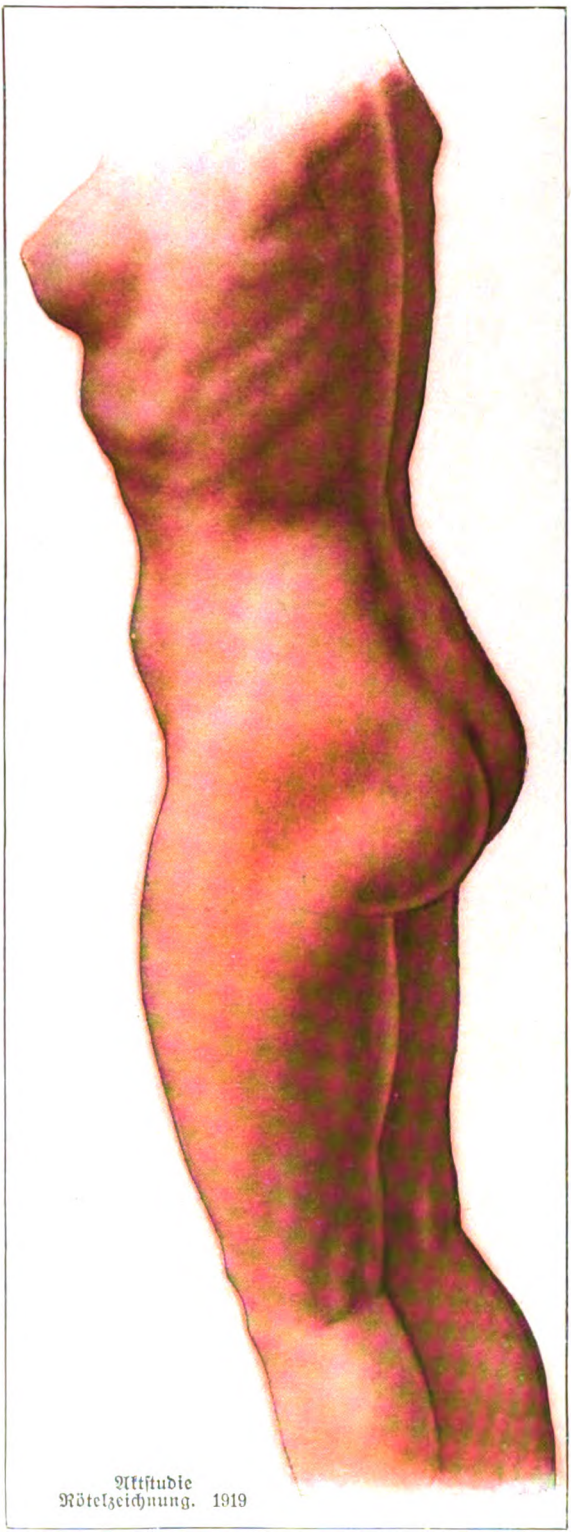
In Italien hatte der Künstler das Wunder des kristallenen Himmels erlebt, der die Größe des Raumes und über das natürliche Maß auch die Wucht der Körper hervorruft. Unvergessen blieben dem Heimgekehrten die römische Campagna und die Bucht von Capri. Schon in dem „Liebesfrühling" von 1910 wird die Linie nachdrücklich geführt, umschreibt mit neuem bestimmteren Zug die Berge und Körper und drängt die Farbe zurück in die Rolle des füllenden Flecks. Scharf scheiden sich Himmel und Erde voneinander, breit umfaßt, ragt der einsame Zypressenstand durch die Wolkenballen hinauf in eine ungemessene Höhe. In der gleichzeitigen „Winternacht" unterliegen auch die deutschen Tannen dieser Gestaltungsweise, die jetzt nur mehr das Ganze will, nicht aber die ins Schildern und Erzählen ablenkenden

Digitized by Google

Die schlafenden Jünger. Ausschnitt aus dem Ölgemälde „Ölberg". 1921

Digitized by Google

Einzelheiten. Noch aber haften die Erscheinungen, die Häuser und Menschen, die Wolken und Berge an der helldunklen Fläche. In dem Bilde „Am Ende der Länder“ (1911) werden sie von ihr losgelöst, an Stelle der ausgebreiteten Ordnung treten Weite und Tiefe, uferlos umgibt der Raum die Felseninsel. An diesem Werk wird manches offenkundig, was die späteren, bis zur „Nordsee 1914“ nur noch kräftiger dartun. Aus dem Maler ist ein Zeichner geworden, die überall klare und sichere Zeichnung wirkt entfärbend auf das Kolorit, das jetzt den für die Zeit charakteristischen stahlkühlen Ton gewinnt. Die Anschauung hat sich gereinigt und vergrößert, sie braucht das fabulierende Beiwerk nicht mehr, um zu ihren männlich herben Stimmungen zu kommen. Jetzt rückt auch der nackte Menschenkörper zu maßgebender Wirkung vor. In den beiden Fassungen des Madonnenbildes von 1913 beherrscht er schon die Szene. Ein schlichtes Holzgerüst — sonst nur Gewandfiguren, Akte und ein ganzer Schwall von



Aktstudie
Rötelzeichnung. 1919

stämmigen Knaben. Die „Verkörperung“ der Welt — das Wort in seinem näheren, ursprünglichen Sinne genommen — ist fast vollendet. Die in zwei Wagerechten geordneten Körper tragen den Aufbau; durchgebildet und reich, doch ruhig bewegt, tragen sie das nordisch ernste Gebaren des Werkes. Zwei Stücke aus dem folgenden Jahre ergänzen das Bild der ersten Künstlerreife. Beide, „Der Kogel“ und „Die Windmühle“, sind aus unmittelbaren Eindrücken vor der Natur entstanden. Aber unter der Hand dieses Künstlers sind sie, über das bestimmte Beispiel hinaus, Charakterbilder aller Kogel und Mühlen geworden. Das Zufällige ist abgestreift, das Wesentliche herausgearbeitet. Aber auch damit noch nicht genug. Die Windmühle, die zwischen der Familie in der Veranda und dem liebewerbenden Hirten am Zaune das abendsonnige Land übertürmt, ist zur Lebensmühle, ist Sinnbild geworden.

Die Entwicklung geht unaufhaltsam weiter, die Gegensätze ihrer beiden Formen haben

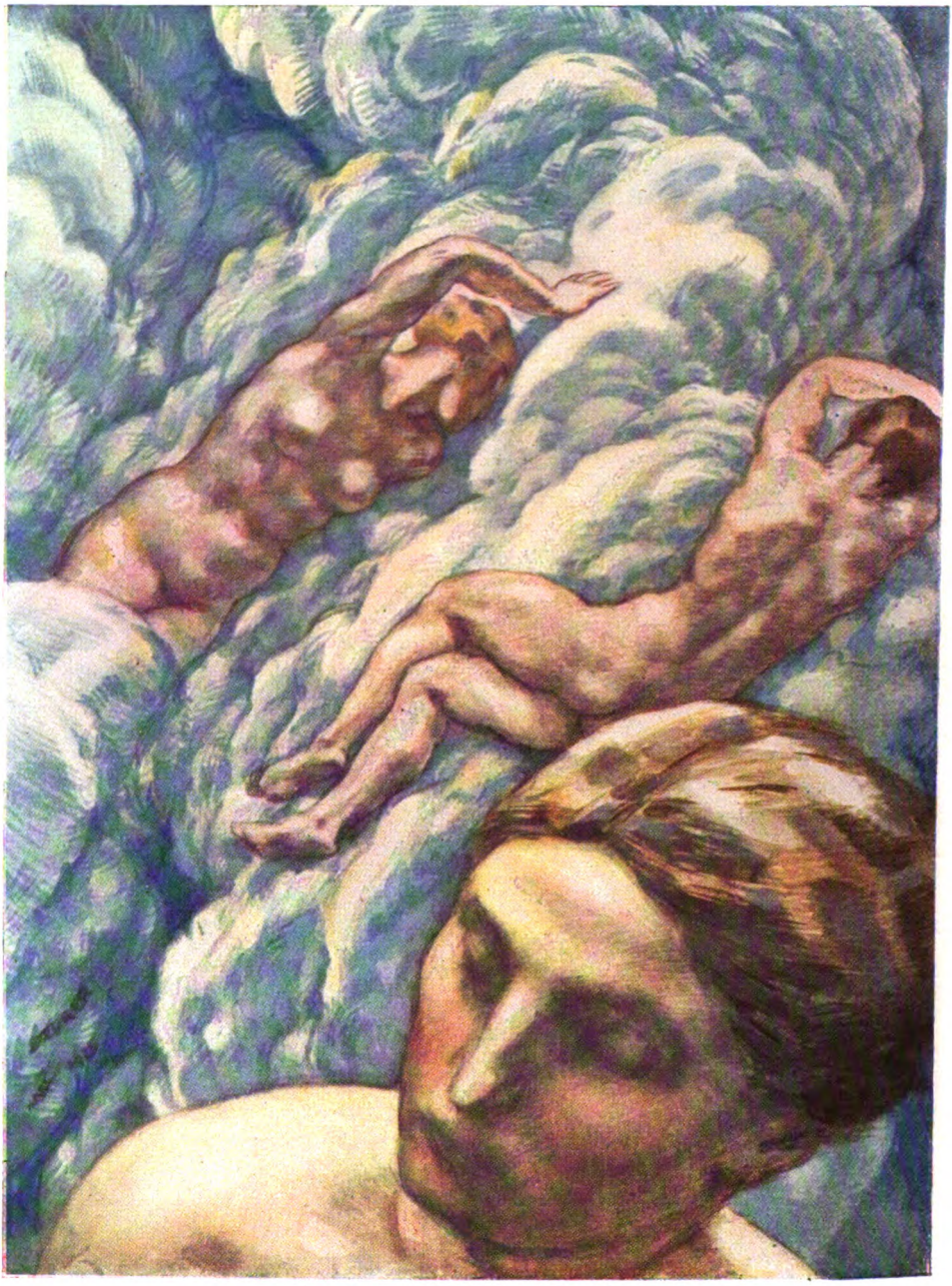
Digitized by Google

Das Leben. Ölgemälde. 1923

nicht aufgehört, aber sie haben ihre Schärfe verloren. Mehr und mehr tritt an Stelle jener flacher vorgebrachten heroischen Genremalerei, die dem unklaren, jugendwarmen Verlangen Ausdruck gegeben, die linear bestimmte raumfüllende Körperwelt, die das schweifende Gefühl in die Ordnung mannhafter Besonnenheit bringt. Sie zeigt den für den deutschen Meister bezeichnenden, auch von einem Künstler wie Marées erkannten Vorgang der Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Selbstbescheidung. Der reifende Künstler scheut nicht die Opfer, um nur zu seinem reineren Maß zu gelangen. Er verzichtet auf die Beihilfe der Poesie und Musik, auf die Gefälligkeiten, die Herrn Jedermann so sehr behagen, er zieht sich zurück auf die einfache umfassende Gebärde und sucht nach den vielen Stimmungen seiner früheren Bilder die Stimme der Einsamkeit. Sie wird jetzt überall vernehmbar. Auch die Versammlungen menschlicher, übermenschlicher Gestalten wirken jetzt so lautlos und entrückt wie die fernen Gestade und himmelnahen Berge.

Der Weltkrieg bedeutet für dieses Schaffen keinen Einschnitt, sondern weit eher eine erzwungene Arbeitspause. Unter dem Zwange der Verhältnisse nützt der Künstler die Zeit für die Vorbereitung seiner zweiten

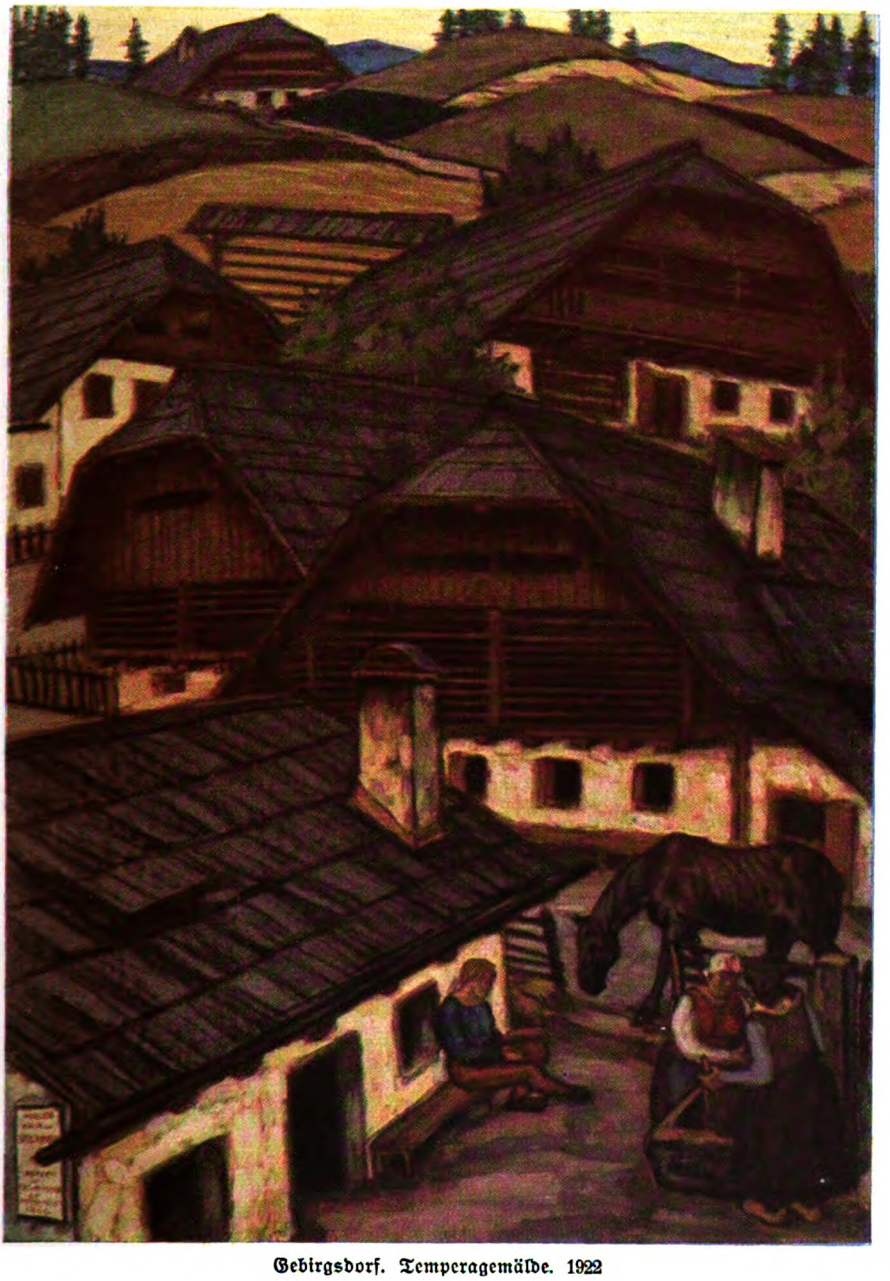
Digitized by Google



Ein Traum. Temperagemälde. 1925

Reife. Abgedrängt von dem anspruchsvollen Ölwerk, von der inneren Sammlung, die es erfordert, übt er jetzt mehr als bisher die verschiedensten Arten der Graphik, neben Bister, Kreide und Kohle ihre eigentümliche Verbindung mit dem abtönenden Aquarell. Im Fliegerlager zeichnet er die Offiziere mit ihren Flugzeugen — breit und ernst gebildete Köpfe mit sinnendem Ausdruck, ruhig gehaltene Büsten und dahinter die Apparate mit ihrem strengen Gestänge, den Seilen und Flügeln. Die vollen Figuren und der flachere Fond werden jetzt bewußt auseinandergehalten. Der Fond ist nicht mehr Schilderung, sondern nur Akzent des Milieus. Die nächste Entwicklung sollte

Digitized by Google



Gebirgsdorf. Temperagemälde. 1922

zwischen die beiden schon straff verknüpften Bauteile den rhythmischen Zusammenhang bringen.

Der Beginn dieser neuen, rhythmischen Form liegt bei den graphischen Künsten, bei der Lithographie „Die Schwestern“ vom Jahre 1918 und der Aquarellfolge des nächsten Jahres, den „Badenden Frauen“, dem „Frühling“, dem „Sommer“ und der „Liebesnacht“. Dieser Beginn ist nicht unabhängig; die beiden Schwestern erinnern an Burne Jones, und auch die übrigen Blätter sind nicht frei von Anklängen an befremdlich ferne Künstler. Aber in ihren unscheinbaren Anfängen keimt schon der neue Stil. Der in seinen Fliegerbildnissen bis zu stählerner Ruhe hingelangte Sterrer sucht sein Maß an Bewegung. Es ist kein ungestüm barockes,

Digitized by Google

Frauen am Waſſer. Ölgemälde. 1924

es iſt, im Gegenſpiel von nur zwei Figuren, ein ſehr gedämpftes, akkordal gebundenes Maß. So erſcheint es ſchon in dem Steindruck der „Schweſtern“, ſo auch in den „Badenden Frauen“, die den modernen Japanismus der Flächenteilung mit klaſſiſcher Geſtaltung würdevoll durchſetzen. Doch die ſtatuariſche Verſchloſſenheit der Geſtaltung braucht, will ſie dem neuen Werden nutzbar werden, eine maleriſche Erleichterung. Die folgenden Aquarelle bringen ſie herbei. Für eine Weile wird im Manne der Jüngling wieder lebendig. Mit den Themen der Jugend, mit dem in das ſchwellende Frühlingsland hingebetteten Mädchen, dem Lautenſpieler am Lager des ſehnſüchtigen Weibes auf dem Balkon über dem Meere und dem Liebespaar auf dem nächtigen Gewölke, taucht auch die aufgelöſte, empfindſame Formweiſe wieder auf. Aber in neuer Faſſung. Denn ſchon jetzt, in dieſen erſten beiläufigen Verſuchen, iſt ſie nicht nur freier und reiner geworden, ſondern hat auch ſchon den Wohllaut, der mit ſeinem einfachen Zuge alles, die Menſchen und ihre Szene, umfaßt.

Es geht um den Rhythmus. Vor dem klareren Auge, unter der gekräftigten Hand wachſen die Akte ins Gigantiſche, gewinnen mit ihren ruhig gleitenden, ſpäter ſcharf abgeſetzten Modellflächen die ihnen eigentümliche Erſcheinung eines verſteinerten Lebens. Aber auch ſie, die Bruchſtücke kommender Werke, ſuchen jetzt ſchon die Muſik der Gebärde. Muſikaliſch iſt die Wölbung des knienden weiblichen Torſos, rhythmiſch erwogen die Wendung der im Bambus eingeſperrten Amazone. Von hier zur „Nacht“, dem Weib im Wolkenbett, und zu der „Mänade“, die vor ihren ſinnend verweilenden Gefährtinnen tanzt, iſt nur ein Schritt. Was die Aktſtudien im einzelnen vorbereitet, kommt jetzt harmoniſch zuſammen. Der menſchliche Körper, weiblich nach den Zeichen des Geſchlechtes, männlich und übermäßig nach ſeiner Form, iſt alles, ſelbſt die Wolken haben ſeine Leibhaftigkeit, aus Leibern baut ſich der Raum, aus Geſtalten, Haltungen und Mienen — Mienen wie Masken — die tragiſche Schwermut der Stimmung. Der Beziehungen zu Michel-

Digitized by Google

angelo, dem Bildner der Mediceergräber, sind jetzt gerade so viele wie der Gegensätze. Der Künstler ist auf dem Wege in die nor-

größten Formates, in dem „Leben“ von 1923 und in den „Frauen am Wasser“ von 1924, die gegenwärtige Stufe dieser Kunst

Ein Abschied. Aquarell. 1925

dische Heimat. — Nach dem nun wieder in zwei Etagen gebauten, romantischen „Ölberg“ (1921) und dem auch in der starken Färbung sinnlich durchatmeten Aquarell „Der Abend“ ist in den beiden Bildern

erreicht. Dem „Leben“ arbeitet die „Gebirgsphantasie“ geradeswegs vor. Den Ausblick auf einen breit durchformten, hochragenden Bergrücken, den nur ein schmaler Himmelsstreif überspannt, durchkreuzen die kahlen

Digitized by Google

Hölzer der aufrechten oder windschiefen Bäume. Es ist ein sparriger Rhythmus. Das „Leben“ nimmt ihn auf, aber biegt ihn so um, wie die Übertragung des Themas ins Leiberhafte, in den Menschenwald es fordert. Denn ein Menschenwald tut sich vor uns auf. In das Dickicht dringt nur weniges Licht, es umschmiegt das junge Weib, das neben der schmerzensvollen Mutter der Kinder sitzt und die Hand hinaufreicht zu dem Jüngling. Müde ist schon dieses Gebaren, kraftlos wird es in der Erhebung des reifen Mannes und bricht völlig zusammen in der alten Frau, die, nun wieder vorn und unten, vor dem Tod als Gräber hockt. Alles Leben ist nur ein Gestrüpp der Not.

Diesem dunklen Gefühl folgt der dunkle Gedanke. Denn die „Frauen am Wasser“ führen uns in das weit geöffnete, dem Leid entrückte Reich der Gedanken. Vier mächtige Frauen am Strande des Bergsees, zwei schwesterlich angenähert, die beiden anderen gesondert und doch wieder nach Wuchs und Gehaben eins mit dem Paar — vier Körper dunkler Ideen, ihr Sinn noch eingeschlossen in der Empfindung und doch schon bereit für die Reise in den unendlichen Raum. Der Nachen liegt da, wohin seine Fahrt?

Bis zu dieser herben Vermählung einer großen Landschaft mit großen Gestalten ist die Form, bis zu diesem tragischen Ernst ist, auf dem Weg vom Gefühl zum Gedanken, die Stimmung gekommen. Die Kunst Sterrers hat schon jene Monotonie, die nichts anderes ist als der Rhythmus der Symbole. Noch lastet das Rätsel willenloser Ergebung auf ihr, ohnmächtig thronen die mächtigen Frauen an dem Gewässer. Was wird dieses Rätsels Lösung sein?

Das Mädchen bei den Schiffen. Ölgemälde. 1925

Mit Fragen entläßt uns dieses Werk. Auch was im letzten Jahr noch hinzugekommen — die Wiederaufnahme alter Themen in neuen Formen: „Schutzhaus“, „Träumerei“ und „Abschied“, dann das Bild des Unmutes, genannt „Das Mädchen bei den Schiffen“, und das andere, „Einsam“, worin mit plastischer Kühnheit dem schneeigen Berggipfel nur der Kopf eines toten oder schlafenden Jünglings entgegengehalten wird, das alles beantwortet die Fragen nicht. Denn auch das ist durchgehends müde. In übermächtigen Gestalten, in heroischen Gebärden verschlossen, wirkt diese inwendige Ermüdung heute wie das deutsche Schicksal. Aber sie

Digitized by Google

Schutzhaus. Ölgemälde. 1925

begleitet schon seit den Anfängen das Werk des Künstlers. Wird er einmal den Albdruck entschlossen von sich werfen und trotzige Kraft, die farbige Lust und den freieren Atem gewinnen? Oder sind ihm auch künftighin nicht sonnige Früchte und nur die herberen des späten Herbstes beschieden? Weit liegt noch das unbegangene Land vor dem rüstigen Manne. Es wird die Antwort bringen.

Digitized by Google

Die ewige Unruhe

Novelle von H. F. Blunck

Gorch Geelsen, — den Namen kannte jeder gut in der kleinen Stadt des Stromlandes. Gorch Geelsen, — die einen lächelten etwas hochmütig, die andern zogen erzürnt die Stirne kraus. Aber jeder hatte etwas mit ihm zu tun gehabt und jeder hatte seine eigene Meinung von ihm.

Das war nicht weiter verwunderlich, denn es hatte immer etwas von ihm zu erzählen gegeben. Oft genug hatte der eine Mann die Marsch rundum in Aufregung gehalten, und wenn jemand etwas Neues von Geelsen zu berichten wußte, konnte er immer seiner Zuhörer gewiß sein.

Es hatte sich schon früh ein festes Gerücht um Gorch Geelsen gebildet, sonderbar genug hatte es ja auch mit ihm begonnen. Einmal, weil er als Pastorssohn auf die Welt gekommen war, und wenn so einer auf die andere Ebene gerät, ist Gesprächsstoff genug da. Bürgermeister, Amtskollege, der Kaufmann an der Ecke und der Speicherarbeiter unterm Tor, alle haben einen Grund, um den Kopf zu schütteln und bedächtig zu nicken: „Ja, ja, auch ein frommer Herr kann sein Leid an seinen Kindern erleben.“ Auf der andern Seite war es eine Weile geradezu verwunderlich, wie Gorch Geelsen sich immer rechtzeitig wieder in die rechte Lage gebracht hatte, — wenigstens in der Zeit, als er noch nicht trank und wie ein Landstreicher herumzog.

Bunt genug fing es mit ihm an. Mit der Schule erst, der er bald den Dienst aufsagte. Dann in der Lehre, — er versuchte Schmied, Tischler und Zimmermann und pfiff überall auf dem Kamm, obschon die Häupter aller Muhmen und Ohme täglich in die Werkstatt mahnen kamen.

Dann wurde Gorch Geelsen Schreibgehilfe bei einer Behörde. Und seltsam genug, dieser Schleef, der bislang den Tag mit Lügen und Singen ausgefüllt hatte, fand da sein Feld. Man redete darüber, man hatte ihn ja schon halb und halb aufgegeben. Jetzt ging man hin und sah sich's an. Wahrhaftig, der lange Kerl mit dem wirren, gelben Haar saß da fleißig über sieben Büchern zugleich, griff an allen herum, blätterte und konnte vom Rathaus herab vernünftig Antwort geben, — ein ganz ungewöhnlicher Fall. Man begann seine Meinung zu wenden, es gab ja kaum einen, dem er nicht seine Sache halb und halb gewonnen erklärte.

Das dauerte so lange, bis es eines Tages über den Armen kam, allen großen Bürgern in einer Nacht je drei Scheiben einzuwerfen, — nicht mehr, nicht weniger, — ein Unternehmen, was um so leichter glücken mußte, als in dieser Stadt des Friedens der Wächter der Nacht bislang ruhig hatte schlafen können. Ein wahrhaftiger Umsturz hätte kein schlimmeres Aufsehen erregen können. Da mochte man zehnmal die fröhliche Trinklust der Stadt preisen, — übrigens ein bevorzugtes Erbteil der Holländer, die sie gegründet hatten, und der eingeborenen Niedersachsen, — dies ging denn doch über alles Erhörte hinaus. Man hätte es Gorch Geelsen verziehen, wenn er, wie Jan Kolmar, nachts dem Kirchturmhahn eine Schwanzfeder ausgebrochen, oder wie Peter Petersen die speiende Wasserfrau auf dem Marktplatz neu eingekleidet hätte. Aber daß es gerade die neun großen Bürger waren, die vor halben Scheiben standen, das roch nach Gesinnung unterm Schein der Trunkenheit. Und da obendrein ein Präsident auf der Durchfahrt war und man Zucht weisen mußte, flog Gorch Geelsen im Bogen, — was sage ich, im hohen Bogen zum Hause des Gesetzes hinaus.

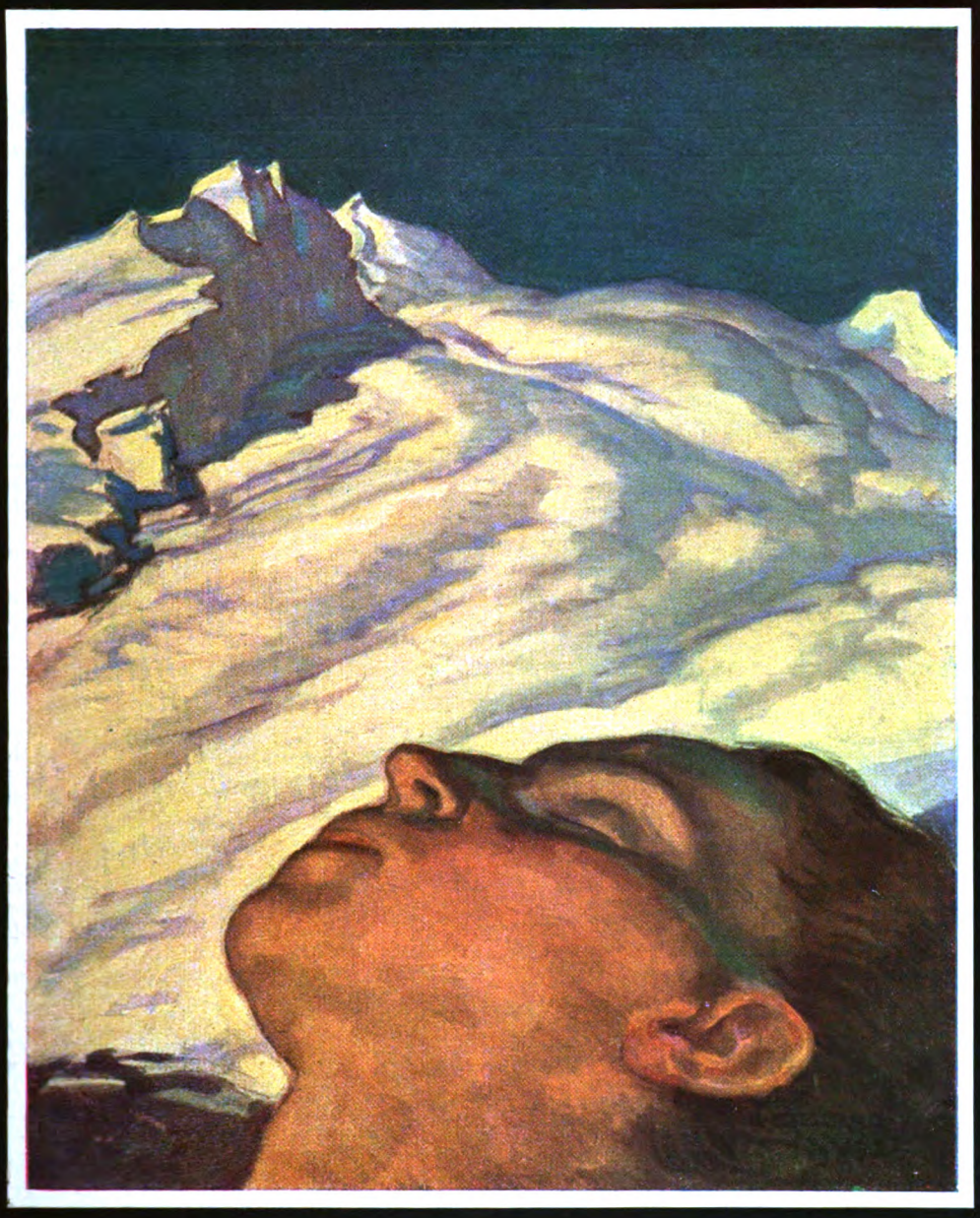
Er machte sich nicht so viel daraus, wie man in gemeinsamer Entrüstung feststellte. Gorch Geelsen strich sich durch das gelbe Kraushaar, das den glatthaarigen Marschleuten ohnehin wie eine Heidjersünde schien, überlegte sich alles eine Weile hin und her und zählte seine Jahre. Dann tat er wieder das einzige.

Ja, Gorch Geelsen heiratete ein wackeres, ehrenhaftes Mädchen, dazu eine schöne Kate dicht vor der Stadt und sonst noch einiges dazu. Und alle Welt schlug die Hände zusammen und munkelte und zählte die Monate, ob da Gründe waren. Aber das stimmte nicht, die Ehe blieb ungesegnet. Wäre er nun in sich gegangen, hätte es ganz gut werden können. Denn die Leute vergaßen nicht so leicht, daß ein Weg zu ihm Anwalt und Bürgermeister sparte. Es gab welche, die glaubten an ihn wie an die weise Frau von Huje, die oben am Geestland saß und von Karten und Verliebten ihr Auskommen hatte. Ich sagte schon, hätte Gorch Geelsen sich in sich gekehrt, statt nun das Trinken anzufangen, es hätte noch alles gut werden können, denn er hatte ein prächtiges Weib und somit viel Zeit, alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, umundumzukehren. Und er hatte oft Absichten und Pläne, daß es eine Lust war, zuzuhören. Stundenlang konnte er davon erzählen, man sagte, die Honoratioren der Stadt in der Hinterstube sperrten ihre Tür zum Gastzimmer auf, wenn Geelsen ins Reden kam.

Ja, der Mann fand sogar angesehene Leute, die ihm Geld gaben.

Drei Höfe kaufte er der Reihe nach auf, baute zehn schmucke Katen darauf, pflanzte um jede fünfzig Obstbäume. Und war, als sie im ersten Blütenschnee standen, gerade so weit, daß er rasch auf See flüchten und sein Weib im Stich lassen mußte.

Digitized by Google



Einsam. Ölgemälde von Karl Sterrer. 1925

Digitized by Google

Einige Jahre hörten die Bürger nichts mehr von ihm, jeder rundete seinen täglichen Weg zwischen Sonnenaufgang und Dämmerschoppen und zwinkerte etwas mitleidig, wenn man bei einem von Geelsens Geldgebern vorbei kam. Schlimm war es übrigens nicht gewesen, der Mann hatte nur zu viel versprochen; als geteilt wurde, kam jeder ungefähr auf sein Eigentum hinaus. Ich sage, eine Reihe von Jahren gingen. Dann wurde es in der Stadt wieder lebhafter. Es hieß, im Settsood sei Petroleum gefunden; kein Mensch begriff, warum man nicht längst den öligen, quabbeligen Settsood einmal untersucht hatte. Schlimmer noch: Das halbe Land rundum war schon aufgekauft. Die Stadtverwaltung mußte allerhand Sticheleien hören, wenn sie abends unter dem riesigen Haifisch mit der Rundenglocke saß. Was aber das ärgste war: Kein anderer, als der hinausgeworfene Schreibhelfer Geelsen war der Präsident der neuen Gesellschaft, und es hieß, ein großer Amerikaner stecke dahinter.

Nun mußte man sich eilen und zu ihm gehen, wollte man noch einen Anteil haben. Flink, flink, daß man auch noch ein paar Pfennige dazu tat. Viele alte Freunde hatte Gorch Geelsen plötzlich. Zwei Bohrtürme stachen in Jahresfrist tief in der Erde, das Land wurde schwarz, Siedereien und Hütte wurden angelegt.

Am rühmlichsten aber war, daß dieser Gorch Geelsen seine Heimat draußen nicht vergessen hatte. Denkt, was er sich von den Amerikanern ausgedungen hatte: ein richtiges Museum mußte für die Stadt gebaut werden. Da saßen nun viele steinreiche Bauern in der Marsch und wußten nicht wohin mit allem Geld. Hätte man ihnen früher vom Museum geredet und von allem Kunstgewerbe der Heimat, sie hätten zugehört und mißtrauisch die Köpfe geschüttelt. Aber jetzt, wo der Amerikaner damit anfing, — so hieß der Gründer, — wußten sie auch auf einmal Bescheid. Es kam viel in die Zeitung von dem Opfermut der kleinen Landschaft, es stand viel Rührendes in den Aufrufen und wenn die großen Bürger abends beim Schoppen saßen, lobten sie sich und Gorch Geelsen und fühlten, was ihre Vorväter geleistet hatten, und warteten, daß einer unter ihnen aufstehen und ein gleiches tun würde.

Aber es stand nicht so rasch einer auf. Die Geestleute sagen, daß in der Marsch erst das dritte Kind was taugt, und die neun großen Bürger hatten zumeist nur zwei.

Ja, und auch mit der Gesellschaft hatte es nicht immer seine Richtigkeit. Einige sagten, daß viel Geld verschludert sei, das Museum hat zu viel gekostet und Peter Tetens, der Bauunternehmer, der durchaus seine Gründerfront vor dem alten Bau hatte aufmauern wollen, meinte, Gorch Geelsen hätte nur eine Rolle spielen wollen, mehr sei ihm die ganze Sache nicht.

Kurz und gut, man war schließlich froh, die Anteile an der Erdölbohrung anständig loszuwerden, und als der Unruhestifter wahrhaftig abdanken und wieder über Land gehen mußte, atmete man erleichtert auf.

Und je mehr er sich entfernte, desto lebhafter wurde der Widerspruch. Einmal hörte man noch von ihm. Da hatte er eine neue Partei gründen wollen. Die Bauern sollten ihr Ödland abgeben und die Bürger an den Siedlungsarbeiten helfen. Und in einem Wisch, den man ins Haus geschickt bekam, stand, daß die kleinen Städte vor lauter Dämmerungsschoppen und Skatspielen und Schwatzen über ihre große Vergangenheit nicht zur Besinnung kämen und daß die Buchläden vor zehn Jahren zuletzt eingekauft hätten und ich weiß nicht was mehr.

Nein, so schlimm war es gewiß nicht, das hatte man Gorch Geelsen sehr übel genommen. Das mit der Ölquelle hatte sich ja mit der Zeit wieder eingerenkt. Aber es war doch eine Art Genugtuung, als man hörte, auf einer großen Wahlversammlung sei Gorch Geelsen halb tot geschlagen. Aber was ging's ihn an, sich um solche Sachen zu kümmern?

Wieder vergingen viele Jahre. Man hörte und sah nicht viel. Die einstmals Jungen bekamen die ersten grauen Haare. Gorch Geelsens Weib auch. Der Bürgermeister wurde alt, die Frau von Hufe war ein verrufenes Gemeng von Dreck und Fett, so daß kaum jemand sich noch zu ihr wagte. Der Tag rundete sich doch wie immer vom Sonnenaufgang bis zur Dämmerskat und die Sonne schien über Gerechte und Ungerechte.

Gorch Geelsen war eines Tages in die Stadt heimgekommen. Man sagte, er sei in der Zwischenzeit noch zweimal reich gewesen und zweimal bettelarm. Jetzt war er Klavierspieler bei Vereinsfeiern, aber es brachte nur Musikantengroschen. Der Bürgermeister hatte Mitleid, mehr mit dem guten Ruf der Frau als mit ihm; er hatte ihn als Schreibhelfer beim Kirchspiel angestellt.

Es ging noch so eben mit der Arbeit, aber auch nur so eben. Irgendwo hatte der Mann auf der Trinkerliste gestanden, hieß es. Er tat aber gewiß sein Bestes, er war jetzt etwas müde und dankbar. Mitunter nur flammte es noch einmal auf, hatte er wieder Pläne von Erdöl und Siedlungen, etwas kraus durcheinander. Dann mahnte man ihn, und er nahm sich erschrocken zusammen. Mitunter hatte er auch Tage, wo er jünger schien, wo der gelbe Kopf wieder heller lachen konnte, dann spielte er draußen auf den Dörfern und es hieß, daß an seinen guten Tagen Frauen hinter ihm dreinliefen, wie einst, als er der leibhaftige Rattenfänger gewesen war. Das stimmte die Leute gut, die es nicht traf, man hatte gern etwas zum Lächeln zwischenhinein. Daß er sich in seinen alten Tagen noch als Vater einschreiben mußte, — des Bürgermeisters Magd war der andere Teil, schien auch ganz lustig, gut

Digitized by Google

nur, daß der Pastor das nicht mehr erlebt hatte!

Sein Weib schien von alledem nichts zu sehen und zu hören. Sie hatte ihn getreulich aufgenommen wie damals, als er von ihr gegangen war. Sie blieb die, die ihm am nächsten war, vielleicht die einzige, die immer verzeihend etwas von ihm verstand. Mitunter, wenn sie den Mann daheim hatte halten können, hörte man ihn über Abend spielen. Traurige kleine Liebeslieder oder Schelmereien, zu denen ihre Stimme bis auf die Straße lachte. Gut und fleißig und milde war sie, und froh, daß sie Gorch Geelsen bei sich hatte.

Nur mitunter, wenn die alte Huje vorbeikam, die Kuppelalte, und vertraulich tat, weinte sie in Geelsens Beisein und der tat stolz und verjagte die Fremde. Dann ging die Frau bei den Nachbarn hin und her und erzählte, wie's mit ihrem Vieh stand, und bemerkte nebenbei, wie gut sie es bei Gorch Geelsen habe, und ließ einschlüpfen, wie er die alte Huje zur Tür hinausgetan hatte.

Eines Tages hat der Mann aber den alten Wandertrieb nicht bändigen können. Man hat ihn zuletzt auf dem Jahrmarkt mit seiner Fiedel gesehen. Von da ab blieb er versunken, niemand wußte, wohin er gegangen ist. Einige sagen, er hätte bösen Grund zum Gehen gehabt, aber wenn es so gewesen ist, hat das Weib doch rechtzeitig alle Schuldmahner zum Schweigen bringen können. Gewiß weiß man es auch nicht; man soll vorsichtig mit Bezichten sein!

Die Bäume blühten, die er gepflanzt hatte, die Ölfelder brachten den ersten Zins, über das Museum begann man in den großen Blättern zu schreiben, die Bürger waren stolz darauf und eiferten jetzt dafür. Selbst die Partei lebte noch und fand Freunde, die Leute begannen eben am Heidrand und draußen in den neuen Kögen zu siedeln. Nur Gorch Geelsen blieb versunken.

Der Seewind pfiff vom Meer über Strom und weiße Marsch. Bis zum Geestrand kam er, da wo aus den flachen Fennen sich jäh die Sandstürze und Kiefernberge aufheben und der alte Bauernweg des Heidjers sich durch die Mulden am Rande der Marsch entlang krümmt. Die Straße war schlimm, hohe Schneewehen und blanke, frostübereiste Strecken taten sich vor dem Wanderer auf, der gebückt, den Wind in der Hüfte, nach Norden schritt. Gorch Geelsen mied den geraden Weg durch die Marsch, er suchte an ihrem Rand vorbei zum nächsten Marktdorf zu kommen, wo er zum Abend den Viehhändlern aufspielen sollte. Er trug den Geigenkasten im Arm, sein Schritt war befangen von dem harten, gnadenlosen Wind, der ihn umbrauste und bis in Mark und Adern drang. Hätte er gewußt, was für ein Wetter ausbrechen würde, hätte er sich wohl eines besseren besonnen.

Mitunter stöhnte der Wanderer, zog den schäbigen, dünnen Mantel etwas fester an und drückte den Filz in die Stirn, daß der Schnee von den Schläfen bröckelte. Wenn das graue Treiben, das in Kreuzwirbeln um ihn hinfegte, sich einmal ein wenig auflüftete, blickte er mißtrauisch aus, ob er die Marsch wohl sähe, und die Stadt, die er im Bogen umging. Vielleicht hatte er kein ganz reines Gewissen, vielleicht war's auch die Furcht vor den prüfenden Blicken oder vor Wünschen, die durch das Schneetreiben herüber und hinüber trieben.

Wenn sein Weib ihn so sähe! Das Gefühl ihrer Nähe strömte einen Atem lang warm durch seinen fröstelnden Leib. Aber es war besser, sie sah ihn nicht, er fürchtete sich vor ihrem verhohlenen Mitleid und vor ihren insgeheim verweisenden Blicken. Sie hatte ihn, da sie nun einmal ohne Kinder geblieben waren, immer allzu mütterlich betreut, er scheute sich vor ihrem sanften Rechthaben und konnte doch nicht anders und wünschte sich eine faule, warme Weile an ihrem knisternden Herd.

Der Schnee strich wie weißer Nebel an ihm entlang. Es war wenig zu sehen und immer noch wartete Geelsen auf die erste Kate, die abgekehrt von Wind und Marsch und tief im Sand am Wege nistete. Seine Knie zitterten im tiefen Schnee, erbarmungslos war der Sturm, der ihn niederdrücken wollte und immer wieder mit weißer Last ins Land einfiel.

Mitunter hob sich ein Kratthügel am Weg, dann hoffte der Mann, er sei am Ziel, aber der Busch versank wieder, halb im Schnee eingeweht. Der Weg senkte sich über ein Blachfeld und der Sturm packte eiskalt in das nackte Land und lachte über den kläglichen Wanderer, der mit tappenden Schritten angstvoll und zornig sich vor ihm erhob.

Gorch Geelsen fühlte langsam: mit dem Spielen zum Abend wurde es nichts, er war todmüde, wie ein Mensch nur todmüde sein konnte. Käme er nur irgendwie unter! Wer sollte jedoch so barmherzig sein, den alten Herumtreiber aufzunehmen? Gewiß wäre es besser gewesen, er hätte längst ein Ende gemacht, was wanderte er noch durch die kalten Straßen dieser Welt?

Ob die alte Huje noch lebte? Er schüttelte sich, wenn er an sie dachte, er mußte bald an ihrer Kate vorbeikommen. Gewiß war sie noch genau so speckrauchig und schief wie einst. Gewiß hatte sie aber auch ein Feuer auf dem Herd, — warmes Feuer.

Die Kälte stach, sie lag stechend in Gorch Geelsens Brust, und immer, wenn er auf den Hügel kam, sah er nichts als Schnee vor sich, und immer, wenn er in einer Mulde stapfte, spukten Bäume und Busch wie Wände aus dem Grau entgegen.

Es wurde dämmerig, der Schnee war kälter und fahler. Der Sturm heulte langgezogen und bellte in der Mulde. Spiegelglatt waren die Sandspuren und knietief und mühselig zum Sterben die Hänge, in die der Mann versank. Bis endlich ein alter

Digitized by Google

Giebel fast über den Weg hing und der Wanderer zögernd mit schwankenden Schritten zur Tür hinüberkam und anklopfte. Wußte er, bei wem er war? Ja, er wußte, aber die Not war größer als das Schütteln in seiner Brust.

Es dauerte einige Zeit, bis ein Schritt kam, — eine halbe Ewigkeit für den Lebenden zwischen Leben und Schnee. Es gelang auch nicht, den Schnee vor der Tür wegzuschieben, der Mann mußte schon um die Hütte herum und auf den Knien durch die Kobentür kriechen.

Er fluchte, als er drinnen war, er wollte immer noch ein wenig großtun, und die alte Huje, die kein Licht als das Herdfeuer hatte, verwünschte das Wetter wie er, so kam sie über das erste Wiedersehen hinüber.

Natürlich hatte sie wieder Kinder zu verwahren; es hieß, sie lebte davon.

„Was ist das für ein Kind, was du da hast, Alte?"

„Ja," sagte die gedehnt, „ich dachte, du kämst darum, die Deern vom Bürgermeister hat's mir gebracht."

Das Feuer knisterte, der Mann verbrannte sich fast, so nahe hielt er sich darüber.

„So, so, die hat's dir gebracht!"

„Sie wollte auf Dienst in die Stadt, und von dir hörte man ja nichts."

„Warum hierher?" fragte Geelsen plötzlich und die Angst kam in ihm hoch.

„Sie meinte, — na ja, sie meinte das so! Aber ich behalt's nicht, habe ich ihr gesagt."

„Wem hast Bescheid sagen lassen?"

„Sie kann euch gleich alle beide mitnehmen, ich hab' nichts für so'n Volk!"

Sie grinste. In Tücher und Röcke eingehüllt saß die alte Huje da, kaum noch menschlich, auf ihrem Stuhl. Der Knabe war warm und spielte und malte Rillen in die Asche. Ein gelber Krauskopf war er, der Mann konnte den Blick nicht abwenden.

Er rückte einen Schemel an das Feuer, den Blick unverwandt auf das spielende Kind. Dann erschrak er. „Wann hast du ihr Bescheid gesagt?" Er bückte sich vor Scham, man könnte ihn bei diesem Wesen im Schmutz finden.

„Gestern. Oder wolltest du den Balg bezahlen?" Es schien einen Augenblick, als wollte der Mann sich wieder umkehren. Aber die Furcht vorm Frost oder der Schmerz der Kälte war wohl stärker.

Das Weib hatte sich erhoben. „Das ist nicht zum Ansehen mit dir," knurrte sie und schlürfte ins Dunkel. Eine Kerze brannte. Gorch Geelsen mußte, sie suchte nach trockener Wolle für ihn. Er haßte sie in diesem Augenblick, wo sie für ihn sorgte; er haßte sie wegen ihrer Häßlichkeit und weil sein Weib kommen konnte, vor der er sich scheute. Der Dampf fuhr ihm aus den halbversengten Ärmeln, sein Rock überm Feuer troff. Dann sah er ein, es war nicht anders, als es nun einmal alles kommen mußte, er fühlte den Ekel und erstickte ihn. Er schauerte und war dankbar, daß es trockene Kleider auf der Welt gab. Sein Weib, — nur daß sein Weib nicht sähe, wie ihm hier, krank und armselig, geholfen wurde. Aber sein Auge ruhte, während er zitternd vom Feuer zurücktrat, auf dem Kind, das in der Asche spielte. Und einmal war's, als lachte der Mann spottend, hochgequält auf: „Jung."

Dann mußte er sich legen, die Brust wollte nicht wieder warm werden und riß und stach.

Geelsen träumte arg. Alle, die ihn einst gekannt hatten, verfolgten ihn. Sie stachen nach seinem Rücken, er warf sich hin und her vor Schmerz. Aber er hatte das Kind auf dem Arm, es durfte nicht fallen, und stolperte und stürzte durch Schneewehen, die endlos vor ihm aufstiegen. Er war aber nicht mehr todmüde wie gestern, seine Flucht hatte ein Ziel, den Jungen zu bergen. Der lachte ihn aus seinem gelben Krauskopf an und sieh, er zog ihn fast vorauf, solche Kraft hatte er schon, zog ihn mit Lachen über alle Schneewehen. Und er lachte noch, als sie durch die Stadt kamen und alle Bürger aus den Fenstern blickten und über seine Armseligkeit spotten wollten. Was hatte solch ein Junge für Mut! Dann ging's wieder in die weiße Wüste hinaus, und die Brust stach und in seinem Kopf hämmerte das Blut vor Hitze. —

Als er die Augen öffnete, hörte er doch die Stimme seines Weibes im Halbdunkel. Sie kam näher, beugte sich über ihn. „Komm," sagte sie einfach, „hier kannst du nicht bleiben."

„Das Kind," stöhnte er und besann sich und unterdrückte einen Schmerzenslaut, sie sollte nicht wissen, daß er krank war.

„Ja, das Kind kommt mit," sagte sie, ohne daß ihre Stimme darum leiser wurde.

„Das ist gut," seufzte Gorch Geelsen. Er brachte noch keinen Dank über die Lippen.

Dann saßen sie auf dem kleinen Schlitten; der Junge fürchtete sich gar nicht, er hatte wohl schon Freundschaft mit der Frau geschlossen, und krähte in das weiße Land hinaus. Eng eingehüllt auf dem Bock fuhren sie dahin, das Kind in der Mitte.

Die Frau hatte die Zügel in der Hand, das kleine, schellenläutende Mietpferd trabte rasch vorwärts; der Schnee stäubte über seine Hufe und blickte grün und rotflimmernd in die Morgensonne. Gorch Geelsen hatte nicht die Kraft gehabt, selbst nach den Zügeln zu langen. Es war auch alles noch, als setzte sich sein Traum fort, voll unbändiger Schmerzen im Rücken, die ihn verfolgten und voll Sehnsucht, ängstlich einsamer Sehnsucht in das Land, das vor ihm lag. Unwirklich war die Fahrt und die Welt. Aus seinem Fieber, aus dem er die Bilder sah, verfloß alles in schwebende Fernen, war alles bunt umsäumt wie die Dinge, die er berührte. Mitunter glitt sein Blick zu der Frau, die schweigend die Zügel durch die Finger gleiten ließ, — hin und her, — und den Weg rechtaus verfolgte. Sie war ihm noch die einzig Wirkliche in der erdrückenden hellen Weiße des Lichts rundum. Er fühlte ihre Nähe, spürte,

Digitized by Google

wie die Hand ihn hielt, wenn er schwankte, und sah zuweilen ein aufmunterndes und doch ein wenig trauriges Lächeln, mit dem sie ihn prüfte. Ob sie meinte, daß er zu der alten Huje geflüchtet war? Ach, er hätte ihr gern gesagt, daß der Schnee ihn dahin getrieben hatte, — niemals wäre er sonst zu der Kuppelalten gegangen. Er hätte es wahrhaftig gern gesagt, er wollte sogar sagen, er kenne die Huje gar nicht. Aber der Schlitten schwankte, wenn er den Mund auftun wollte; gewiß war er sehr krank.

„Willst du dich legen?" fragte die Frau.

Er fühlte den fieberdurstigen Kopf, er fühlte wieder die Messerstiche im Rücken — wenn sie doch rascher fahren wollte. Der Himmel glänzte silberblau, die weite Weiße, die windgefegten Gräben blendeten so stark und blutrot, er mußte die Augen schließen.

Geelsen mochte auch nicht sagen, wie durstig er war, gewiß würde die Frau dann an böse Stunden denken und ihn in der weißen Einsamkeit allein lassen. Er sog den Schneestaub, der an seinen Lippen haften blieb, gierig auf, das mußte genügen. Und wenn er die Augen schloß und den eiskalten Wind einsog, war es fast wie kaltes Wasser, so schnitt er in der Kehle.

Wo fuhr er doch hin? Die ganze Nacht war er schon auf diesem Weg gewesen, der Junge hatte ihn getrieben. Was wollten die beiden von ihm?

„Das Kind —" stöhnte er und sah auf sein Weib. Sie nickte ihm freundlich zu, ganz ohne Arg, er merkte, sie hatte es gewiß gern.

„Ich will jetzt bei dir bleiben," stotterte er, es kam heiser heraus, es sollte bitten. So glücklich in dem Leid der Krankheit sie nahe zu wissen.

Weiß und endlos war das Blachfeld ihm zur Seite. Fern die Höfe glänzten und glitzerten, schwarz reckten sich die Gipfel der Eschen, umspielt von roten Kränzen, die die Sonne darum schlug. Wo fuhren sie nur hin? Er wagte nicht zu fragen, um die Frau nicht zu erzürnen, sie würde es wohl wissen. Es schwamm auch alles, wohin er sah, und das Kind weinte ängstlich. Dann waren sie in der Stadt und die Bürger sahen durch die Scheiben dem Schlitten nach. Rasch ging es, gottlob!

Wie er neu gebettet wurde, wachte Geelsen von seinem Fieber auf. Er hatte wohl geschlafen, ja, er lag fiebergebadet in seinem Lager. Ob es nun weiterging? Er hatte geträumt, daß er die Stadt bald wieder verlassen würde.

Aber es war Besuch gekommen. Der Bürgermeister sprach mit seinem Weib, sie sahen kopfschüttelnd zu seinem Lager hinüber und der Arzt stand dabei und die Frau weinte.

Das mitleidige Kopfschütteln erbitterte ihn. Der Kranke richtete den Nacken unruhig hoch. Seine Augen waren freier als vorhin. Oh, er sah die Gesichter ganz klar, seine Demut und Ergebenheit verflog, wie er sie sah, ward er trotzig. Was wollten die Leute?

Der Bürgermeister kam zu ihm. „Wenn Sie wieder besser sind, wollen wir das Museum besehen, Geelsen, es ist so viel Neues da." Ihn schauerte ein wenig vor dem Hauch der Krankheit oder des nahenden Endes. Aber er hatte diesem irgendwie Dank zu sagen, das fühlte er und er wußte, wenn man diesen Unruhigen nicht mehr zu fürchten hatte, würde man gut über ihn reden in der Stadt. „Es ist so viel Neues da, Geelsen!"

Und ein Neusiedler war auch gekommen. Sie hatten alle gehört, Geelsen sei wieder da, wie ein Wind hatte es sich in der Stadt verbreitet.

„Zwei neue Katen," flüsterte er, „und viele neue Bäume, Geelsen!"

Das Flüstern erregte den Kranken und das verhaltene Schluchzen. Er sah sich mit zornigen Augen um. Irgendwo wartete es auf ihn, ein Trost oder ein Trotz. So war's nicht gedacht, sein Leben, daß diese alle barmherzig um ihn stehen würden, halbfroh, daß er von ihnen ging. O, er merkte es wohl, selbst die Frau ängstigte sich jetzt vor ihm, — hätte sie doch mehr Mut gehabt und etwas weniger Liebe!

Der Krämer war da und fragte mit hochgezogenen Brauen. Gewiß hatte er eine Rechnung in der Tasche und wollte der erste sein. Und alle Gesichter richteten sich auf ihn, etwas hämisch, daß die alte Unruhe der Stadt starb, etwas gerecht zufrieden.

Der Mann richtete sich auf, seine Finger krampften sich über die Decke. Jemand stürzte hinzu und hielt ihn: „Streng dich nicht an!" Aber er suchte die Hand abzuschütteln, fiebernd, aufgestützt saß er da und begriff und wartete doch noch auf etwas. Was wollten diese von ihm? War das das Ende, war das alles? Hatte er nicht einmal etwas Großes mitnehmen wollen? — Wo war er, was hieß es, daß sie ihn anstarrten, wie ein wundes Tier? „Was wollt ihr, was soll das?"

Ein Lachen mitten unter den Trauergesichtern, — ein Kinderlachen. Der Mann reckte den Arm, jemand schob den Knaben zu ihm. Und jäh war es, als fiele alle Todesfurcht von dem Kranken ab, jenes spöttische Lächeln, das ihn ein Leben begleitet hatte, glitt über sein Gesicht. „Mich —" stöhnte er und tastete nach dem gelben Krauskopf, „mich werdet ihr nicht los!"

Der Bürgermeister murmelte erschrocken ein Wort: er hatte es nicht recht verstanden. Die Frau schluchzte, ach, sie kannte den Mann und seine Gedanken und verzieh gleich wieder alles in ihrer Liebe. Aber Geelsen ließ seinen vergehenden Blick von einem zum andern gleiten, überlegen, ein wenig spottend über eine neue Unruhe, die unter ihnen hauste. Dann blieb sein Auge im letzten Frohlocken an dem Knaben haften, als nähme er sein Bild mit in die weiße Weite, in die er hinüberschritt.

‚Ihr werdet mich nicht los,' dachte er in dem Augenblick, ‚ich bleibe!'

Digitized by Google

Der Umlaufzettel

Von Friedrich Schulte

Mit Abbildungen aus der Piperschen Sammlung im Besitz des Güstrower Kunst- und Altertumsvereins

Johann Christian Friedrich Piper (1776 bis 1859), in Güstrow geboren und gestorben, Hofrat, Dichter und leidenschaftlicher Sammler, hat ihn mit sorglicher Hand treulich zu Hause getragen. Wer kennt ihn noch, den lustig bebilderten und überredend beredtsamen Boten einer romantischen Welt, weit ab von allen treu gezeichneten Plätzen und Grenzen? Geschwinde rückwärts gesprungen über das brausende Gefälle der Zeit und die verstaubten Bündel neugierig aufgeschnürt! Da schlägt er schalkisch mit Hunderten von seinesgleichen die treuherzigen Augen auf und läuft wie einst dem wandernden Volke voran, dem trommelrührenden, geächteten Volk, den Seiltänzern und Kunstbereutern, Marktschreiern und Marionettenspielern, Bärenziehern und Okulisten. Noch gab es Mauer und Tor, Brücken- und Wegegeld, vergnüglich bürgerliche Enge und besorglichen Streit um die Mac-Adamisierung halsbrecherischer Landstraßen, doch legte sich nahe davor die bunte, abenteuerliche Ferne, und da sie nicht durch Surrogate und geschickten Diebstahl tausendfältig verstellt oder verzettelt war, wurde sie mit ahnendem Gemüte lüstern ergriffen, wo sie ein farbiges Zipfelchen spielend flattern ließ. Ach, wie arm wir mit unserm Reichtume geworden sind, da uns das Beste nur noch gerade gut genug ist und wir nur noch im Ernst und mit dem Scheine der Wahrheit zu rühren oder zu schrecken sind! O schöner Raub an wissenschaftlichen Töpfen und Tiegeln, anstatt geschäftigen Mordes magische Allotria damit zu treiben, und kindlicher Sinn, sich an dem täglichen Einsatz eines unversicherten Leibes weit hinter jedem befohlenen Zweck von ganzem Herzen zu ergötzen!

Zwar ist er gelb vor Alter und voller Brüche und Falten, doch hält er sich brav und fest zusammen noch von der mütterlichen Bütte her, dieser seltsame Zeuge einer Zeit, die noch so rund und ganz war, auch das, was lieblos schon der nächste Tag verbrauchte, mit Tüchtigkeit und Anmut gründlich auszustatten. Du glättest ihn. Wie treten wohlgebaut die Zeilen noch nach geheimen kontrapunktischen Gesetzen an! Und sind gekrönt von volksliedhaften Schnitten, vom Stock gedruckt, so einfältig wie namenlos: das kleine, böse Pferd, der Elefant, Phantom und Furie, betrunkener Dragoner ohne Sattel und Herkules, Athlete aus Böotien.

„Mit feurigem, gestähltem Muth,
Vom Kinde bis zum Mann,
War jeder stets auf seiner Huth,
Und spannt' mit sehnsuchtsvoller Gluth
Talent und Kräfte an."

Das kleine korsikanische Pferd spielt Karten, Würfel und unterscheidet alle Sorten Geld und Couleuren. (Hunde- und Affentheater des Herrn Agazzi aus Italien. Umlaufzettel von 1808)

Digitized by Google

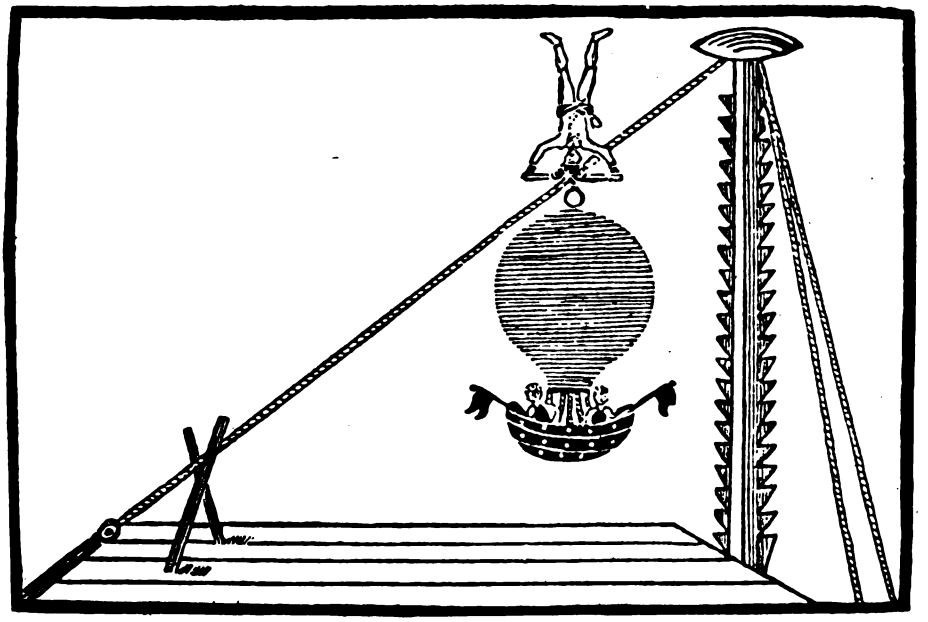
Umlaufzettel der patentierten Kunstreiter- und Springergesellschaft des Johann Lenz von etwa 1810

Und spannte schneller noch als solche wohlgemeinten Verse, womit man sich einem großmütigen und verehrungswürdigen Publikum empfahl, nachdem es mit schuldigem Respekt gebeten worden, „das Geld in die **Büchsen selber hineinzustechen", das schräge Seil, „worauf der Kolter heute zum erstenmale von der Tiefe des Theaters bis in die Höhe des sechzig Fuß hoch hinauf gespannten Seils mit einer Schubkarre wird hinauf und wieder herniederfahren, eines seiner schwersten Stücke, welche er hier schon gezeigt hat, und er versichert, daß dieses auch alle übrige noch übertreffen wird". Das war die allergnädigst general-concessionierte Seil-**tänzer- und Springergesellschaft der Witwe Kolter, die 1817, von Rostock kommend, wo sie in der guten Stadt London einquartiert gewesen, in Güstrow eintraf, das war die weitberühmte hohe Ascension auf dem Turmseile, die Koltersche Himmelfahrt, wobei der Kolter auch auf dem Kopfe stand, „ganz oben auf der Spitze eines Ballons, an welchem eine Gondel befestigt ist, welches um so bewundernswerther ist, da es sehr schwer und viele Balance erfordert, wie es der Holzstich beweist". Der ist von mathematischer Sachlichkeit und Klarheit, als wäre er einem physikalischen Handbuche entnommen, und linear so rein und einfach zu deuten, daß er noch heute manches graphische Equilibre rühmlich aus dem Felde schlägt. Rührender Abschied, als es das letzte Mal war, „da die Truppe das hohe Glück genoß, unter den Augen der edlen Bewohner, geschmeichelt durch Wohlgewogenheit und beehrt durch zahlreiche Gegenwart, erscheinen zu dürfen:

Voll Antheils habt Ihr uns geschützt,
Für jeden Neid und Gram,
Mit That und Rath uns unterstützt,
So thätig jederzeit genützt,
Wenn's auf den Beystand kam,
Lebt wohl, Verehrte! lebt beglückt,
Im süßen Friedensschooß!
Von keinem Kummer unterdrückt,
Und mit Zufriedenheit geschmückt,

„Wir werden die Ehre haben, die hohen und respektiven Zuschauer mit unerwarteten Phantasmagorien und optischen Illusionen zu überraschen ... (Kunstkabinett von Grunert & Sengebusch. Umlaufzettel vor 1890)

Digitized by Google



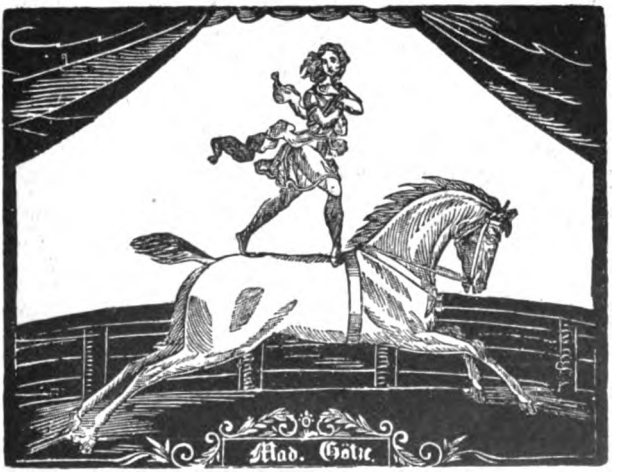
Die große Ascension, worauf Herr Kolter mit und ohne Balancierstange gegangen ist, der Kolter ganz oben auf der Spitze eines Ballons, an welchem eine Gondel befestigt ist, stehend auf dem Kopfe hinauf und wieder herunter fahren wird, welches um so bewundernswerther ist, da es sehr schwer und viele Balance erfordert. (Umlaufzettel von 1817)

Dies sey nun euer Loos.
Und leben wir entfernt von Euch,
Dann bitten wir zugleich,
Vergeßt uns nicht! dann sind wir reich,
Und unserm größten Glücke gleich:
Vergeßt nur unserer nicht!"

Auf demselben Seile glänzte später auch die Spelterini, das männlich biedere Handwerk des mehrmals totgesagten Kolter noch mit leichtfertigen Pas-Attitüden verschnörkelnd und verbrämend, wie Micaletto Sanches in seinem höchst merkwürdigen Stücke, an hohem Balken langsam ein Menuett zu tanzen, indes sein Körper nach der Erde hing, „was nicht nur Nachdenken, sondern auch viele Jahre zur Übung brauchte", da denn kein Meister fertig vom Himmel fällt. Gefährlicher Triumph des flügellosen Leibes um bloßen Ruhmes willen! Steht nicht, wer mit dem Tode auf dem Seile tanzt, die Gaffer äffend in dem abgeschabten Samt, mit falschem Gold bestickt, für Augenblicke im Mittelpunkt der Welt?

Hier ist ein Heldentum, das leichtlicher als alle dramatischen Schliche und Kunstwirkungen mit Händen zu greifen ist, weil es sich aller gutmütigen Täuschung willig begibt, und ist doch mehr als nur die blanke Wirklichkeit der Gefahr, des nahen Todes und des Kampfes mit dem Tode, es ist ein Spiel, das seiner spottet, wie wir mit jedem guten Spiele seiner spotten.

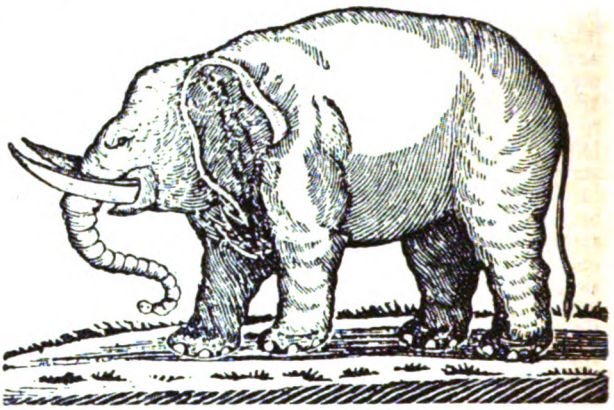
Da sind auch die starken Mannskünste nicht weit, denn wer vordem aus göttlicher Lende sproß und Hyder und Drachen schlug, wird jetzo angehalten, mit obrigkeit-



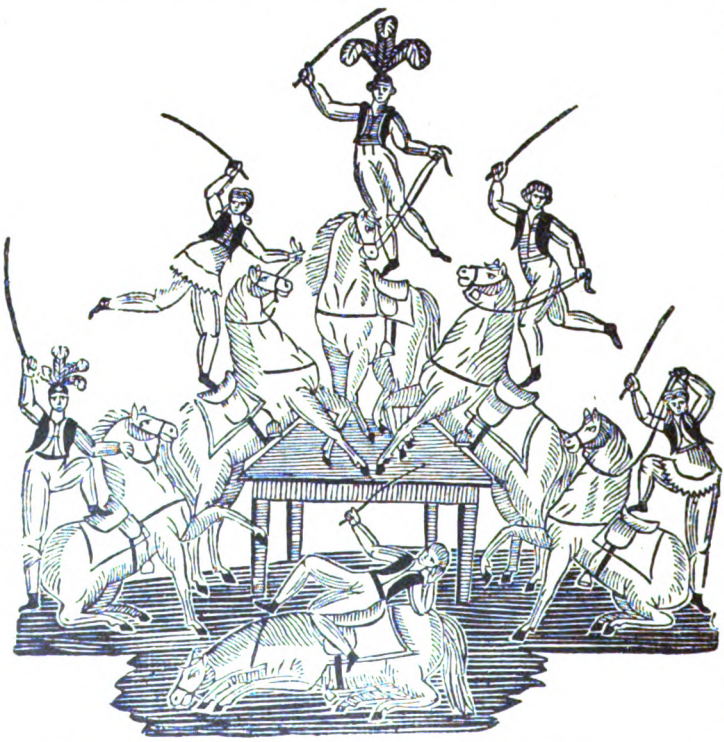
Die Reitkunst eröffnet die kleine dreijährige Constance ... (Umlaufzettel des Zirkus L. Götze von 1855)

Digitized by Google

licher Bewilligung eine Pyramide von Wagenrädern oder zusammengebundene Commis-Gewehre auf der Stirne zu balancieren, oder Degen und Tabakspfeifen, wie weiland Franke, des Nordens Herkules. „Der junge Franke, sechzehn Jahre alt, wird sich als Plastiker vorstellen. Hierauf wird er eine Pfauenfeder balancieren, welche nach dem Takte der Musik von der Hand auf die Nase, von der Nase auf die Brust, von der Brust auf die Schulter laufen wird, ohne die Balance zu verlieren, dann wird er die Feder sich mit dem Fahnenende auf die Nase stellen, damit niederlegen, und während des Aufstehens die Feder in die Höhe blasen und auf der Stirne wieder auffangen. — Auch wird er mit einem großen Balken das Militair-Exercitium machen." Und da er obendrein noch mit dem Bauche zu reden und als betrunkener Tiroler durch sechzig Eier ein Solo zu tanzen versprach, war solche Augenweide mit sechzehn Schillingen für den ersten Platz schlechterdings billig bezahlt. Um wenig mehr vermaß sich Venitien, Alcide aus Paris, ein Gewicht von zweitausend Pfund zu heben und sich als lebende Wetterfahne zu schwingen, und nachdem er mitsamt dem sitzenden Türken fünfzehn Fuß in die Höhe gesprungen, zog er sich klüger und gefälliger als Franke auf heldische Würde und Art zurück, als Bogenschütz, Apoll von Belvedere und zorniger Achill (und lud die Damen ein, nur ohne Scheu zu ihm hereinzutreten, „indem der Herkules nicht anders als in einem anständigen Kleide erscheinen wird").



. . . Ein Elephant von außerordentlicher Größe mit Zähnen. Er hat nebst dem Fleiß des Bibers, die Geschicklichkeit des Affen, das Forschende des Hundes. (Schausteller Gautier aus Berlin, 1820)

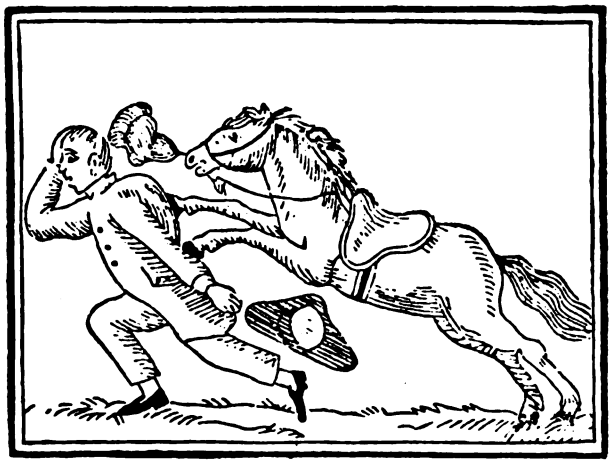


Mit hoher Bewilligung wird die hier anwesende Künstlergesellschaft eine große Vorstellung der höheren Reitkunst zu geben die Ehre haben. (Zirkus Beranek. Umlaufzettel von 1835)

Notwendig gehören auch die „Reit-, Tanz- und Voltigierkünste zu Pferde" in solch Divertissement, die Kunstreitergesellschaften der Lenz, Gautier, Carré, Stella und Beranek, deren Ankündigungen am zahlreichsten und fast die prächtigsten sind, was weiter nicht wundernimmt, weil das Pferd, mit Scheerbart zu reden, köstlicher ist als der Mensch. Es ließ sich, seitdem es zwischen den frühen asiatischen Zelten gefangen wurde, durch keinerlei betrügliche Pfif-

Digitized by Google

figkeit verstören, es blieb in seinem eingebornen Rhythmus so einfach wie ein Element, und solange er sich willig davon ergreifen läßt, ist auch der Mensch vielleicht so übel nicht. So sind die mannigfaltigsten Produktionen, mit vielem Gepränge und reichem Umzuge trommelrührend angezeigt, was sich der Rat an Feiertagen zu verbitten pflegte, gerade dort, wo sie am reinsten sind, so alt wie neu. Nur im Kostüm ist Wandel wie in der jeweiligen Fassung des Spiels, von ernsthafter Strenge mehr und mehr in eine lockere und empfindliche Buntheit hinein. Das große Romanische Carousſel von Johann Lenz, das edle Turnier-Spiel, worin Bajazzo mit seinem komischen Reiten, Hauen, Stechen und Schießen nach allem, was ihm in den Weg kam, den Beschluß machte, war noch im Sinne früherer Jahrhunderte formal genau so geschlossen wie der begleitende Holzschnitt, der schlecht und recht die heimliche und volkstümliche Umwandlung eines unvergessenen Erbes ist. Dann drängte die einzelne Leistung sich allmählich und ungebührlicher vor, anfänglich noch heroisch, wie la grande carrière d'Achille par Monsieur Beranek, doch bald verspielter als indianische Jongleur-Produktion oder Grotesk-Exercitium auf ungesatteltem Pferde, und das bis dahin naiv erzählende Bild wird zu einem höchst dekorativen Kopfstücke, von sozusagen beschämender Güte freilich, mit so einsichtigen Messern geschnitten und in der tanzenden Dämonie der schwarzen Leiber so eigentümlich zeitgenössisch gegenwärtig, daß mancher jüngste Ruhm fröhlich vorweggenommen scheint.



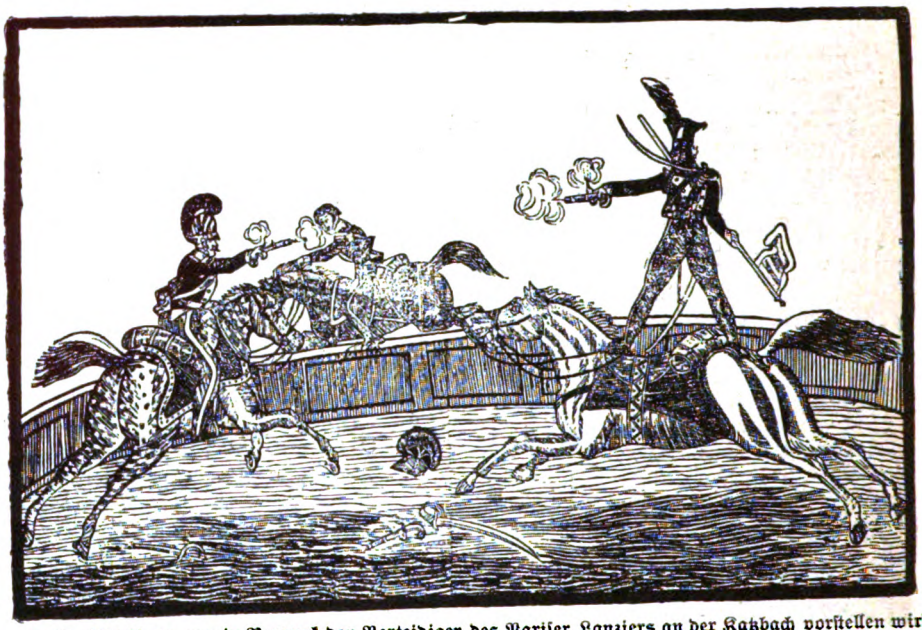
Das kleine böse Pferd der Prager Kunstreiter- und Feuerwerkergesellschaft des Herrn Stella. Monsieur Zischek, als Komikus, wird alles dazu beitragen, um die Zwischenräume der Vorstellung so anmutsvoll als möglich zu verkürzen. (Umlaufzettel von 1822)

So wird auch der kluge Hans von dem kleinen korsikanischen Pferde geschlagen, das Karten und Würfel spielte und Stunde und Minute anzeigte, nicht minder wie von dem auf eine unbegreifliche Art gelehrten Kanarienvogel, welcher die drei ersten Species der Rechenkunst aus dem Fundamente verstand. „Auch kennt er," wie sein Herr, Monsieur Jeantet, dem hohen Adel und dem respektiven Publikum versicherte, „das ABC so vollständig, daß ihm ein jeder Zuschauer nach hohem Belieben einen Namen oder irgendein anderes Wort aufgeben kann, wo alsdann der Vogel nicht säumen wird, die richtigen Buchstaben, ohne sich zu irren, aus dem ganz frey auf dem Tisch liegenden ABC mit dem Schnabel herauszunehmen, den Zuschauern vorzuzeigen und zu allgemeiner Bewunderung das verlangte Wort zu bilden."

Der betrunkene Dragoner ohne Sattel. Monsieur Dunkel wird die schwersten Stücke zeigen, die den resp. Zuschauern gewiß vieles Vergnügen verschaffen (Prager Kunstreiter- und Feuerwerker-Gesellschaft des Herrn Stella. Umlaufzettel von 1822)

Und schließlich wird das alles noch überboten von den magisch, mechanisch und physikalisch bewegten Welt- und Kunst-Theatern. Man fand

Digitized by Google



... Dritte Abteilung, worin Beranek den Verteidiger des Pariser Lanziers an der Katzbach vorstellen wird. Die Künstler werden alle Kräfte aufbieten, um die edlen Bewohner hiesiger Stadt auf das Angenehmste zu überraschen. (Umlaufzettel von 1835)

ein ausschweifendes Gefallen daran, wie denn die Künstler sehr solide und artige Leute genannt werden, mit gründlichen Kenntnissen in allen realen Wissenschaften begabt. In den Ombres chinoises des Herrn Nicolai und seiner Compagnie, „wobei ein großes Orchester die neuen englischen Symphonien aufführen wird", wie in den „neu erfundenen" Schnetterschen Metamorphosen-Maschinen, „welche nach der Mechanik verfertigt und nach italienischer Art eingerichtet", spuken noch alle uralten Verwandlungskünste nach, und noch in klassisch beruhigter Zeit ergötzt man sich an einer entzückend barocken Phantastik, wie in dem großen Stück von Malbrucks Tod:

1. Erscheint ein Stachelschwein, daraus präsentiert sich das Schloß Malbrucks ... er nimmt Abschied von seiner Gemahlin, reitet fort, und das Schloß verwandelt sich wieder in ein Stachelschwein. 2. Die Schlacht, wo Malbruck umkommt. 3. Erscheint eine Dame, daraus kommen vier Leichensteine, die sich in vier Soldaten verwandeln, und tragen ihn zu Grabe. 4. Erscheint ein Kameel, dieses verwandelt sich in einen Turm, die Gemahlin Malbrucks steigt darauf, sieht den Pagen kommen, der die Ordre bringt, daß Malbruck todt ist, und der Turm verwandelt sich wieder in ein Kameel. 5. Erscheint ein Elephant, dieser verwandelt sich in das Grab Malbrucks (seine Gemah-

Zirkus Gymnasticus. Zum ersten Male: Cerberus, der berühmte Feuerhund im großen Brillantfeuerwerk. (Umlaufzettel von 1838)

Digitized by Google

THEATRUM DIABOLICUM.

Ein Hauptstück des berühmten Philadelphia: Zum Vergnügen wird Jemandem ein Bein ausgerissen.

Güstrow. Heute, Sonntag, den 25. März 1855:

im Saale zur Stadt Hamburg bei Herrn Drühl,

unwiderruflich

Letzte Vorstellung der natürlichen Zauberei

in zwei Abtheilungen, von

Frau Professorin Caroline Bernhardt.

Besitzerin der Verdienst-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Bei dieser letzten Vorstellung werden einige schöne Stücke dem anwesenden Publikum zum Andenken an die Künstlerin erklärt, die nicht nur die langen Winter-Abende angenehm verkürzen, sondern auch zur Belehrung der Jugend sehr nützlich sind — Indem sie für den zahlreichen Besuch bei ihren gegebenen Vorstellungen, so wie für den freundlichen Empfang bei jedesmaligem Auftreten, und den ihr immer gespendeten Beifall ihren innigsten Dank ausspricht, bemerkt sie nur noch, daß diese letzte Vorstellung sich besonders durch Neuheit und Abwechselung auszeichnen soll. Zu der schönsten und schwersten Stücke hat sie zu dieser Vorstellung gewählt, die nicht nur den blosen Liebhaber in Erstaunen setzen, sondern auch den feinern Kennern Vergnügen verschaffen werden. Um sich das Vergnügen der Ueberraschung vorzubehalten, und da es der Raum nicht gestattet, werden nur einige Haupt-Finale hier angeführt, und erlaubt sie sich nur noch zu bitten, diese letzten Productionen mit gewohnter Huld beehren zu wollen

Haupt-Finale.

Erste Abtheilung.

1) Der Tandler-Markt zu Wien
2) Die moderne Zuckerfabrik
3) Die Kriegsgöttin Minerva, oder die Kugelfeste.
4) Die Teufels-Erscheinung
5) Die Säule des St. Hubertus.
6) Das achte Wunder
7) Das Dresdner Karussel
8) Die Luftreise, oder die Kraft der Magie.

Zweite Abtheilung

Der Eckensteher Nante Strumpf, Nr 22. in betrunkenem Zustande von Berlin hier angekommen, komisch-mimische Scene, ausgeführt auf einer Strize, der anderen bedient er sich zum Gewehre, indem er damit die ganzen militärischen Exercitien durchmacht. Diese Forcen wurden bisher nur in Paris von Franconi, sonst nirgends gegeben, sind also hier noch nie gesehen.

Cassen-Preise.

Erster Platz 16 ßl. Zweiter Platz 10 ßl. Gallerie 6 ßl.

Cassen-Oeffnung 6 Uhr. Anfang 7 Uhr.

lin beweint den Tod), er erscheint plötzlich aus dem Sarge zu Pferde in seiner Rittertracht und verschwindet wieder; es kommt plötzlich eine Triumphwolke aus dem Grabe mit Malbruck, diese fährt zur Erde, und er bittet seine Gemahlin, ihm zu folgen, Gott Mars erscheint, sie steigen alle drei in dieser Wolke in die Höhe, und das

Digitized by Google

Non plus ultra! Die Enthauptung. Von Frau Professorin Caroline Bernhardt. Die Künstlerin hat es in der natürlichen Magie dahin gebracht, täuschend den Kopf vom Körper zu trennen, und wird, wenn es gefällig ist, den Kopf vom Körper mit dem Schwerte abnehmen und auf einer Schüssel zur Untersuchung präsentieren. (Umlaufzettel von 1856)

Grab verwandelt sich wieder in den Elephanten. Zuletzt werden zwanzig Ballet-Tänzer mit Lorbeerkränzen und Tänzerinnen ein Ballet formieren,. worauf eine zierliche Quadrille folgt." Es fehlt auch der König nicht, der unter Donner und Blitz aus seinem Sterne springt, langsam hervorgegangen kommt und sich unter einem sanften Adagio wieder darin verliert, die halb bedrohliche und halb anmutige Glorifikation Friedrichs, wahrhaftiger und amüsanter zugleich als mancher klägliche und überschlaue Prospekt von heut und morgen. Das ist beinahe wie ein gut gelaunter Einfall des Meisters Abraham im „Kater Murr", des wunderlichen Hexenmeisters, der mit natürlicher und taschenspielender Magie Gemüt und Schicksal lenkte. Erst recht aber sind der Optikus und Mechanikus Musehick (als wäre auch der Name von Hoffmann erfunden) mit seiner vollkommenen und großen Camera obscura, „worin die ewig fortdauernde Bewegung der nie rastenden Natur, bis zum Erstaunen treu durch optische Kunst wiedergegeben", und der Physikus von Halbritter mit seinem redenden Automaten in solcher dichterischen Provinz zu Hause. „Dieses große Meisterstück stellt einen Asiatischen Braminen vor. An diesem Werke hat der Physikus mit großem Fleiße fünfzehn Jahre in der Naturkunde, Mechanik und (den) mathematischen Wissenschaften zugebracht. Die Kunstmaschine ist in Lebensgröße so natürlich, als ob er wirklich lebte, indem er die Augen beweget, gerade als einem Menschen in seiner Physiognomie

Der nicht Feuer scheuende Ritter auf dem Seile in einem großem brillantem und Couleursfeuerwerk!... Sämtliche Mitglieder werden alles aufbieten, um des bis jetzt so schmeichelhaften Beifalls eines verehrungswürdigen Publikums sich würdig zu zeigen. (Zircus Gymnasticus von Kolter & Weitzmann 1853)

Digitized by Google

zukommt. Er spricht so deutlich, daß man es sehr wohl verstehen kann ... Man kann auch mit dieser Maschine ganz sachte sprechen, so bekommt man wiederum so sachte die Antwort in das Ohr zurück, daß es niemand anders versteht, als der ihm in das Ohr lispelt. Dieser Asiatische Bramin sitzet ganz frey auf einem Stuhl, und man kann ringsherum um ihn gehen, auch den Stuhl aufheben, so wird er demohngeachtet fortreden."

Auch Chiara ist da, das unsichtbare Mädchen, Stephanys akustischer Original-Versuch, „der überall Bewunderung und Beifall erhalten hat. Diese außerordentliche Erscheinung ist eine runde Kugel mit vier Trichtern, elf Zoll im Durchschnitt, welche an einem seidenen Bande mitten im Saale hängt, ohne alle Communication, durch welche man von allen vier Seiten sehen kann, ohne das Mädchen, welches sich darinnen befindet, zu erblicken. Sie spricht Deutsch und Französisch, Holländisch und Welsch, und haucht jedem auf die Hand, wenn es verlangt wird; sie bläst, weint, lacht, küßt und giebt jedem Fragenden passende Antwort; auch beantwortet sie die leiseste Frage ebenso stille, wie sie gefragt wird; kurz so, daß man glaubt, das Mädchen in der Kugel mit den Händen greifen zu können. Sie unterhält ganze Gesellschaften auf eine angenehme Art, und spricht auch, wenn die Bänder abgelöst sind, in der Hand einer jeden Person; auch wenn man drei Trichter zustopft, spricht sie beim vierten heraus."

... Herr Spelterini, der erste Equilibrist aus Italien wird drei zusammengebundene Kommisgewehre auf der Stirne balancieren ... Außerhalb der Barriere wird gesammelt, und wird gewiß jeder den Leistungen der Künstler angemessen zahlen. (Circus Gymnasticus von Spelterini & Antoni.) Umlaufzettel von 1848

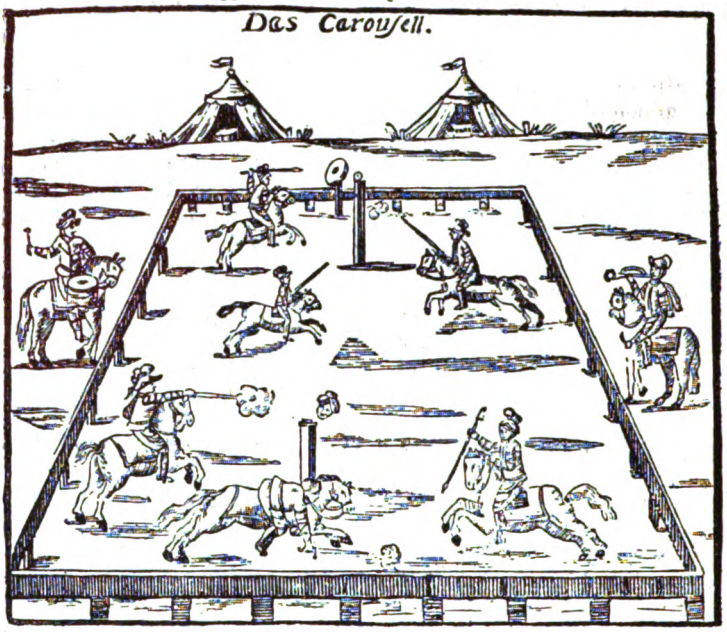
★

Und so geht es denn fort, dieses durch und durch romantische Spiel, mit heiterer und kluger Scharlanterie und problematischer

„Herr Emanuel Beranek wird mit der größten Entschlossenheit den von Kennern bewunderten Cäsarritt auf zwei ungesattelten, ganz frei ohne Zügel und Zaum in der stärksten Karriere laufenden Pferden, zur größten Bewunderung aller geehrten Zuschauer ausführen." (Zirkus Beranek. Umlaufzettel von 1835)

Digitized by Google

Zum Vorletztenmale.



Mit hoher Genehmigung
wird Heute die hier angekommene

Kunstreiter- und Springer-Gesellschaft

die Ehre haben,

sich im Reiten und Springen zu produciren.

Die Gesellschaft bittet Heute besonders um einen gütigen und zahlreichen Besuch, und verspricht, mit doppelten Kräften sich zu bemühen, ein kunstliebendes Publicum ganz befriedigt von sich gehen zu lassen.

Dann folgt:

Das große Romanische Carousel.

1) Den Anfang des Carousels macht [illegible] Lenz. Die erste Tour wird mit der Lanze nach dem Ring geritten, welcher 12 Schuh hoch hängt.
2) Wird der Kopf mit der Lanze von eben solcher Höhe, wie der Ring, abgenommen.
3) Wird mit dem Taar nach dem Mittelpunkt der Scheibe geworfen.
4) Wird mit dem Ball in den Beutel geworfen.
5) Wird der Kopf mit dem Taar von der Scheibe herunter geworfen.
6) Wird der Kopf von der Scheibe links und rechts mit dem Säbel herunter gehauen.
7) Werden mit dem großen Taar die Köpfe vom Postament und von der Erde aufgehoben.

Den Beschluß des Carousels macht Bajazzo mit seinem komischen Reiten, Hauen, Stechen und Schießen nach allem, was ihm in den Weg kommt.

Preise der Plätze:
Erster Platz 6 Sgr. Zweyter Platz 3 Sgr. Letzter Platz zum Stehen 1 Sgr.
Ein jeder, der zum Stehen bezahlt, wird ersucht, nicht über die Bänke zu steigen.

Der Schauplatz ist [illegible].

Der Anfang ist um [illegible] Uhr.

Johann Lenz.

Umlaufzettel von etwa 1810

Phantastik übervoll beladen, von einer Hasenjagd mit Kunstfiguren bis zum Theatrum diabolicum des Wassili Fedorowitsch, „wobei sich der Künstler in eigener Person das Bein aus dem Leibe reißen lassen, ein Meisterstück des weitberühmten Philadelphia.“ — Inzwischen sind wir mit Bedacht und angestrengter Pflicht schulmäßig klug geworden, und was einst „auf dem Rathhause“ zu Gaste und bei aller Windbeutelei redlichen Sinnes war, ist ebenso, und je mehr es sich aus seinem fröhlich unbändigen Geiste entfernte, in einen närrischen Takt und auf eine minder fruchtbare Weide geraten. Auch der Holzschnitt bewahrte nur bis in die fünfziger Jahre hinein seine singende Frische und Derbheit, seltsame Brücke oft zum allerjüngsten Ufer. Dann fiel er in die Hand unheiliger Xylographen, wie denn der Umlaufzettel selbst mit seiner zunehmenden Größe mehr und mehr an typographischer Noblesse verlor, so daß er in der Folge nur noch an den zugigsten Ecken und den trostlosesten Wänden zeitweilig geduldet wurde, der doch vordem in den warmen Häusern selbst so herrlich aufgenommen. Was ihn indes bewog, dem ehrlich nachzusinnen und guten Mutes und in neu erworbenem Zeuge noch einmal und von vorne wieder anzufangen.

Digitized by Google

Die kostspielige Hinrichtung

Novelle von E. A. Greeven

Heute sind die Zürner weit und breit eine geachtete Familie am See, nennen Bauernhöfe und Waldungen ihr Eigen und ein Sägewerk in der Stadt, und einer von ihnen, der vor Jahren nach Amerika auswanderte, soll dort drüben sogar an eine Petroleumquelle geraten sein, die ihn und seine Söhne zu großen, reichen Herren gemacht hat.

Die Zürner rings um den See führen im Siegelring ein mächtiges Schwert und sie erzählen ihren Kindern nicht ungern bei guter Gelegenheit, dies Schwert in ihrem bürgerlichen Wappen bedeute nicht mehr und nicht weniger, als daß sie vorzeiten aus ritterlichem Blut entsprossen seien und im Punkte Wehr und Waffen einem hohen Adel in nichts nachstünden. So sagt es eine Generation der anderen, und es ist unverkennbar, daß die Jungen aus solch begnadetem Geschlecht ihren Kopf jeweils ein gut Stück höher tragen als die Väter.

Seht, also kommen Legenden in die Welt und werden gar bald für lautere Wahrheit genommen, und niemand denkt daran, daß im Archiv der ehemals freien Reichsstadt ein dickes, verschnörkeltes Aktenbündel ruht, das es besser weiß und ganz andere Dinge zu erzählen vermöchte. Und da nicht wohl anzunehmen ist, daß es einem aus der Familie Zürner je einfallen könnte, die Dokumente des Archivs aus Staub und Moder zu erwecken, um der Wahrheit zu dienen, so will ich den Mund aufmachen und reden. Obwohl ich im Vergleich mit den Zürners ein armes Luder bin und meine Stimme im Rat der Bürger nicht viel bedeutet. Aber warum soll ich schweigen, nachdem Hans Zürner mich beim Verkauf meiner Wiese im oberen Anger so gründlich hereingelegt hat!?

*

Es war im 17. Jahrhundert, kurz nach dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, als ein gewisser Jodokus Zürner von unbekannter Herkunft landstreichenderweise an den See kam und in den Wirtshäusern der Bauern mehr Händel als Arbeit suchte, dieweil er sich an die Segnungen des Friedens nicht gewöhnen konnte. Unweit Pfullendorf geriet er auf offenem Felde mit einem Pächter des dortigen Spitalgutes in heftigen Streit, was später eine Reihe von ortsansässigen Personen guten Leumundes vor Gericht als ein Faktum bezeugten, und am Abend desselbigen Tages fand man den Pächter tot und erschlagen hinter seiner Scheune in einer großen Blutlache. Der Verdacht fiel begreiflicherweise alsbald auf den fremden, etwa fünfundvierzig Jahre alten Landstreicher, den man kurz darauf zwischen Nußdorf und Uhldingen in Gesellschaft einer leichtsinnigen Dirne aufspürte, festnahm und ins Gefängnis der freien Reichsstadt warf.

Jodokus Zürner leugnete die böse Tat von früh bis spät, aber es war nur e i n e Stimme unter den Herren Richtern und Schöffen, nämlich, daß er dies mehr aus angeborener frecher Zähigkeit des Willens tue als aus dem Bewußtsein seiner Unschuld, an die niemand glaubte. Alles was er des langen und breiten zu seiner Verteidigung anzuführen vermochte, trug den Stempel eitler Lüge und fadenscheiniger Verstellung. Und es war auch außerhalb des Gerichts wohl niemand in der Stadt, der Jodokus Zürner nicht längst des Mordes oder Totschlags für überwiesen erachtet hätte. Sogar die Frauensperson, die er in der Nähe von Kloster Beuron im Donautal angetroffen und ohne viel Federlesen mitgehen geheißen hatte, auch sie sagte nicht viel Gutes über ihn aus, sondern malte im Gegenteil von seinem Jähzorn und seiner Verschlagenheit ein höchst ungünstiges Bild. Es stand schlecht um Jodokus Zürners Kopf und wer die Gerichtspflege jener Zeiten kennt, wird sich nicht wundern, daß man ihm kurzerhand den Prozeß machte und am Vorabend vom Johannistag zum Tode durchs Schwert verurteilte.

Zürner ergab sich in sein Schicksal mit ruhiger Fassung, denn er war klug genug, um zu wissen, daß er mit Heftigkeit hier nicht mehr weit komme und daß sein Spiel in jedem Falle aus und verloren sei, selbst wenn er so unschuldig gewesen wäre wie ein neugeboren Kindlein. Aller Schein sprach laut und vernehmlich gegen ihn. Es ist nie ans Tageslicht gekommen, ob Jodokus Zürner den Pächter wirklich erschlagen hat oder nicht — ich für meine Person möchte es beinahe bezweifeln — damals jedenfalls galt sein bißchen Leben keinen roten Heller, und er selbst hätte am allerwenigsten dafür gegeben; vorausgesetzt, daß Zürner überhaupt jemals Geld gehabt hätte!

Als ein ehrwürdiger Rat der freien Reichsstadt unter dem Vorsitz des alten Bürgermeisters Maurus Petzer zusammentrat, um Tag und Stunde der öffentlichen Hinrichtung zu bestimmen, ergab sich gleich

Digitized by Google

bei Beginn der Sitzung eine recht fatale und unübersehbare Schwierigkeit. Man hatte nämlich aus Sparsamkeitsgründen, die für das während langer Kriegsjahre fünfmal geplünderte Gemeindewesen nur nützlich und lobenswert waren, darauf verzichtet, nach dem Tode des letzten städtischen Scharfrichters einen neuen in Amt und Brot zu setzen, einmal in der trügerischen Hoffnung, daß die Dauer des Krieges die meisten Bösewichter ohnedies aufgezehrt habe, und zum andern in der Erwartung, daß man in den seltenen Fällen, wo man eines Scharfrichters bedürfe, ihn von den Lindauern, Konstanzern oder Ravensburgern auf dem Weg freundnachbarlicher Verhandlungen ausgeliehen bekäme.

Nun aber war guter Rat teuer, denn mit den Lindauern hatte man sich just wegen gewisser Fischereigerechtsame auf dem Obersee gezankt, und die Lindauer hätten nicht die guten Kaufleute sein müssen, als die sie bekannt waren, wenn sie sich bei dieser Gelegenheit nicht ihren Scharfrichter über alles Christenmaß hinaus mit wertvollen Fischrechten hätten bezahlen lassen. Nein, mit Lindau konnte man im gegenwärtigen Augenblick über eine so delikate Frage nicht verhandeln, und mit Konstanz stand es leider nicht viel besser. Die Konstanzer hatten nämlich vor kurzem ihren Scharfrichter in ganz ähnlicher Mission der geistlichen Gerichtsbarkeit vom St. Georgenkloster zu Stein am Rhein zur Verfügung gestellt, und da man ihn als gewaltigen Trinker kannte, der zuzeiten eine bedenklich unsichere Hand besaß und nicht auf festen Füßen stand, so war es auf dem Marktplatz schon bei den Vorbereitungen zu einem schlimmen Tumult gekommen, wobei die erbosten Steiner den Konstanzer Scharfrichter derart verprügelt hatten, daß ihn seine Knechte nur mit knapper Not ins Boot schaffen und durch schleunige Abfahrt in Sicherheit bringen konnten. Jedenfalls waren nach dieser Reise, die endlose Schreibereien, Kostenrechnungen und Prozesse nach sich zog, weder der Scharfrichter noch der Rat von Konstanz allzusehr geneigt, sich fürderhin auf fremdem Boden zu betätigen, respektive ihren Bediensteten nochmaligen Schlägereien mit unzufriedenen Nachbarn auszusetzen. Also war auf die Hilfe von Konstanz ebensowenig zu rechnen.

Den Stadtvätern und ihrem Oberhaupt, Maurus Petzer, blieb unter solchen Umständen nichts weiter übrig, als einen reitenden Boten nach Ravensburg zu schicken, um an geeigneter Stelle Nachfrage zu halten, ob und zu welchen Bedingungen man rechtens und billig den Scharfrichter dortiger Stadt um seine Dienste angehen könne. Der Herr Bürgermeister, dem Sparsamkeit und das Wohl des Stadtsäckels über alles gingen, legte dem Boten noch ganz besonders Eile ans Herz, da der verurteilte Jodok Zürner sich leider eines starken Appetits erfreue und jeder Tag seines verwirkten und überflüssigen Lebens die arme Reichsstadt nur Geld koste und keinerlei Ehre bringe. Einem Verurteilten — und wäre er der ärgste Sünder unter dem Himmel — Speis und Trank zu kürzen, ginge wider alle Tradition, aber anderseits: wer füttert gern, wie der Chirurgus Ehrenpfort sich auszudrücken beliebte, für nichts und wieder nichts die Würmer?

Der Bote ritt ab, und Jodokus hatte derweil noch ein paar Gnadentage. Sein Gefängnis lag tief unten im Galler Turm, wo man sein linkes Bein und seine rechte Hand an eine eiserne Kette geschmiedet hatte, die in einem schweren Mauerring endete, und wiewohl er von der Sonne und ihrem Licht kaum einen Schimmer sah, und Ratten und Ungeziefer ihm Tag und Nacht das elende Loch zur vollendeten Pein machten, so konnte er doch nicht — wie merkwürdig es auch scheinen mag — jeglichen Lebensmut und alle Hoffnung aufgeben, sondern tröstete seine arme Seele mit dem zwar richtigen, aber in seiner Lage nicht eben viel besagenden Satze, daß man wenigstens noch lebe, solange einem das Schwert des Scharfrichters nicht im Nacken sitze. Denn selbst unter Ratten im Galler Turm leben dünkte Jodok Zürner erfreulicher, als von allen Leiden erlöst, aber tot sein!

An einem Donnerstag gegen Abend kehrte der reitende Bote zurück, gab seinen Gaul vor dem Brunnen einem Buben zur Wartung und stieg in seinem Lederwams staubig und verschwitzt die Rathaustreppe hinauf. Sein Bescheid war böse Kunde für Maurus Petzer, denn wer hätte gedacht, daß die Ravensburger so hinterlistige, nachträgliche Gesellen seien, sich prompt wie Federfuchser und Advokaten eines jahrhundertealten Streits um ein Haus im Meersburger Bann zu erinnern, dessen Besitztitel keine kaiserliche Kammer bis dato hatte klären können? Die freie und unmittelbare Reichsstadt möge den Ravensburgern dieses Haus überlassen und unverzüglich werde der Scharfrichter kommen und köpfen oder rädern, wen und so viele es einem hochansehnlichen Rat gelüste. „Bei der Jungfrau Maria, daraus kann niemals etwas werden," entschied zornglühend der Bürgermeister — „auch hierzulande hat man rechnen

Digitized by Google

gelernt und weiß, was der Kopf eines Landstreichers wert ist, wenn er fällt!" — Der Bürgermeister berief eilends den Rat zu vertraulicher Sitzung, und da war keiner, der nicht die Ravensburger eine üble Krämerbrut und voll des Geistes schamloser Übervorteilung genannt hätte. Es verlohne sich nicht, auf solch ein empörendes Angebot überhaupt zu antworten, und man strafe die übermütigen Narren am tiefsten mit schweigender Verachtung.

Immerhin mußte in Bälde etwas geschehen, um das Urteil zu seiner Vollstreckung und Jodokus um seinen Kopf zu bringen, und da blieben nach langer Beratung nur die Grafen von Montfort, die auf Bludenz und Feldkirch saßen, und die Stadt Schaffhausen übrig, an die man sich — gern oder ungern — mit dem Ersuchen um Überlassung ihres Scharfrichters noch wenden konnte. Die Grafen von Montfort waren als Kipper und Wipper schlechten Geldes in ganz Schwaben verrufen, und daß sie mit Freuden versuchen würden, aus der Verlegenheit der Reichsstadt ein Geschäft zu schlagen, des war Maurus Petzer in seinem sparsamen Herzen gewiß, und daß man im klugen Schaffhausen nichts um Gotteslohn täte, dafür bedurfte es längst keiner Beweise mehr, aber was half's? — Man hatte Recht gesprochen und mußte richten. Also wurden wiederum reitende Boten entsandt, und Jodok Zürner belastete indessen Tag für Tag den Stadtsäckel mit seinem gesunden Appetit, dem kein Kerker und keine Todesfurcht etwas anhaben konnten.

Der Turmwart auf dem Galler, Simon Schlichthärle mit Namen, dem die Bewachung des verurteilten Zürner oblag, war ein alter Mann, der in einem langen Leben eine zu große Reihe Missetäter und Übertreter der Gesetze zu seinen Füßen beherbergt hatte, um über Recht und Unrecht in dieser Welt sich noch viele Gedanken zu machen. Er zwackte ihnen ein wenig von ihrem Essen ab, weil er selber kurz gehalten wurde, und sorgte dafür, wenn einer mit dem Tode abging, daß er nicht mehr allzuviel auf dem Leibe trug, denn was braucht man Schuh' und Strümpf' im Himmel, aber im übrigen war er ein gutmütiger, geschwätziger Mann, der sich rechtschaffen langweilte und mit Jodokus manche Stunde verplauderte und ihm hin und wieder sogar eine Ratte totschlug, was als ein besonderes Zeichen seiner Sympathie zu gelten hatte. Von Simon Schlichthärle erfuhr Jodokus auch beiläufig den Grund seiner mählich sich längernden Gnadenfrist, und als er eines Tages vernahm, daß sowohl die Grafen von Montfort, wie die ehrentreue Stadt Schaffhausen — wohlunterrichtet von der Zwangslage der freien Reichsstadt — wahrhaft wucherische Forderungen für die Hergabe ihrer Scharfrichter gestellt hätten, die kein Bürgermeister und Rat mit der Ehre und Achtung ihrer Person vereinbaren konnten, da pfiff der ergraute Landstreicher und Todeskandidat melodisch vor sich hin und blinzelte aus verkniffenen Äuglein seinem Wärter listig zu. Er aß wahrhaftig nicht weniger an diesem Tage, und es schmeckte ihm bei weitem besser als dem Bürgermeister Maurus Petzer, der vor Wut und Ärger kaum einen Bissen herunter bekam.

Soviel stand fest, daß auf die christliche Nächstenliebe benachbarter Grundherren und befreundeter Städte bei der allgemeinen schmutzigen Geldgier der Zeit nicht zu rechnen war, um so weniger, als sich die Kalamitäten des Rates bereits im ganzen Seekreis herumgesprochen und die freie Reichsstadt, wieder einmal, zum willkommenen Gespött der Leute gemacht hatten. Wo immer man vom Landstreicher Jodokus Zürner und seiner kostspieligen Hinrichtung zu reden anhub, ging ein breites, fröhliches Grinsen um die ungewaschenen Mäuler. Und darum stand mindestens ebenso fest, daß man aus eigener Kraft auf einen Ausweg sinnen müsse, der göttlicher wie menschlicher Gerechtigkeit Genüge tue und gleichzeitig den notleidenden Stadtsäckel nicht gar zu heftig angriff. Maurus Petzer hatte schlaflose Nächte, stöhnte laut und warf sich von einer Seite auf die andre, bis es der Bürgermeisterin zu viel wurde und aus der Tiefe ihres echt weiblichen Gemütes ein Hoffnungsschimmer brach, an dem sich der Geist des Gatten zögernd entzündete.

Die Petzerin, aus dem ruhmvollen Geschlecht der Pflummern stammend, hatte wie alle Frauen von Natur den Sinn für das Profitable geerbt, der ihr im Falle Zürner zu der bestrickenden Überzeugung verhalf, daß es ein himmelschreiendes Unrecht wäre, die erheblichen Kosten der Hinrichtung auf die schwachen Schultern der völlig unschuldigen Gemeinde zu wälzen; man solle vielmehr trachten, jenen zahlen zu lassen, der die verdammenswerte Ursache der ganzen Unbequemlichkeit sei, nämlich Jodokus Zürner selbst. Dem Einwand des Bürgermeisters, daß Geld und Gut just nicht zu den Tugenden eines alten Landstreichers zu zählen pflegten, begegnete sie mit der Behauptung, wie oft sich gerade bei solchen verborgene Schätze nach ihrem Tode fänden, die jedermann zeitlebens für die ärmsten Kirchenmäuse angesehen hätte. Zum min-

Digitized by Google

besten dürfe man diese Möglichkeit, zu einer wohlfeilen Hinrichtung zu gelangen, nicht unversucht und ungenutzt lassen.

Die Väter des Rats, die in der leidigen Sache schon nicht mehr aus und ein wußten und denen es insgeheim ein Fuder Weines wert gewesen wäre, wenn ihr Jodokus Zürner den unglücklichen Spitalpächter nur fünfhundert Schritt weiter auf dem Boden fremder Gerichtsbarkeit erschlagen hätte — die Väter des Rats also beschlossen, den Verurteilten zum letzten Male vorzuführen und ihn zu bewegen, wenn irgend möglich die Kosten seiner Hinrichtung auf die eigene Kappe zu nehmen. Denn Jodokus wuchs sich — so oder so — allgemach zu einem Ruin für die freie Reichsstadt aus. Als Zürner, gefesselt und von Simon Schlichthärle wie ein Hündlein geführt, im Rathaussaale erschien, sah er sich zu seinem Erstaunen tief bekümmerten Gesichtern gegenüber. Und er erstaunte noch viel mehr, als der Bürgermeister mit gar freundlicher, gewinnender Stimme in ihn drang und umständlich nach seinen Vermögensumständen ausholte. Jodokus aber schüttelte lächelnd den Kopf und zog das leere Futter seiner Taschen vor aller Augen hervor: er besitze auf dieser Welt nichts an köstlicher Habe als seine oft geflickten Lumpen, und die letzten Stüber, die seiner Armut geblieben, habe ihm vor drei Tagen sein Wärter Simon Schlichthärle im Kartenspiel abgewonnen. Also sei er blank und gänzlich mittellos, wisse auch nichts von verborgenen Schätzen — zu seinem eigenen Leidwesen — und es schmerze ihn aufrichtig, daß er den Armen der Stadt vor seinem baldigen Tode nicht das geringste Scherflein hinterlassen könne. Er hoffe, Gott werde dennoch seiner armen Seele gnädig sein.

Maurus Petzer schloß erschöpft die Augen und knurrte laut in seinen Bart und man wußte nicht recht, ob es vor Kummer geschah über Jodokus' traurige Finanzlage oder ob es der Befriedigung entsprang, die er als der Klügere seiner Frau gegenüber empfand, die — o törichtes Geschlecht! — an verborgene Schätze bei Landstreichern geglaubt hatte. Inzwischen machte der Apotheker einen letzten Versuch und fragte den geduldig harrenden Zürner, ob er vielleicht irgendwo im Lande Verwandtschaft und Sippe habe, denen ein Gefallen damit geschehe, wenn das unnütze und verbrecherische Reis an ihrem Stamm abgehauen und getilgt werde. Und die etwan bereit wären, für die Vereinigung ihres Ansehens eine runde Summe springen zu lassen. Aber Jodokus schüttelte wiederum lächelnd den Kopf: mit seiner Verwandtschaft sei es leider nicht gar weit her, Kesselflicker im Sigmaringischen und Viehknechte im Waldshutischen; es seien ihrer in vergangener Zeit schon mehrere gehängt worden und die anderen hätten nicht eben viel Aufhebens davon gemacht. Ihm, dem Jodokus, wünschten sie sicherlich alle ein langes Leben, da er ihnen nie nichts zu Leide getan. Und Geld habe keiner von ihnen, das könne er beschwören.

Da schlug der Sonnenwirt mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie aufs höchste erbost, ob sich dieser hergelaufene, fremde Schnufer vielleicht einbilde, daß die freie Reichsstadt so dumm wäre, sich seines erbärmlichen Kopfes wegen in Unkosten zu stürzen und akkurat für ihn einen teuren Scharfrichter kommen zu lassen — eher ließen sie ihn laufen und er könne sehen, wo er bleibe! Aber zum dritten Male schüttelte während dieser denkwürdigen Sitzung Jodok Zürner das ergraute Haupt und lächelte kindlich pfiffig in der Runde: Mit Verlaub, so gehe das nun doch nicht, wie der edle Herr da meine. Er sei zwar nur ein armer, verachteter Landstreicher, aber so mir nichts dir nichts lasse er sich nicht wieder ins Elend stoßen, dieweil er in der freien Reichsstadt ein wohlbegründet Recht auf Hinrichtung erworben habe. Wenn es aus Gründen, die sein schlichter Sinn nicht fasse, einem hohen Rat mißfalle, ihn köpfen zu lassen, so wolle er in Gottes Namen sein kläglich Dasein weiterleben, aber in den Mauern der freien Reichsstadt, wo es ihm behage, und unter der Bedingung, daß er jederzeit im Namen der Gerechtigkeit seine Hinrichtung auf Kosten der Stadt fordern könne.

Bei diesen Worten Jodok Zürners erhob sich unter den Ratsherren und Schöffen ein gewaltiger Tumult im Saal; etliche sprangen auf und lachten aus vollem Halse, andere verfärbten sich vor Wut über den unverschämten Burschen und riefen, man solle ihn nächtens im See ersäufen, etliche aber versanken in Nachdenken, da ihnen die vorgeschlagene Lösung unter allen schließlich als die beste und für die Stadt billigste erschien. Der Bürgermeister zog sich mit den Ältesten des Rats zu geheimer Besprechung zurück, wobei die Kostenrechnung Simon Schlichthärles über die Verpflegung des Delinquenten eine nicht geringe Rolle spielte, und als der Morgen graute, ward Jodokus Zürner aus dem Galler Turm entlassen und ein freier Mann. Er hatte es vom Bürgermeister schriftlich und besiegelt, daß zu jeder Zeit, so es ihm gefalle, seinem Verlangen nach der Hinrichtung durch einen

Digitized by Google

ordentlichen Scharfrichter mit dem Schwert zu willfahren sei. In den Nachbarstädten rings um den See aber ließ man ausstreuen, es habe sich die Rechtslage in der Angelegenheit des erschlagenen Spitalpächters durch seltsame Indizien so von Grund auf verändert, daß es der irdischen Gerechtigkeit rätlich erschiene, den Ausgang Gottes Richterstuhl anheimzustellen. Aber von Lindau bis zum Hohentwiel wußte jedes Kind, wo der Schuh drückte, und es wurde mancher Schoppen Seeweins unter Schimpf und Scherz auf das Wohl des Landstreichers Jodok Zürner getrunken.

Der dem Schwert so glücklich Entronnene ließ sich von Simon Schlichthärle fein säuberlich eine Liste aller Ratsherren fertigen und machte von Haus zu Haus einem jeden seine untertänigste Aufwartung, um sich für die Wendung des Schicksals zu bedanken und gleichzeitig einen kleinen Beitrag als Grundlage seiner künftigen Existenz zu erbitten. Als er die Reihe der Honoratioren absolviert hatte, war Jodok Zürner wohlhabender als je zuvor in seinem Leben und er fühlte frohbewegten Herzens, daß er auf dem rechten Wege und anscheinend auch am rechten Orte sei.

Er staffierte sich zunächst von Kopf bis zu Füßen manierlich aus und bezog bei einer frommen Wittib ein freundliches Zimmer mit Geranien vor dem Fenster und einem Heiligenbilde über dem Bett — kurz, er umgab sich mit einem Luxus, der noch vor wenigen Wochen gänzlich unvorstellbar für ihn gewesen wäre. Schließlich fehlte ihm zu seinem neuen Leben nur eine leicht faßliche, anmutige und nicht allzu zeitraubende Beschäftigung, und er machte sich in Ruhe und Muße daran, umherzuhorchen und Umschau zu halten, wobei ein gut Teil seiner Ersparnisse, wie er sie nannte, in den Wirtsstuben der freien Reichsstadt hängen blieb. Aber was immer an Arbeit sich bot, fand keine Gnade vor seinen Augen, und was ihm zu gefallen schien, erwies sich jedesmal als unerreichbar. Er wäre zum Beispiel für sein Leben gern städtischer Maulwurffänger geworden, denn dieses Amt deuchte ihn vor hundert anderen höchst angenehm und vergnüglich, aber der alte Fridolin, der seit früher Jugend den Posten innehatte und auch zur allgemeinen Zufriedenheit wahrnahm, dachte gar nicht daran, einen so herrlichen Beruf vor der Zeit abzugeben.

Vielleicht hoffte Jodokus, auf dem Wege naher Verwandtschaft doch noch zum ersehnten Ziele zu gelangen, vielleicht aber trieb ihn auch nur sein eingeborener Leichtsinn und sein fröhlich schlagendes Herz auf die Dornenpfade der Liebe — wie dem auch sei: er ward des öfteren und immer häufiger und zu mancherlei Stunden mit Josefa, der Tochter besagten Maulwurffängers, gesehen, deren Tugend mit ihren Lenzen nicht Schritt gehalten hatte und die nach Jahresfrist einen Knaben zur Taufe trug, der ein rechter Zürner war und vom ersten Tage an der städtischen Armenkasse zur Last fiel. Vater Jodokus wurde vom Bürgermeister aufs Amt zitiert und mußte sich dort ein gerüttelt Maß grober Worte sagen lassen über seinen Lebenswandel, sein liederliches Trinken und den Sohn insbesondere, für den Maurus Petzer keinen roten Heller bewilligen wollte, da er den Appetit der Familie bereits kannte — bis zum Schluß Jodokus trotzig und zerknirscht zugleich um seine sofortige Hinrichtung ersuchte. Das war nun allerdings das Ärgste, was der landstreichende Tunichtgut der freien Reichsstadt zu allem übrigen antun konnte, und der Bürgermeister sah ein, daß es an der Zeit sei, das Übel an der Wurzel zu kurieren und den Drohungen Zürners auf Erfüllung seines Vertrages ein für allemal ein Ende zu bereiten. Er beratschlagte insgeheim und lange im Schoße seines Kollegiums, und am nächsten Tage tat man durch öffentlichen Anschlag den Bürgern kund und zu wissen, daß Bürgermeister und Rat in Anbetracht der Zeitläufte und des ganz ersichtlich zum Bösen sich neigenden Gemütes der Menschen beschlossen hätten, das alte Amt des Büttels und Scharfrichters einer freien Reichsstadt aufs neue zu besetzen und Jodokus Zürner mit diesem Amte auf Lebenszeit zu betrauen.

Der Scharfrichter Jodokus Zürner lebte noch fünfzehn Jahre mit Josefa, seinem Weibe, und vielen Kindern, aber es ist nichts in den Akten zu finden, daß er je eine Hinrichtung vollzogen habe. Dies ist seine Geschichte, und nun wisset ihr auch, wie das große Schwert ins Wappen der Zürner gekommen ist.

Digitized by Google

Herbstgedichte

Frühe Herbstnacht. Von Frida Schanz

Die frühe Herbstnacht kam so sammetleis,
Das Haus ist wie in blaue See versunken.
Nur die Petunien schimmern milchigweiß,
Als hätten sie das Mondlicht eingetrunken.

Ein fernes Licht vertieft die Dunkelheit,
Laubduft wogt aus den Gärten, Welk' auf Welle.
Man möchte nicht die frohe Lampenhelle,
Das weiche Dunkel ist wie liebes Leid.

Tödlicher Spätherbst. Von Charlotte Ball

Weh, daß die schwarze Wolke mich wieder umfliegt,
Enger und enger kreisend ob meinem Land! –
Schleppend wird nun der Schritt, der sich tanzend gewiegt,
Und die kleine Blume entfällt meiner Hand.

Tödlicher Spätherbst sonder Bild und Gefühl!
Feindliche Erde! Grauer, ach grauer Stein!
Blicklose Auge, Mund, ohne Atem und kühl:
Nirgends ein Schutz. Ihr laßt mich verwaist und allein.

Nächtliches Gelage. Von E. Waggerl

Am Küchenherd verbrennt ein Span.
Es sitzen Menschen in der Runde,
Ihr Lärmen brennt wie eine Wunde –
Ein Stiller sieht mich trunken an.

Ich ahne, wie vom Weine schwer
Sich feuchte Hände heimlich finden,
Versagtes will sich überwinden,
Gesichter schwanken hin und her.

Mich holt die Nacht zu sich hinaus.
Ich flüchte wie ein Blatt im Winde
An eines Baumes rauhe Rinde,
Und jemand ruft nach mir im Haus ...

Herbstfahnen. Von Walter Bloem

Banner hißt der herbstende Wald: eine schäumende Schau
Von braunen und gelben und rötlichen Feierpanieren,
Ihre Farben schmettern und jubilieren,
Eh' sie, niedergeholt, verlöschen in moderndes Grau.

Mag es zerwehn, dies brennende Braun, dies prunkende Gold –
Unter Scheideschmucks verflatternder Fülle
Trägt der Forst in harziger Hülle
Grünseidenes Fahnentuch schon eingerollt.

Lachend reckt er sich über die schollenduftende Flur,
Klettert hinauf an des Bergjochs starren Gewänden,
Winkt mit tausend flaggenschwingenden Händen:
Ich sterbe nicht – ich raste nur.

Digitized by Google

Tänzerin (Eliſabeth Grube von der Staatsoper, Berlin)
Zeichnung von Ernſt Oppler

Digitized by Google

Digitized by Google

Assisi — Von Kasimir Edschmid

Mit sechs Wiedergaben nach Zeichnungen von Erna Pinner

Dreißig Kilometer westlich von dem Monte Subasio, auf dessen Vorhügel Assisi liegt, schlug Hannibal den Konsul Gajus Flaminius mit fünfzehntausend Römern bei Passignano in den Trasimenischen See, dessen weiße Inselkastelle einen Reiz haben, den die steilen Zypressen am Ufer mit ihrer Strenge noch erhöhen, und den dieser See mit einer verschwenderischen süßen Gebärde an seinen Küsten wiederholt. Den Reiz einer Anmut, eines Silberglanzes und einer himmlischen Spiegelungskraft, die ohnegleichen ist.

Nirgends außer in der Provence sind die blutigen Denkmäler der Geschichte so weich, so edel, so vornehm zu vollendetem Ausdruck des Friedens geläutert worden. Nur daß die Farbe, welche uns heute das mörderische Glühen der Schlachten verdeckt, in Südfrankreich von flammender Begeisterung, in der Mitte Italiens aber voll unbeschreiblicher Reinheit ist.

Das Wunder des Heil. Franziskus (wie der Vater ihn mit dem Stocke schlagen will)

An dieser silbernen Küste entschied sich einer der furchtbarsten Momente Europas, und im Anblick der am Horizont fast dahinsegelnden Apenninen schien der Kontinent den größten Schlag zu erhalten, den der lichteste Genius Asiens ihm versetzte. Um Hannibal schienen die Todesengel zu sein, mit dem dunklen Lorbeer auf der Stirn und den gesenkten Schwertern, die Europa erblassen machten, und gegen die Rom diesmal wie jedesmal dennoch die großartigsten Waffen fand, mit denen es das Abendland immer wieder gerettet hat.

Dreißig Kilometer östlich, mitten in einem Land, das von römischen Aquädukten, von Schlössern und Tempeln der Antike noch durchleuchtet ist, mitten in einem romanischen und klaren Lande, liegt Assisi mit seinem Ölbaumgarten. Furchtbarere Kontraste sind kaum denkbar.

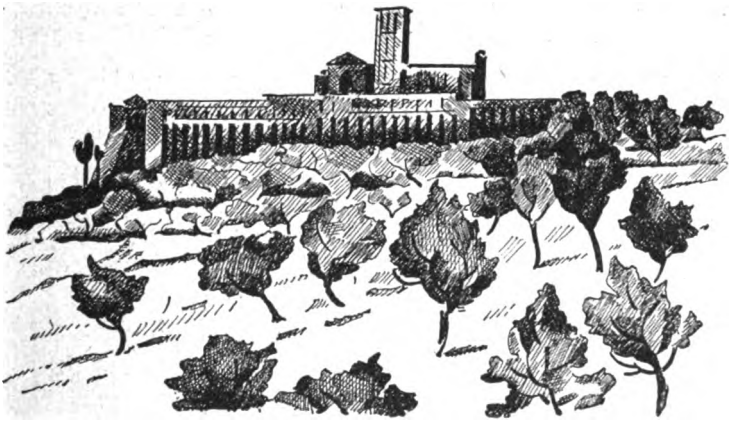
Wie mit einem Zirkel gezogen scheidet sich hier die alte Welt von dem christlichen Europa. Im Lande drunten umher liegen die Römerfriedhöfe mit den Aschenurnen voll von den Marmorfiguren der Götter, ziehen sich die etruskischen Mauern um uralte Städte und gliedern sich die Tempelfassaden mit der ehernen Ruhe ihrer Säulen in die Ruhe der klassischen Landschaft.

Auf den Abhängen des Subasioberges aber ist die Landschaft um Assisi zu Feuer geworden. Der Ölbaumwald vor den Toren der Stadt ward das Gethsemane des Christentums. Unerhört, wie die Luft voll verhaltener Glut sich geballt hat, wie die Landschaft den Atem anhält und wie der Wind durch die Zweige der Oliven gleichwie mit dem Hauch jener göttlichen Macht wandert, welche die Sehnsucht und der Inhalt der neuen Welt geworden ist. Man spürt es wie den Blitz, daß hier die Frömmigkeit eingezogen ist und daß der Boden dieses Berges nicht mehr losgelassen hat, was einmal an übermenschlicher Inbrunst hier gelebt wurde.

In der Tat, die ganze Ebene vom Ponte delle Torri des schönen Spoleto bis zu den Wasserfällen des Velino bei Terni hat noch das eiserne kalte Gesicht des antiken Heldentums.

In Assisi aber ist der Glaube in einem Maße Ausdruck selbst der Natur geworden, daß die Bäume noch in seiner Ekstase zu beben scheinen. Welch ein Duft in diesem Meer von Oliven, in dieser weichen, silbrigen und rosa Atmosphäre, die den stillen Glanz der Heiligkeit sich zuzuflüstern scheint.

Neben den Karthager von Passignano ist hier ein neuer Sieger getreten, ohne Lanze, ohne Kranz, ein junger Mann, Giovanni Bernardone, ein Meter fünfzig groß, der Sohn eines reichen Mannes, ein Lebemann, den die Liebe so ungeheuer ergriff, daß er



Das Kloster San Francesco

Digitized by Google

unter dem Namen des Franziskus der liebevollste Genius der Kirche ward, nachdem er ein namenloses Feuer der Begeisterung in seiner Zeit entzündet hatte.

Der Olivenhain von Assisi gehört zu den Parken Europas, die unvergeßlich sind, weil sie nicht nur den Ruhm einer Rasse oder einer Dynastie tragen, sondern das Geheimnis einer Idee besitzen. Die Ölbäume branden oben mit allen bewegten Gipfeln gegen das Kloster San Francesco und legen sich den Berg hinunter mit einer demütigen Gebärde vor die kleine Kirche San Damiano. Sie begrenzen den Ort des Triumphes und gleichzeitig die Stelle der Menschlichkeit. Die Kirche hat hier zwei ungeheure Pole. Unten in San Damiano lebte Franziskus. Oben auf der Richtstätte, wo er begraben sein wollte, wurde zwei Jahre nach seinem Tod San Francesco gebaut, Kloster und Kirche in einem, ein Koloß von wunderbarer Breite und gewaltigen Bogen, als siegreiches Zeichen der Idee, die er gelebt hat.

Es scheint, als ob der Olivenwald, der dazwischen sich wiegt, von der tiefen Gleichung, die er zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen darstellt, den rätselhaften Duft der Magie erhalte.

In der Tat, der Triumph der Kirche von San Francesco ist grenzenlos. Der Bau beherrscht die Landschaft nicht nur streng, sondern auch erhaben. Außen herumgeführt besitzt der Bau in zwei Drittel Höhe einen endlosen Kreuzgang aus Quadern. Man könnte durch diese gotischen Flanken mit Kanonen schießen. Der Anblick dieser Front ist erschütternd. Er kommt dem Blick sofort als ungeheure Kraft entgegen. San Francesco ist der überwältigende Sieg des Glaubens. Auf einer endlosen Strecke, über den ganzen Hügel hin, streckt es sich mit den mächtigen Rundbogen, welche die Fassade bis zum First ausmachen, hochgerissene Höhlen, die diesen gigantischen Wabenbau des Glaubens darstellen, der mit dem Feuer des Heiligen noch nach seinem Tod errichtet worden zu sein scheint. Sein glühendes, frommes Feuer ist hier die höchste architektonische Form geworden, weise, staatsmännisch, mild und voll gewaltiger, schon kalter Macht, abendländische Mystik von wunderbarer Gesetzmäßigkeit.

Kloster San Damiano

Ein titanenhafter Bau hat sich hier als ewiges Symbol aus einer Begeisterung heraus gebildet, welche noch heute diesen Berg umkreist, der einen verführen könnte, soviel Wildes und Heiliges, soviel Geordnetes und unbeschreiblich Menschliches selbst im Anblick der Apenninen für Jerusalem anzusehen.

Franziskus hat dieser Stelle den Glanz und die Milde seines Genius aufgeprägt, nicht nur mit der Andacht, in der er lebte, sondern mit dem Schwung seiner Klugheit und Diplomatie, durch welche er seine ganze Zeit bestimmte. Aus dieser Quelle offenbar nahmen die Schüler von Giotto und Cimabue die Kraft, den Unterbau der Kirche mit fast gespenstisch erhabenen Bildern auszufüllen, mit einem Sturm von Allegorien und erzählenden Figuren, deren ungeheuren Atem nicht die Kunst allein, sondern nur die Gläubigkeit so hoch führen und so edel sich disziplinieren lassen konnte. Wie hat Giotto in den sphärischen Dreiecken über dem Grab des Heiligen große Gedanken in eine romanhafte Form gebunden, die durch den Schmelz der Farben unerhörte Malerei geworden sind. Wie hat Cimabue, von dem die Florentiner erzählen, daß beim Besuch Karls von Anjou das Volk, über seine Malerei begeistert, seine Madonna mit Musik durch das Viertel getragen habe, hier erst unbeschreibliche Freiheit in seiner Malerei erreicht... Cimabue, der eigentlich noch ein starrer byzantinischer Meister war. Mit einem mächtigen Hof, den zwei fast endlose Säulengänge begleiten, öffnet sich dann die Kirche gegen die Stadt, als ob sie, von ihrer überwältigenden Repräsentation lassend, zeigen wolle, wie endlos, wie weitläufig im Herzen und wie gütig sie sei.

Dom

Hinter der Stadtmauer, ein Stück in die Landschaft hinein, stürzt sich ein Weg ein paar hundert Meter den Berg hinunter, immer an einer Mauer entlang, über der alle zwanzig Meter eine jener Zypressen steht, die Fahnen zu sein scheinen, hohe Schäfte mit einer dunklen Flamme oben, die im Wind rauschen, daß es Herzklopfen macht. Die Zypressen führen zu San Damiano, das heute den Franziskanern gehört. Diese Kirche ist klein und rissig, ihre Räume sind bis zur Verständnislosigkeit einfach. Der Chor ist dunkel und verkohlt in seinem Holz. Die Klappstühle der Schwestern, die

Digitized by Google

Der Trasimenische See

das erste Kloster hier gründeten, sind noch so, wie sie Franziskus gesehen hat, unbegreiflich arm, die Klappstühle der heiligen Klara, ihrer Schwester, ihrer Mutter und der ersten Angehörigen ihres Ordens. Diese Kirche hat den fast einzigen Zauber, daß jedes Stück hier von Franziskus berührt ist, daß jeder Fußboden von ihm begangen ist, daß er diese elenden Treppen hinaufgegangen, daß er in diesen Zimmern geatmet hat, daß dieses kleine Kloster sich um ihn schließt, nicht um den Heiligen, sondern um den Menschen, und daß die Geschichte seines Ordens und des Ordens der heiligen Klara, die ihn grenzenlos verehrte, in einem Maße ebenso hier vermenschlicht wird, wie sie in San Francesco das Signal seiner Idee und seines Triumphes ausdrückt.

Hier rief ihn, als er noch ein Lebemann war, das Kreuz an, er solle die Kirche erneuern, und fällte seine seitherige Existenz damit zu Boden. Giovanni Bernardone stahl seinem Vater ein Pferd, verkaufte es und brachte dem Priester das Geld, das dieser nicht annahm. Als der wütende Vater kam, wich die Wand hinter Franziskus zurück, um ihm eine Mulde zu machen, die ihn vor dem Stock des väterlichen Kaufmanns schützte. Die heilige Klara hat die Stelle aushauen und malen lassen. Hier ward dem Jungen klar, daß der Christ mehr gemeint habe als diese kleine Kirche und daß es der Geist sei, um den es sich handele. Hier ist der Ausgangspunkt seiner Bekehrung. Später nahm die heilige Klara die Kirche und das Kloster für ihren Orden. Man kann ihr Leben und ihre Gewohnheiten verfolgen, als habe man es mit Augen gesehen, so erzählerisch sind diese kleinen Zellen, dieser arme Schlafsaal. Hier ist das Loch am Boden und die Holzklappe, mit der sie die ewige Lampe beobachten konnte, und durch das sie in ihrer Klausur teil hatte an den Zeremonien. Hier ist das Sakrament, mit der sie die Sarazenen verjagte. Hier ist das Gärtchen, das man ihr anlegte, damit sie Umbrien sehe, da sie jahrzehntelang nicht in den Garten konnte. Im Garten aber unten ging Franziskus, der sie nicht besuchen konnte, und der im Auf- und Abschreiten seinen Gesang an die Sonne dichtete. Seltsame Beziehung zwischen dem leuchtenden Führer und der ewig nach ihm sehenden, jedes Zeichen seines Feuers eifersüchtig hütenden Frau, eine Beziehung, die eine ungeheure Liebe einigte, die beide zu dem Schöpfer empfanden, den sie in neuen Gesetzen von ungeheurer Entsagung suchten und fanden. Die Geschichte der heiligen Klara ist diejenige des Franziskus, da sie in ihm den Genius spürte, durch den hindurch sie atmete und den sie überlebte. Durch einen Schlitz in der Wand wurde ihr sein Leichnam gezeigt, und sie löste, mit der Hand durch die Mauer greifend, von der Hand des Toten die gelben Nägel, die seine Wundmale durchstießen, worauf der Heilige antwortete, indem er noch einmal zu bluten begann.

Offenbar ist hier mit einem Willen, einer Gläubigkeit und einer Aktivität gelebt worden, die dies Haus zu sprengen schien. Die Dumpfheit der Mauern, die Enge der Räume, die kein Rühren gestatteten, die Primitivität des Lebens muß furchtbar gewesen sein. Wie zart liegt der Balkongarten daneben, den die Schwestern der heiligen Klara bauten. Wie ungeheuerlich nah, zum Fassen, zum Berühren, wandeln in dieser Umgebung, unter diesem Dach die Menschen, die man als Idee und Glaube sonst nur empfindet, durch Zeit und Geschichte in eine maßlose Entfernung gebracht. Hier sind sie herbeigezaubert. Hier stand das Bett der heiligen Klara, als sie starb, nachdem Christus ihr erschienen war und seine Braut eingeladen hatte, und nachdem der Papst gekommen war, um ihren Tod zu sehen.

Hoch über diesem holzgeschwärzten kleinen Kloster streckt sich Assisi mit seinen Domen, seiner Rocca, seinen Türmen und Kirchen und Gassen. Von San Francesco kommt der Ölbaumgarten herunter zu San Damiano, das noch hoch über der Ebene liegt. Er

Panorama mit der Rocca minore über Assisi

Digitized by Google

kommt herab von den Kathedralen zu den Menschen. Hätte Franziskus diesen Bau gesehen, er wäre in seiner Bescheidenheit vor Ehrgeiz erglüht, daß sein Ruf zur Armut und zur Frömmigkeit ein ehernes Denkmal von solcher Größe finden würde. Sein Auge konnte nur auf dem Hauptplatz von Assisi den Augustustempel sehen, die schönste antike Fassade, die Italien besitzt.

Dreißig Kilometer westlich lag der Trasimener See auch damals, wenn Franziskus vor San Damiano stand und spürte, wie sein Werk mit staatsmännischer Kraft die Herzen seiner Zeit ergriff. Hier, drei Stunden vor Rom hatte das mächtigste Imperium der Welt vierzehn Jahrhunderte vor ihm einen Schlag bekommen, der es vernichten mußte. Die Schlacht hatte Hannibal aber nichts gebracht als den Ruhm des Namens, welcher als der des ersten Generals der Geschichte genannt wird. Vielleicht hat Franziskus, der an alles dachte, sich manchmal den Glanz der Armeen ausgemalt, die bei Passignano das Schicksal des Kontinents entschieden.

Was war ein Feldherr diesem kleinen Mann, der im Begriff stand, einen Brand in die Seelen der Menschheit zu werfen, der eine unaufhörliche Schlacht bedeuten mußte? Nicht viel: Die Verkörperung eines der Gesetze, welche diese Welt nach dem Zug des Schicksals zu ordnen oder durcheinander zu werfen haben.. Ein glänzender kalter Mann der Tat, ein Erfüller der göttlichen Ordnung. Ein Held, in einer Rüstung, mit der Macht über Leben und Tod!

Franziskus, die Augen nach innen gerichtet, hatte nur die Stigmata. Durch sie wurde er ein General der Begeisterung, ein Stratege der Seele. Er vermochte sogar, wie es Giotto gemalt, den Vögeln zu predigen, daß sie noch heute in den Olivenbäumen des Subasio singen, wie sie es höchstens im Paradies getan haben.

Sankt Franz und die Mutter

Eine Mutter sprach zu Franz:
„Vierzehn flinke Plapperrädchen,
Sieben Knaben, sieben Mädchen,
Wanden sich aus meinem Kranz.
Trage Freud' und trage Schmerzen,
An der Brust eins, eins am Herzen,
Vater, oft verzag' ich ganz.

Manchmal kommen
Die sehr frommen
Frauen her von Sankt Damian.
Sie sind wunderhold und gütig,
Aber fern und heiligblütig,
Sehn mich fremd und strenge an."

Und zur Mutter sprach Sankt Franz:
„Vierzehn flinke Plapperrädchen,
Sieben Knaben, sieben Mädchen,
Blühten auf aus deinem Kranz.
Sieh, in deinem Muttertum,
Demutvoll und sonder Ruhm,
Dienst du inbrünstig und ganz.

Denn ein Weg ist nicht für alle,
Sorge jeder, daß er walle
Wesenswahr zum Paradies."
Und er schaut die Schar im Kreise,
Innig lächelnd nickt er leise:
„Des sei froh du und gewiß:

Wiegen und drin Kinderlein
Gott allzeit lieb gewesen sein."

Lucie Rohmer-Heilscher

Digitized by Google

Als Maler in Abessinien

Von Prof. Hugo Ungewitter

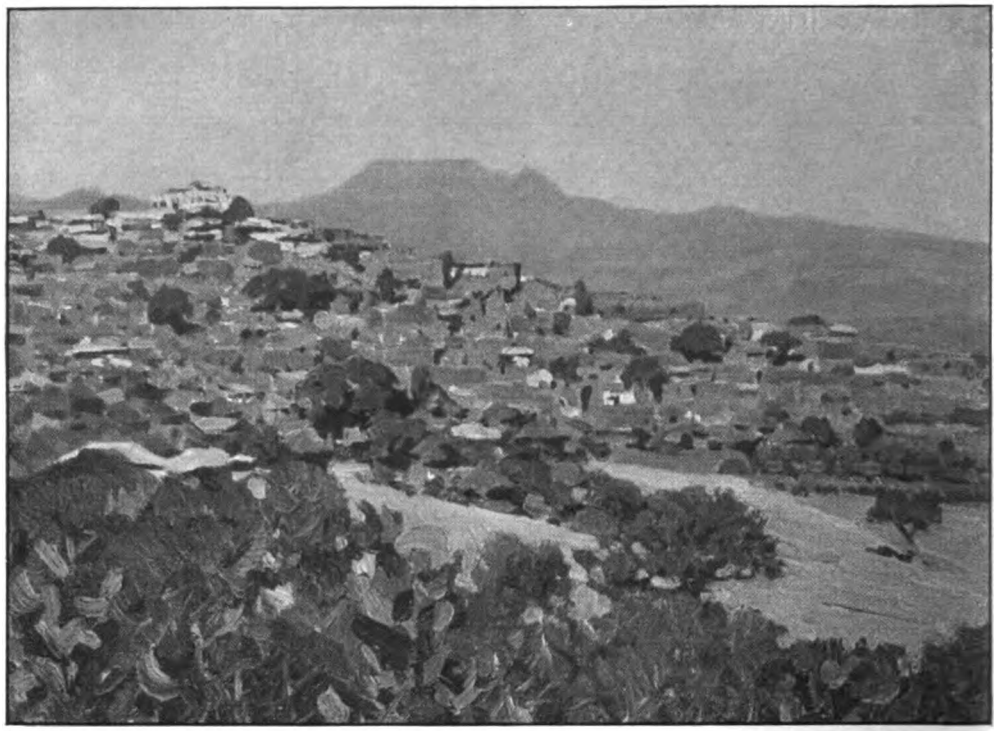
Marseille. Alle Passagiere sind an Bord, das letzte Gepäckstück ist im Bauche des großen Dampfers verschwunden. Da setzt sich unter ohrenbetäubendem Heulen der Sirene der Koloß langsam in Bewegung, gelenkt von einigen kleinen Lotsendampfern, und man denkt: ‚Lebewohl, Europa!' Das Panorama der großen Hafenstadt entschwindet allmählich unsern Blicken, und vor uns breitet sich, in der Spätnachmittagssonne glitzernd, das blaue Mittelmeer aus. Eine ganz feine Mondsichel steht am Himmel. Wenn Vollmond sein wird, sind wir in Djibouti, der Hafenstadt des französischen Somalilandes, von wo die Reise ins Innere Abessiniens gehen soll.

Fünf Tage später haben wir bereits den Suezkanal passiert. Wie ich morgens ganz früh durchs Kabinenfenster schaue, bin ich geblendet von einer leuchtenden Farbenpracht. Rasch in die Kleider und auf Deck! Da liegt sie vor uns, die ägyptische Felsenküste, in einem wunderbaren Rosa und Orange mit feinen violetten Schatten. Vorn ein tiefstahlblaues Meer, und über dem Ganzen eine zitronengelbe Luft, in der man schon in ganz zarten Tönen das Blau des kommenden Tages ahnt. Ich bin einfach erschlagen von diesem wunderbaren Bilde und bedaure nur, daß ich die Stimmung nicht festhalten kann, da mein Malgerät tief unten im Dampfer verstaut ist.

Auf dem Achterdeck treiben einige Kompagnien schwarzer Kolonialsoldaten ihr Wesen, die da im Schmutz herumliegen; sie sind für Madagaskar bestimmt. Auch sonst befindet sich eine wahre Musterkarte von Passagieren an Bord, aber besonders interessieren mich ein Rotkehlchen, eine Bachstelze und fünf kleine Schwalben, die diese bequeme

Wasserschöpfende Frauen der Arussi-Galla am Suk-Suki-Flusse

Digitized by Google



Teilansicht der Stadt Harrar

Art der Reise dem weiten Fluge vorzuziehen scheinen. So vertraut, daß man sie greifen könnte, trippeln sie vergnügt zwischen dem Schiffsgerät umher, fliegen auch in großem Bogen um den Dampfer herum, aber kommen immer wieder zurück.

Von Tag zu zu Tag steigt die Sonne höher, und da die Wärme in der Kabine unerträglich wird, schlafen wir, in einem Wintermantel verpackt, nachts auf Deck, denn hier weht eine lustige Brise. Am zehnten Tage nähern wir uns

Somalimädchen mit abessinischem Kopftuch

der Straße von Bab-el-mandeb. Die Somalikküste gleitet vorüber. Wir sehen die ersten Schirmakazien, die typischen Bäume der afrikanischen Steppe. Vorbei an der Insel Perim. Bald taucht das Ziel vor uns auf: der Hafen von Djibouti.

Langsam neigt sich die Sonne bereits im Westen. Das Meer schillert in den unwahrscheinlichsten Perlmutterfarben. Kaum ist der Anker hinabgerasselt, so klettert katzenartig eine Horde buntester Gestalten an Bord, um

ihre Dienste anzubieten. Ungezählte Scharen brauner Somaliknaben umschwimmen das Schiff, in melodiösem Takt schreiend: „A la mer, à la mer.“ Sie tauchen nach hinabgeworfenen Geldstücken. Nie wieder vergißt man dieses merkwürdige Geschrei.

Mit einer Barkasse werden wir zur Küste befördert, und jetzt kommt der für mich weihevolle Augenblick, auf den ich schon als Schuljunge lauerte: ich betrete das afrikanische Festland.

Abends sitzen wir in bequemen Korbsesseln auf der Terrasse des großen Hotels. Ein wunderbarer Vollmond sendet senkrecht seine milden Strahlen herab. Der Duft unbekannter tropischer Blumen erfüllt die Luft. Inder in weißen Gewändern mit bunten Turbanen bringen Eisgetränke. Hinter jedem Stuhl wedelt ein kleiner brauner Somaliknabe mit dem Fächer. Man kann es gebrauchen, denn wir befinden uns an einem der heißesten Punkte der Erde.

Am frühen Morgen des andern Tages setzt sich unsere Karawane zum Bahnhof in Bewegung. Hier großer Tumult von Eingeborenen aller Rassen, besonders Somali, alle mit Gewehren, Speeren, Dolchen bis an die Zähne bewaffnet, wie das hier so üblich. Unter großem Geschrei erfolgt die Abfahrt. Die ersten Stunden geht es durch eine wahrhaft trostlose Steinwüste vulkanischen Charakters. Dann ansteigend Buschsteppe. Wir sehen die ersten Dik-Dik-Antilopen, die Zwerge ihrer Sippe. Auch einige Schakale trollen zwischen Dornensträuchern. Da die äthiopische Bahn keinen Speisewagen führt, nimmt man das Mittagsmahl auf einer kleinen Station. Nachmittags fünf Uhr Ankunft in Dire-Daoua, wo wir übernachten.

Anderntags in aller Frühe wieder im Zuge. Wir befinden uns bereits in einer Höhe von 1000 Metern, steigen aber bis zum Abend auf 1800. Wir kommen jetzt in die typische afrikanische Baumsteppe mit Mimosen und Schirmakazien, an denen zahlreiche Webervogelnester hängen. Wir sichten verschiedene Arten von Gazellen in Rudeln, auch einige Oryx. Mehrere Warzenschweine rennen entsetzt davon. Hunderte der schönen blauschillernden Glanzstare, viele Tukane, Völker von Perlhühnern, auch einige der großen schwarzen Hornraben tauchen auf, und oben im Äther zieht der Gaukler seine Kreise.

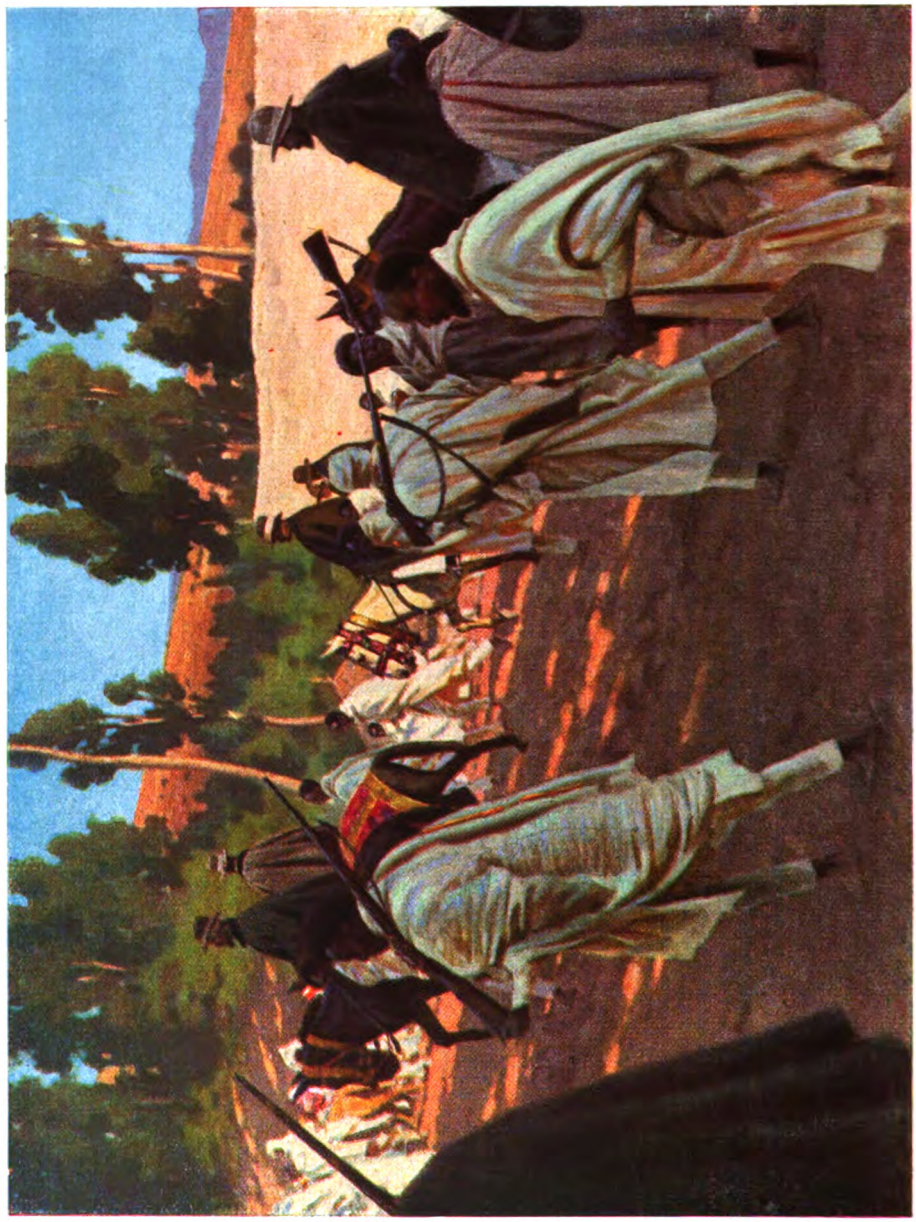
Am Rande des Urwaldes

Allmählich wird die Vegetation immer großartiger. Besonders die ganze Wälder bildenden Kandelaber-Euphorbien machen einen überwältigenden Eindruck. Man könnte sich beim Anblick dieser phantastischen Gebilde auf den Planeten Mars versetzt fühlen. Da-

Digitized by Google

zu diese sehr großzügige Hügellandschaft mit den im Hintergrunde in fabelhafter Bläue schimmernden Gebirgen von 3500 m Höhe, das Ganze in silbrigflimmernder, heißer Sonne. In der Ferne die durch Luftwirbel erzeugten Staubtromben, die gleich wandernden Kirchensäulen durch die Gegend ziehen. Dann die weite Seen vortäuschende Luftspiegelung. Unbeschreibliche Eindrücke!

Abends Rast in Hauasch, am gleichnamigen Flusse. Böse Fiebergegend, aber gutes Hotel. Am dritten Morgen mit frohem Mute in den Zug. Wir stehen stundenlang auf der Plattform des Wagens, um besser beobachten zu können. Ich erblicke in etwa 80 m Entfernung eine Löwin, scharf nach dem Zuge herüberäugend. Das ist Afrika, jetzt merkt man's! Wir steigen andauernd. Ein mehrere Kilometer breiter schwarzer Lavastrom wird durchquert, denn hier ist alles vulkanisch. Ungezählte Arten von Kakteen in phantastischer Größe und in den unwahr-



Straßenszene in Adis-Abeba

Digitized by Google

Gallamädchen treibt eine Herde zur Tränke

Digitized by Google

scheinlichsten Formen feiern hier wahre Orgien. Im Süden steigt der Kegel des heiligen Berges der Abessinier, der Suquala, in die klare Luft.

Wir haben bereits eine Höhe von 2500 m erreicht. Da erblicken wir in der Ferne am Fuße eines blauen Gebirgszuges weiße, leuchtende Punkte. Es sind die ersten Häuser der abessinischen Kaiserstadt. Plötzlich eine Anzahl Reiter in brausender Karriere neben dem Zuge, Hüte schwenkend und winkend. Wir werden eingeholt, das ist hier so Sitte. So geht es in sausender Fahrt zum Bahnhof hinein: Adis-Abeba, am Ziel!

Tausende von Menschen, gelbe, braune und schwarze, wie die Teufel, alle in phantastischen Gewändern schreiend und schiebend durcheinander. Wären wir nur erst heraus aus diesem Höllenpfuhl, aber es wird geschafft. Nachdem man sich im Gewühl mehrere Male um seine eigene Achse gedreht hat, steht man im Freien. Hier zahlreiche Pferde und reichgeschirrte Maultiere, die auf ihre Herren warten. Kamelkarawanen, schwerbeladen, und Autos. Ein toller Spuk, so hatten wir's nicht erwartet.

Abends feierten wir mit einigen Herren der Reisegesellschaft im Hotel die glückliche Ankunft. Nächster Tage soll der Ernst des Lebens beginnen, denn wir sind nicht gekommen als Globetrotter, sondern um zu arbeiten. Zum dauernden Aufenthalt finden wir freundliche Unterkunft bei einer deutschen Familie, ehemaligen Deutsch-Ostafrikanern, er alter Lettow-Mann. Ein Diener wird angenommen, der Somali Afdi Murafa, eine treue Seele, der mich bis zum Abschluß des Aufenthalts auch auf allen Reisen im Innern begleitet und betreut hat. Auch ein Maultier wird erhandelt. Für einen Pferdemaler hätte es näher gelegen, sich mit einem Pferde beritten zu machen, aber da wir uns viel in den Gebirgen herumtreiben wollen, so ziehen wir das Maultier als Klettertier vor. Übrigens bekommt man hier schon ein sehr anständiges Pferd für fünfzehn Taler (1 Maria-Theresientaler gleich 2,80 ℳ), Maultiere sind bedeutend teurer. Zu Fuß läuft nur der Pöbel. Jeder Mensch, der einigermaßen etwas auf sich hält, sogar der Bettler, reitet: das bringt in dieser Höhe die dünne Luft mit sich. Die Hausfrau reitet zum Markt und bestimmt von oben herab, was sie zu

„Katitscha", Somalimädchen in Dire-Daoua

Abessinischer Bettler

Digitized by Google

kaufen wünscht; die Diener bringen dann die Herrlichkeiten nach Hause. Und ohne Diener geht es eben nicht. Eine Familie, die zu Hause in einer Zweizimmerwohnung lebt, hält sich hier neben den Pferden und Maultieren auch noch ein halbes Dutzend Diener. Großartiges Leben! Man sollte denken, sie seien alle Nabobs, aber gerade das Gegenteil ist der Fall.

Wir sehen uns in der Stadt um. Adis-Abeba, d. h. die neue Blume, blickt nicht auf Jahrhunderte zurück. Sie ist eine Schöpfung der Neuzeit. Der große Kaiser Menelik, der König der Könige, wie er sich nannte, hat sie vor etwa vierzig Jahren sozusagen aus dem Boden gestampft. Und nun steht sie da, in herrlicher, fieberfreier Gegend, umringt von gewaltigen Gebirgszügen, und hat sich bereits zu einer Großstadt von 120 000 Einwohnern entwickelt. Zweifellos geht sie wie überhaupt Abessinien einer großen Zukunft entgegen. Denn da das Land doppelt so groß wie Deutschland und nur zu zwei Prozent bebaut ist, so läßt sich ermessen, welche Möglichkeiten sich hier bieten. Doch ich bin nicht gekommen, um nach Bodenschätzen zu forschen oder Plantagen anzulegen, ich will hier malen.

Die Gegend scheint ein wahres Dorado für einen Maler. Die fabelhaftesten Modelle laufen zu Tausenden hier herum in allen Farben, vom hellsten Ocker bis zum tiefsten Schwarz. Man braucht anscheinend nur zuzugreifen. Es ist mal was anderes als diese verblaßten Europäer. Mit Hilfe meines Dieners bereden wir einen wunderbaren Somali mit orange Turban, sich malen zu lassen. Für einige Stunden einen Taler Lohn. Mehrere Vormittage muß er sitzen. Punkt acht am andern Morgen soll er antreten. Der Platz auf einem großen Hofe im Schatten eines Hauses ist herrlich. Oben auf den hohen Eukalyptusbäumen hält ein Dutzend Aasgeier Umschau. Wir sind pünktlich zur Stelle, alles ist fertig, die Arbeit kann beginnen. Aber mein Somali kommt nicht. Endlich um zehn Uhr taucht er auf. Das ist schon faul, denn die Sonne steht mittags senkrecht, und der schützende Schatten schwindet. Trotzdem beginne ich. Aber bereits nach zwanzig Minuten erhebt sich dieses Scheusal und sagt, er habe keine Lust mehr. Abmarsch! Nichts zu wollen.

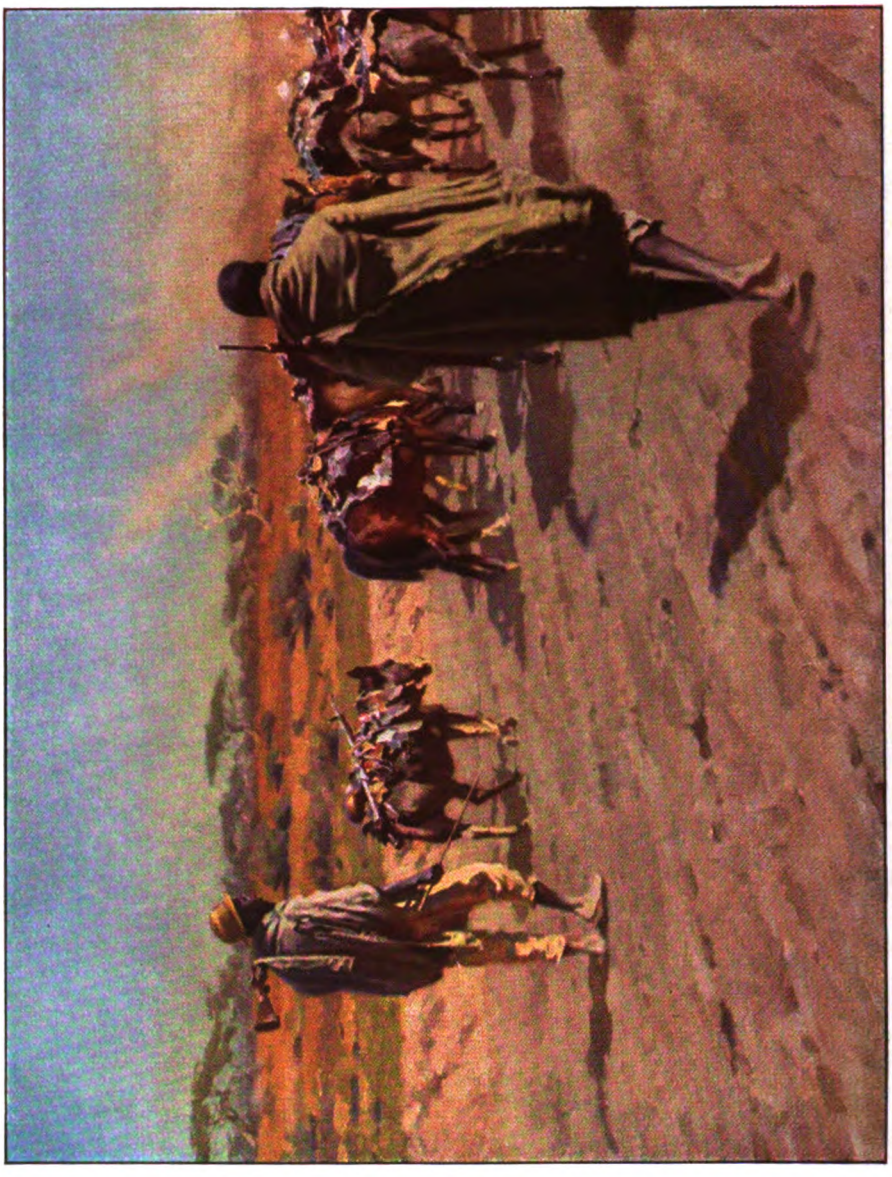
Mein Unternehmungsgeist bekommt einen gehörigen Stoß. Und es geht so weiter! Was soll man mit einer Gesellschaft anfangen, die keinen Begriff hat vom Werte der Zeit? Jeder tut, als würde er dreihundert Jahre alt. Man lebt so in den Tag hinein, braucht nicht viel, ein bis zwei Taler im

Mein Somalidiener Afdi Murasa vom Stamme der Habr-Aul

Digitized by Google

Monat genügen. Hinzu kommt die Abneigung der Eingeborenen, sich bildlich festhalten zu lassen. Diese Abneigung ist in ihrer Religion begründet. Sie glauben dann sterben zu müssen. Sie wußten bald, was ich wollte; es spricht sich schnell herum. Mit Geschrei rissen sie aus wie Schafleder, wenn ich auftauchte, besonders die Frauen. Man hielt mich eben für einen bösartigen Zauberer. Später wurde es etwas besser. Man sah, daß die Gemalten ganz lustig weiterlebten. So wagte man's, denn die blanken Taler lockten doch sehr. So ist es mir immerhin gelungen, im Laufe der Zeit eine Reihe von Typen der verschiedenen Rassen im Bilde festzuhalten.

In das bunte Straßen- und Marktgetriebe der Hauptstadt, das jeden Fremden völlig in seinen Bann zieht, brachte gleich in den ersten Wochen ein großes Fest des Kaiserhofes eine neue Note. Es war die Hochzeitsfeier der ältesten elfjährigen Tochter des Ras Tafari, Tenanje Work Tafari, mit dem Kommandeur der abessinischen Kavallerie, Fitaurari Desta Damtau. Viele Große des Reichs mit Riesengefolge waren



Auf der großen Karawanenstraße

Digitized by Google

zu diesen Festlichkeiten in der Hauptstadt erschienen, und überall begegnete man pompösen Umzügen. Der merkwürdige eintönige Gesang dieser bis an die Zähne bewaffneten

Abessinierin durchreitet eine Furt auf dem Wege zur Kirche

Begleitmannschaften, die glänzend geschirrten Pferde und Maultiere, die prunkvollen, goldgestickten Gewänder der Fürstlichkeiten, dazu diese ewig strahlende Sonne, ein Blinken und Glitzern in Staubwolken — tagelang konnte man diese nie gesehenen Bilder

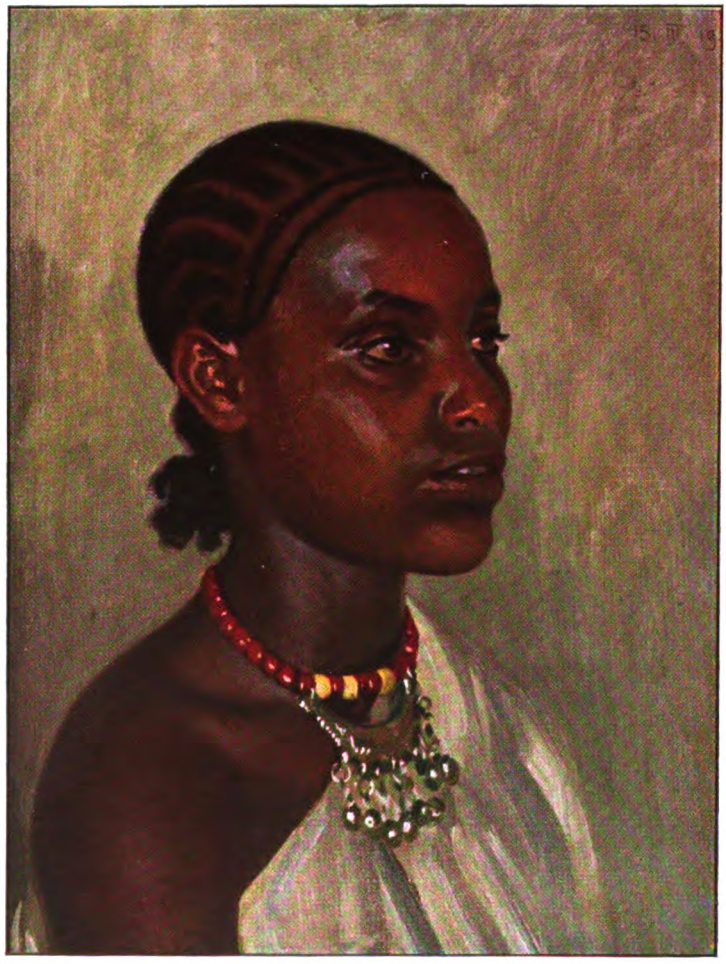
genießen. Merkwürdigerweise trug der neugebackene Ehemann einen Kutscherhut, wie früher bei uns die kaiserlichen Lakaien, mit Goldborte und Kokarde! Später habe ich noch öfter große Festlichkeiten erlebt, aber diese ersten Eindrücke sind am festesten haften geblieben.

An Abwechslung ist kein Mangel. Oft reitet man in aller Frühe ins Antotti-Gebirge hinauf. Mein Somali spaziert oder

Digitized by Google

trabt nebenher mit Malgerät, Proviant, Schmetterlingsnetz und Gewehr. Wunderbar glitzert die Morgensonne im silbergrauen Gezweig der riesigen Eukalyptusbäume. Überall Schwärme der herrlichen blauen Glanzstare. Auch die winzigen Zwergfinken und metallisch schillernden Nektarinen huschen im Gebüsch herum. Ein Gesumme von Bienen und Käfern. Die Eingeborenen vor ihren strohgedeckten Hütten herumhockend und schwatzend, an dem primitiven Webstuhl beschäftigt oder im Holzmörser Durra stampfend. Wir schlängeln uns auf wildzerrissenen Pfaden hinauf ins Gebirge. O, diese Luft hier oben in 3000 m Höhe! Diese Fernsicht nach allen Seiten! Im Süden winkt der spitze Kegel des Suquala. Im Westen das mächtige Gebirge des Managascha, im Norden ganz in der Ferne die blauen Berge des Königreichs Godjam. Dort fließt der Blaue Nil. Zwar schmal nur zwängt er sich durch zerklüftete Gebirgszüge, aber er ist es, der den fruchtbaren Nilschlamm mit sich führt, diesen Lebensspender Ägyptens. Oben im blauen Äther die Adler, Geier und Schmarotzermilane, und im Geäst der alten Baumriesen die knarrenden Stimmen des unzertrennlichen Kolkrabenpaares. Hier im Schatten der alten Juniperusbäume, der Bergwacholder, habe ich oft gesessen und gemalt. Es waren glückliche Stunden.

Bald aber erwacht der Wunsch, mehr von diesem wilden Lande zu sehen. So rüsten wir eine Expedition aus zur Besteigung des Suquala, des heiligen Berges der Abessinier. Einmal in seinem Leben hat jeder Eingeborene den Wunsch, diesen erloschenen Vulkan zu besuchen, um dort oben zu beten und von den Mönchen ein Amulett zu erwerben, das ihm Glück und langes Leben verheißt. Dieser steil aus der Akaziensteppe aufsteigende, 3000 m hohe Vulkan birgt oben zwischen tropisch bewaldeten schroffen Kraterwänden einen friedlichen blauen See von beträchtlichem Umfange. Haushohe, wilde Rosenbäume, übersät mit gelben Blüten, Zedern mit meterlangen Bartflechten, mit Lianen durchzogen, umrahmen dieses stille Gewässer, an dessen seichtem, smaragdgrünem Ufer Scharen schwarzer Ibisse und anderes Wassergeflügel Nahrung suchen. Himmlische Ruhe hier oben, die wir einige Zeit in voller Behaglichkeit genießen.



Gallamädchen

Dann geht es zum Hauasch-Flusse und Bari-See, deren silberne Bänder mich von oben mächtig lockten. Am Ufer des Hauasch unter dem weiten Dache einer der mächtigen Sykomoren, wilder Feigenbäume, schlagen wir das Lager auf. Wir bekommen einen Vorgeschmack vom Leben in der Wildnis, wie man sich's schon seit langem wünschte. Bei der Arbeit kauert, immer in achtungs-

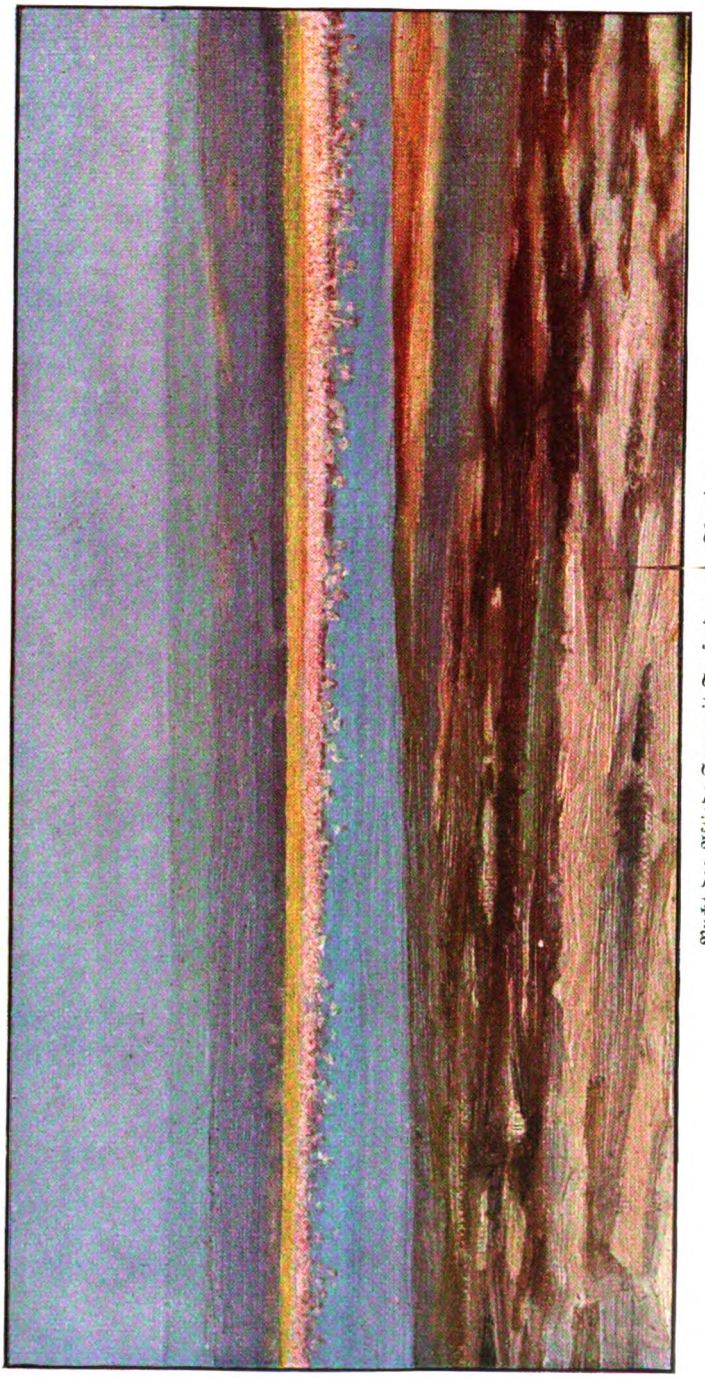
Digitized by Google

voller Entfernung, eine Anzahl speerbewaffneter Gallahirten hinter mir, um das merkwürdige Treiben des Ferenzi, des Fremden, zu beobachten, während Hunderte von Rindern und Ziegen in meterhohem Grase umherspazieren. Über dem Wasserspiegel lautlos weiße Reiher dahinstreichend, und im Ufergebüsch kobaltblaue Eisvögel mit karminrotem Kopfe auf Beute lauernd. Schwärme kleiner grüner Papageien mit leuchtend roten Köpfen lärmen in den Baumkronen. Possierliche Meerkatzen springen durchs Geäst, während unten auf einer Sandbank sich träge einige Krokodile sonnen. Wenn aber abends die Sonne schwindet, dann steigen aus der Niederung Millionen von Moskitos, um mit Gesumm ihre wilden Tänze zu beginnen. Das sind die Schattenseiten des Wildnislebens.

Unvergeßliche Tage waren es, die ich mit meinem braven Schwarzen hier verbrachte, aber mich drängte es weiter, ich hatte noch viel vor.

So ging es eines Tages nach mehrtägiger Bahnfahrt nach dem anfangs erwähnten Dire-Daoua, dem Paradiese der Tierhändler. Hier bezog ich Quartier im gastlichen Styria-Kamp. Dieses Styria-Kamp ist eine Sammelstelle für wilde Tiere, Eigentum eines Deutschen, des größten Tierhändlers der Welt, Ruhe in Ahlfeld in der Provinz Hannover. Ich sage Sammelstelle, denn die Eingeborenen, die sich auf den Fang vortrefflich verstehen, bringen Tiere aller Arten heran; der Europäer hat dann für das Weitere zu sorgen: Kisten, Verpflegung und Transport nach Europa. Wie schwierig das ist, ersieht man daraus, daß trotz sorgsamster Pflege von Fachleuten ein großer Teil, besonders der Antilopen, eingeht. Den Verlust der Freiheit, anderes Klima usw. können sie nicht vertragen.

Hier kann man sich wohlfühlen. Nachts



Bucht des Afjada-Sees mit Tausenden von Flamingos

Digitized by Google

war greulicher Spektakel draußen herumschleichender Hyänen, aber morgens in aller Frühe betäubendes Gezwitscher von Tausenden der herrlichsten Vögel. Dann öffnet sich die Tür meines Zimmers, und herein spazieren tolpatschig mit dicken Pfoten zwei kleine Löwenkinder, Menelik und Zaouditou. Alles beschnuppern sie, kriechen unterm Bett herum und balgen sich. Ein lieber Besuch, der mir immer viel Freude machte.

Vieles könnte man erzählen von dieser Tierfarm, von dem Streifen in der Umgegend und vom Leben der Mantelpaviane, die hier in Horden zu Hunderten im Gebirge und in der Steppe hausen. Uns aber zieht es nach Harrar.

Diese alte Stadt Harrar im Somalilande, auf Jahrtausende blickt sie zurück. Ein Tagesritt von 60 km soll uns dorthin bringen. Durch breites, trockenes Flußbett geht die Reise. Tropische Vegetation, reiches Vogelleben, steile Felsen mit Pavianen. Dann ins Gebirge hinauf. Vor uns weites Plateau, das Vorland von Harrar. Fruchtbarer Boden. Hier wächst der beste Kaffee der Welt. Seine Urheimat zwar ist die Provinz Kaffa im Süden des Reichs, von der er den Namen hat, doch hier wurde er zuerst angebaut. Kamel- und Eselkarawanen begegnen uns, alle bepackt mit schweren Säcken. Da sehen wir plötzlich unter uns am Abhange des Plateaus, im Sonnenglanze sich ausbreitend, die alte Stadt. Auf zerrissenen Wegen geht es bergab, und jetzt stehen wir vor den Mauern. Durch das Westtor, Bab-en-Nazr, halten wir Einzug. Wir befinden uns in einer andern Welt. Ockergelbes, zermürbtes Gemäuer, Gassen von ein bis zwei Metern Breite. Als ob alles Jahrtausende unter der Erde gelegen und gerade ausgegraben sei, den Eindruck hat man. Durch ein Gewirr buckliger, winkliger Gassen schlängeln wir uns ins Innere, um das Hotel zu suchen, das uns für die kommenden Wochen aufnehmen soll, und finden es. Aber, o einsamer Wanderer, so dich jemals dein Weg nach Harrar führen sollte, schraube deine Erwartungen zurück. Eine solche Kabache wirst du sobald nicht wiederfinden. Durch Gerümpel geht es hinab auf einer gefährlichen Hühnerstiege. Auf einer andern wieder hinauf, und man steht vor einer Tür, nur noch zur Hälfte bedeckt mit genagelter Dachpappe. Diese Tür ist der Eingang zum Hotel,

Durch die Steppe

Digitized by Google

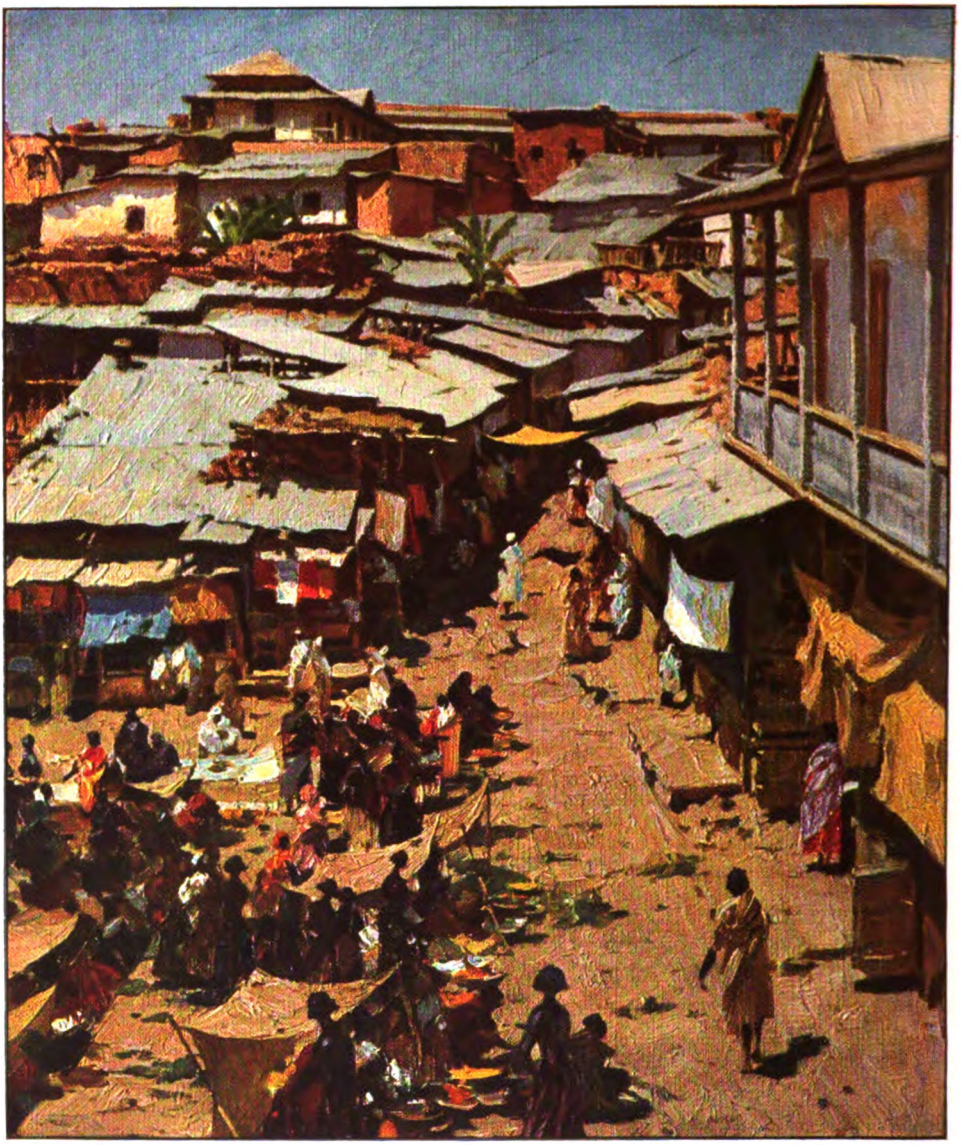
bestehend aus drei winzigen Räumen, von denen ich den einen beziehe, immerhin froh, eine Unterkunft gefunden zu haben. Der Blick aus dem Fenster über das Gemäuer der alten Stadt ist märchenhaft, im Hintergrunde das gewaltige Hâgim-Gebirge; der Blick versöhnt. Der griechische Wirt beteuert, es lohne sich nicht, hier etwas Besseres zu schaffen, da er im Jahre kaum drei Gäste habe. Nun, mir soll's recht sein. Im dunklen Erdteil muß man seine Ansprüche sowieso in mancher Beziehung zurückschrauben. Dafür hat man etwas anderes, das Ursprüngliche, die Wildnis, um die uns viele Menschen daheim brennend beneiden. Am ersten Tage bringt es der Zufall, daß ich einen der wenigen hierorts lebenden Europäer, einen Deutsch-Russen, kennen lerne, der sich meiner in rührender Weise annimmt, da er selbst einmal die Absicht hatte, Maler zu werden, jetzt aber als Vertreter der Singer-Nähmaschinen hier gestrandet ist. Stundenlang versäumt er sein Geschäft, um mich in diesem Labyrinth von Gassen umherzuführen und mir alles zu zeigen. Durch die kaum 2 m breite Basarstraße turnen wir hinab. Man turnt, denn überall ragen zahlreiche, durch die Jahrhunderte von Millionen Füßen polierten Granitsteine aus dem Boden, über die man, so gut es geht, hinwegklettert. So kommen wir auf den Sûq, den Marktplatz. Ein für einen Maler zauberhaftes Bild mit dem Gewoge dieser Galla- und Somalivölker. An einem der umliegenden Gebäude entdecke ich einen Balkon und beschließe, das Bild dieses Marktplatzes von dort auf die Leinwand zu bringen. Wir also hin! Aber es ist das Polizeigebäude und Gefängnis zugleich; man verwehrt uns den Eintritt. Mein Begleiter, empört, schlägt vor, sofort zum Gouverneur zu gehen, damit er ein Machtwort rede. Das wäre ja noch schöner, alle hundert Jahre vielleicht einmal kommt ein Maler nach Harrar, und da soll er nicht von einem Balkon aus den Marktplatz malen dürfen. Nach zehn Minuten sind wir beim Gouverneur, dem Desjasmatsch Emmerou, in dem ich einen vortrefflichen Mann, einen wirklich vornehmen Abessinier kennen lerne, in dessen Residenz ich später noch manche schöne Stunde verleben sollte. Seine Exzellenz haben sofort volles Verständnis, stellen mir fünf schwer bewaffnete Begleitmannschaften zur Verfügung, und nun verkriecht sich natürlich am Polizeigebäude alles untertänigst im Staube, denn der Gouverneur ist ein gar mächtiger Mann, da gibt's nichts zu lachen. Also nun hinauf zum Balkon, aber wie! Es gibt wohl ein Stockwerk, aber keine Treppe, die hinaufführt, also wieder eine Hühnerleiter heran. So krabbelt man über wackelnde Dächer, mit dem Gefühl, jeden Augenblick

Somalimädchen

Digitized by Google

durchzubrechen, und in einem Stalle mit schwer in Ketten geschmiedeten Gefangenen oder gar in einer der zahlreichen Jauchegruben zu landen. Hinter mir mein Somali mit dem Malgerät. Eine höchst belustigende Hochtour. Endlich sind wir am Ziel. Jahrzehntelang wohl hat keines Menschen Fuß diesen Boden betreten. Wagenladungen mit Staub und Spinneweben könnte man hier wegkarren. Aber der Blick vom Balkon versöhnt. Der Marktplatz wird gemalt.

Bestechend die dunkle Bevölkerung, die Harrari, eine Mischung von Arabern, Galla und Somali. Vor allem die Frauen und Mädchen zum großen Teil sehr hübsch. Königliche Haltung, unnachahmliche Grazie der Bewegungen, feingeschnittene Gesichtszüge und Fesseln. Und die Frisuren, so kunstvoll und wunderbar diese unzähligen, winzigen Flechten, daß bei einem Vergleiche unsere heimatlichen Bubiköpfe zu einem trostlosen Nichts zusammenschrumpfen. Hier wäre ein dankbares Feld für europäische Friseure, um neue Moden zu studieren. Das ist alte Kultur! Schon auf den Reliefs der alten Ägypter findet man diese Haartrachten; in den Jahrtausenden hat sich gar nichts geändert.



Marktplatz in Harrar

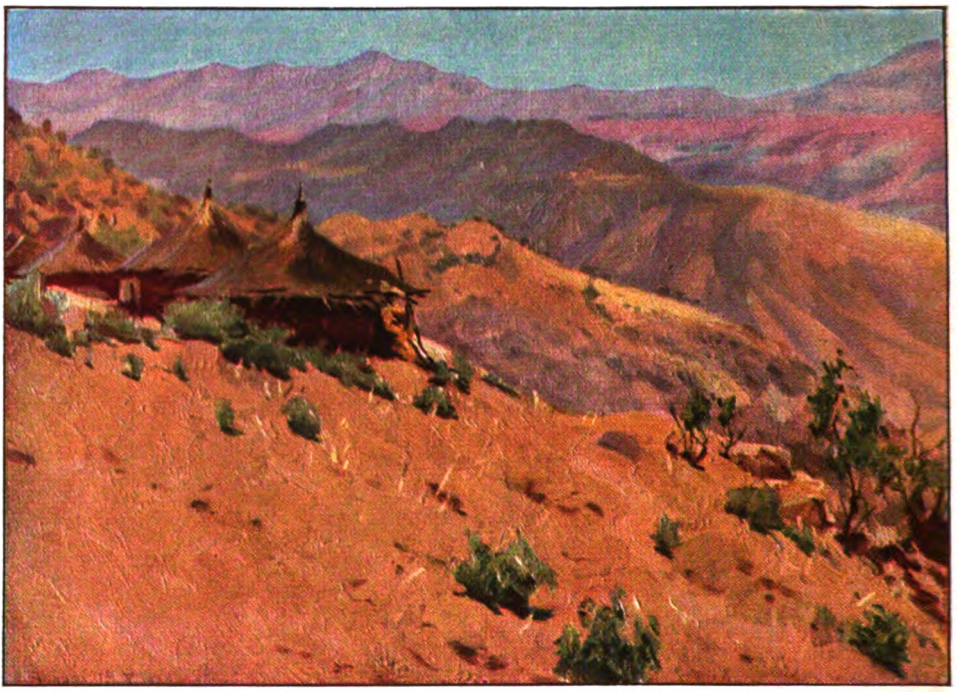
Digitized by Google

Sammu-Negus, Chef der Nachtpolizei von Harrar
(Die Löwenmähne wird für besondere Auszeichnung verliehen)

Abends, wenn man sich zur Ruhe begibt, wenn der Vollmond mit beinah Tageshelle in unsere Höhle scheint, dann beginnt draußen ein toller Spuk. Hunderte von Kötern erheben ein steinerweichendes Geheul. Vom Gebirge her überall die drohenden Stimmen der Hyänen, die jetzt zur Stadt eilen, um hier an herumliegenden Kadavern ihr leckeres Mahl zu beginnen. Der monotone Gesang und das Trommeln der immer irgendwo Feste feiernden Eingeborenen mischt sich dazwischen. Man möchte glauben, das Jüngste Gericht habe begonnen, und könnte rasend werden, aber das nützt nichts, wir sind in Afrika. So geht es die ganze Nacht bis ins Morgengrauen, dann verstummt langsam dieser Hexensabbat, und man muß versuchen, das an Schlaf Versäumte nachzuholen.

Es ging zurück zur Hauptstadt, wo ich alsbald eine neue Expedition ausrüstete, um

Digitized by Google



Gebirgsgegend bei Harrar

mich in das südlich gelegene Seengebiet zu begeben. Mehrere Monate habe ich mit meinem braven schwarzen Begleiter in dieser Wildnis gelebt und die Unberührtheit einer teilweise paradiesischen Natur genossen. Dornensteppen haben wir tagelang durchzogen, Urwälder, in deren kaum durchdringbares Dickicht kein Sonnenstrahl gelangt, und meilenweite Papyrussümpfe durchstöbert. Groß waren oft die Strapazen, der Durst nicht minder, aber was besagt das bei einem Erlebnis wie dem Aufenthalt in dieser Wildnis. Dieser unendliche Reichtum des Tierlebens, namentlich der Vogelwelt auf den Seen und an ihren Ufern. Diese Marabus, Reiher, Ibisse, Schlangenhalsvögel und Pelikane. Diese Wolken von Tausenden rosenroter Flamingos, und dann abends diese unbeschreibliche Poesie am Lagerfeuer. Unzählige Male hat man das alles gelesen, um es nun selbst in all seiner Großartigkeit zu erleben. Wenn über den Seen im Westen der Sonnenball sinkt und nach wenigen Minuten der Dämmerung diese klare Mondnacht beginnt, mit dem Zirpen des Heeres der Zykaden und den lautlos umhergeisternden Leuchtkäfern. Wenn das südliche Kreuz emporsteigt, und der senkrecht über uns stehende Vollmond durch die Äste der alten Sykomore sein mildes Licht wirft. Wenn die am Feuer kauernden und schwatzenden Schwarzen dieses zu neuer Glut entfachen und gespensterhafte Lichter auf das Astgewirr der Urwaldbäume über uns gleiten. Und wenn dann nachts die drohenden Stimmen der Tiere des Urwaldes ertönen. Wenn die vorsintflutlichen Flußpferde dem Wasser entsteigen, um in Steinwurfsbreite vom Lager zu grasen. Ja, das sind Eindrücke, die man nie vergißt, und man versteht, daß alle früheren Afrikaner sich immer wieder magnetisch nach dem dunklen Erdteil zurückgezogen fühlen.

Somalifrau mit Kind

Digitized by Google

Nausikaa / Novelle von Heinz Schaeffer

Die Nacht war fast unversehens hereingebrochen und hatte mit der Dunkelheit auch das Schweigen gebracht. Die kleine Gesellschaft, die sich auf dem Rande der abgemähten Wiese hart am Neckar mit ihren Rucksäcken und Zeltbahnen niedergelassen hatte, unterhielt sich während des Imbisses nur leise. Dann brach man auf. Das lange Gras zwischen den tiefen Wagenspuren war schon vom Taue feucht. Man ging an Obstgärten entlang, bisweilen breitete sich rechts oder links ein flaches Feld am Hange hin. Ein Nebel, der immer dichter wurde, hüllte die traumwache Natur in sein Gewand.

Ludwig trat an den Rand des Pfades und schaute hier, wo der Hang steil hinabschoß, über die Weite. Er blickte kaum zur Seite, als Agnes neben ihm auftauchte, aber es stimmte ihn weich, da er ihre Nähe fühlte. Sie schien ihm von allen die nächste. Als er sich zum Weitergehen wandte, sah er sie gerade vor sich. In ihrem seltsam dunklen Antlitz brannten die schwarzen Augen; sie schwieg.

Man lagerte sich an der Waldspitze mit dem Blick abwärts auf das Haus. Alle kannten einander, nur Ludwig saß fremd unter den Befreundeten. Will kümmerte sich nicht um ihn, das war seine Art; Schaban traf Vorbereitungen für irgend etwas. Man lachte harmlos und flüsterte. Dann wurde es sehr still. Da sang eine Gruppe der Jünglinge und Mädchen in reinem Doppelklang zum Gestirn hinüber:

„Der Mond ist aufgegangen . . ."

Ludwig lauschte. Dann fiel er mit der dritten Stimme ein. Als er zur Seite schaute, sah er, daß Agnes neben ihm saß. Sie blickte über ihn hinweg gerade in den Mond. Sie sangen das ganze Lied.

Dann trat einer auf und sprach. Er redete mit bewußter Schlichtheit, seine Stimme legte sich weich auf den Silbersammet der Nacht. Niemand rief Beifall. Auch als ein Jüngling beim Scheine einer Laterne Gedichte vortrug, regte sich nichts. Der Sinn der Verse blieb unverständlich, aber ihr Rhythmus klang. Das Herz des Vortragenden zitterte. Man saß stumm und fühlte Großes.

Da fiel ein Lichtschein über die Straße. Hinter dem Hause hervor schritten drei Jünglinge im schwarzen Gewande, fackeltragend, dahinter drei Jungfrauen in weiß. Auch sie trugen die Flammen in der Rechten. Eine Geige erklang. Die Tänzer schritten zu einem Kreise zusammen und sangen, die Fackeln streckend und senkend. War es ein Gruß? Ein Abschied? War es ein Gebet?

Etwas gequält wandte sich Ludwig an Agnes. Verstellung lag ihm nicht. „Man sollte aufbrechen," sagte er. „Es wird kalt."

„Sind Sie müde?" fragte sie ihn und lächelte ein wenig.

„Kaum. Und ums Schlafen ist mir's überhaupt nicht."

„Auch ich werde schwerlich Ruhe finden in dieser Nacht," sagte sie nach einer Pause. Er sah, daß sie schöne Zähne hatte. „Ich kann nicht schlafen im Heu."

„Dann sollten wir doch hinauf in Wills Landheim. Es ist nur eine Stunde von hier, oben auf dem Berge."

„Ich kenne es."

„Soll ich ihn fragen?"

„Aber heimlich. Alle können wir dort nicht unterkommen."

Will war einverstanden. Er rief Walter, der trug den Schlüssel bei sich. Agnes stand hinter Ludwig, als sie verhandelten. Bald bewegte sich ein Teil der Gesellschaft durch die mondhelle Nacht den Bergpfad hinauf. Es war Mitternacht, als man im Hause ankam. —

Am andern Morgen war Ludwig einer der ersten draußen am Waschtisch. Die Mädchen hatten ihr Haar gelöst; ihre nackten Arme schimmerten. ‚Sonderbar,' sagte er sich, ‚wie alle hier über sich selber wachen! Wo ist hier die Mutter, deren gutes Auge Sitte befiehlt? Diese jungen Menschen tragen alle ihre Mutter in ihrem Herzen. Kann man so plötzlich Bruder und Schwester sein?' Ihm wurde wohl ums Herz, aber abseits stand er dennoch, das fühlte er wohl.

Am Kaffeetisch wurde gescherzt. Ins Gästebuch schrieb jeder seinen Namen ein. Er las: „Bärbele Specht." — „Verwandt mit dem Dichter?" fragte er in den Kreis hinein.

„Seine Tochter!" rief jemand und lachte. Es war Bärbele selbst, sechzehnjährig, groß, schön, gesund.

Man verteilte den Rest der Milch, dann brach man auf, um frühzeitig wieder am Neckar bei den anderen zu sein. Durch den Wald ging es abwärts. Der, welcher den langen Spieß trug, Ludwigs Nachbar aus der Nacht, ein schöner, schwarzer, schlanker Junge von zwanzig Jahren, hatte eine dicke

Digitized by Google

Zuckerrübe auf die scharfe Stahlspitze gesteckt. Ihre lappigen Blätter schwankten dem Zuge voran. Walter sang ein drolliges Soldatenlied. Die Mädchen hörten lachend zu und hielten Schritt.

Auf der glatten Landstraße zählte Ludwig die Schar. Einer schien ihm zu fehlen. „Wo ist Agnes?“ fragte er. Als er hinter sich blickte, sah er, daß sie zurückgeblieben war. Er wartete auf sie; niemand wandte sich nach ihm um. Als sie heran war, lachte er. — „Viel Umstände macht hier keiner.“

„Ist auch nicht nötig, wir finden alle unseren Weg.“

„Ja, dieser Jugend ist wahrlich der Weg gebahnt.“

„Sagen Sie das nicht,“ versetzte sie. „Man würde glauben, sie ginge ausgetretene Pfade.“

„Es kommt ihr, scheint's, darauf an, daß jedermann an ihre Neuheit glaubt.“

Sie schwieg. Nach einer Weile blieb sie stehen. „Sind wir nicht alle eitel?“ fragte sie.

„Ich nicht. Meine Haare sind schon grau.“

Sie lachte. „Woher wissen Sie das?“

Da lachte auch er. „Sie haben recht. Aber als ich neulich las, was ein Mädchen voll Entzücken von dem großen Treffen an der Werra schrieb, es sei ein feines Bild gewesen, wie da so die bunte Jugend zu Tausenden am grünen Bergeshang hinabsaß, da dachte ich doch: Dir wäre auch wohler gewesen, wenn auf der andern Seite des Tales ein ungeheurer Spiegel gestanden hätte, der dir euer schönes Bild recht klar und deutlich noch einmal zeigte. Überbewußtheit von sich selber! Masseneitelkeit! Eine merkwürdige Eigenschaft! Wir werden französisch.“

„Na na,“ sagte sie und blickte über ihn hinweg.

Plötzlich redete er sich in Eifer hinein. „Doch, ich habe recht. Und das stößt die anderen ab, glauben Sie mir!“

Sie schürzte die Lippen. „Die andern!“

„Sie sagen das mit Verachtung, aber die andern sind auch Menschen! Sie waren jung wie ihr und haben ihre Jugend in diesen Jammerjahren geopfert. Einer lebt aber vom Blute des andern. Sie möchten so gerne, so gerne verstehen, was ihr seid.“

„Ihr? Sie meinen wir?“

„Nein, ihr. Ich bin nicht von euch. Ich war einmal in dieser Bewegung, als sie die ersten Schritte tat. Jetzt bin ich nur euer Gast, und — —“ er schwieg.

„Nun?“

„Ich bewundere euch. Ich beneide euch. Ich liebe euch. Aber dieses selbstgenügsame Selbstbewußtsein stößt mich ab.“

„Jugend ist eben eine Vollendung für sich.“

„Nein, tausendmal nein! Jugend ist eine Zeit, in der nichts anderes wird als die Zukunft. Ihr vergeßt, daß nicht ihr die Erfüllung seid.“

Wieder blieb sie stehen. „Warum sagen Sie das mir? Ich bin so jung nicht mehr.“

Er hielt vor ihr den Schritt inne und schaute sie an. Schwieg. Aus seinen hellen grauen Augen blitzte ein Lachen, dann wurde der Blick groß und warm, und indem er ihre Hand ergriff, sagte er langsam: „Reif sein ist schöner als Jugend.“

Sie schlug die Augen nicht nieder. Ihr Blick blieb wie immer weit, als lauschte sie auf einen fernen Klang; ihre Hand blieb kühl. „Sie müssen tief über das Gegenteil nachgedacht haben,“ sagte sie und wandte sich zum Gehen. „Im übrigen kommt's auf die Formel wenig an.“

„Merkwürdig nur, daß wir beständig nach einer suchen,“ entgegnete er. „Ich habe den Stil meines Lebens in den letzten zehn Jahren so oft geändert, daß sich mir diese Notwendigkeit geradezu aufdrängte.“

„Sind Sie so wetterwendisch?“

„Nein, aber die Verhältnisse waren es. Und da ich natürlich immer den Wunsch hatte, sie mit Bewußtsein zu meistern, so wurde ich allmählich, was ich bin.“

„Was waren Sie?“

„Ich war einmal etwas zum Totschießen, dann etwas zum Einsperren, dann ein Bettler und ein abgerissener Lump. — Im Kriege und in der Gefangenschaft.“

„Das gilt nicht.“

„Das gilt doch! Leider gilt es. Ich habe in diesem Zustande über fünf Jahre meines Lebens verbracht!“

„Wie alt sind Sie jetzt?“

„Sechsunddreißig. Und raten Sie, was ich jetzt bin?“

„Kaufmann? Nein? — Arzt? — Lehrer?“

„Halb geraten. Musiklehrer am Konservatorium.“

„Und die Formel dazu?“

„Die erlassen Sie mir jetzt. Ich will nicht bitter werden.“

Sie gingen eine geraume Zeit schweigend nebeneinander. Bei einer Wegbiegung, die ihnen einen weiten Blick öffnete, merkten sie, daß die Voranschreitenden nicht auf sie gewartet hatten. Sie waren allein.

Ludwig blieb stehen und schaute auf den Neckar hinab. Sie waren an der gleichen Stelle wie am Abend zuvor. Der Talnebel hatte sich noch nicht gehoben. Wie in der Nacht der Mond, so lag jetzt die helle Sonne über den Schleiern.

„Natürlich haben Sie schon vor dem Kriege Musik getrieben,“ nahm Agnes auf.

Digitized by Google

„Gewiß. Mein Leben war im Plane sehr klar angelegt und auch gut begonnen. Wir wohnten damals in Luzern. Aber dann kam eben der Krieg."

„Waren Sie schon verheiratet?"

„Ja, unser erstes Kind war geboren."

„Hatte Ihre Frau zu leben während des Krieges?"

„Nein. Aber hören wir auf davon. — Wollen wir jetzt da hinab unter den Schleier? Es wäre klüger, man bliebe hier."

„Sie müssen ja Entsetzliches durchgemacht haben. Und konnten Sie in der Gefangenschaft Musik treiben?"

„Musik? — O ja. Immerhin möchte ich Ihnen sagen, daß ich noch ein Jahr nach dem Waffenstillstande als Munitionsarbeiter einmal in das Höhlengefängnis unserer Strafkompanie flog, weil ich bei der Arbeit den Troubadour pfiff."

„Woher nehmen Sie dann die Spannkraft, jetzt mit uns zu wandern?"

„Aus dem Nebel dort, aus der Sonne da, aus der Erde hier." Er hatte eine verteufelt kurze Art zu antworten, liebenswürdig und doch beinahe feindselig. Sie musterte ihn genauer. Sein Haar war in der Tat an den Schläfen ergraut; aber er war tannengerade gewachsen, seine Bewegungen sicher und spielerisch frei und großzügig; er strahlte, wenn er lachte, blitzende Freude aus. Sie faßte wieder Mut. „Wer hat Sie eingeladen?"

„Will. Der Bruder seiner Frau ist mein Freund."

„Ein richtiger Freund?"

„Ich denke doch. Wir haben uns vor Jahren im Zuchthause kennengelernt."

Jetzt lachte sie aus frischer Kehle auf, er stimmte gutmütig ein.

Als sie wieder ernst wurde, fragte sie: „Dann ist also in Ihrem Elend doch das gute Herz wohl nicht zu kurz gekommen?"

„Im Gegenteil! Es ging schließlich überhaupt nur noch nach dem wirklichen Werte des Menschen. Und das hab' ich behalten. Ich sehe mir die Menschen an, und wenn sie mir nichts taugen, schweige ich sie tot."

„Das wäre nicht so schlimm."

„Doch. Wie die Menschen einmal sind, findet man auf diese Weise fast gar keine Gelegenheit mehr zum Reden. Und das nehmen sie übel." Da sie nichts antwortete, fuhr er fort: „Übrigens ist das nur äußerlich. Es gibt etwas, was viel schlimmer ist. Man ist vor der Zeit alt geworden."

Jetzt lachte sie wieder hell auf. „Alt? Sie alt? Sie plaudern ja so jungenhaft übermütig, daß ich mir kaum vorstellen kann, wie Sie verheiratet sein sollen!"

„Muß ich mich verbeugen? Ich soll es auch gar nicht sein! Hören Sie nur meine Bekannten; sie hielten meine Ehe für Leichtsinn. — Auch so eine Weisheit aus der Nachkriegszeit. Im Ernste, wenn ich gewußt hätte, daß ich und mein Weib über fünf Jahre hindurch in unerträglicher Spannung leben und uns daran fast zerreißen würden, weil das eben über alle Kräfte ging, — ich hätte mich damals, als Kriegstrauungen Mode waren, auf alle Fälle hin erst einmal scheiden lassen. — Jetzt ist's natürlich zu spät und wäre grausamer als der Krieg selber. Jetzt heißt es stark bleiben und nicht enttäuscht sein. Verstehen Sie das?"

„Sie lieben sich doch?"

„Zu sehr! Wir sind nur noch Liebe. Wir suchen die Erfüllung unserer Sehnsucht, die sich selber jahrelang aus dem Elend aufpeitschte. Wir verzweifeln aus Liebe. Wir töten uns aus Liebe. Verstehen Sie das?"

„Sie sind ein sonderbarer Mensch."

Er lachte wieder spöttisch.

Sie waren am Treffort angelangt. Niemand war mehr zu erblicken. Da sie aber wußten, wohin die übrigen nunmehr gegangen sein konnten, beschlossen sie, ihnen zu folgen.

Ludwig öffnete sein Skizzenbuch.

„Kommen Sie," sagte er zu Agnes. „Ich bemerkte gestern abend in der Dämmerung dort auf dem Friedhofe eine eigentümliche Plastik an der Kapellenwand. Sie werden sich davorsetzen, und während Sie sie betrachten, zeichne ich Sie. Einverstanden?" —

Nach der Skizze schritten sie am Neckar abwärts, ließen sich mit der Fähre nach der altertümlichen Stadt übersetzen und stiegen hinter ihr auf den Berg, wo sie die übrigen vermuteten. Der Anstieg war steil. Sie riefen oft, fanden die Gesuchten aber nicht, zumal da Ludwig unterwegs mehrere Male haltmachte, um aus Berg und Tal ein schönes Bild einzufangen. So gerieten sie auf einsamen Wegen tief in den Wald hinein. Endlich waren sie durch die Anstrengung erschöpft, denn auch Agnes hatte in der Nacht wenig geschlafen. So ließen sie sich am Wegrande unter einer hohen Tanne nieder. Die Sonne tat ihnen wohl. Agnes streckte sich aus. Ludwig saß neben ihr und rauchte. Sie schwiegen lange.

„Wovon haben Sie nach Ihrer Rückkehr gelebt?" fragte Agnes, aus ihrem träumenden Nachdenken erwachend.

„Von Almosen meiner Verwandten."

„Sind diese Verwandten reich?"

„Mein Schwiegervater verlor im Kriege seine Söhne und sein ganzes Vermögen. Dem hätte ich sogar abgeben können. Aber

Digitized by Google

zum Glücke schickten mir meine Schwestern wenigstens eine Anzahl Kartoffelpakete, immer zehn Pfund, Haferflocken und einmal — denken Sie — sogar einen großen Kürbis. Als meine Frau ihn zerkleinerte, schnitt sie sich in den Finger."

Jetzt lachte Agnes nicht mehr. Sie schien zu fröstelnd und zog den Umhang, auf dem sie saß, an sich. „Das ist furchtbar," flüsterte sie.

„Nein, es heilte schnell. — Ich war dann vorübergehend einige Jahre Lehrer für deutsche Literatur und Französisch an einem höheren Mädcheninstitute."

„Verdienten Sie gut?"

„Ungefähr das Doppelte von dem, was ich für Zigaretten ausgab. Denn geraucht habe ich immer. Das kommt noch von der Gefangenschaft her."

„Konnten Sie sich das nicht abgewöhnen?"

„Nein, ich wollte es auch nicht. Übrigens gewann ich an jenem Institute so viele Privatschülerinnen, daß wir auf diese Weise allmählich auf die Beine kamen. Abgesehen davon, daß meine Frau während dieser Zeit vor Überanstrengung zweimal todkrank war, ging alles gut. Wir bekamen sogar ein zweites Kind."

„Sie selbst waren niemals krank?"

„Doch, ich hatte einmal entsetzliche Zahnschmerzen."

Sie legte zornig die Hand auf seinen Arm. „Still. Ich kann das nicht mehr ertragen! Sie sind zynisch bis zur Geschmacklosigkeit!" Sie sah, daß er sich mit einem bösen Lächeln auf die Lippen biß. Dann füllten sich seine Augen mit Tränen. Er erhob sich und pfiff eine Melodie, während er an den Zweigen einer jungen Tanne spielte.

„Beethoven opus 59, 1?" rief sie

„Ja," unterbrach er sich. „Adagio molto e mesto. Das kennen Sie?"

„Mein Gatte spielt es bisweilen."

Sie schien eine Frage zu erwarten. Die unterblieb.

„Mit der Geschmacklosigkeit haben Sie nicht unrecht," sagte er, sich gerade vor sie hinstellend. Er schlug mit einem Stecken gegen seine straffgewickelten Gamaschen. „Aber es kommt auf eine mehr oder weniger nicht an. Der Krieg war die größte. Von den sonstigen Schäden, die er angerichtet hat, ganz zu schweigen — es ließ sich bisweilen ein gutes Geschäft daraus machen —, sie sind geringfügig gegenüber der Tatsache, daß er den Lebensstil verdorben hat. Allen. Denn schließlich hat er uns die Augen viel zu weit geöffnet. Und an dem Zweifel, der daraus über uns kam, zerbrechen wir. Mich ekelt's, denke ich an meinen Zustand. Edelstes ist gemischt mit Erbärmlichstem. Aber vielleicht gibt es doch einen Weg, um da wieder herauszukommen!" —

Agnes erhob sich. „Wenn ihn einer findet, sind Sie's," sagte sie lächelnd.

Er packte sie an beiden Armen. „Spotten Sie?" antwortete er. „Machen Sie sich nur ganz frei von der Brüchigkeit des Denkens. Es ist doch so: wir suchen nichts anderes als einen neuen Lebensantrieb, der uns von der Ernüchterung unserer Schufterei erlöst. Wir müssen wieder einmal fühlen, daß wir geliebt werden von Menschen neuer Art, die wir achten. Beethoven! Gefühl! Sehnsucht! So schwach sind wir, so verworren, daß wir nichts wissen wollen von denen, die auch verworren sind; so hungrig sind wir, daß wir uns nach der einfachen, törichten Liebe sehnen." —

Sie machte sich von ihm los, während sie errötete. Stumm standen sie einander gegenüber. Aus den sonndurchglühten Blättern und Gräsern rings, aus der Erde selber stieg ein würziger Duft auf. Die Augen des Weibes glänzten, ihre Glieder dehnten sich. Sie wartete auf irgend etwas Gewaltiges, das jetzt über sie kommen sollte, und er fühlte, daß Leib und Seele lauschten. Aber die Bereitschaft dieser Frau weckte keinen Wunsch in ihm. So wandte er sich zum Gehen.

Sie schritten durch den Wald wieder hinab. Der Tag hatte sich herrlich entfaltet. Breit schwamm das blendende Licht auf dem weiten Tale des Neckars, der in ungeheurem Bogen an der Stadt vorüberströmte. Von den Gefährten war nichts zu hören.

„Sie halten irgendwo angesichts der Höhen eine Besprechung," sagte Agnes, um etwas zu sagen.

„Wahrscheinlich stolzer als wir. Wollen Sie zu ihnen?" fragte Ludwig.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir haben uns lange aufgehalten," sagte er, „lassen Sie uns wieder über den Neckar gehen."

Sie durchwanderten die Stadt und kamen wieder an die Fähre. Da sah er, wie ein großes Dampfboot rasch stromabwärts kam. Ein plötzlicher Gedanke durchschoß ihn. „Fahren Sie mit mir?" rief er Agnes zu. „Ich gehe auf den Dampfer."

Sie verneinte, denn ohne Abschied wollte sie die Gefährten nicht zurücklassen.

„So bleiben Sie," sagte er. „Richten Sie für mich Grüße aus. Heute abend bin ich daheim. Leben Sie wohl. Und soll ich Ihnen noch sagen; was uns erlösen kann? — Ein Opfer!" Damit sprang er in einen leichten Fischerkahn. Der Bootsmann lüftete die Kappe.

Digitized by Google

Agnes blickte enttäuscht über den raschen Abschied. „Wer soll es bringen?“ rief sie ihm hartnäckig zu.

„Die Jugend!“ schallte seine Antwort herüber. Da schoß das Boot schon über die krausen Wirbel hin, dem Dampfer entgegen, der den Motor stoppte.

Agnes wandte sich, um zu gehen, blieb dann aber dennoch stehen und sah, wie Ludwig vom Fischerkahn hurtig auf den fahrenden Dampfer stieg. Der Motor stampfte los. Er winkte zu ihr hinüber. Sie antwortete, verlor ihn dann aber aus den Augen, da er unter die Fahrtgenossen trat.

Als er sich ihrer erinnerte, war sie schon von der Fähre wieder in die Stadt zurückgegangen. Der Dampfer schoß durch das braune Wasser, als wäre er auf der Flucht. Oben über der Stadt, die an ihm vorüberglitt, sah Ludwig jetzt die Gefährten sitzen; von einer offenen grünen Wiese am Bergeshange hoben sich ihre bunten Kleider ab. Er winkte hinauf, denn das Bild war hübsch.

„Stil hat es doch,“ murmelte er. „Aber sie wissen alles und reden zuviel.“

Er nahm auf dem Hinterdeck an einem der Tische Platz, deren weiße Decken im Fahrtwinde leicht flatterten. Ein sauberes Mädchen mit runden Gliedern brachte ihm Wein. Er trank sich selber zu. Der Wein war gut. Nun ordnete er seinen Rucksack und blätterte im Skizzenbuch.

Ihm gegenüber am Bordrande saß ein Pärchen, mit Blüten im blassen Gesicht, eng umschlungen, flüsternd; hinter ihm an der anderen ein zweites, nicht so zärtlich, aber trotz aller Kleiderzier ebensowenig verlockend. ‚Nullmenschen,‘ dachte er. ‚Aber doch Nebenbuhler, Mitspieler am Lostopf des Glückes. Nun, lassen wir sie!‘

Kein rechter Kerl da? Doch! Am nächsten Tische zwei Frauen, nicht mehr erste Jugend, aber bestes dreißiger Jungmutteralter, glattes, aber festes Gesicht, kräftiger Blick aus braunem Auge, Kappe übers Haar gezogen, — was für Schuhe? Wanderstiefel! Aber kein Lodenkleid, — weiße Bluse. Ihre Augen antworteten ihm im Wegblicken. Frauenträume sind wanderselig. Sie scheuchten neben sich die aufmerksamen Gatten auf. Die tauchten aus verhätschelter Gewohnheitsliebe verdrossen empor und musterten mißmutig das fremde Temperament. Er aber warf seine Blicke schon wieder über Bord.

Sie fielen in einen kleinen Kahn. Hallo! Ludwig sprang auf und schaute hinunter.

Die nackten braunen Beine lang ausgestreckt, paddelten da zwei Neckartöchter im spitzen Kanu mit bemeßnem Schwung neben dem Dampfer her. Frische Gesichter, kräftige Arme. Sie zeigten lachend die Zähne. Endlich gaben sie den Wettstreit auf und schaukelten in den Kielwellen langsam hintendrein, mit den Rudern winkend. Vorbei! Ludwig stürzte lachend vor Lust ein halbes Glas Wein hinab, dann atmete er tief auf im Winde. Die Berge flogen heran, wanderten vorbei, flohen nach hinten, da ruhten sie dann. Das Wasser wirbelte und zischte, die Maschine pochte. So war es ihm recht, wie er es eben genoß! Frische, Freiheit, Gedankenlosigkeit und Schönheit! Sonne, Wasser, Wind und Jugend. Jugend! Was lag der am Deuteln, was am Denken! Sie blühte. Nicht vor sich selbst am Spiegel stehend, nicht redend, nicht fordernd, sondern sich badend, sich sonnend, sich neckend, winkend, lachend inmitten der grünen Berge, unbekümmert um alle Sorgen und Nöte der Welt.

Ach! Wer harmlos jung sein könnte! Noch einmal anfangen! Zehn Jahre streichen!

Er sah sich Abschied nehmen als jungen Soldaten im August 1914. Zart stand seine junge Frau bei ihm im Gedränge vor der Kaserne; das Söhnchen, vor wenigen Wochen erst geboren, hielt sie im Arm. Sie weinte nicht, schaute nur mit ihrer jungen Mütterlichkeit auf das blasse kleine Wesen und lächelte, lächelte, während rings die Welt aufloderte und in unerhörtem Blutrausch alles Gute unterzugehen begann. Dies Lächeln tat überirdisch wehe und wohl.

Ludwig fühlte die Tränen in seine Augen schießen. Er trank.

Fort mit der Not! Ja, das ging! Die konnte man auslöschen! Unsäglich hart war alles verstrickt und verknotet, was die langen, langen nächsten Jahre gebracht hatten. Alles ließ sich vergessen, die leibliche Not, die furchtbare Sehnsucht, das heiße Brennen, die lähmende Verzweiflung, alles, auch die Schmerzen nach der Rückkehr, alles ließ sich ertränken in Sonne und Wind, in Freiheit, in Schönheit und Wein.

Nur eines nicht! Jenes Lächeln der ersten, kaum berührten Jugend nicht, das blieb vor seiner Seele. Er erinnerte sich: Ursula trug damals eine hochgeschlossene Bluse aus blaßgrünem Sammet. Gott, sie würde heute schrecklich unmodern sein, aber damals liebte er sie so sehr darin! Er strich in Gedanken über die weiche Schulter, den rundgewordenen Arm und berührte die Spitzen des Kissens, in dem sie ihr erstes Kind zu ihm getragen hatte. Sein Antlitz wurde starr, aber in ihm schrie es auf, er hörte sich selber unter Tränen jammern: „Das war dein!“ Sein Kopf sank auf seine Hände.

Digitized by Google

Das war dein, und es wurde dir genommen! — Als du heimkehrtest, waret ihr innerlich alt geworden, die Liebe war überspannt, die Seele überanstrengt, die harmlose Jugend war verflüchtigt. Euer erstes Leben hattet ihr zum Opfer gebracht. — Wenn nun die Jugend, die neue Jugend, die jetzt ihr erstes Leben lebt, zu euch käme und brächte sich euch selber zum Geschenk dar?

Das Dampfboot eilte rastlos abwärts, geschoben vom Strome, getrieben von eigener, ungeduldiger Kraft. Jetzt schoß es unter einer gewaltigen Steinbrücke hindurch, deren Grundpfeiler vom Wasser überquirlt wurden, und schnitt langsam aufs Ufer zu. Von drüben grüßte das alte Schloß herab. Im Strome wimmelte es von hellen Booten, die mit geblähtem Segel den Wind auffingen und seine Kraft ins Wasser preßten. Die Fahrgäste hatten sich erhoben. Der Dampfer stieß an. Nachgiebige Bohlen ächzten. Das übliche Gedränge entstand.

Als Ludwig den langen Schritt aufs Land gemacht hatte, stieg er die steinerne Treppe hinan. Oben hielt er an und blickte dankbar noch einmal auf den Fluß hinab. Doch als er sich zum Gehen wandte, stand Christa vor ihm.

Er starrte ihr ins braune Antlitz mit den großen, dunklen Augen. Sie war noch immer fast Kind, aber sehr groß und sehr schön. Wie alt mochte sie jetzt sein? Blitzschnell rechnete er nach. Sechzehn und zwei.

„Herr Doktor!" rief sie, jubelnd vor Freude, und streckte ihm ihre kräftige Hand hin. Er drückte sie. Ihre weißen Zähne blitzten aus dem vollen, roten Munde. Ihr dunkles, starkes Haar quoll unter dem schwarzen Hute hervor. Sie war vornehm und zurückhaltend gekleidet.

„Christa! Wie kommen Sie daher?"

„Ich erwarte meine Mutter mit diesem Dampfer. — Sie ist auf einem Ausfluge in Wimpfen. Wir wohnen jetzt in dieser Stadt. Sie auch?"

„Nein, leider nicht." Er konnte den Blick nicht abwenden. „Kommen Sie, wir gehen dort am Flusse hinauf. Sie haben doch Zeit?"

Sie bejahte und schritt neben ihm her. „Mutti kommt nun wohl heute nicht mehr," sagte sie mit einer leisen Wehmut.

„Trösten Sie sich," lachte er. „Papa wird eben gern einmal mit der lieben Mama über Urlaub ausbleiben."

Sie schüttelte den Kopf. „Papa ist in Frankreich. Ach, das wissen Sie ja nicht. Meine Eltern sind geschieden."

Sie schwiegen eine kurze Weile. Dann fügte sie hinzu: „Papa ist doch Elsässer, nicht wahr? Schon während des Krieges hatten sich meine Eltern nicht mehr verstanden. Nun kam das so — — —"

Er nahm ihre linke Hand, ballte sie zusammen und umschloß sie ganz mit der seinen. „Armes Kind, da werden Sie manchmal einsam sein."

Sie nickte stumm. Dann sagte sie: „Papa hat drüben eine andere Frau genommen. Mutti hat auch einen Verehrer, der sie heiraten will, aber er kann sich noch nicht freimachen — — — doch, wie komme ich dazu, das Ihnen zu sagen? Nun ja, Sie sind mein alter Lehrer. Gell, es war damals lustig mit den papeligen Mädchen, wie lange ist's doch her?" Sie lachte schon wieder.

„Um Gottes willen, hören Sie auf!" rief er. „Ich will kein alter Lehrer sein! Nehmen Sie mich als Menschen hin, wollen Sie?"

Sie nickte ganz ernsthaft, dann lächelte sie wieder. „Eigentlich ändert sich da gar nichts. Sie sind nie ein Lehrer gewesen, wie er im Buche steht."

„Oho!" rief er, „haben Sie etwa nichts bei mir gelernt?"

„Nein," sagte sie. „Wenigstens keine Literatur und kein Französisch. Aber trotzdem bin ich ins Institut gegangen, eigentlich immer nur Ihretwegen. Der Tag, an dem ich keine Stunde bei Ihnen hatte, war für mich verloren. Für mich und für Doris. Besinnen Sie sich noch auf Doris? Sie ist jetzt verlobt; wir schreiben uns oft."

„Über die verlorenen Tage? Das scheint ja eine schöne Backfischschwärmerei gewesen zu sein."

„Das war es nicht. Denn — es ist noch."

„Oho!" rief er wieder. „Sie geben mir ja Rätsel auf. Wie soll ich mir das deuten?"

Sie antwortete nicht darauf. „Dort drüben wohnen wir," sagte sie und deutete auf ein schönes Haus mit reichem Vorgarten. „Kommen Sie zu uns, oder?"

Er war unschlüssig. „Ich habe noch nicht einmal zu Mittag gegessen," gestand er. Da klatschte sie in die Hände. „Das ist prächtig, dann bleiben Sie bei uns! Nehmen Sie Muttis Stelle ein! Bitte kommen Sie! Ich freue mich ja so sehr, daß ich Sie getroffen habe, lieber Herr Doktor."

Er trat mit ihr ein. Während sie auf dem Vorplatze sich mit dem Mädchen besprach, hatte er Muße, sich in dem Empfangszimmer umzusehen, zu dem sie ihm die Türe geöffnet hatte. Auf den dicken Teppichen waren ihm seine staubigen Stiefel peinlich. Aber als er an den blanken schwarzen Flügel trat, konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, setzte sich und spielte den graziösen As-Dur-Satz aus der zweiten Mahlerschen Sym-

Digitized by Google

phonie. Über dem trat Christa ein wie eine Verkörperung dieser ernsten Anmut. Sie trug einen einfachen, schwarzgelb gestreiften Frotteerock mit breit ausgeschnittener, schwarzer Knopfweste. Er schwelgte in Tönen, als hätte er jahrelang nach den Tasten gedürstet, und blickte entzückt zu ihr hinüber. Sie hüpfte schelmisch im Rhythmus der Musik über den Teppich herbei, wartete aber den letzten Takt nicht ab, sondern zog ihn sogleich bei der Hand vom Sessel weg. Grell polterte seine Linke erschrocken über falsche Tasten hin.

„Zu Tisch bitte! Es ist schon alles bereit." Er lachte und bot ihr den Arm. So schritten sie in das Speisezimmer. Er mußte sich ihr gegenübersetzen; sie bediente ihn unausgesetzt und wandte kein Auge von ihm. Wenn sie aber seinem frohen Blick begegnete, wich sie aus. Als das Mahl beendet war, mußte er sich eine Zigarette drehen und in dem großen Stuhle Platz nehmen, der vor dem Kamin stand. Sie hockte sich zu seinen Füßen auf einem Schemel nieder. Das Mädchen brachte duftenden, starken Kaffee. Als sich die Tür wieder geschlossen hatte, rief er: „Sie verwöhnen mich!" Da lachte sie ihn aus.

„Sie werden es von Ihrer lieben Frau noch ganz anders gewöhnt sein. Ich bin ja nur ein kleines Mädel, das Ihnen zeigen möchte, wie gern es Ihre Schülerin war."

„Waren Sie immer so zufrieden mit mir, — meine Schülerin?"

„Ja, — das heißt, nur ein einziges Mal, da waren Sie lächerlich. Ja! Damals, als Sie der Klasse böse waren, ich weiß nicht mehr, warum, und über unsere Köpfe weg zum Fenster hinaussprachen, die ganze Stunde hindurch, an zwei Tagen."

„Lächerlich, Christa?"

„Ja, Doris meinte es auch. Wir hielten es nicht für richtig, daß Sie uns so böse waren, da Sie doch doppelt so alt sind wie wir — — — habe ich Sie verletzt?"

„Nein, nein!" Er blickte dem graublauen Rauchfaden seiner Zigarette nach. „Sie haben ja vollkommen recht." Er kniff den Mund zusammen.

„Darum haben Sie uns auch immer so schön erzählen können, Herr Doktor."

„Ich denke, Sie haben nichts gelernt bei mir?"

„Doch, mehr als bei allen andern."

„Was war denn das Schönste?"

Ohne Besinnen antwortete sie: „Die Odyssee."

Da lachte er. „Aber Kind, von der war doch nur vorübergehend einmal die Rede."

„Ja, ich weiß, in der Iphigenie. Da sprachen Sie einmal von den anderen berühmten Griechinnen und nannten uns auch — nun, raten Sie wen? — Nausikaa."

Er sah sie nachdenklich an. Sie hatte die Knie angezogen und die Hände über den Knöcheln gefaltet. Ihr wundervoller Hals mit den vollen Schultern, der zarte Busen leuchtete aus der schwarzen Seide zu ihm herauf. Eigensinnig lockte sich ihr starkes, schwarzes Haar um den gesenkten, schwungvoll geformten Kopf. Alles an ihr war groß, kräftig, gesund.

Nun stand sie auf und trug den Schemel beiseite. Er folgte ihren Bewegungen mit den Augen. Dieses Mädchen war wundervoll erblüht, ja, aber was rührte ihn so besonders froh, wenn er sie betrachtete? Da wandte sie sich zu ihm um.

„Sie sprachen damals auch vom Sport. Das gefiel Doris und mir. Wir sind ja begeisterte Hockeyspieler. Und Sie hatten so recht!"

„Womit? Daß auch Nausikaa mit dem Schürhaken gespielt, habe ich doch sicher nie behauptet!"

Sie lachte. „Sie sind noch immer wie früher, Herr Doktor!"

„Ja, doppelt so alt wie Sie. Ob sich das jemals ändern wird?" Er stand ebenfalls auf und warf seine Zigarette in den Aschenbecher. „Jetzt lassen Sie mich gehen."

Sie blickte ihn nicht an. „Spielen Sie nicht etwas auf dem Flügel?" fragte sie.

„Erraten!" rief er. „Das möchte ich noch."

„Ich hörte Ihnen immer so gern zu." Sie schritten ins andere Zimmer. Er ließ sich am Flügel nieder; sie lehnte sich neben ihm aufs Instrument; da begann er im weichen Basse das ausdrucksschöne Adagio molto e mesto in F-Moll aus Beethovens Quartett 59, 1. Nach dem zweiten Takte brach er ab. „Nein, nicht so," sagte er.

„Fehlt etwas?" Sie blickte ihn fragend an. Da erhob er sich, trat zu ihr, faßte sie an beiden Händen, drückte sie heftig und wollte etwas sagen, aber als sie nun den Blick voll zu ihm erhob und er in ihre tiefen, reinen Augen sah, schwieg er.

Ihr Atem ging ruhig, er sah ihr Blut am Halse pochen. Plötzlich schüttelte er den Kopf, atmete tief, strich ihr mit der Rechten leise über ihr krauses Haar und trat wie verwirrt zu seinem Sessel zurück.

Sie sah ihn ohne Befremden an. Erwartung war in den Blicken beider. — Einen Augenblick lang hielten sie den Atem an. „Nausikaa," sagte er leise. Da schlug sie die Augen nieder, und er begann sein Spiel. Nie hatte er Beethoven tiefer empfunden als jetzt. Seine Finger drangen in die Tasten ein, wie die Hand des formenden

Digitized by Google

Künstlers in Stoff, den er gestaltet, und was sich vor ihm erhob, war das Weib in unbewußter Jugend, vor der wissende Anbetung niederkniet. Als er am neunten Takte anlangte, vergaß er alles, was um ihn war; beim zwölften und dreizehnten zerbrach ein Weh in seiner Brust, im vierzehnten erhob sich seine Seele mit hinreißender Gewalt zu wehmütiger Freude. Nach dem morendo brach er ab. Der letzte Ton verhallte. Die dunkelschwere, niemals endende Harmonie aber blieb im Raume.

„Nein, nicht Lehrer und Schülerin," sagte er leise. „Nicht Sie dürfen mehr meine Schülerin sein. Sie müssen das junge Weib sein, das den heimkehrenden Odysseus wieder zum Menschen aufrichtet. Wollen Sie?"

Sie blickte fragend auf ihn. „Wie? Was haben Sie gespielt?"

„Beethoven."

„Heute abend ist Buschquartett. Wir haben zwei Karten. Gehen Sie mit mir? Wenn Mutti heute noch zurückkommt, wird sie doch zu müde sein."

„Ja, Nausikaa," antwortete er. „Ich werde Sie abholen. Wann?"

„Bleiben Sie doch."

„Nein, ich kann nicht," log er und verabschiedete sich. —

Als er allein über die Straße schritt, war ihm zumute, als sei er geflohen. Vor wem? Vor sich selbst? Oder vor der Jugend, die zu erleben er sich so gesehnt?

Er ging auf den Bahnhof und gab seinen Rucksack ab. Dann fiel ihm ein, daß er einen Schulfreund aufsuchen könnte, aber er verwarf diesen Gedanken. So fuhr er auf den Berg hinauf und betrachtete die Stadt und den Fluß, der sich weit hinten in der Ebene verlor. Den Rhein sah er herüberblinken. Drüben waren die Franzosen. In ihren Kerkern hatte er sie gelassen, seine Jugend.

Die Bäume um ihn warfen leise ihre Blätter ab. Menschen gingen vorüber; er blieb allein. Seine Augen suchten Christas Haus; er fand es nicht.

Als die Sonne schon tief stand, ging er zu Christa hinab. Sie erwartete ihn. Ein schlichtes, schwarzes, ärmelloses, tief ausgeschnittenes Samtkleid umschloß ihren Leib. Arme, Hals und Brust schimmerten im gedämpften Scheine der Lampen.

„Sie kommen spät, Herr Doktor," sagte sie und nötigte ihn an den Tisch. Sie nahmen einen Imbiß.

„Ihre Frau Mutter?"

„Noch nicht." Christa seufzte. Ganz leise setzte sie hinzu: „Meine arme Mutti."

„Sie sind so still," sagte Ludwig nach einer Pause.

Christa blickte ihn rasch an. Ihr Auge leuchtete in kindlichem Zutrauen. „Ich mache mir Vorwürfe."

„Warum?"

„Weil ich Sie hier hereinrief und festhalte. Ich weiß nicht, ob sich das schickt."

„Wenn ich der Meinung wäre, daß nicht, so hätte ich nicht kommen sollen. Darüber keine Sorge. Und festhalten? Wem zum Schaden?"

„Ihrer lieben Frau." Sie sah ihn ängstlich an.

„Wenn Sie sie doch kennten!" antwortete er.

„Sie ist nicht böse?"

„Niemals."

Er hörte ihren Atem. Sie blickte auf die Uhr. „Wir müssen gehen."

Dem Mädchen wurde aufgetragen, ein Auto zu bestellen.

Christa trat zu Ludwig, der in einem Album blätterte. „Herr Doktor, eine Bitte."

Er blickte auf.

„Sagen Sie du zu mir."

„Ich zu einem so großen Mädchen?"

„Doch, bitte, bitte. Ich bin ja so klein vor Ihnen. Ich weiß nichts, ich kann nichts. Ich möchte nur, daß Sie immer in meiner Nähe wären. Sagen Sie du! Und bitten Sie Ihre Frau, gut von mir zu denken."

Er lächelte gerührt, ergriff ihre Hand, zog sie näher und küßte sie gerade auf den Mund.

„Ja," sagte er.

Sie war zurückgewichen und verzog den Mund in Verlegenheit, als wollte sie weinen, gehen und doch bleiben. Ludwig lächelte wehmütig. Beide schwiegen. Das Mädchen trat ein und meldete. Sie gingen hinaus.

Während der Fahrt ergriff er ihre Hand.

„Versteh mich recht."

Sie blickte ihn nicht an und nickte nur.

„Du bist nun meine Freundin."

Sie nickte.

„Hab' ich dir wehgetan?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn wir uns verstanden haben, so drück' meine Hand."

Sie drückte sehr fest seine Hand und sah ihn an. Ihre Augen waren feucht. Da hielt der Wagen, und sie stiegen aus.

— Ludwig erschrak, als er die Vortragsfolge sah. An zweiter Stelle stand Beethoven op. 59, Nr. 1. Er reichte ihr den Zettel. „Hast du das gewußt?"

„Ich wußte es," sagte sie ahnungslos.

Das Konzert begann. Ludwig hörte kaum. Der Glanz des kleinen Saales störte ihn irgendwie. Rings um ihn schöngekleidete Menschen; vor ihm ein junges Mädchen in grünen Seide; es hatte wundervolles, rot-

Digitized by Google

blondes Haar und einen herrlichen, weißen Nacken. ‚Kitsch, Kitsch,' dachte er und runzelte die Stirn. Da sah ihn Christa bittend an. Er zog ihre Hand an sich; sie lächelte ihm dankbar und glücklich zu. Doch er spürte einen leisen, seelischen Schmerz, legte ihre Hand auf ihren Schoß zurück, kreuzte die Arme über der Brust und schloß die Augen.

Als er sie wieder öffnete, blickte er gerade in die Lichtertraube des glitzernden Kronleuchters. Man klatschte Beifall. Er hielt sich die Ohren zu, neigte sich zu Christa hinüber und wollte ihr etwas sagen, da begann das Spiel von neuem.

Allmählich geriet Ludwig in den Bann dieses Abends. Er hielt sich besser. Wenn er ein wenig seine Augen wandern ließ, bemerkte er, daß man ihn beobachtete. Auch auf Christa richteten sich die Gläser. Es beengte ihn ein wenig, daß er im Sportanzug war. ‚Lächerlich,' dachte er dann und ärgerte sich über sich selbst, blickte zur Seite und freute sich an Christas kraftvoller Schönheit.

Kurze Pause. Die zweite Nummer sollte beginnen. Da flüsterte er ihr zu: „Nausikaa, hörst du?"

Sanft und lieblich schritt im Allegro das Cello dahin, hüpften Bratsche und Geigen dazu im Achtelschritt. Das Allegretto vivace zwitscherte vorüber. Nun endlich setzte das Adagio ein.

Ludwig ergriff Christas Hand und hielt sie unbeweglich. Er fühlte den weichen Samt über ihren Gliedern. Sie hatte die Augen geschlossen. Nichts mehr stand zwischen beider Seelen.

Das russische Thema riß sie jäh aus ihren Träumen. Er ließ ihre Hand los. Vorbei!

Als die letzten Prestotakte verklungen waren, erhoben sie sich und verließen den Saal. Er ließ ihr draußen den Mantel geben. Sie gingen zu Fuß.

Der Abend war ungewöhnlich milde. Sie wählten einen Umweg durch den Park. Er dachte daran, daß sie nun auf die Höhe des Berges steigen und dort oben vereint die weite Ferne grüßen könnten. Träume! Dieses junge Menschenkind schritt fest und sicher dahin. Er blieb stumm.

Sie waren nicht mehr weit von der Wohnung entfernt, da hielt Christa inne.

„Warum nannten Sie mich Nausikaa?" fragte sie ihn. Das Licht einer nahen Lampe überstrahlte ihr Gesicht. Der junge Mund war launisch, wie in leisem Schmerze, geschürzt, die Augen blickten voll Liebe, aber die Stirne war leicht gerunzelt, wie vor einer schweren Aufgabe.

„Das will ich dir sagen, wenn du — — komm weiter, Christa," antwortete Ludwig. Er schritt rüstig voran. Dann blieb er wieder stehen. „Hast du mir etwas zu vertrauen, Christa?" fragte er sie.

Sie senkte den Blick.

Er faßte sie an beiden Händen und trat ihr ganz nahe.

„Ich habe kein Recht auf dich," flüsterte er.

„Ich keines auf Sie," versetzte sie leise.

„Wenn du mich liebst, opferst du dich mir." Sie nickte. „Liebst du mich?"

Sie schwieg, senkte das Kinn auf die Brust und suchte ihm die Hände zu entziehen.

„Wenn du mich liebst, Christa, junge Christa, wenn du mich liebst, küsse mich!"

Sie zögerte. „Das tue ich nicht," sagte sie leise. Dann noch einmal: „Nein, das tue ich nicht." Regungslos blieb er stehen. Tiefste Qual stand auf seinem Antlitz.

Ihr Blick stieg langsam an ihm empor. Ihre Gestalt schien schwerer zu werden. Sie hob die Lider und blickte ihn wie im Traume an. Leise und schwach lächelte sie, dann griff sie plötzlich mit beiden Armen um seine Schulter und küßte ihn zweimal auf den Mund, riß sich los und eilte davon. An einem Baume blieb sie stehen.

In ihm brauste ein Sturm des Stolzes und des Glückes Er trat langsam neben sie. Leise sprach er; seine Stimme zitterte: „Als Nausikaa von Odysseus schied, sagte sie: Lebe wohl, Gastfreund, und gedenke einst in deinem Vaterlande meiner; ich bin ja die erste von uns, der du es schuldest. Darauf antwortete Odysseus: Wie zu einer Göttin will ich daheim alle Tage zu dir beten, denn du hast mir das Leben wiedergegeben. — Frage nicht, Christa, warum und womit. Du hast mich geheilt."

Sie schluchzte auf.

„Weine nicht, Kind, du wirst vergessen können. Wenn du aber glaubst, daß eine Schuld dich bedrückt, so komm zu uns und wirf sie ab. Niemand braucht dir etwas zu verzeihen. Wir haben dich lieb."

Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt, aber seine Hand ließ sie nicht los. Er geleitete sie bis an ihr Haus. In einem der Fenster war Licht. Sie bemerkte es. „Mutti ist daheim," sagte sie glücklich.

Im Schatten des Hauses blieb er stehen. „Leb' wohl." Sie blickte ihn unter Tränen an. Da umarmte er sie noch einmal, riß sich los und ging davon. Weinend sah sie ihm nach.

Mit dem Nachtschnellzuge konnte er seinen Wohnort noch erreichen. Während der Wagen dahinbrauste, durchbebten ihn frohe Gedanken. Der Kreis war wieder geschlossen. Die Jugend hatte ihn geküßt.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gräfin Franziska zu Reventlow: Gesammelte Werke (München 1926, Alb. Langen) — Arthur Schnitzler: Traumnovelle (Berlin 1926, S. Fischer). — Rudolf Presber: Haus Ithaka (Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt) — Emil Lucka: Die Jungfernprobe (Wien 1926, Artur Wolff)

„Sie hätte später sterben können," sagt Macbeth, als er in der Schlacht bei Dunsinan die Meldung vom Tode der Lady erhält. Sie hätte später sterben können, darf man von der Gräfin Franziska zu Reventlow sagen, wenn man ihre jetzt in einem Bande Gesammelten Werke in der Hand wägt, aufblättert und sich dann festliest. Vielleicht wären nicht acht Jahre seit ihrem Tode vergangen, bis der Verlag sich entschloß, ihre Schriften zu sammeln, wenn sie nicht gerade im Jahre 1918 Abschied von dieser Welt genommen hätte, deren schwersten Schicksalsschlägen sie mit dem Wort begegnete: „Es filmt wieder." Kein Vorwurf soll das für den Verlag sein, nur ein Bedauern: das Jahr 1918 war ja wirklich nicht das günstigste für eine Herausgabe der Gräfin Reventlowschen Werke. Sie hätte später sterben können.

Aber vielleicht war es für sie am besten so. Nach aller menschlichen Voraussicht wäre eine weitere Lebensschicht mit dem „für sie undenkbaren und fürchterlichen Alter" das Schlimmste gewesen, das der Gräfin hätte widerfahren können. Schon die letzten Jahre dieser unsteten, sprunghaften und immer anziehenden Schriftstellerin, die sich eigentlich für eine Malerin hielt, waren hart und bitter genug. Völlig einsam starb sie in Locarno. Man hatte sie beinahe schon vergessen — und jetzt auf einmal hält man ihre „Werke" in der Hand, ihre Lebensarbeit, 1200 Seiten schwer.

Fast zu gewichtig für diesen Schmetterling, wenn auch die einzelnen Blätter von so feinem Dünndruckpapier sind, daß die äußere Schwere des Ganzen aufgehoben wird. Das ist ganz im Sinne dieser Dichterin. Im Novemberheft 1917 verglich ich an dieser Stelle die Erzählungen der Gräfin Reventlow mit einem Springbrunnen, im Gegensatz zu dem ruhig hinfließenden Strom des eigentlichen Epikers. Sichemporschwingen und — Fallen, das waren die beiden Hauptzeitworte im Spiel ihres ziellosen Lebens. Dieser geistreich sprühende, immer wieder steigende Lebens- und Schaffenswille, der in tausend silberne Funken zerstäubt, die bald als flüchtiges Lächeln, als ein scherzhaftes oder schmerzhaftes Wort, bald als ein Blick, eine Geste, ein Klang erscheinen, aber in jedem Tröpfchen noch ein Stück Welt spiegeln, — er rauscht auch aus diesem Bande wieder empor und stärker als je aus einer ihrer einzelnen Schriften. Es ist, als sähe man die Liebliche, die jenseits von Gut und Böse stand, aber in den heikelsten Lagen noch Dame blieb, lebendig vor sich, als sei sie auferstanden aus dem Grabe in Locarno und säße wieder, die Zigarette zwischen den Fingern, in einem großen Kreise von Zuhörern und Verehrern, munter plaudernd in ihrer anmutigen, freien Art, und ließe wunderliche Gestalten und Geschichten vor ihnen aufleben. Und ist es nicht so? Man braucht nur die Tagebücher zu lesen, die, neu hinzugekommen, fast die Hälfte des Bandes einnehmen. Die Fülle der in diesen Aufzeichnungen vorüberziehenden, sich tummelnden, entschwindenden und wiederkommenden Gestalten ist so groß, daß die Herausgeberin Else Reventlow die Tagebücher in Kapitel eingeteilt und jedem Kapitel ein Personenverzeichnis, wie bei einem Theaterstück, vorangestellt hat. Ein sehr glücklicher Gedanke, denn ohne diese Hilfe würde man beim Lesen dieser Tagebuchnotizen bald nicht aus und ein wissen, und schon unter den vielen Vornamen, mit denen die Gräfin ihre Bekannten bezeichnet, sich nicht zurechtfinden. So aber liest es sich wie ein fesselndes Theaterstück — eine Tragikomödie, in der die Hauptdarstellerin, leidend und lachend, immer die Schriftstellerin selber bleibt. Schon in ihrer frühen Jugend schiebt sich das Abenteuer in die Szenen ihres Lebensdramas, wie ein aufdringlicher, aber sehr unterhaltender und tollköpfiger Mimus. Er beginnt seine Tänze und oft recht schmerzhaften Scherze schon im elterlichen Schloß, an der Nordsee, wo der ungestüme Wildfang bei den an strengen Kastengeist gewöhnten Eltern kein Verständnis findet, für seine Ungezogenheiten nie um Verzeihung bittet, alle Strafen aber mit zusammengebissenen Lippen, schneeweißem Gesicht und groß aufgerissenen tiefblauen Augen über sich ergehen läßt. Bald wird sie in das altadlige Stift zu Altin gebracht, wo die Pröpstin ratlos verzagt, seit dieser „Wolf unter ihre Schafherde geraten ist". Als dann die Siebzehnjährige mit ihren Eltern nach Lübeck übersiedelt, beginnt ihre völlige innere Abwendung von den Anschauungen ihrer Standesgenossen, ohne daß sie deshalb den munteren Verkehr mit der adligen Jugend aufgegeben hätte. Sie steuert auf die Lehrerinprüfung zu, aber ihre Stell-

Digitized by Google

Bildnis der Gräfin Loris-Melikowa (Urenkelin Alexanders II.)
Gemälde von Sinaida Szerebriakowa

Digitized by Google

Digitized by Google

dicheine mit Gymnasiasten und Studenten in der Marienkirche zu Lübeck haben ihre Verbannung in ein Pfarrhaus zur Folge, aus dem sie am Tage ihrer Mündigkeit mit Hilfe eines jungen Hilfsgeistlichen entflieht. Zunächst scheint sie — obwohl vom Elternhause verbannt — ihren früheren Kreisen trotzdem noch nicht ganz verloren: sie verlobt sich mit einem Hamburger Assessor, der dem „Ibsenklub" angehört, also „freidenkend" und „literarisch gebildet" ist. Er ermöglicht ihr, in München ein Jahr Malstudien zu treiben. Inzwischen stirbt ihr Vater. Sie reist Tag und Nacht, um ihn noch einmal zu sehen — vergebens: die strenge Mutter und der Pfarrer verweigern der Verworfenen den Zutritt zum Sterbebett. Jetzt beginnt ihr eigentliches Leben, nur durch ein kurzes Ehejahr unterbrochen, ein Leben, von dem die Herausgeberin und Biographin Gräfin Else Reventlow selbst sagt: „Der aufmerksame Betrachter wird sich vergeblich bemühen, aus dem neuen Bild (ihres Lebens) so etwas wie eine klare, liniensichere Komposition herauszufinden. Dies Chaos von Menschen, Ereignissen, tragischen und heiteren Situationen zu entwirren, ist eine unmögliche und auch ganz unzweckmäßige Aufgabe."

Immerhin wird der Leser dieses fesselnden Werks sehr viel davon zu sehen bekommen, denn ihr Leben spiegelt sich in diesen vielen sprühenden Tropfen — um zum Bilde des Springbrunnens zurückzukehren — ihren Erzählungen, besonders aber ihrem Tagebuch, das eine völlige Überraschung ist und den Vorzug absoluter, ungeschminkter Wahrheit hat, glitzernd wider.

*

„Dubletten" der Ereignisse und Schicksale sind eine bekannte Erscheinung. Und da auch „Bücher ihre Schicksale" haben, ist es nicht weiter verwunderlich, daß auch bei den literarischen Neuerscheinungen Doppelschüsse und Doppeltreffer vorkommen. Es ist sogar noch erklärlicher, da manche Idee „in der Luft liegt", oft auch eine merkwürdige Zeitungsnachricht bei mehreren Schriftstellern zugleich den Trieb weckt, sie fabulierend zu verwerten.

In dem vorliegenden Fall wird der Grund ein anderer sein. „Das Alter mit dem schleichenden Tritt", wie der Totengräber in Helsingör singt, wird zwei Schriftsteller gleichzeitig gemahnt haben, ihre einstigen Herzenskönigginnen oder solche, die es hätten sein können, noch einmal Revue passieren zu lassen, um so gleichsam von ihnen Abschied zu nehmen. An Casanovas zynische Memoiren darf man dabei nicht denken, schon die Namen der beiden Autoren verbürgen eine liebenswürdigere Art: Rudolf Presber und Arthur Schnitzler. Beide hüllen die freundlichen Erinnerungen, die namentlich bei Presber eine dankbare Stimmung durchklingt, in täuschende Masken und Schleier. Schnitzler gelingt das wirklich täuschend — zunächst. In seiner Traumnovelle zeichnet er die seltsamen Begegnungen eines Wiener Arztes auf, die dieser nach einer „Redoute", so nennt der Dichter das Fest, im Traum erlebt. Die Geschicklichkeit dieser Maskierung besteht in ihrer Kühnheit. Der Leser merkt nämlich gar nicht, wo die Wirklichkeit aufhört und der Traum beginnt. Erst später, wenn man zurückblättert, glaubt man die Mörtelfuge zu erkennen, nämlich dort, wo der Arzt, der abends noch mit Frau und Kind zusammen ist — alle drei müde — zu einem Kranken gerufen wird, den er schon lange behandelt und dessen Zustand ziemlich ernst ist.

Hier erlebt er nun, schon im Traum, daß er zu spät kommt, der Alte ist gestorben, und deutlicher als je merkt er jetzt, daß dessen arme, in Arbeit und Krankenpflege verblühende Tochter ihn heimlich liebt, obwohl sie verlobt ist. Der Traumwanderer geht weiter, er kommt zu einer Dirne, einem gutherzigen Ding, das er nicht berührt. Sein Erlebnisdrang treibt ihn wieder fort, er trifft in einem winzigen Kaffeehause einen früheren Studiengenossen, einen polnischen Juden, der jetzt zum Klavierspieler in dem schmierigen Lokal herabgesunken ist, aber — er hat seine Nebeneinnahmen. Der Musikante wird nach Mitternacht in einem verschlossenen Wagen zu einer Villa gebracht — Ort und Wagen wechseln allnächtlich — wo er zu wüsten Orgien vornehmer Kreise aufspielen muß. Der Arzt verschafft sich mit Unterstützung des Klavierspielers Einlaß und erlebt hier nun eine Reihe aufregender Abenteuer, wie sie Schnitzler, der Dichter des „Grünen Kakadu", so meisterhaft zu ersinnen und darzustellen vermag. Mummenschanz, blutige Gefahr, Liebelei, allerhand spukhafte Seltsamkeiten wechseln ab, und aus jeder Situation tritt ein weibliches Wesen verlangend und ihn anziehend, ja ihn entflammend, hervor — um sich ihm immer wieder zu entziehen, oder von ihm fahren gelassen zu werden. Der Dichter träumt das Nichterlebte, das er aber hätte erleben können und auch wohl in der einen oder anderen Art hätte erleben mögen. Im Leben wurde der „angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt" — hier aber, im Traum, blüht alles in glühenden Farben auf. Die einzelnen Begebenheiten sind sehr geschickt angelegt und mit dem Dialog des geschulten Bühnendichters durchflochten. Eine leise, ganz feine Skepsis, die den Erzähler mitunter selber nicht schont, legt sich hier und da wie ein daherwallender Oktobernebel über die Dinge, sie liegt auch über dem eigentlichen Grundgedanken der Novelle, den mir Frau „Albertine" am Schluß auszusprechen scheint auf seine Frage: Was sollen wir tun? —: „Dem Schicksal dankbar sein, daß wir aus allen Abenteuern heil davongekommen sind — aus den wirklichen und den geträumten." Denn sie ahnen, „daß die Wirklichkeit einer Nacht, ja daß nicht einmal die eines ganzen Menschenlebens zugleich auch seine innerste Wahrheit bedeutet".

Digitized by Google

Eine Kleinigkeit bleibt anzumerken. Ohne ein Berserker in der Fremdwörterfrage zu sein, finde ich doch, daß Schnitzler im Gebrauch „ausländischer Wörter" etwas weit geht. Bei „transferieren" statt (ein Bett) hinüberſetzen (S. 99) überläuft es einen ſchon, aber wenn es zwei Seiten ſpäter ſogar „hinübertransferieren" heißt, ſo bekommt man das Gruſeln und denkt nebenbei an „neu renovieren". Das ſind inſofern keine Kleinigkeiten, als ſie den Genuß eines Kunſtwerkes ſtören.

Julius Barrenthin, dem berühmten Porträtmaler in Rudolf Presbers Roman Haus Ithaka, geht es ſo ähnlich wie dem Wiener Arzt. Auch er hat viel geliebt, aber auch ihm ſind die Angebeteten alle wie die Schemen und Traumgeſtalten Schnitzlers wieder entglitten, nur daß der Künſtler ſtärker iſt als der Arzt, er kann das Vergängliche wenigſtens im Bilde feſthalten, in bleibender Jugend und Schönheit bewahren, Alter und Tod zum Trotz. Das hat Barrenthin getan. Er hat die, die er wirklich geliebt hat, porträtiert, — mit einer Andacht und Liebe, daß er in dieſen Bildniſſen ſeine Meiſterwerke verewigt hat. Und dieſe Porträte, die ihm die höchſten Preiſe bringen würden, hat er nicht verkauft, ſondern ſeiner älteren Schweſter, Beate, einer Kapitänswitwe, deren mütterlich-liebevolle Geſtalt zu den beſten des Buchs (neben der köſtlichen Lux) gehört, zur Aufbewahrung in ihrer „Lütt Hütt", ihrem Häuschen an der Oſtſee, in treue Hut gegeben. Bei einer dieſer drei Auserwählten nur, die dort ihre Jugend gewahrt haben, kam die Liebſchaft zu einem ſchlimmen Ende, nämlich zur Ehe, die nach nicht beträchtlicher Zeit wieder geſchieden wurde. Freilich: ohne daß die Geſchiedenen ſich nun ihr Leben lang gegrollt hätten — ſeitdem der Ozean zwiſchen ihnen rauſcht, haben ſie einen freundlichen Briefwechſel miteinander geführt. Denn ein liebes Gemeinſames iſt ihnen doch verblieben, ihre Tochter, die Urſel. Sie iſt drüben von der Mutter erzogen worden, und juſt zu dem Zeitpunkt, wo ſie, ein erblühtes Mädel, zum erſtenmal nach Deutſchland herüberkommt, um vor allem ihren Vater zu beſuchen, ſetzt der Roman ein.

Zugleich mit dem hübſchen humoriſtiſchen Einfall, daß der Vater in großer Unruhe und Sorge iſt, ob er auch einen guten Eindruck auf ſeine Tochter machen, ob er vor ihr beſtehen wird. Sie hat drüben gelebt, in der Neuen Welt, ihn ſeit fünfzehn Jahren oder mehr nicht geſehen, erinnert ſich ſeiner vielleicht kaum noch, kommt jetzt auf dem großen Ozeandampfer, vermutlich in „fabelhafter Geſellſchaft" — und er hat nicht einmal ſeine Koffer hier, die auf der Bahn verloren oder doch irgendwie verwechſelt ſind, und muß nun in dem alten Reiſeanzug, der verregnet und zerknittert iſt, die junge Dame empfangen. Zum Glück hilft hier ein junger Marcheſe aus, der in dieſem kleinen Oſtſeebade durch die ſchönen Augen eines Konditorfräuleins feſtgehalten wird, wie denn überhaupt das ganze Wiederſehn viel netter abläuft, als der ängſtliche Papa es ſich ausgemalt hat. Zwar ſeine ſtille Hoffnung, daß die Urſel nun bei ihm bleiben wird, ihm ſein ſchon etwas bröcklig und wacklig werdendes Genießerdaſein mit treuer Tochterliebe zu erfüllen, muß er bald fahren laſſen, ſie iſt nicht umſonſt drüben erzogen worden und ſmart genug, ſich ihren Zukünftigen, einen jungen deutſchen Schiffsarzt, gleich mitzubringen, um ihm ſpäter wieder übers große Waſſer zu folgen. Dieſer Fall wird nicht gerade tragiſch behandelt, wie denn überhaupt der Ernſt und die leiſe Schwermut, die dem Roman nicht fehlen, immer wieder von dem Humor Presbers überſonnt werden.

Dieſer Humor ſprudelt, ſoviel ich weiß, in keinem Roman Presbers ſo echt, ſo natürlich und quellfriſch. Das macht: er fließt diesmal aus erdgewachſenem Heimatboden, er ſteigt aus der Tiefe eines Familienglücks, wo die Goldadern aller ſeeliſchen Heiterkeit und der humorvollen Grundſtimmung liegen.

Alſo das Bild, das nicht Julius Barrenthin gemalt hat, ſondern das ich als Federſkizze hier zu entwerfen verſuche, ſieht ſo aus: ein geiſtiger Arbeiter, Künſtler oder Schriftſteller hat, ohne im übrigen jener Bajadere Goethes zu gleichen, in ſeinen jungen Jahren viel geliebt, hat auch die Ehe kennengelernt, ohne in ihr das zu finden, was er erwartete. Da geht er, als ſchon der Lebensinſpizient anklopft und mahnt: „Hören Sie, es iſt Zeit," eine neue Ehe ein mit einem ſchönen und gütigen Weſen, dem Ideal einer ſchlichten deutſchen Frau und — ſpäter — einer deutſchen Mutter. Gleich zu Beginn dieſer Ehe glückt es ihm auch, ein eigenes Sommerheim, Häuschen mit Garten, an Wald und Meer zu erwerben, wo ſich nun die hübſchen Kinder tummeln, ihre Strandburgen bauen, ihre Kirſchen pflücken und in Sonne und Licht ſich zu geſunden Menſchen entwickeln können.

In ſolchem Glücke drängt es ihn nun, davon zu ſingen und zu ſagen, nebenher aber auch — ein wenig zu beichten von ſeinen ſtürmiſcheren und nicht immer ganz ſo ſoliden Lebensjahren. Um das nun, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, ausgiebig tun zu können, nimmt er zweierlei Geſtalt an. Auf den erſten Blick iſt er nur der ebenſo biedere wie witzige Familienvater, der ſich mit Recht „Felix" nennt, zugleich Beſitzer des „Hauſes Ithaka", denn ſo hat er ſein hübſches Anweſen genannt, zum Zeichen, daß er nun die Heimat gefunden hat nach mancherlei Stürmen und Irrfahrten. Daneben aber ſtellt er jenen Julius Barrenthin, den Maler, der ihm bis auf ein paar als „Maske" gemachten Äußerlichkeiten, durchaus ähnlich, nun geduldig alle ſeine Jugendſünden auf breite Schultern nimmt und ſie teilweiſe dem „überraſchten" Felix ſelbſt erzählt. Hinter dieſen beiden Doppel-

Digitized by Google

gängern aber steht schließlich Presber selber als Fabulator und Regisseur und schiebt sie nach persönlichem Belieben und künstlerischem Bedarf hin und her, vor und zurück, teilt seine eigenen Worte in einen munteren Dialog — kurzum er unterhält uns so aufs beste, wenn man auch hier und da einmal eine Kürzung und eine Einschränkung des allzureichen Zitatenschatzes wünscht.

Neben dieser Hauptgestalt, seinem doppelgängerischen Ich, bevölkern den Roman nun eine Fülle von meist komischen, oft auch tragikomischen Figuren, die schließlich eine aus Einzelschicksalen zusammengefügte Fabel ergeben. Aber nicht auf sie kommt es an, der Wert des Romans liegt nicht in aufregenden Ereignissen, nicht in der „Spannung", sondern in einer wahrhaften Überfülle an Sonne, die er ausstrahlt. Das Familienleben in Haus Ithaka, das muntere Treiben am farbenfrohen Strande, sind von einer Innigkeit und einer, köstlichen Besitzes frohen, Lebensheiterkeit, einer durch alle Spottsucht hindurchschimmernden Herzensgüte, die mich zu dem Schlußurteil kommen läßt: Presber hat sich mit diesem Buch erst auf sein Bestes besonnen. Er hat auch als Dichter sein Ithaka gefunden, die Heimatinsel, auf der ihm neues Glück und neues Schaffen erblüht ist... Sinnt man dem ausgelesenen Buch ein Weilchen nach, so meint man glockenhelles Kinderlachen zu hören und die Stimmen froher, gütiger Menschen — und die Ostsee rauscht leise und Gläser klingen zur Begleitung.

Wie vielseitig doch das große Phänomen Humor ist! Da hat Emil Lucka auch eine humoristische Erzählung geschrieben, die freilich den fast 500 Seiten des Presberschen Romans gegenüber einen etwas dünnen Eindruck macht, aber, schon weil der Stoff dem Mittelalter entnommen ist, hat auch das Lachen darin einen anderen, rauheren, derberen Klang. Damit ist nichts gegen den Dichter gesagt, der sich auf die heimlichsten Laute der menschlichen Seele versteht, man wird sogleich hören, daß der Inhalt den Ton bestimmt. Die Jungfernprobe, nach der die Erzählung ihren Namen hat, ist ein altes Landesgesetz in einem süddeutschen Staat, nach dem keine Frauensperson hingerichtet werden darf, die noch eine Jungfrau ist. Davon sprechen gerade in der Spinnstube von Meckmühl die Weiber am Rocken, die viele Worte mit um die Räder schnurren lassen. „Was geschieht ihr denn? wird sie frei?" „Doch nicht so ohne weiteres," erwidert die Pfennigmeisterin und näßt ihren Finger zum Haspeln, „der Scharfrichter muß die Jungfernprobe machen. Das ist bedungen mit Handfesten und Siegeln." Lauersam hört es die Jungfer Barbara Süzel, der man die schärfste Zunge im Städtlein nachsagt. Sie ist neunundvierzig Jahre alt, klein und dürr wie ein Stecken, die Nase sieht einer krummen Fischgräte nicht unähnlich, und scharf stechen ihre Augen nach rechts und nach links. Aber jetzt blicken diese sonst so bösen Augen starr und nachdenklich vor sich hin. Sie hört kaum, was die anderen Spinnerinnen weiter plappern, und wird erst wieder aufmerksam, als zwei Burschen hereinkommen und erzählen, man habe den dicken Metzger Güldenbrain, den Weiberschreck, der seit ein paar Tagen verschwunden war, tot und blutig aufgefunden in einem Graben beim Tuttlinger Hasenbühl. Draußen geht gerade der Henker vorüber, ein keineswegs hübscher Mann, aber noch in den besten Jahren. Und plötzlich steht die Jungfer Barbara auf, hebt die Arme wie eine Henne die Flügel, und sagt: „Ich habe das Scheusal erwürgt." Entsetzlich!

Jungfer Barbara sitzt im Turm, wo sie mit Erlaubnis des hohen Rats sich zum letzten Gang morgen von zwei Nachbarinnen schmücken und mit einem hohen, schmalzigen Haarturm krönen läßt. Man mag nun weiter nachlesen, wie am Abend der Henker, bewaffnet mit einem Krug Pfälzer Wein — um sich Mut zu machen —, zum Kerker der Jungfer hinaufsteigt, wie er nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zurückkommt und die Tür aufläßt, damit die „Mörderin" entweichen kann, sich heimlich nach Hause schleicht mit seinem leeren Krug — den Pfälzer hat er wenigstens ausgetrunken — und ein Entlassungsgesuch an das Gericht aufsetzt, weil ihm sein Amt zu schwer sei. „Er sei befohlen, die Leute ehrlich zu henken und das habe er auch ehrlich getan, aber jetzt sei es ihm zu schwer gemacht und war ihm doch eine Freud vordem. Er wolle lieber alle räudigen Hunde einfangen, als so schlecht Sach tun."

Zum Glück braucht weder dies Entlassungsgesuch noch ein Bittgesuch, das die Weibsen der Stadt für die Verurteilte aufsetzen, beraten zu werden, denn am nächsten Morgen ist der Güldenbrain wieder da, er ist gar nicht ermordet, sondern nur ein paar Tage verschwunden gewesen, weil er Schweine auf dem Lande eingekauft hat zum Fest. Jungfer Barbara aber hat die Genugtuung, daß ihr der Richter vor versammeltem Volk abbittet, in welcher Gefahr ihre Tugend geschwebt. „Noch heute aber," schließt er, „will ich in den Rat unserer geliebten Stadt Meckmühl treten und wirken, daß dies grausame Gesetz, dem Eure Sittsamkeit fast erlegen wäre, von Stund an nichtig sei und verworfen für alle Zeit." Da reckt sich der Scharfrichter in die Höhe und sagt sich selber zufrieden ins Herz: „Nunmehr kann doch eins wieder in Ehren Henker sein." Jungfer Barbara aber zieht, tugendbeglänzt, in ihr Häuschen wieder ein.

Man sieht: eine übermütig lustige, echt mittelalterliche Geschichte, spaßig erdacht und ebenso vorgetragen. Hugo Rönnis hat das Büchlein mit sehr charakteristischen Holzschnitten geschmückt.

Digitized by Google

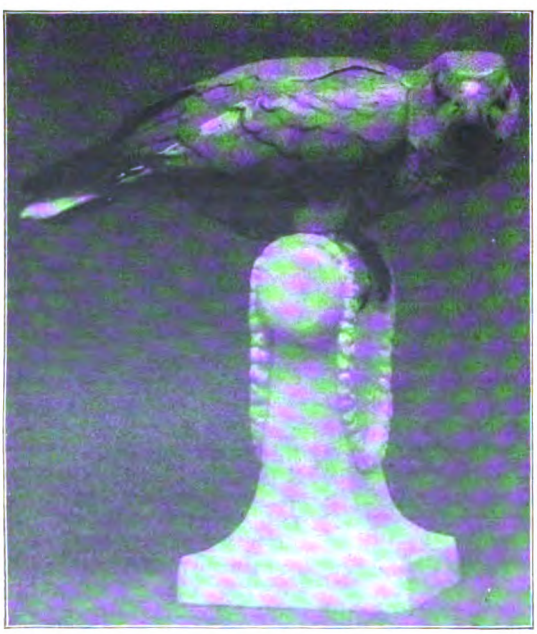
Illustrierte Rundschau

Nymphenburger Porzellan — 65 Jahre Mode — 200 Jahre Daniel Chodowiecki — Der Geiger von Gmünd als Ehrenpokal — Zu unsern Bildern

Es ist ein „schönes, neues Vogelhaus", das uns die Künstler der Nymphenburger Porzellanmanufaktur hier aufgebaut haben. Seine Insassen sind von erstaunlicher Lebendigkeit. Sie sind streng naturalistisch gebildet, eine Freude für jeden Naturfreund, der sich mit der oft vorgenommenen Stilisierung seiner Lieblinge gewöhnlich nicht befreunden kann, aber keine einzige dieser Nachbildungen entbehrt jenes eigentümlichen Reizes, den ihnen die schaffende Hand, der schöpferische Gedanke des Künstlers schenken.

Dohle. Von Carl Graser

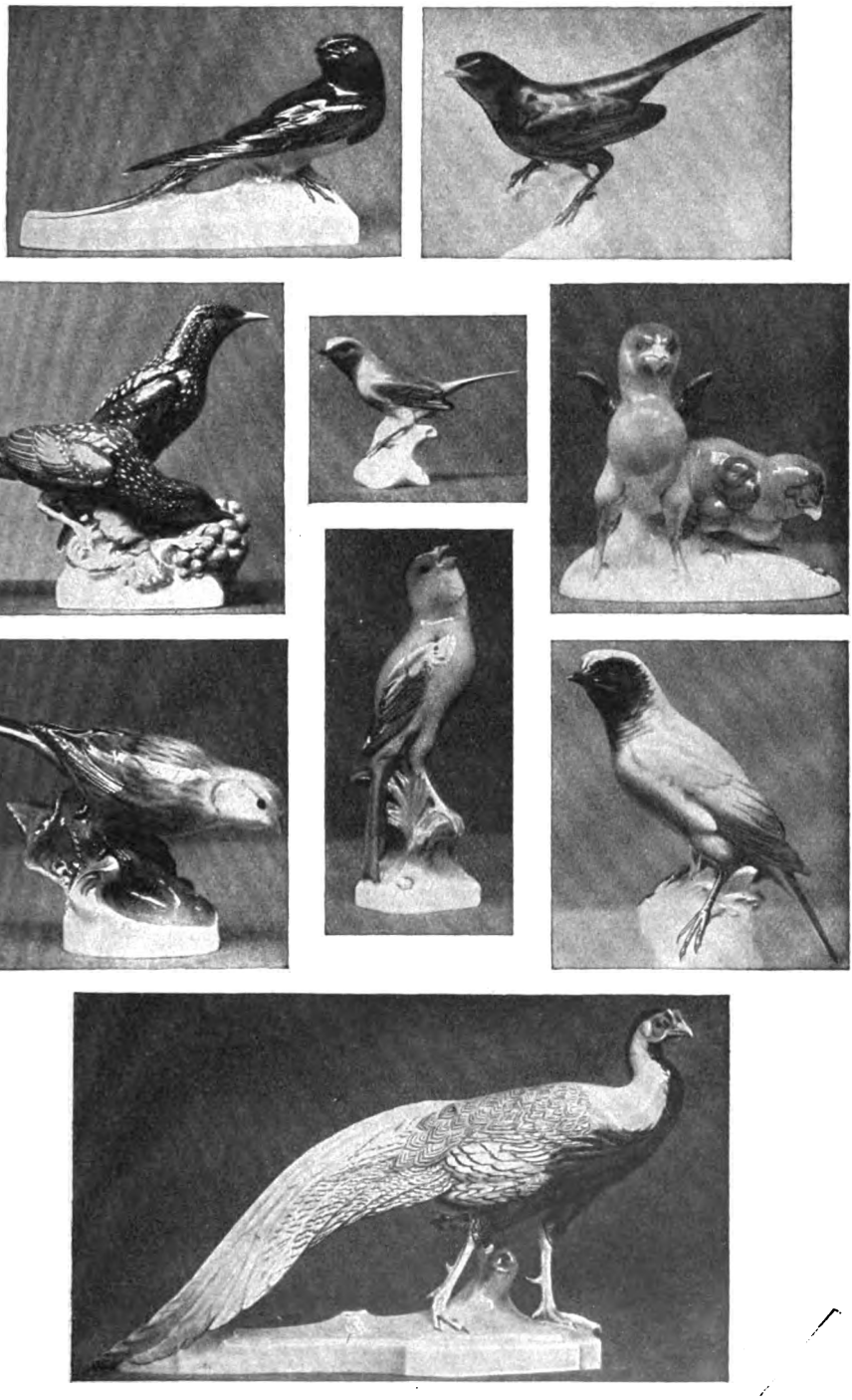
Einen lustigen Überblick über die Entwicklung der Mode in den letzten 65 Jahren bietet die Zeichnerin Marlice Hinz in den niedlichen sieben Figürchen, die von 1861 ab ein Jahrzehnt nach dem andern charakterisieren. Merkwürdig ist: je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so abenteuerlicher erscheint uns, was wir einmal für schön hielten, um so fremdartiger empfinden wir, was sich tagaus, tagein vor unseren Augen bewegte. Die Krinoline von 1861, der Cul de Paris von 1871 — wir wissen, das war einmal, und es hat heute schon wieder seinen stilistischen Reiz. Aber vor den Kniefesseln von 1881, den Schinkenärmeln von 1891 spüren wir nur tiefes Mitleid mit ihren Trägerinnen; die schlanke Linie von 1901 kommt uns ebenso lächerlich vor wie die Spießigkeit von 1911, und wir sind beschränkt genug, die Mode von heute für die hübscheste zu halten. Denn wenn irgendwo hat hier der Lebende recht.



Papagei. Von Willy Zügel
Nymphenburger Porzellanmanufaktur

Am 16. Oktober sind es 200 Jahre her gewesen, daß Daniel Chodowiecki in der Heiligengeistgasse zu Danzig geboren wurde. Seine Kunst ist so tief in das Bewußtsein unseres Volkes gedrungen, er ist mit der Geschichte und mit der Dichtung seiner Zeit so fest verbunden, daß jedem unserer Leser sein mannigfaltiges und dennoch höchst einheitliches Schaffen gegenwärtig ist. Auch in den Künstler-Monographien unseres Verlages ist ein reichillustrierter Band (Nr. 21) von Ludwig Kaemmerer über den Meister erschienen. Wir bringen an dieser Stelle eine sehr seltene und deshalb auch in Wiedergaben wenig bekannt gewordene Radierung Chodowieckis,

Digitized by Google



Schwalbe und Schwarzamsel; Stare, Rotkehlchen und Kücken; Hänfling, Kanarienvogel und Rotschwänzchen; Silberfasan. Nach Entwürfen von Theodor Kärner und Christ. Wittmann. Ausgeführt von der Nymphenburger Porzellanmanufaktur

Digitized by Google

den „Großen L'Hombretisch". Sie erinnert in der Komposition und in der Führung des Lichts an ein Gemälde, eine Familienszene bei Kerzenlicht. Nur ist die Radierung in der Wirkung noch fester zusammengeschlossen. Wie immer bei Chodowiecki lohnt es sich auch hier, das Blatt sehr genau zu betrachten. Wunderbar, wie er die zarten, kaum merklichen Übergänge von tiefem Dunkel zu hellem Lichterglanz findet! Fast reizvoller noch die feine Schilderung der Spielenden, die sich in Gesichtsausdruck und Körperhaltung merklich unterscheiden, mögen sie auch durch die strengen Vorschriften ihres Standes und ihrer Zeit gezwungen sein, selbst im häuslichen Leben Schnürbrust und Zopf zu tragen.

Im verflossenen Sommer hat in dem reizenden Schwäbisch Gmünd das Süddeutsche Musikfest stattgefunden. Die Stadtgemeinde stiftete einen Pokal als Ehrengabe, und man durfte als selbstverständlich annehmen, daß die in der Verarbeitung des Silbers an erster Stelle stehende deutsche Stadt ein besonders schönes Werk für diesen Zweck anfertigen lassen würde. Der Pokal stammt aus der Kunstwerkstätte von Fritz Möhler und stellt die von Justinus Kerner gefaßte Sage von dem armen Geiger dar, dem die heilige Cäcilie zum Dank für sein Spiel ihren goldenen Schuh schenkt. So sehen wir denn an dem Pokal den andächtigen Geiger über dem Wappen der Stadt. Die Heilige krönt den Deckel des kostbaren Gefäßes, das ein echtes Meisterwerk der Goldschmiedekunst darstellt, technisch vollendet, edel in der Form, ein Prachtstück, das nicht wie so viele andere Ehrenpreise in zehn oder spätestens dreißig Jahren zu einem Ärgernis wird, sondern dessen Besitz immer von neuem Freude und Bewunderung zu erwecken vermag.

Einen Amerikaner deutscher Abkunft stellt die Zeichnung auf S. 239 dar. Der Künstler Leo Katz ist den zarten Linien dieses fein geschnittenen Gesichts mit glücklicher Liebe nachgegangen. Er hat sich nichts geschenkt, sondern hatte den Ehrgeiz, sozusagen jede Augenbraue mit ins Bild zu bringen, und er ist trotzdem nicht

1871

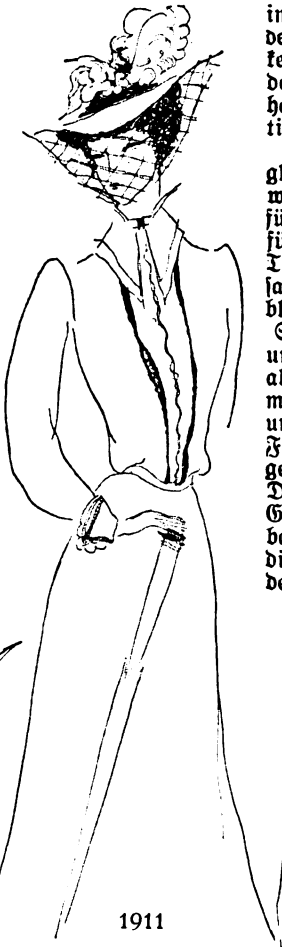
1861

1881

Digitized by Google

1891

1901



1911

1925

photographisch geworden. Ein Hauch künstlerischer Freiheit liegt über dem Blatt. Man kann eben treu und dennoch künstlerisch sein.

Die letzte Seite der Rundschau veröffentlicht zwei Photographien aus dem Hotel Imperial in Tokio. Einer unserer Freunde, der die Monatshefte seit Jahren auch im Ausland liest und liebt, ist begeistert von diesem Hotel und hat die Freundlichkeit gehabt, uns auf das Haus hinzuweisen. Er hat auf seinen vielen und ausgedehnten Reisen noch keins gefunden, das praktischer und schöner angelegt gewesen wäre. Es ist vor drei Jahren von dem amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright erbaut worden, und zwar in einem Baustil, der gar keiner ist. Der Baumeister, der ja wußte, daß das Hotel für ein internationales, aber auch für das vornehme japanische Publikum bestimmt war, versuchte, west-östlich zu bauen, und es ist ihm gelungen, so daß sich jeder von Einzelheiten vertraut angesprochen wird, und der Europäer insbesondere doch das Gefühl der romantischen Ferne hat. Es ist höch bemerkenswert und schlägt eigentlich jeder ästhetischen Theorie ins Gesicht, wenn man feststellen muß, daß die Durchdringung der beiden Stile kein unangenehmes Gemenge, sondern eine Harmonie von eigentümlicher Schönheit ergibt. Der Architekt hat eben über ein beträchtliches Maß von Geschmack verfügt, und da das Hotel auch von vornehmen Japanern gern aufgesucht wird, muß man wohl annehmen, daß dieser japanisch gefärbte amerikanische Geschmack, wichtig für das Behagen angelsächsischer Gäste, auch ihnen zusagt. Aber der Stil war nebensächlich im Vergleich zu der Brauchbarkeit des Gebäudes. Und hier hat sich der praktische Sinn des Amerikaners glänzend bewährt. Es ist für alles gesorgt, für Festsäle und Theater, für Basar und Bibliothek, für Schwimmbäder und Kino, und alle Räume sind mit Geschmack und japanischem Farbensinn ausgestattet. Die Dächer sind zu Gärten ausgebaut, und damit die Herrlichkeit der Tücke des

Digitized by Google

japanischen Bodens widersteht, hat man versucht, durch Stahlnetze, die die tragenden Wände unsichtbar verbinden, einen Schutz gegen Erdbeben zu schaffen.

Seit vielen Jahren kennen die Leser Ernst Liebermann als einen der gemütvollsten und phantasiereichsten Münchner Maler. Auch an seinem Schaffen ist die neue Kunst nicht spurlos vorübergegangen: man sieht es an seiner „Schäferin", unserem Titelbilde, daß er dem Licht eine wesentlich größere Rolle zuweist, daß er statt lyrischer dramatische Wirkungen anstrebt und diese Wirkungen nicht so sehr durch den Gegenstand des Bildes als durch den erregten Ausdruck seiner Malerei zu erreichen sucht. Die „Schäferin" selbst ist eigentlich eine Idylle. Aber sie ist vor einen farbig reichbewegten Hintergrund gestellt, so daß man zu spüren glaubt: auch dieses reizende junge Mädchen ist ein Teil der gewaltigen Natur. Diese Wandlung, die Liebermann aus der Enge einer gemütlichen Romantik geführt hat, beweist, wie jung sich der Künstler fühlt. Wir bewundern, wie weise er das Neue mit dem Alten verbindet und auch jetzt nicht aufgibt, was ihm mit so viel Liebe gedankt worden ist: das Gemüt. — Gleich ihm von Geburt ein Thüringer, gleich ihm in München ansässig, ist sein Namensvetter Professor Ferdinand Liebermann, der Bildhauer, dessen „Abschied" (zw. S. 140 u. 141) ohne weiteres zu jedermann spricht. Die Grundlagen handwerklicher Tüchtigkeit hat er in der Sonneberger Industrieschule gelegt. Kunstgewerbeschule und Akademie in München, Studienreisen nach Italien und Paris haben ihn weitergebildet. Liebermanns Schaffen ist sehr vielseitig. Es erstreckt sich von der Monumentalplastik bis zu der Kleinkunst des Porzellans. — Der Maler Hermann Junker ist einer der wenigen, die heute das Reiterbildnis beherrschen. Ein gebürtiger

Ehrenpokal der Stadt Schwäbisch Gmünd zum Süddeutschen Musikfest. Aus der Kunstwerkstatt von Fritz Möhler, Schwäbisch Gmünd

Der große L'hombre-Tisch
Radierung von D. Chodowiecki. (Aus der Sammlung M. Stechow, Berlin)

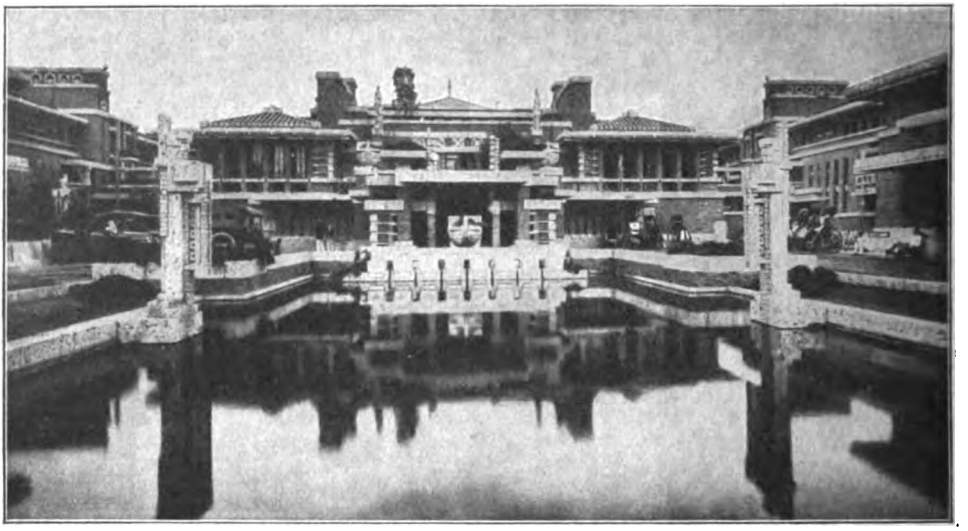
Frankfurter, hat er lange in Karlsruhe gelebt, wo er auch Schüler der Akademie gewesen war. Seit 1908 hat er sich in Berlin niedergelassen und viele Aufträge vom Hof und aus Offizierskreisen erhalten. Er stand dem Kronprinzen, den er mehrfach porträtiert hat, auch menschlich nahe. Das hier farbig wiedergegebene Kostümbildnis (zw. S. 132 u. 133) hat seine Entstehung dem letzten Berliner Reit- und Fahrturnier zu danken, jener Veranstaltung, die alljährlich im Sportpalast stattfindet, nicht minder ein

Digitized by Google

gesellschaftliches als ein sportliches Ereignis. Das Bild ist auch malerisch von hohem Wert. Die bunte Husarentracht, die im Sinne des Künstlers nicht ohne weiteres „malerisch" ist, wird zu einer starken Gesamtwirkung vereinheitlicht und zusammengefaßt. — Der Dresdner Maler und Graphiker Richard Müler, dessen „Kind und Puppe" den Lesern noch in Erinnerung sein wird, ist ein merkwürdiger Künstler. Ihm fällt viel ein, er beherrscht die Form virtuos, er ist ganz ein Eigener, aber das Sonderbarste ist, daß er ein Meister der Sachlichkeit war, als man von diesem Schlagwort noch nichts wußte. Sachlich waren auch Menzel und Leibl. Müller dagegen — und das hat er mit den Jüngsten gemein, die er vielfach an Können übertrifft — ist von einer fast beängstigenden Richtigkeit, die alles wichtig nimmt. So ist auf unserem Bilde (zw. S. 148 u. 149) der Ball genau so liebevoll und deutlich gemalt wie das Geflecht des Stuhls, der Teppich oder die Hunde selbst. Die Gegenstände stehen in einem kalten und hellen Licht. Sie sind mit fanatischer Deutlichkeit gegeben, und dennoch wirkt solch ein Bild nicht pedantisch, sondern als Ausdruck einer inbrünstigen Liebe zur Wahrheit. Müller, den man als den würdigen Erben Max Klingers bezeichnen darf, hat gerade im verflossenen Sommer durch seine im Münchner Glaspalast ausgestellten Gemälde die Aufmerksamkeit auch auf seine Leistungen als Maler erneut gelenkt. Sein gesamtes reiches Schaffen wird in einem stattlichen Bande gewürdigt, der bei Adrian Lukas Müller in Dresden-Loschwitz erschienen ist. 175 gute Wiedergaben Müllerscher Werke werden von einem Text begleitet, den

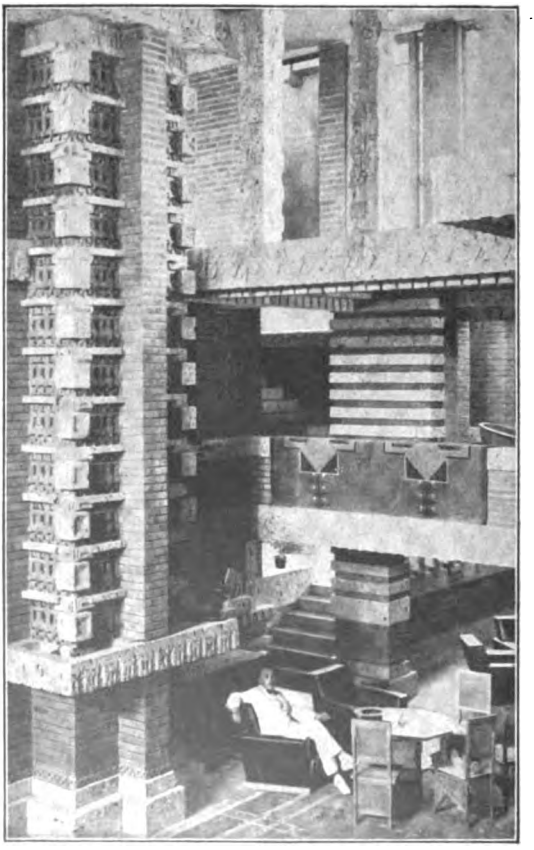
Bildnisstudie von Leo Katz

Digitized by Google



Vorderansicht des Hotels Imperial in Tokio

Franz Hermann Meißner geschrieben hat. — Ernst Opplers „Tänzerin" zeigt erneut die Meisterschaft, mit der der Künstler flüchtige und zierliche Bewegung mit den weichen Strichen der Kohle und ein wenig Deckweiß festhält (zw. S. 195 u. 196). — Das schöne Gemälde der russischen Malerin Sinaida Szerebriakowa stellt eine russische Gräfin dar, eine Urenkelin Alexanders II. (zw. S. 228 u. 229). Der Zar-Befreier, der am 1. März 1881 einem nihilistischen Anschlag zum Opfer fiel, hatte sich nach dem Tode seiner Gemahlin im Juli 1880 mit Katharina Michailowna Dolgorukij vermählt, mit der ihn schon lange innige Beziehungen verknüpften und die er zur Fürstin Jurjewskaja machte. Diese Frau gehörte nicht zu der bekannten adligen Familie der Dolgorukij, die sich der Abkunft von Ruriks Stamm rühmte und eigentlich älter als das kaiserliche Haus selber war. Sie führte nur denselben Namen, und als sie Fürstin wurde, erhielt sie einen andern, schon um Verwechslungen mit den echten Dolgorukijs vorzubeugen. Nach Alexanders schrecklichem Ende ging sie ins Ausland und veröffentlichte in Paris Erinnerungen an den Kaiser. Sie muß sehr schön gewesen sein, wenn sie ihrer Enkelin glich. Die Malerin selbst, die sich recht oft zum Modell ihrer bei aller Sinnlichkeit klaren Kunst gewählt hat, wurde unsern Lesern durch einen Aufsatz Pawel Barchans über russische Familienbildnisse (Novemberheft 1923) vorgestellt. **P. M.**



Halle vor dem Speisesaal im Hotel Imperial zu Tokio

Digitized by Google

41. Jahrg. / November 1926 / 3. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Ein hygienisches Toilettemittel

DIALON

Von sehr hervorragender desinfizierender Wirkung gegen starken Schweiss. *Ein unentbehrlicher Puder bei der Körperpflege, beseitigt übermässige Transpiration und deren lästige Begleiterscheinungen. / Bei der Behandlung von Wundsein jeder Art, Reizzuständen der Haut, Hautjucken und -Abschürfungen,* ***Hautröte,*** *wird Dialon mit bestem Erfolg angewandt. / Bei besonders empfindlicher Haut, Sonnen- und Gletscherbrand, übt Dialon eine wohltuende und kühlende Wirkung aus, lindert sofort den Schmerz und beseitigt nach mehrmaligem Abpudern das Übel vollkommen.*

Fabrik pharmazeutischer Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Novemberheftes:

	Seite
Der Gast auf Juchhee. Roman von Viktor von Kohlenegg (Schluß)	241
Geistiges Leben im deutschen und ehemals deutschen Osten. Von Prof. Dr. Eugen Kühnemann	265
Das Grab der Anar Kali in Lahore. Gedicht von D. von Goldacker	270
Die Stubenvoll-Gesellschaft. Von Dr. G. J. Wolf-München. Mit einem Einschaltbild	271
Evoe! Gedicht von Eberhart von Zelewski-Waldenburg	272
Wie das Geld entstand. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Jaekel. Mit neun Abbildungen	273
Wie die Ausstellung wurde. Von Gartenarchitekt Gustav Allinger. Mit 19 farbigen Abbildungen nach Aufnahmen aus der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung Dresden 1926	281
Der Prophet von Obering. Novelle von Oskar Baum	297
Der weise Fischer. Gedicht von Max Bittrich	304
Hans Seyfer, ein neuentdeckter Meister der spätgotischen Plastik. Von Prof. Dr. W. von Grolman. Mit 13 Abbildungen	305
Die Augen der Göttin Sachmet. Novelle von Wolf Dietmar	317
Reitjagd. Von Wilhelm Müseler. Mit elf Wiedergaben nach Aquarellen usw. von Ludwig Koch-Wien	329

Digitized by Google

Seite

Metzelsuppe. Eine kleine Geschichte von Hanns Johst 337

Erinnerung. Gedicht von Walter Gerhard. — So soll es sein. Gedicht von Arthur Meltzer. — An einem Kindergrab. Gedicht von Th. Birt 339

Neues vom Büchertisch. Karl Strecker: Romane und Novellen. — Prof. Dr. E. Obst: Geist und Gesicht des Bolschewismus von R. Fülöp-Miller 340

Illustrierte Rundschau: Ein neuentdecktes Lutherbildnis — Neue Innenkunst von Prof. E. Fahrenkamp — Moderne Keramiken aus Dresden und Kiel — Die Lichtbildkünstlerin Gertrud Munckel — Der Goldschmied Clemens Dahmen — Schmuck von Rudolf Feldmann — Zu unsern Bildern . . 346

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . 5—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Bibliothekecke. Gemälde von Werner Heuser . . Titelbild

In der Loge. Gemälde von Walter Miehe . . . . 256—257

Bachanale. Wandbild von Prof. Adolf Münzer . . 296—297

Deutscher Schäferhund. Gemälde von Emil W. Herz 320—321

Bildnis. Gemälde von B. Strasser . . . . . 344—345

Kunstbeilagen in Tondruck:

Der Bergführer. Gemälde von Maximilian Schels 248—249

Venus und Adonis. Gemälde von Prof. Arthur Kampf. . . . . 264—265

Die Stubenvoll-Gesellschaft. Gemälde von Friedrich Wilhelm Schoen . 272—273

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—42

Rückwärtiger Anzeigenteil. 1— 8

Umschlag . . . . . 2— 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

Töchterpensionate . . . 16

Unterrichtsanstalten . . 16—17

Hotels und Pensionen . . 17

Heilanstalten . . . . . 18—19

Wintersport u. Winterkur 19—20

Deutsche Bücher . . . . 23—28

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothekecke. Gemälde von Werner Heuser

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
41. Jahrg., November 1926 / 3. Heft

Der Gast auf Buchhee

Roman von Viktor von Kohlenegg

Schluß

Der ehrenfeste Pipo

Der Meister lief in seinem violettgestreiften Schlafanzug zwischen Schlafstube und Arbeitszimmer hin und her. Er hatte schlecht geschlafen, sehr schlecht; zu lange gearbeitet, und dann noch gelesen und geraucht, kein Wunder; Überreizung, sie war noch da und mußte abklingen wie ein Katarrh, eine Magenverstimmung.

Da klopfte es.

He? Wie? Er wünschte nicht gestört zu werden! Ruhe da draußen! Er blickte empört zur Tür. „Was ist los zum Teufel? Ich bin nicht zu Hause! Abfahren!"

Da trat Pipo ein und schloß merkwürdig rasch und laut die Tür hinter sich.

Das abscheuliche Geräusch schnitt Lutz durch die Nerven. Er machte genau so cholerische Augen wie Pipo. „Nanu, Pipo, mein Sohn? Was verschafft mir die Ehre? Zurück von Montsalwatsch, Buenos-Aires, Hindostan? Nimm Platz. Es sieht hier noch wüst aus, hatte eine üble Nacht, habe nicht die geringste Lust mich fertigzumachen — wozu? Nicht mal rasiert. Ekelhaft. Willst du mich zu einer Morgenpartie abholen?" Er dachte an gar nichts anderes.

„Nein," sagte Pipo und sah den grämlichen, gestreiften Meister an.

„Nein. Rauchst du?"

„Danke. Ich habe ein Wort mit dir zu sprechen."

Lutz sah verwundert mit dumpfem Kopf auf. Ihm fiel ein, daß der immer höfliche Pipo gar nicht guten Morgen gesagt hatte. Was wollte er denn? Er sollte ihn zufrieden lassen. Alle! Er wünschte sich zu rasieren und noch ein kaltes Brausebad zu nehmen, seine Haut verlangte das plötzlich — Erfrischung! Und dann ein Frühstück — ausgiebig. „Also los mein Sohn! Was gibt's? Verzeih mein Gewand und mein Stoppelfell, ekelhafte Bummelei, Teufel! Darf ich einen Schluck Kaffee dabei trinken? Ich bin noch ganz nüchtern. Ich klingele."

„Nein!"

„Nein? Merkwürdig. Was hast du denn?" Er betrachtete den steifen, geröteten Pipo wieder von oben. Er kam ihm nicht geheuer vor.

„Ich komme hierher, um dir zu sagen, daß du dich unerhört nichtsnutzig gegen mich benommen hast." Das war deutlich, auch die Stimme. Pipo war jetzt um einen Zoll größer. Und sein Gesicht sah höllisch ernst und hart aus.

„Wieso! Erlaube mal." Auch der Meister fiel aus einer Wolke. Nicht bloß aus der schwarzen dieser Nacht, nun war die letzte Dumpfheit weg. O ja — er erinnerte sich plötzlich. Aber das war doch nun vorbei und erledigt. Was wollte der denn noch? Stand da wie sechs Ausrufungszeichen, wie das

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Jüngste Gericht. Er war immer ein wichtiges Kerlchen gewesen, dieser Pipo! ‚Unerhört nichtsnutzig oder gar erbärmlich — Wie?' Auch in Lutz blitzte es auf. Er reckte sich gereizt und jäh beleidigt. Was fiel ihm ein? Das verbat er sich ganz gehörig! Unverschämtheit! „Was willst du?!" fragte er ebenso kurz und wütend.

Pipo rührte sich nicht. „Meine Frau hat mir erzählt —"

„Wieke? Das ist stark."

„Was ist stark? Du bist verrückt —"

„Ich? — Bitte weiter!" befahl Lutz.

„Ich will dir mal was sagen. Du scheinst auch jetzt noch nicht zu begreifen, wie unerhört du dich benommen hast! Meine Frau hielt es natürlich für ihre Pflicht, mir alles zu berichten. Du hast meine Abwesenheit und nicht bloß meine Abwesenheit benutzt, dich auf Grund alter Erinnerungen an meine Frau heranzudrängen. Sie hat es nicht übermäßig ernst genommen auf Grund eurer Jugendfreundschaft, sie glaubte sich sicher genug und hielt dich für einen honorigen Mann. Du hast ihr Vertrauen schmählich mißbraucht und sie in eine Lage gebracht und gezwungen, in der sie selbst schwer gelitten hat und noch heute leidet, die sie von Anfang für unerhört falsch und unmöglich gehalten und in einen Zwiespalt gebracht hat, in dem es schließlich nur einen Appell an mich gab. Bilde dir beileibe nicht ein, daß sie dich und dein dreistes Benehmen irgendwie ernst genommen hat — sie war erschrocken, aber sie war in jedem Augenblick die gewissenhafte, strenge und untadelige Frau, die sie immer war, eine Dame! Und so fand sie trotz schwerer Bedenken den Weg zu mir! Das wollt' ich vorerst gesagt haben!"

Lutz Kilian hatte mit steigendem Interesse, fast mit einer ästhetischen Spannung zugehört, so heftig Zorn und Ärger, auch ein ganz abscheuliches, übernächtiges Mißbehagen im nüchternen Magen in ihm wühlten. Der Pipomann sprach ehern, — wirklich ausgezeichnet — überzeugend — schlug jeden Widerspruch von vornherein nieder, stellte richtig, stellte unerbittlich fest und stellte sich selbst breit und unüberwindlich vor die Frau. Selbstverständlich. Das war seine Pflicht und sein gutes Recht, selbst wenn, wie zu vermuten stand, Wieke einigermaßen schlichter bekannt hatte — warum eigentlich? Egal. — Es gab hier für ihn auch gar nichts zu fragen, zu deuteln und zu widersprechen. Lutz dachte gar nicht daran. Die Tatsachen genügten vollkommen. Auch ihm. Aber freches — dreistes Benehmen —?! — schmählich — nichtsnutzig?! — Oho! — Er lief nervös auf seinen weichen Sohlen umher. Natürlich hatte Pipo recht, natürlich hatte er Grund zu jeder Erbitterung und Empörung, auch zu Haß und mächtiger Wut, er gestand ihm sachlich und gerecht das alles zu, selbstverständlich! ... auch er selbst würde — wie? Ach was!... Aber erbärmlich und niederträchtig — das war frech — Lutz blieb mitten in seinem Satz und in seinem raschen Schritt stecken. Er wurde jederzeit von allem Plötzlichen wie von etwas Grellem und Kreischendem beleidigt und verwundet, leicht fassungslos und langsam träge; er war im Alltagsleben, so überlegen er sich sonst gab, auf Entwicklung angelegt, Andante, Moderato, Allegretto grazioso quasi Andantino, alles Gewaltsame haßte und verabscheute er aus ganzem Herzen! „Was willst du noch?"

Pipo bezwang sich.

„Ich stehe hier, um dir zu sagen, daß ich dir diese empörende Handlungsweise niemals zugetraut hätte. Und daß ich dich für einen lächerlichen —"

Lutz stand ruhig. Er sah, wie Pipo sich beherrschte, um nicht näher an ihn heranzukommen.

„Nein, Pipo — so geht das nicht," unterbrach er ernst, fast lind und müde. „Ich habe geirrt. Ich habe falsch gehandelt. Besonders gegen dich. Es tut mir leid. — Aufrichtig leid. — Es hat mir längst leid getan. Ich habe mich hinreißen lassen. Laß dir erklären, wie alles von meiner Seite —"

„Ich wünsche keine Erklärung!"

„Gut. Ich stehe zu deiner Verfügung."

„Ach was Verfügung! Bitte keine Komödie. Für mich ist die Sache hiermit erledigt. In jedem Fall. Vollständig erledigt, verstehst du mich? Schon Wiekes wegen, die genug von dieser unerhörten Belästigung — von diesem Blödsinn hat. — Aus!" Er machte eine scharfe, abschiebende Handbewegung gegen Lutz Kilian.

„Mein Gott, kann man denn die Sache nicht menschlicher —"

„Nein! Das kann man nicht! Du hast dich —"

„Ich weiß. Es genügt. Also was verlangst du von mir? Ich möchte doch irgend etwas, ich möchte — —" er spreizte nervös und gereizt die Finger beider Hände: „— Herrgott — Es tut mir doch leid — das sagte ich schon, zum Donnerwetter! Auch Wiekes wegen, die ich herzlich verehre. Ich bin doch kein Windhund vom Dutzend — schon Wiekes wegen nicht, verstehst du. Darf ich sie in aller Form in deiner Gegenwart um Verzeihung bitten?"

„Ich verbiete dir hiermit jede neue Annäherung!" Pipos Stirn wurde noch heißer.

Digitized by Google

„Ja, was dann? Ach Menschen! Ihr in euerer Tugendtoga. Du warst auch kein Cato! Man kann so etwas doch menschlicher — — Gut. Du bist beleidigt, du bist unversöhnlich — vielleicht auch sogar gegen Wieke und läßt es am Ende auch sie fühlen und marterst und verdächtigst sie bis aufs Blut. Höre, du — das wäre gräßlich, das wäre geradezu unmenschlich, erbärmlich und unerträglich." Er blieb gereizt und herausfordernd und im Augenblick ausschweifend und phantasierend stehen. „Aber wenn es so ist — dann — Sie soll am wenigsten leiden, sie nicht —! Sie ist so reizend und fein —"

„Mensch!! Du bist ein kompletter Narr! Ein ausgemachter Hanswurst!"

„Mein lieber Pipo, auch meine Geduld hat Grenzen. Höre mich gefälligst ebenfalls an! Natürlich, Wieke ist schön und unbeschreiblich reizend, ich kenne sie lange genug, länger als du — fast so wie Vetter und Base! Aber ich bin nicht gerade glückhaft und leichtfertig veranlagt in diesen Dingen, das dürfte auch dir nicht ganz unbekannt sein: ich bin entsetzlich leicht entzaubert — ich — dachte ja schließlich gar nicht daran, sie dir —" Er lief wieder grimmig umher, warf Papiere und Sachen durcheinander, nahm den verblüfften und erschrockenen Buffolino hoch und schmiß ihn wieder hin. „Ich sah sogar bald — schon vorher mit einem ungetrübten Blick, daß deine Schwester Christel ungleich frischer ist — jünger, eben anders, ganz entzückend — ja, um deinetwillen und Wiekes willen, ja, gestehe ich es —! ... Und siehst du, ich sah sogar Fehler ... kleine Fehler ... diesen und jenen, das ist bei mir unabweislich, weil ich immer ein memento fürchte — dies und anderes, schon ein Zahn — siehst du, ein verdächtiger Zahn — gleichviel! Siehst du — ich sage dir das ungeschminkt offen, weil ich in diesen Dingen selbst nicht bürgerlich ernsthaft genommen werden kann, es entwaffnete sozusagen, schon am Anfang — nichts war dir verloren —"

Pipos Augen wurden zu Teetassen. „Was schwatzt du da? Die Unterredung hat lange genug gewährt — überlang! Sie ist zu Ende." Er setzte mit einem Knall den Hut auf. „Zahn —? Was heißt das?"

„Ach, du weißt das nicht. Soso. Ich kann es nicht erklären." Lutz war müde, ganz erschöpft — diese Nacht — die zerstörte Arbeit. — Er ließ sich schlapp und mit zerwühltem, zerquältem Gesicht in einen Stuhl fallen.

„Ich bitte dich und Wieke also in jeder gewünschten Form um Verzeihung," sagte er ernst. „Ich glaube, wir sind vorläufig fertig." Pipo war gewissermaßen entlassen.

„Fertig? Ja, aber von mir aus und auf meine Art, mein lieber Lutz Kilian. Dir scheint der letzte Sinn dafür allerdings zu fehlen. Ich bedaure dich. Ich habe — um auch meinerseits ein menschliches Wort zu sprechen — eine andere Auffassung von Freundschaft!"

Da schwieg Lutz Kilian und senkte den Blick. Er hatte Pipo Heynk immer sehr gern, wirklich lieb gehabt, auch dabei, — sogar jetzt noch. Ja, Pipo. Das traf. —

Und damit ging Eberhard-Pipo Heynk kurz und hart, den runden Strohhut auf dem Kopf, hinaus, und die Tür schmetterte wieder. Lutz hörte es diesmal kaum.

Er blieb noch sitzen.

Die Stirn brannte ihm, und in den Schläfen stach es unfreundlich. Die Welt tat überall weh und ging sacht unter. Seine arme Arbeit, seine liebe — geliebte Arbeit — — sie sollten ihn in Ruhe lassen in Dreiteufelsnamen!!! ... ein gewaltiger Grimm stieg in ihm empor, Zorn und Haß, Philister über ihm — was ging es ihn noch an?! Er lief verstört umher, aber das erquickte ihn auch nicht.

Darauf wandelte der Meister düster ins Badezimmer hinunter und drehte alle Duschenhähne auf, vollführte ein wildes Rauschen und Spritzen, ließ sich vom eisigen Wasser striemen und peitschen — das tat gut, das spülte ab, wärmte wie das unversiegliche Leben. Was wollten die da draußen —! Er pruschte und ächzte mit immer stärker sich regendem Behagen unter der kalten Dusche. Er schmetterte das Tuch in die Ecke. ‚Wenn ich eine süße, köstliche Frau, ein Mädel mal bemerke und auszeichne, so ist das eine sakrale Handlung —!' dachte er grimmig und größenwahnsinnig und schämte sich nicht mal.

Und danach wurde er wieder müde und traurig.

Er ging langsam in sein Zimmer zurück. Er trank und aß etwas. Dann legte er sich auf den Diwan, deckte sich zu, nahm ein Buch und schlief lebensabgewandt ein.

Aber als er gerade in die Tiefe des Vergessens hinabsinken wollte, da sah er die kluge Christel mit einem schadenfroh leuchtenden Gesicht ganz deutlich vor sich ...

‚Ich verbiete dir —!' hörte er den steilen Pipo in der Ferne sprechen.

Ja, der verbot ihm nun alles, dachte er und versank mit einem tiefen Atemzug. Auf dem Schreibtisch aber lehnte schräg zwischen Blättern und Büchern Buffolino und sah unerschüttert philosophisch, als denke er wunderlichen Humanioribus nach, an seinem langen goldenen Schnabel hinunter.

Digitized by Google

Der Gast zwischen gestern und morgen

Adrian Apitsch saß in seinem Gemach in einer himmelblauen Strickweste am offenen Fenster, hatte ein schlichtes Fläschchen Frankenwein neben sich stehen und las in Wielands Lukian, neben dem der spitzigere und saftigere Urtext lag, als Lutz Kilian, braungebrannt wie ein Wüstenscheich, bei ihm eintrat.

„Du weißt zu leben, mein Pitsch!"

„Guten Tag, Kilian. Da bist du ja wieder. Man muß sich erfreuliche Lebenslagen schaffen. Des Augenblicks und der Stunde gewahr werden, siehst du, das ist alles und heißt wahrhaft leben. Wie geht es dir, Meister?"

Lutz war ein paar Wochen auf Sylt gewesen, er hatte das in einer plötzlichen Laune gebraucht, große, gewaltsame See und Stille. Roebel war mit ihm gewesen und ein erfreulich einfältiger Tenor, der sich und das Leben liebte.

„Danke," sagte Lutz Kilian verschlossen. „Was liest du da? Lukian . . . ein delikates Bürschchen. Man sollte ihn mal wieder lesen, er fehlt mir leider."

Apitsch hob den hageren Zeigefinger. „Im rechten Augenblick das rechte Buch zur Hand haben, auch das gehört dazu — gibt das, was ich glückhafte Bestätigung und Kongruenz nenne. Ein Zyniker? Ach, nur ein Zuschauer der Götter, Helden und Menschen. Man sollte ihn allerdings öfter lesen. Siehst du, er hat das, was die späteren Zeiten bloß selten haben, das anmutige und freie Wort für alles, was ist, weil es ist, und das unbefangene, heitere und derbe Gelächter über alles, was verkehrt ist, weil es so ist — freilich wir haben keine Götter und Helden mehr. Drum sind auch die menschlichen Laster und Dummheiten ernsthafter und verschwiegener geworden." Er goß dem Gast aus dem schlichten Fläschchen ein und hob sein Glas. „Nett, daß du wieder da bist, Kilian, man kann ein Wort reden."

Lutz trank und fühlte sich zufrieden. Das hier war unverändert. „Du warst fleißig?" Er sah etliches Neues, aber nicht viel.

„Ein wenig fleißig," antwortete Meister Apitsch abweisend, solche Fragen liebte er nicht: er schuf, wie er an einer Blume roch, durchs Korn schlenderte, einen Vogel belauschte, seinen Wein schlürfte oder im Lukian schmökerte — bloß mit ein wenig mehr Mühe und inbrünstig versunkener Leidenschaft. „Wann kamst du zurück?"

„Gestern," antwortete Lutz und strich über seine gefaltete Stirn. „Es ist immer schwierig am Anfang. Alles liegt tot da, erstarrt, förmlich verstaubt, alle Fäden sind zerrissen; besonders beängstigend im Tageslicht. Man wagt nichts anzufassen und anzusehen. In der Nacht wird es besser. In der Nacht kann man mit Gespenstern umgehen, die Nacht ist des Menschen Freund."

Apitsch sah, den Bart zwischen den Fingern, durchs Fenster hinab auf die im Herbstglanz liegende Tiefe.

„Nun ist man wieder in dem alten Fledermausgehäuse," fuhr Lutz Kilian fort. „Ja — siehst du, es ist ein alter Aberglaube von mir, ich habe alle meine Sachen in der ersten Niederschrift an einem Ort zu Ende gebracht. Die Partitur — das geht überall. Ich muß auch der Festspiele wegen hier sein, die in der benachbarten Phäakenstadt vorbereitet werden; wir sind schon emsig dabei, meine alten Glaskugeln blank zu reiben — eine putzige, manchmal lehrreiche und noch öfter unbehagliche Sache! — Wie ist es euch allen ergangen?"

„Wir lebten. Cassius ist da unten in den Bergen und lernt Lebensathletik. Aber er scheint etwas enttäuscht. Ich hatte ihm einen Gruß und auf seinen Wunsch eine kleine Skizze vom See drüben für Frau Hyma mitgegeben. Aber er schreibt, die Dame Hyma wäre gerade am Tage vor seiner Ankunft abgereist — er habe bloß ihr Zimmer gesehen. Nun habe er das Bildchen über sein Bett genagelt."

„So ein leeres Zimmer mit ein wenig Frauenduft an Wänden und Stühlen, das ist nicht heiter. Und die andern hier?"

„Frau Wieke badet, glaub' ich, Moor. Ich weiß nicht, wo und ob das auch noch andere Wirkungen einleiten soll."

„So so," unterbrach Lutz kurz und setzte sich lärmend anders.

„Und Pipo ist in Drienke. Man sagt, daß er es kaufen wird."

„Drienke —? Gar nicht übel. Das alte, prächtige Drienke! Wieke wird eine breite, laute Gutsmadam werden."

„Das glaub' ich nicht. Gewisse Bäder sollen die Frauen auch merkwürdig verjüngen," sprach Apitsch weise und munter.

Indes, es gab da noch erheblich mehr und, wie es schien, noch Wichtigeres zu berichten.

„Wir haben hier im Hause wieder allerfeinsten Besuch!" erzählte er geheimnisvoll und streckte behaglich die langen Beine aus. „Er wird auch dich interessieren. Man kennt dich und verehrt dich bedeutend. Eine sehr alte und sehr stattliche Großmama, Gräfin Ryll, mit ihrer Enkelin Frau von Röhl, Adelaide von Röhl, genannt Adi."

Digitized by Google

„Wer ist das? Keine Ahnung. Kennt mich?"

„Angenehme Damen. Die Großmama war eine Art Lebensfreundin der mütterlichen Frau von Zech. Die Enkelin Adi ist Witwe. Die Damen hatten einst große Güter irgendwo östlich, die nun nicht mehr vorhanden sind. Es geht ihnen aber gut. — Adi brennt darauf, dich kennen zu lernen."

„Mich?" fragte Lutz zerstreut. „Was will sie von mir?"

„Als ich deinen Namen und dich Freund nannte, war sie entzückt ‚O, Sie müssen ihn mir unbedingt vorstellen, sobald er zurückkommt,' sagte sie mit gebieterischem R."

„So so. Ich kann es erwarten. Hübsch?"

„O, die alte Dame ist noch sehr rüstig, groß, weiß, stark parfümiert und laut, da sie schwer hört und an die Resonanz großer Gutshöfe gewöhnt scheint; unser Dynast leidet etwas unter ihr, aber er verehrt sie."

„In Gottes Namen. Und die andere — wie alt?"

„Etwa dreißig. Ein sympathisches Alter. Brünett mit schwarzem Haar und grünen Augen unter dunklen Brauenbogen, ziemlich groß und straff mit einer Neigung zur Üppigkeit. Macht mir einen äußerst leidenschaftlichen und entschlossenen Eindruck — sie würde vermutlich auch Chansons singen oder Schokolade oder Blusen verkaufen — aber immer mit der Ladykarbatsche in der Hand."

„Du kennst dich aus, mein Pitsch. Ich bin leider nicht in der Lage, viel Zeit opfern zu können," sagte Meister Kilian ungnädig. — „Die Damen werden noch längere Zeit bleiben?"

„Wohl nicht mehr lange — es sei denn, daß du sie fesselst. Übrigens dürfte auch unser Baron in vermutlich absehbarer Zeit und wohl auf die Dauer sich von hier davonmachen."

„Nanu. Was fällt euch ein? Der Winkel wird rebellisch, sobald man ihm den Rücken kehrt — als hätte man eine Masche aufgerissen."

„— Tja. Die Luft sagt ihm nicht mehr zu."

„Er wird zu oft am Abend da unten auf seinem Balkon gestanden und auf Wieke Heynks gefühlvollen Gesang gelauscht haben!" lästerte der Meister.

„Kann sein. Aber er begründet es anders. Mijnheer Goudsmit hat etliche Aussicht, die ganze Bildergalerie hier im Ramsch und für gute Gulden oder Pfunde an den Mann zu bringen. Glückt das, so will Linus südlichere Gefilde aufsuchen und sich als besserer Landlord etablieren. Er spricht manchmal vom Genfer See. In diesem Rumpelkasten würde man selbst zum Gespenst."

„Und was wird damit?"

„Vermutlich Residenz des Herrn Ludolf Stoppmüller, Fabrikant in Berlin. Ich denke, er wird einen prunkvollen Herrensitz daraus machen. So vollenden sich die Dinge und schließt sich der Kreislauf des Geschehens. Die weiße Dame wird sich allerdings empört empfehlen und ins Asyl für Obdachlose begeben."

Lutz lachte und sah nach der Uhr. „Es wäre schade um das alles hier, mein Pitsch. Recht schade — freilich nichts hat Dauer, und insonders Leute wie wir sind Zugvögel."

„Allah wird sorgen. Er hat gute Beziehungen zur Universität und einigen Instituten in der großen Stadt nebenan. Man wird dort vielleicht in Bälde eines virtuosen wissenschaftlichen Zeichners benötigen. Warum nicht? Spinoza schliff Linsen. Man könnte seine Wurzeln in umfriedetes Erdreich senken — und der Baum wüchse zu Herrlichkeit und Frucht. Die Parkvilla schimmert noch, und der Puma lächelt. Es kommt immer darauf an, Teuerster, die Frucht der Erfühlung in Ruhe reifen zu lassen und die saftige dann mit unhastiger Hand zu brechen. Evoe. Das Leben ist keine ganz üble Sache."

Da klopfte es. Idchen Scharlibbe brachte das Abendbrot für den Platoniker dieser Lebenshöhe. Ihre graugesprenkelten Augen blickten geradeaus über dem festen Busen. Sie errötete leicht, und ihre vollen roten Lippen lächelten.

„Hab' ich gestört?" fragte Lutz, als sie wieder entschwebt war. „Weißt du, Pitsch, eben dachte ich, diese Idchen sind eigentlich das Richtige für uns. Alle andern sind bloß Komplikationen. Was meinst du — auch eine stattliche Frucht der Erfühlung. Und sie erbt mal den Hof ihres Großpapas."

Apitsch stand gegen das Licht. „Ich glaube, wir haben es noch mit den Komplikationen. Ein prächtiges Mädchen, du solltest seiner nicht spotten.

„Das ist ferne von mir."

Doch der andere war zerstreut und abwesend, wie immer, wenn ihn etwas störte. Er war gewöhnt, um diese Stunde mit Idchen zu plaudern. Ihm konnte geholfen werden. Lutz nahm lächelnd Hut und Stock.

Als er bald darauf unten im Schloßgarten durch den Taxusweg wandelte in wunderlich leichter, ja, gehobener Stimmung, da begegnete er gerade am Eingang zu Scharlibbes merkantilem Privatgarten-

Digitized by Google

betrieb zwei fremden Damen, die nicht ohne starken Eindruck auf ihn blieben.

Die eine war alt, weiß und stattlich, selbst die dichten Brauen waren weiß, eine gebieterische Erscheinung, die an einem Stock ging, laut sprach und ein kleines schwarzes Hörrohr am Ohre hielt. Die andere, junge, mit zauberhaft grünen Augen hatte eigentümlich hochgeschwungene Backenknochen; eine keinesfalls unscheinbare — eine ungewöhnlich auffallende Dame mit einer wohllautenden, sehr klaren und unleugbar beunruhigenden Stimme, vivace, con brio, wie man als Mann und Musiker sie hätte bezeichnen können, und die durch Ohr und Nerven in Blut und Sinne drang.

Lutz Kilian, der eben bequem gegangen war, richtete sich straffer auf, schritt elastischer und machte sein Meistergesicht, das seine hellen Augen noch heller, ganz silbern färbte und die linke Braue bedeutsam hob. Er grüßte gemessen und trat artig zur Seite, denn der Weg war schmal.

Die jüngere Dame mit den etwas hohen Wangen blickte ihn gerade und prüfend an; um ihren in der Tat und in Wahrheit herrischen, unzweifelhaft leidenschaftlichen Mund schien ein Lächeln zu wachsen, als erkenne sie ihn.

Doch er blieb ernst, bedeutend und ging weiter.

„Wer war das?“ trompetete die alte Dame durch den Schloßgarten.

Am Ende des Gangs blickte sich der Meister bei der notwendigen Linkswendung noch einmal um; und da sah auch die jüngere Dame, eine Lorgnette am Auge, nach ihm zurück. Sie war unbekümmert mitten im Wege stehen geblieben.

Der Meister säuselte geschmeichelt mit elastischer Würde und männlicher Frische um die Ecke. Sieh da, sieh da, das waren nun wohl die beiden illustren Damen aus der baltischen Wüste, Linus Zechs geschätzte Freundinnen, von denen Pitsch soviel Wesens machte! Immerhin, er hatte nicht sinnlos übertrieben, der brave Pitsch. Immerhin. Also immerhin.

*

An einem der nächsten Morgen gegen sieben Uhr beschloß Lutz Kilian, wieder einmal zu schwimmen, wie täglich auf Sylt. Sehr gut; das Leben war ein Sumpf der Lässigkeit. Es war im übrigen nicht Pipo Heynks See, man konnte auf der anderen Seite schwimmen, weitab. Respekt! Sehr schön. Er rollte eilig sein Badetuch zusammen und eilte davon. Es würde erfrischend sein um diese Stunde, und danach würde er wie der alttestamentarische Mann im Walfischbauch — er hatte seinen Namen vergessen — in sich selbst atmen.

Er ging mit langen Schritten durch den Schloßgarten; pfiff unten nach Apitsch, aber der schlummerte anscheinend noch im Gestrüpp seines Lionardobartes. Vielleicht wurde dieser Pfiff auch im Gästeflügel vernommen? — Der Meister pfiff noch einmal grell und schmelzend wie ein Pirol und sah hinauf; aber kein Fenster klirrte, die jüngere Dame Adelaide im Negligé wäre nicht zu übersehen gewesen; die ältere war gottlob! ziemlich taub. Schlummert sanft; auch du, mein Pitsch.

Er schritt gelassen und würdig am gelben Pipohaus vorbei, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Das Wasser lief nicht weg, und er hatte Zeit. Er besah sich das hübsche alte, langgestreckte Haus ziemlich genau. Die grünen Läden lagen abweisend davor. Alles leer und still. Bedauerlich, ein äußerst behaglicher und bekömmlicher Ort, — nun zu. Pardautz. Wieke — ja, die hatte alles noch wärmer und bekömmlicher gemacht, daß man in wahrer Feststimmung die Tür aufgeklinkt hatte; aber Pipo hatte eherne, unwägbare Grundsätze, paragraphiert und geheiligt; er ging jetzt mit einem gebügelten Zylinder ins einsame Bett und fühlte sich gehoben und befriedigt. Oder auch kläglich, der Pascha. Nun, nun, es tat ihm um Pipo leid. Vielleicht — eigentlich am meisten um i h n.

Lutz blieb stehen und pfiff im nächsten Augenblick wieder; da schimmerte im hellsten Morgenlicht, durch eine Buschlücke sichtbar, der kleine Seitenflügel, und darin war ein offenes Fenster, und daraus bog sich ein neugieriger Kopf.

„Ja?!“

„Guten Morgen, Christel!“

Die lachte. Sie schien sich weiß Gott zu freuen, so blank waren ihre Zähne und ihr Haar; leuchtend wie Gold, ein Palladium der Adrettheit, dummes Bild, ein Helm der Pallas. „Bist du noch daheim?“

„Wohl. Wie geht es?“

„Danke. War auf Sylt, weißt du. Komm ein bißchen 'runter.“

„Komm herein!“

„Das ist verboten.“ Das liebe Mädchen. Er stand jugendlich und straff wie Apoll in der Sonne. „Ich will drüben wieder mal schwimmen.“ Er machte eine weite Armbewegung.

„Ich schwimme hier.“ Gutes Mädchen. Ihre Stimme floß wie ein blitzender Metallfaden herüber und zitterte in der Sonne. Ein Hauch verläßlichspendender Freude, klaren Entzückens. Nun ja, auch sie

Digitized by Google

war verboten. Pipo würde sich um einen halben Zoll höher recken und sein monumentales Gesicht machen, an dem ein blonder Spitzbart hing: ich verbiete dir —. „Schafskopp," sagte Lutz leichtfertig. „Wiedersehen," rief er. Sie lag weit heraus aus dem Fenster. „Auf Wiedersehen!" schmetterte sie zurück.

Er lief durch die feuchten Wiesen, auf denen blitzendes Spinngewebe hing. Enzian blühte, Glockenblumen, das Gras stand in hohen, rauschenden Büscheln.

Das Wasser war kalt, man mußte tief Atem holen, und das Zwerchfell lachte stürmisch; doch nun war es warm wie Badewasser, bloß oben, wie eine Schneide, war ein kalter Rand, der in die Haut schnitt und wunderbar erfreute. Dies alles war schon einmal so gewesen — nicht so kalt — aber ähnlich so, genau so — vor Konen.

Nein, kein heller Pallashelm, keine asketische Kappe, kein weißer, nerviger Nixenarm, kein spritzender Walfischstrahl in Sicht, alles noch still mit schaukelnden Fassetten. Pipos Schwester. Sie hatte doch noch eben wie ein blonder, herzhafter Mensch zum Fenster herausgelugt und mit verständiger Kehle gesprochen und gelacht. Die andern, die waren bloß Körper und Sinne und ein bißchen Empfindlichkeit — so war Christel nicht.

„Christel!!" Aber sie hörte es nicht. Sie war auf ihrer Seite. „Hallo!" O nein, sie war nicht zu sprechen. Sie schwamm sehr gewissenhaft, obwohl es da drüben nicht so tief, nicht so kalt und frisch sein konnte, ein mäßiges Vergnügen, das schwerhörig machte. War da in der besonnten Weite noch irgendwer? Keiner.

Addio! heulte er, als bliese er in eine Muschel und schwamm nordwärts — nein, nicht nach der Mirandainsel hinüber, die lag weit drüben, unwahrscheinlich fern und klein, nie gewesen, belächelnswertes Eiland! Versinke! versunken! ein Zaun davor: — „Verboten! Pipo, Landrat a. D." Er schwamm nordwärts, wo sein Laken in den Weiden wehte, der Arktis des Gleichmuts und der Geruhsamkeit zu. Er sehnte sich herzlich nach seinen Unterhosen.

Nach einer Weile zog er ruhig und zufrieden, warm und wunschlos wie ein guter Mensch über die Wiesen zurück. Er schlug den alten Weg ein. Er war ein guter, reiner Mensch, sanft geklärt und gewaschen.

Er pfiff wieder wie ein gezähmter Pirol und muhte bösartig wie eine Rohrdommel. Ein Paar weiße, feste Hände erschienen im Fenster und hängten ein lila Badehemdchen auf. „Ja?!" sagte es dahinter, und Christel Heynk lag wieder im Fenster. „Da bist du ja wieder."

„Warst du auch im Wasser?"

„Ja," sagte sie. „Ich komme ein Stück mit, wenn es dir recht ist."

Sie nahm einfach Pipos Papptafel und drehte sie herum. Er ging am Zaun hin, ohne einen Blick auf das mit grünen Läden verrammelte Haus zu werfen bis zum nächsten Weg, der ein Hohlwegchen war. Dort setzte er sich zwischen Brennesseln und Schierling auf einen heißen Meilenstein und zündete sich eine Pfeife an. Die blauen Wölkchen stiegen, Bienen und Fliegen kreisten und eine dicke Hummel — ja. Dem sah er eine Weile friedlich zu. Er stopfte sich die zweite Pfeife. Warten, das war eine schwere Kunst.

„Ich mußte noch einen Bissen essen," sagte sie und kaute noch.

Der Stein war hart gewesen, er erhob sich mit einem Augenzwinkern und gab ihr die Hand — Christels Hand war kühl, wie diese schlanken Mädchenhände häufig sind. Köstl — ja. Er umschloß sie bieder und herzhaft.

Sie biß in ihre Semmel und sah ihn zustimmend an.

Nun gingen sie wieder durch den Schloßgarten. Das Chateauchen stand noch immer morgenstill mit schadhaften Putzwänden in der Sonne. Fenster blinkten. Scharlibbe schlurrte im Kies. Nichts weiter. Lutz pfiff diesmal nicht. Er ging neben dem frischgebadeten Mädchen. Im Nacken waren ein paar Härchen flügge und seidenweich. Bis dahin langten die herben Grundsätze nicht.

Lutz war eine Weile wortkarg. Da war auch Christel nicht gesprächig. „Sieh die Dahlien," sagte sie.

„Lauter Konsistorialrätinnen in Plüschmantillen, schlicht und vornehm. Wie geht es dir?"

„Nicht schlecht."

Da schwieg er wieder und steckte seine Pfeife weg.

Da schwieg auch sie und sah ihn von der Seite an. Das war eine stumme Mißbilligung. So liefen sie.

„Ja?" fragte er.

„O nichts. Du warst in Westerland?"

„Dicht daneben. In Kampen. Sehr labsam. Man kann so sagen. O ja. Und Mijnheer?"

„Schreibt mitunter."

„Das ist eine zähe, deftige, holländsche Manier. Wird bald mal wiederkommen?"

Sie bewegte die Lider. „Das kann schon sein."

Digitized by Google

„Soso. Ja — warum soll er nicht? Ich werde nun auch bald von hier weggehen. Ich habe noch einiges hier zu tun. Vorläufig nach Berlin — ja. Ich möchte auch wieder ein bißchen Takt schlagen. Verhandle noch. In naher Zeit — so oder so; auch wenn ich nicht fertig bin. Die Luft hier ist doch etwas weich."

Sie sah geradeaus. Dann sagte sie aufblickend und langsam: „Wann wirst du dich endlich Frau von Röhl präsentieren? Sie fragt sehr bestimmt nach dir. Ich war gestern zum Tee geladen und werde die Damen morgen bei mir sehen —"

„Tut mir leid meinerseits und diesfalls — um landrätlich zu sprechen."

„Mag sein. Ich konnte ihr nicht viel erzählen, was sie ungeduldig bedauerte. Sie hat eine unabhängige und ungestüme Art, und du bist ein Meister, den man sucht. Eine große Dame also. Ich habe es hiermit bestellt."

„Soso. Auch du. Danke dir, gute Christel. Im übrigen — ich sah sie schon. Nicht ganz übel. Hier und da höchst ungewöhnlich. Ein karbatschender Wille, orakelt Pitsch. Ein wenig russisch, wie?"

„Vermutlich durch die breiten Verhältnisse da unten. Sie sind Deutsche. — Aber ich muß nun hier stehen bleiben und abbiegen."

„Du hast nie Zeit, das kennt man schon. Wann sehen wir dich auf der Juchhee? Du wirst es doch Onkel Rochus nicht entgelten lassen."

„Entgelten? Nein." Sie zog die Brauen hoch.

Sie nickten einander zu, und Lutz umschloß wieder die sich schlank und frisch anfühlende Hand, wie so Mädchenhände häufig sind, und die ihm leicht entglitt.

Ach Christel — kleine Christel — ja, die großen Damen interessierten ihn im Augenblick geringer und — beinah gar nicht mehr.

Ein Geständnis, eine Krankenvisite und ein Hirsch am Abend

Wieke saß zwischen dicken Wacholderbüschen unter einem flimmernden Birkendach, hielt den Kopf schräg und betrachtete die vor ihr liegende Briefmappe mit einem Häufchen Briefbogen auf grünem Löschpapier und ihren Füllfederhalter daneben, dessen Kappe abgenommen war.

Das Gesicht der Domina war zerstreut. Zuweilen hob sie den Blick und blinzelte unter streng zusammengezogenen Brauen aus dem lichtgefleckten Schatten in den Sonnenschein hinaus, als dächte sie angestrengt nach. Danach stickte sie an etwas sehr Buntem.

Die Fältchen an ihren Augen, feine Spuren ihres raschen und im Grunde heiteren Temperaments, waren sichtbarer. Ihre Lippen waren voller und röter und hatten einen zufriedenen Zug, der auch in dem festen weißen Unterkinn zum Ausdruck kam. Ihre Haltung war fraulich selbstbewußt und — entschlossen.

Sie hatte schon gestern abend mit gesammelter Miene ihre Schreibmappe aus grünem Saffianleder in ihrem Zimmer auf den Tisch gelegt; es war still gewesen, und sie war sehr klar und wortflüssig, es würde ein guter, müheloser Brief werden; aber dann war sie träge und unlustig geworden, man sollte sprechen! So war sie vor den Spiegel getreten, hatte ihre ganze Gestalt langsam gemustert . . . zuletzt auch ihren ebenmäßigen Oberzahn und den daneben aufmerksam vergleichend betrachtet und sich dann entrüstet und errötend abgewandt — denn, ja, Pipo hatte sie am letzten Abend, bevor er in sein Zimmer hinübergegangen war, kurz über die Schulter hin gefragt: „Was faselte der Narr übrigens von einem Zahn — ein memento?"

Also morgen! hatte sie abwehrend am Tisch gesagt, die Fingerspitzen steif aufgestützt und leicht schwankend auf die grüne Saffianmappe niedergeblickt, wieder wunderlich schwer und heiß in Kopf und Leib, als drücke das Blut in ihren Adern.

Wieke lehnte unter dem heitern Birkendach den Kopf zurück. Die feisten Wacholderbüsche dufteten stark, die schlanke Birke schwirrte und summte in der Sonne. Aber die Domina lauschte mehr in sich hinein auf das Fließen und Rauschen ihres Bluts; und plötzlich war sie wieder unbändig fröhlich und still in der warmen, zwingenden Luft, wurde von einem Glücksschauer überschwemmt, wie sie ihn noch niemals gespürt hatte. Ihr Herz schlug bedächtig, das war wie ein dröhnendes Läuten, und ihr ganzes Wesen hatte einen seligen Tiefgang. Jetzt sollte sie schreiben. Ihre Hand hob sich rasch.

Aber da kam Blanka mit ihrem entsetzlich dicken Buch den Waldweg heruntergeschlendert. Die Villa lag draußen und hieß natürlich ‚Waldfrieden'. Blanka schleppte immer dieses dicke Buch mit sich

Digitized by Google

Der Bergführer. Gemälde von Maximilian Schels

Digitized by Google

Digitized by Google

herum, das von den Kulturkurven Europas handelte, aber sie las nicht viel darin. ‚O je,' dachte Wieke; das störte. Sie betrachtete besorgt die hübschen Bogen, die hell und willfährig auf dem grünen Löschpapier lagen. Blanka schlenkerte gemächlich mit den Armen, das dicke Buch war schwer, und ihre runde, dünne Brille funkelte in der Sonne.

„Du wolltest schreiben?"

„Es hat Zeit," sagte Wieke und war schon wieder träge und einverstanden mit der Störung. Gut — am Abend, da war es am stillsten, bestimmt am Abend, und sie machte es sich behaglich atmend am Tisch bequem. „Nun, Bianchetta?"

„Ich lag im Wald und las. Da kam Rumke. Er weiß immer, wo ich liege." Rumke war ein Privatgelehrter im Ort, der, wie jeder wußte, in unglücklicher Ehe lebte. „Er erzählte mir, daß die Gottesanbeterin im ‚Liebesfalle' das schwächere Männchen von obenher auffresse — freilich sei es ungewiß, ob aus Liebe. Dabei sah er mich beschwörend an, und seine Stimme war warm und weich, als erwarte er von mir einen ähnlichen Exzeß."

Wieke lächelte.

„Wenn wirklich einmal ein Mann vibrato mit mir spricht, dann ist es ein unmöglicher Insektensammler. Das ist erschütternd." Sie legte das dicke Buch mit den labilen Kulturkurven auf den Tisch, daß auch der ins Schwanken kam, und die gelehrten Brillengläser blitzten über der hübschen, spitzen Nase mit den gepuderten, dünnen Flügeln. „Ich traf den Postboten."

„Von wem?" fragte Wieke gespannt.

„Eine Karte von Apitsch an mich. Er legt sich dir zu Füßen. Übrigens ist wieder Geld für dich da."

Wieke war gerührt und sah vor sich hin. Es kam meist vom Eisenwerk: im Auftrag und mit gehorsamster Empfehlung.

„Was schreibt Apitsch?"

Blanka hatte sich langbeinig auf den Liegestuhl in der Sonne niedergelassen und betrachtete durch die runde Brille schweigend Pitschens Karte.

„Zu einem halben Drittel griechisch; natürlich ein Zitat. Ich weiß nicht, ob ich es 'rauskriege." ‚Den Musischen', übersetzte Blanka langsam, ‚sucht Frauengunst — es hassen die Charitinnen den Bürger — Anmut und Geist gebären die leuchtende Welt . . .' „Aber, Apitsch," tadelte Blanka. „Immerhin eine Huldigung und besser als Rumkes Gottesanbeterin im ‚Liebesfalle'. Poi. Was meinst du, Wieke? Er ist bemerkenswert eitel."

Wieke war eine Sekunde lang zerstreut gewesen. Dann meinte sie: „Nun also. Auch er spricht vibrato zu dir."

„Ach, Apitsch — sein Bart stört die Charitin. Und ich liebe, wie du weißt, die weniger enervierten Männer." Sie errötete um die feinen Nasenflügel.

Wieke schwieg und blickte ein bißchen starr und schmal auf das dicke, braune Buch mit den schwankenden Lebenskurven.

„Aber so einer — vibriert nicht mit mir . . . und ‚sucht' mich nicht, um mit Apitschens Vokabel zu sprechen. Eine Ironie und ein Verhängnis. Das ist beklagenswert, aber vielleicht begreiflich und zuletzt eine natürliche Anomalie, um es ganz fein und verzwickt zu sagen." Sie seufzte tragisch, streckte die hübschen Beine noch länger aus, rückte an der unbeliebten Brille, indes ihre gepuderten Nasenflügel zuckten. „Wie denkst du darüber?"

Wieke sah schweigend auf die grüne Mappe.

Blanka sah mit etlichem Erstaunen auf und faltete dann zufrieden und ergeben seufzend die langen weißen Hände über dem Leib. „Glückliche Wieke! Sei gepriesen und gesegnet und gestatte mir diese nie verschwiegene, neidlose Huldigung aus der Entfernung." — Damit warf sie ihr eine Kußhand zu. — —

In dieser Nacht schrieb Wieke einen längeren Brief. Es schlug zwei, als sie sich mit heißer Stirn und mit dem befreienden Gefühl, das Ihre in jeder Hinsicht getan zu haben, zur Ruhe begab.

*

Onkel Rochus war nicht auf dem Posten, hatte die Qual in den Beinen, die zu nichts mehr nutze waren. Das weiße Hahnenkämmchen war wie immer kokett gepflegt, aber Rochus saß mißmutig in seinem Rollstuhl. Der Wein schmeckte ihm nicht, die lange Zigarette steckte er gar nicht an, und auch die behenden Bilderchen machten ihm keinen Spaß. Er legte Patiencen und zankte sich mit Gerste.

Da kam Christel auf einen Sprung herauf und setzte sich zu ihm. Das paßte dem Alten, Christel hatte er gern.

Er schob die Karten zusammen. „Man strapaziert bloß das bißchen Verstand, damit er nicht verduftet. Eigentlich lohnt es nicht." Und dann sprach er gleich von Drienke. Drienke — das war eine große Sache für den alten Rochus! Dort hatte er jahrzehntelang seine Jagd gehabt und mit dem alten Junggesellen Hückstedt und andern viele schwere Nächte verstürmt. Und die Zeiten von Pipos und Christels Groß-

Digitized by Google

vater auf Drienke — das waren Glanzzeiten gewesen, herrliche Zeiten! ein Leben ganz großen Stils, wie man es heute gar nicht mehr kannte! Davon prahlte er gern, fast aufgeregt und gerührt, Christel war damals noch ein Quack gewesen oder gar nichts!

Christel saß artig und hörte zu. Onkel Rochus hatte sich von Gerste doch noch ein Glas Wein einschenken lassen und sich sogar die Zigarette angesteckt, sie war aber gleich wieder ausgegangen, und da legte er sie mißmutig weg. Auch der Wein schmeckte sauer, schlechtes Zeug; damals in den Drienketagen — da trank man sowas nicht! da hatte man anspruchsvollere Zungen!

Er verstummte und streichelte seine Knie unter der seidenen Decke. Doch mit einemmal wies Onkel Rochus steif mit dem Zeigefinger zur Decke hinauf und schmunzelte, das belebte ihn von neuem.

„Aha! — Der Meister bekommt wieder Besuch. Eine neue entente cordiale. Die anspruchsvollen, fremden Damen kommen augenscheinlich nicht ungern, und er läßt sich gnädigst von ihnen stören! Nun ja, was sollen sie hier tun?"

Christel hatte davon schon gehört. Nun also. Es hatte sich historisch entwickelt durch des Barons und Apitschens und ihre eigne geschickte und nicht übermäßig energische Vermittlung. Dies vorauszusehen war nicht eben schwierig gewesen, dünkte es sie.

„Du solltest auch mal hier heraus, Onkel Rochus," sprach Christel bedächtig.

„Ich reise nicht mehr," lehnte der alte Herr unwillig ab. „Denke dir uns zwei alte Knaben in Meran, Sizilien oder Ägypten; Gerste kriegt schon auf unserem Bahnhof Heimwehkolik. Nein, man reist in meinen Jahren leicht zu weit, siehst du, und daran liegt mir noch nichts, am wenigsten da draußen. Du lachst, Christel, aber du machst deine ruhigen Doktoraugen, genau wie dein Chef durch die schiefe Stahlbrille. Was denkst du?"

„Aber nein."

Doch Rochus hob wieder pfiffig den Zeigefinger. „Die Russin singt."

„Scharmante Damen. Die Großmama ist anstrengend. Ich kann ihr nicht immer meine hübschen Sächelchen ins Hörrohr tuten, tut mir leid. Ich meine die jüngere Dame, ein bemerkenswertes Temperament, große Welt mit einem für meinen Geschmack zu starkem Parfüm. Sie sind artig und machen auch mir jedesmal ihre Aufwartung, sehr liebenswürdig." Er lächelte und fühlte vorsichtig über das steile Hahnenkämmchen hin, wieder eigentümlich lebendig und mitteilsam und wohl schon erwartungsvoll. „Du kennst sie ja."

Christel lächelte und hob das Kinn. Ja, sie kannte sie recht gut.

„Die Initiative liegt, wenn ich richtig urteile, bei den Damen. Sie befehlen zum Hofdienst."

„Er arbeitet des Nachts."

„Er wird schlafen." Rochus kicherte. „Vorgestern erzählte mir diese — wie heißt sie doch — Adelaide, daß sie meinen Herrn Neveu gebeten oder verpflichtet habe, eine Szene, ein Duett, einen Singsang — ich weiß nicht mehr was — bis ‚morgen' fertig zu machen. — Er scheint damit fertig geworden zu sein. Kann ich verstehen. Sie schickte ihn in die Klausur, wie — ich glaube — die selige George Sand, allerdings mit größeren Rechten und nach längerer Vorbereitung, Herrn Chopin oder wie die Fürstin Wittgenstein ihren Freund Liszt, der wurde sogar rite eingeschlossen — freilich rückte er ihr später im Abbégewand aus. Die beherzten Damen, was tut man einer so reizvollen Frau nicht zu Gefallen? Derlei stachelt und beflügelt. Er wird sich beizeiten zu wehren wissen — aber das kann man niemals voraussagen!" —

Die schwerhörige Großmama sprach sehr kräftig. Christel hörte es mit einem flüchtigen Lächeln. Dann nahm sie zögernd ihre Handtasche vom Tisch.

„Willst du schon wieder gehen, Doktor? Willst du nicht wenigstens die Damen abwarten?"

„Ich muß ins Geschäft, Onkel Rochus. Immer Dienst. Das ist mal so. Ich sehe bald wieder nach dir. Grüße die Damen und deinen Neffen Lutz und laß dir erzählen — ob die Klausurarbeit gelungen ist."

Gleich darauf ging Christel davon, und Onkel Rochus spürte sofort wieder Schmerzen. Verdammter Unfug. Sehr fatal. Aber nach einer Weile würden die Damen zu ihm herunterkommen. Darauf wartete er nun.

„Gerste — die Bürste und den Kamm," sagte er sehr ungeduldig, obwohl er eben noch zu schlummern schien. „Ich habe das Gefühl, als wenn etwas da oben in Unordnung sei. Spritze etwas Kölnisches Wasser drauf. Und rauche eine Zigarette. Das macht sich besser. Ja — das Konfekt auf den kleinen Tisch und den Likör. Die alte Gräfin nimmt gern ein Glas — oder auch zwei."

*

Eberhard Heynk, daheim Pipo genannt, stand in dem geweißten Kontor des Drien-

Digitized by Google

ker Gutes, wo eben die Arbeit für den nächsten Tag an die Hofmeister ausgegeben wurde.

Das Kontor sah auf den riesigen Hof; Schweizerburschen in roten Hemden kamen mit vollen Eimern aus dem Kuhstall, dazwischen Mägde mit nackten Armen und Beinen und schwankenden Miedern, starke Pferde schritten träge nach dem Stall.

‚Ja, das ist Leben, das ist gut!' sagte sich Pipo Heynk und rieb sich rasch in frohem Behagen die Hände, aber gleich darauf zog er wieder die blonden Brauen streng zusammen. „Den Tierarzt zu morgen früh," warf er kurz ein. Pipo interessierte sich besonders stark für das Vieh, sehr gut —! Man sprach von dem kranken Eber und den Pferden; Pipo war in Sorge.

Da kam der bekneiferte Rechnungsführer herein. Er hatte die Abendpost mitgebracht, Zeitungen, Kataloge, ein paar Geschäftsbriefe — einen Brief an die Mamsell — an den Inspektor — und einen Brief in einem Sonderfach der Mappe an den Herrn Landrat.

Er überreichte ihn mit Hackenschluß und einer fast ritterlichen Verbeugung, denn der Brief roch besonders gut und trug eine steile Damenhandschrift, er hatte ihn schon unterwegs beschnuppert.

Pipo nahm würdig den Brief.

Ein ziemlich dicker Brief.

Also. Ja. — Er warf einen raschen Blick darauf.

Dann schob er den Brief gleichmütig und langsam in die Joppentasche. „Danke."

Er sprach wieder von dem kranken Eber und von den Pferden, die Verschlag hatten. Dann sah er auf seine Stiefelspitzen und an seinen braunen Ledergamaschen hinunter, die Hände in die Hüfte gestützt und nachdenklich wippend.

„Haben Herr Landrat noch —"

„Danke. Tja — den Jäger. Ich will ihn erst morgen sprechen, Herr Knaak. Es paßt mir jetzt doch schlecht — ja — schicken Sie bitte jemand hin. Er soll sich morgen früh bei mir melden. — — Guten Abend, meine Herren!" Und er ging hinaus, als wäre ihm etwas Eiliges eingefallen.

Auf dem Hof ging er durch eine Schafherde. Die Leute grüßten, er dankte höflich und zerstreut. Sie waren ganz gut, die Leute; es waren auch auf der anderen Seite schwere Fehler gemacht worden, das würde bald aufhören. Ein paar Hunde kamen auf ihn zu, aber sie störten ihn jetzt.

Er hielt die eine Hand eingestützt und die Finger halb über die Joppentasche gelegt — ah richtig, dort war der Brief.

Vor der Schmiede blieb er stehen, das Feuer lohte hoch, und das Eisen glühte — ja, sehr schön; er lobte die Arbeit und sprach rasch und umständlich mit dem Schmied.

Darauf brach er ab und ging, die Hand wieder einstützend, davon.

Er beschloß, durch den Park zu gehen, aber an der Hoftür des Hauses stand die alte Hilla Hückstedt, und vorn über der Terrasse würde der gichtige Ökonomierat Hückstedt am Fenster sitzen . . . Er würde um die Brennerei gehen und an den Kornscheunen hin, über die Pferdekoppel, und auch dort noch mal nach dem Rechten sehen. So geschah es.

Drüben, hinter Koppel und Garten, lag das lange, weiße Gutshaus mit der zerbröckelten, prunkhaften Attika und dem zierlichen Seitenflügel, ein stattliches Landhaus, patriarchisch und behäglich; davor der riesige Rasenplatz. Auch Wieke würde das — soso!

Er nahm wieder den Hut ab und ging über die leichtansteigende Koppel. Die Pferde sprangen heran, schnoben und wieherten und scheuten weg, tapsige, hochbeinige Fohlen rannten ihn fast um und rissen wild aus. Er lockte sie und lachte. Staatsbürschchen! Sein Atem ging rascher vom schnellen Gehen und Steigen . . . Was sollte sie schreiben? Das hätte sie längst tun können! selbstverständlich hatte sie ihm ordnungsgemäß ihre Ankunft und Wohnung mitgeteilt, hatte für seine Geldsendungen gedankt und dabei zuletzt von Blankas Ankunft berichtet, Lebenszeichen, über die er auf anschaulichen hübschen Drienkekarten quittiert hatte; ein höflicher, trotziger Schriftverkehr. Er blieb stehen und hielt gemächlich Umschau. Prachtvolle Koppel; angenehm luftig, die Ebereschen glühten drüben auf der Chaussee, der Park, der an die eine Koppelseite grenzte, war mächtig rot und gelb, Blätter wehten; ein herrlicher Oktober! Auch für die Jagd. Er hatte morgen früh auf den Hirsch lauern wollen. Er konnte sich den Jäger immer noch für heute abend kommen lassen. Er war dem starken Burschen schon lange auf der Spur. Ein wunderbares und ernsthaftes Vergnügen. Also morgen, in aller Herrgottsfrühe!

Er zog den Brief aus der Tasche. Ja, da war er noch, er schien beinahe verwundert, als wäre er eben erst angekommen. Er betrachtete ihn, roch seinen Duft — Wieke, dachte er bestürzt und unglaublich sehnsüchtig. Das war ja alles — das war ja — es war alles Irrsinn und zum Umsichhauen! Er sah ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihre Hände.

Digitized by Google

Aber da schob sich auch wieder das andere Bild vor, das er sich in schwarzen und bösen Stunden gemacht hatte.

Er sah die Koppel hinauf, an der Seite standen dichte Haselbüsche, dahinter war der Drahtzaun. Nun ging er, nach kurzer Überlegung, darauf zu, warf Stock und Hut weg und legte sich daneben unter einen ganz dichten Busch ins Gras. Ein paar Pferde sprangen bis auf einen Meter heran, standen still, schnupperten und rupften den Boden. Er hörte den dumpfen Ton — weitab. — Drei Bogen. — Ihre Schrift, ihre Tinte, ihr Duft, das hatte Wiekes Hand geschrieben — ja. „Mein lieber Pipo —" ‚mein' schrieb sie. So, so! Mein, aber es hatte beim ersten Anblick sehr hell dagestanden, schimmernd und — sommerlich lachend.

„Willst du woll!" schrie er. Ein altes Pferd biß ihn beinahe in den Stiewel. Aber er las schon wieder.

Auf dem Hofe wurde Feierabend geläutet. Er beachtete es nicht, hörte bloß den hellen Ton aus einer fernen, warmen und vollkommen gleichgültigen Welt.

Die Adern auf seiner Stirn schwollen, und die Muskeln auf den Backen zuckten.

„Willst du woll!!" brüllte er zornig der hartnäckigen Stute zu, wackelte empört mit den Zehen und warf seinen Hut nach ihr. Das Tier riß erschrocken den Kopf hoch, schimpfte wiehernd und trabte weg: — nein, so was!

Pipo legte sich anders; stützte die Hand gegen die Backe und las — siedend heiß. Fuhr sich mit der Hand über den Schädel, rieb darauf, ja, der war noch da. Streckte sich mit einem Ruck aus und las, daß ihm das Blut noch dicker in den Kopf stieg und dort hämmerte. — Ihre Schrift, ihr Papier, ihr Duft, — aber das war nur noch so nebenbei da. Was sie schrieb — was sie da verkündete — das war — das war — wie ein Dachziegel auf dem Kopf — ein Balken aufs Gewölbe — ein Blitz über die Haut —

Er richtete sich auf, saß und starrte, das Blut pochte, und ein Schimmel, der ihn wiederum anstarrte, sah schwarz wie ein Höllenrappen aus mit einer strahlenden Lichtglorie rundum. Pöh!! —

Pipo stand rasch auf.

Er hielt den Brief noch in der Hand und ging weg. Da erinnerte er sich des Umschlags und schritt zurück, da lag auch noch sein Stock, das Messer, sein Hut — holla, Ru — he —! war er toll? Übergeschn — — beinahe! Dichtebei und nicht ganz ohne Grund. Er blieb steif stehen, spürte seine eingedrückten Knie, das war ein wohltuend festes Gefühl, das auch seine Brust weitete, aber so, als rumore dahinter ein Urlaut — ein stürmisches Lachen. Er schwang den Stock, blies die Backen auf und redete laut — „das ist doch — das ist — Kopfstehen — Radschlagen — Akazie — das ist — ist — Wieke — zum Himmeldonnerwetter — —!!" Es war keine sehr sinnvolle Ansprache. Die Pferde standen und hoben die Nasen, ein paar Fohlen wälzten sich und streckten die Beine gen Himmel und wieherten wie toll, es klang wie ein unverschämtes Kreischen.

Drüben vom Weg sahen die Leute herüber und schienen sich über den lebhaft schwatzenden Herrn Landrat zu wundern.

„Schafsköppe!" sagte Pipo und begann ruhig und elegant zu schlendern. Er steckte das Messer ein, setzte den Hut schräg auf, faltete den Brief bedächtig zusammen und behielt ihn sauber und anständig wie eine gleichgültige Zeitung in der Hand, bewegte den Stock, als ginge er hier bloß so spazieren. — „Hoi — hoi!" schreckte er munter die Pferdchen. „Schafsköppe —!" Betrachtete aufmerksam den blauen Himmel mit den weißen, raschen Wolkenballen. „Das ist — das ist doch — — er saß hier, stand hier — ging hier — — Unglaublich das — er — er — wie? Nein so etwas! Aber sie schrieb doch — hier stand es — —" er schlug mit der linken Hand nach rechts auf den Brief — „Ich hoffe, daß es ein Sohn ist — der Dir ähnlich wird —" Sein — sein — —

Er ging auf das Drahtgitter zu, er konnte hier nicht stundenlang herumspazieren, er wünschte überhaupt keine Öffentlichkeit mehr, nicht die mindeste — wünschte zu gehen, zu laufen, Bewegung — peripatetische Meditation! Er suchte an dem Zaun eine übersteigbare Stelle, schwang sich darüber und riß sich am Stacheldraht ein kleines Dreieck in die Reithose. Einerlei. Ein Flöckchen wehte auf der Drahtspitze.

Nun ging er durch den Park auf raschelndem Laub, zwischen sickerndem Abendgold, hier und da war es dämmerig und ganz dunkel unter den dichtverwucherten Bäumen. Die Luft war dumpf und feucht, er wandte sich zur Seite, suchte den langen, finsteren Tannengang, rund und eng wie eine Röhre, der zu der niedern, morschen Mauer führte; böse Fliegen sausten, rote Giftpilze glühten, eine Giftmorchel stank, weit vorn geisterte die kleine Mauer. Er tastete sich an ihr hin bis zu dem breiten, vermoosten Hintergatter und hakte es auf. Einen Augenblick sah er in die Weite, dann steckte er Wiekes Brief in seine innere Joppentasche und lief auf die Stoppel hin-

Digitized by Google

aus. Dort war wieder Tag, heller Abend, sinkende Sonne, Wind und Frische und mächtig flutende Heiterkeit, in denen Habichte kreisten, er atmete auf und schritt querfeldein davon, der Heide und dem Walde drüben zu, immer wieder den Stock tief in den weichen Boden stoßend, daß die Erde flog und die Bewegung ihn erschütterte...

Nach zwei Stunden saß er jenseits des Waldes auf einem frischgeschlagenen Buchenstamm. Der Himmel war grünlich fahl und die Luft tief dämmerig, sie wurde dunkel, und die Nebel stiegen.

Es duftete friedesam nach Harz und frischgeschnittenem Holz. Links im Holz lag eine Suhle, dort hatte er schon etliche Male im Morgengrau gesessen und auf den Hirsch gewartet, um jene frühe Stunde begann der Brunstschrei im Holz mächtig zu orgeln.

Vor ihm lag ein Rapsfeld, das bei diesen Herrschaften auch beliebt war. Pipo saß still und sah langsam atmend in die dunkelnde Stille. Er war jetzt müde vom Laufen. Die Hände hatte er auf den Stock gestützt, der Hut lag neben ihm.

Dann sah er wieder über den Raps.

„Ja — Wieke, das ist seltsam." Ein Stern flimmerte stark im grünlichen Himmel, und der milchige Mond zog sacht und neugierig über eine dunkle Bergkuppe.

„Sehr seltsam, Wieke. Beinahe ein grimmiger Spaß des Geschicks, eine saftige Ironie. Aber nun müssen wir uns doch wohl sprechen. — Morgen? — — So schnell wird es nicht gehen. Ich werde telegraphieren, sie soll heimkommen. Das wird das Richtige sein. Auf meinem Boden."

Er preßte die Lippen zusammen.

Er sah ihr Gesicht ganz deutlich vor sich, ihre warmen, heißen Augen, ihren zuckenden Mund, als ob er weinte und lachte. Das lag dicht nebeneinander bei ihr. Sie war sehr rasch, — leider — immer zu rasch, o ja! — aber doch vielleicht — jedesmal ehrlich. Er erinnerte sich alles Früheren und Späteren bis — ja — bis zu jener letzten Nacht. — Sollte das alles ratzebus weggeblasen oder abgrundtief geheuchelt gewesen sein? — — Jener andere und sein Leben — das war der geheime Stachel — die waren ohne Zweifel viel ... glänzender, als er und sein Drienke-Ideal; aber derlei entschied wohl doch nicht immer im Leben! Auch sie wußte das, hatte es schon früher gewußt und schien es nun noch einmal gründlich eingesehen zu haben ... Liebe, so ähnlich schrieb sie, wird und fordert nach keinem Gesetz. Und Ehe, wenn sie es wirklich war, hält mit allen Zähnen fest, das wußte er selbst am gründlichsten. Und nun — nun hatte das alles ein noch anderes — ein unvergleichlich neues Gesicht bekommen! — —

So monologisierte er, indes ihn die frische Abendluft nach dem langen Marsch leicht und erquicklich umfächelte.

Da mußte er aufblicken.

Drüben hinter dem Raps trat langsam und sichernd der starke Hirsch heraus. Pipo sah erregt aus seinem Brüten auf. Das war der gesuchte Bursche! Ein zugereister Herr, der sich mit ein paar Tieren abseits hielt und den Platzhirsch vermied — der schlaue Halunke. Ja, ja, das ist überall dasselbe! Er sollte sich vorsehen, der Narr!

Pipo lachte und stand auf. Das hatte ihn seltsam ergrimmt, ermuntert und erfrischt.

Der Hirsch hatte verhofft und brauste mit zwei Sätzen ins Holz zurück. Pipo aber ging mit starken Schritten heim.

Die verschleierte Dame und die Flagge am Pipohaus

Im Pipohaus standen am nächsten Tage Läden und Fenster offen.

Lina und die andern schrien durch die Zimmer und fuchtelten mit Federwischen und Lappen; der Gärtner hieb auf Sessel und Teppiche, daß der Staub flog und die Frauen noch lauter schreien mußten. Danach bastelte der Gärtner am Flaggenmast an der Strippe, er wollte morgen zwei Flaggen hissen, die große Flagge für die Gnädige und das munterflatternde Wimpel für den Herrn.

Christel machte sich heut abend bald nach neun auf den Weg, um als Arzt vom Dienst bei den Lazariten zu nächtigen, sie atmete tief und rhythmisch, um noch etwas frische Luft mitzunehmen, und schlenkerte weiter, als unbedingt nötig war, mit den Armen aus, weil sie guter Laune war und daneben ihre federnde Kraft spüren wollte. So eilte sie dahin und war mit Gott, Menschen, Pipos und sich selbst nicht unzufrieden. —

Es gab nicht viel zu tun. Christel saß in ihrem Zimmer und las.

Dann schlug es elf. Christel gähnte einmal, mehr aus friedlicher Bedachtsamkeit als aus Müdigkeit, in dem nächtlichen Schweigen. Sie kochte sich eine Tasse Tee und setzte sich wieder zu ihrem Journal und zu dem dicken Buch mit den abscheulichen Bildern und Krankheiten.

Auf dem Korridor huschten Schritte, es

Digitized by Google

wurde geflüstert. Dann war es wieder still. Die Buchblätter knisterten, und Christel räusperte sich, um ein Spürlein Leben zu hören und weil es sich gut saß. Einmal vernahm sie ein merkwürdiges Geräusch, das von draußen ans angelehnte Fenster kam, ein ungewisser, dumpfer Hall oder als splittere Glas; sie achtete nicht darauf; sie machte eben mit dem Bleistift am Rande der Seite einen geraden Strich und unterstrich auch im Text ein paar Zeilen behutsam, das war wichtig und bemerkenswert. Der Tee schmeckte gut, sehr würzig, blumenhaft, es war Tee aus Holland, den Mauritius Goudsmit geschickt hatte, vorzüglich, wie alles, was er schickte und an ihm selbst war, verläßlich, auch der Tee mit seiner Würze — und sie dachte, die Wange leicht auf die nach außen gebogenen Finger gestützt, über ihrem schwierigen Buche eine Weile an den holländischen Moritz; dabei mußte sie lächeln, man konnte ruhig, freundlich und gut an ihn denken, herzlich, wie an etwas sehr Warmes und Sicheres, dessen Diesseitsvertrauen einen ansteckte.

Es schlug halb zwölf, und sie beschloß gerade, es sich nun allmählich bequemer zu machen, da klopfte es an die Tür. Sie hob den Kopf. „Ja?"

Schwester Ernesta kam herein. „Ach Gott —"

„Was ist denn?"

Das Mädchen hatte erschrockene Augen und konnte es nicht dick genug herausbringen. „Ach — ein Unglück — —"

„Was?"

„Auf der Juchhee. — Ein Junge war da — Fräulein Doktor möchten kommen, läßt Frau Gerste sagen!"

Christel war herumgefahren. „Was ist denn los? So reden Sie doch!"

„Ich glaube Feuer, eine Explosion. Der alte Herr und der junge Herr, der drüber wohnt, sollen — ja — —" Sie wußte nichts Genaues. „Vielleicht ist es nicht so schlimm; es läutet ja nicht."

Christel sah eine Sekunde starr zum Fenster. Nein, im Winkel gab es kein Nachttelephon. Um zehn war Schluß mit aller Betriebsamkeit. Hier lebte man im Frieden.

„Wecken Sie die Oberschwester, und bleiben Sie selbst auf. Hier ist alles in Ordnung," sagte sie. „Ich springe einmal hinüber." Sie nahm entschlossen ihre Jacke vom Haken, griff gewohnheitsmäßig in den Arzneischrank, wo allerlei Dinge lagen. „Ja, — und Doktor Lück — melden Sie auch ihm, daß ich bald wiederkäme. Und wenn es nötig sein sollte, schicke ich herüber." Sie zog sich ruhig, wie ein richtiger Doktor, die Jacke an und knöpfte sie zu. Dann ging sie eiligen Schritts aus dem Zimmer, ließ das Buch liegen, die Lampe brennen, den blumenhaften Moritztee stehen, die ganze warme Friedlichkeit zurück. Die Windtür pendelte hinter ihr und blies ihr einen unfreundlich laukühlen Wind nach. Herr Schliepe stand ohne Kragen und Weste in breiten Filzschuhen schon vor der Tür und machte von draußen auf. „Ja — es soll auf der Juchhee — Fräulein Doktor brauchen bloß meinen Jungen da zu schicken!"

„Gut, ich nehme ihn mit. Ich denke, es wird nicht nötig sein."

Natürlich, es war ganz ruhig in der Stadt, nur die frische Luft rauschte in den Bäumen, schüttelte die letzten Kastanien herunter, daß die Knollen dumpf klatschend aufschlugen; eine davon fiel Christel hart auf die Schulter.

Der alte Herr, der ‚junge' darüber...? Ja, Lutz wird bei seinem Notenpapier gesessen haben, wie jede Nacht, höchst simpel. Vielleicht hatte ihm die Dame Adi Adelaide wieder eine Aufgabe gestellt. Sollte Onkel Rochus jetzt auch nächtens seinen Spuk treiben? Es war ihm schon zuzutrauen. Hinter ihr lief der Junge. Er schwatzte vergnügt, dabei patschten seine nackten Füße über die Erde, da rannten ein paar Leute — natürlich, die Neugier ist erfreulicher als Schlaf und Federbett; andere zogen sich vermutlich noch die Stiefel und Buxen an. Im übrigen lag die Juchhee friedlich und dunkel da. Der Wind wird eine Fensterscheibe zerschlagen haben, das kommt öfter vor.

Ach nein!... sagte sie sich plötzlich und atmete tiefer, ich habe ihn wohl immer noch ein bißchen lieb. „Du bist jetzt ruhig!" gebot sie sich.

Sie ging durch das Tor, das unverschlossen war, Leute standen da und schwatzten, „nee nee — ja ja — das konnte was Scheenes — —" es war das alte Tor, es war auch die alte Steintreppe, die sonst moderig roch, jetzt brenzlig und qualmig, scharf nach Kampfer, es war unbestimmt. Da war die alte Frau Gerste. „Ach Gott —"

„Na, was denn?"

„Das heillose Flimmerzeug, das Satanszeug — ich hab' es immer gesagt und Gerste auch —"

„Ist was passiert —?" Es war ein übler Gestank.

„Nicht so schlimm, wie's aussah — sie sollen bloß nich noch bimmeln, ich wer' lieber nochmal schicken —"

„Ja, tun Sie das, liebe Frau Gerste," sagte Christel erfreut. „Und nun wollen

Digitized by Google

wir selbst sehen. Was treibt Onkel Rochus —?"

Doch in diesem Augenblick kamen rasche leichte Schritte von oben herab, und um die enge Wendung eilte eine leicht verhüllte große Dame, die süß und stark duftete, sie wäre beinahe mit Christel zusammengeprallt.

„O Gott —!" rief die alte Gerste entsetzt und faltete die Hände über dem starken Leib, als sähe sie ein Gespenst.

„O — Verzeihung —!" sagte die Dame mit einer unbekümmerten und unverkennbar sonoren Stimme und wollte vorüber, ihr Schleier oder Seidenschal verschob sich dabei, und da erkannte Christel die Dame Adelaide und ihre etwas hochliegenden Wangenknochen noch deutlicher.

„Ah, Fräulein Heynk. — Es ist gar keine Gefahr — nur ein Schreck, ganz tüchtig. Wir musizierten gerade noch, der Meister und ich, es war sehr schön. Es ist spät geworden — Großmama mußte sich legen, immer die Gicht! Sie wollen hinein —? Ein wenig wird es schon gut sein, ein Arzt beruhigt immer. Ah, — ich selbst muß leider eilen — Großmama wartet auf mich. Guten Abend, liebes Fräulein Doktor. Rivederci!" Dann lachte sie wohllautend und herzlich — vivace, con brio. — ‚Good bye,' dachte Christel trocken. Sie hatte ebenfalls verwunderten Blicks und ein wenig offenen Mundes und mit einer prüfenden Falte zwischen den Brauen aufgesehen und nicht eben viel erwidern können und blickte nun der nächtlichen Erscheinung nach. Dann glitt sie verwirrt und mit einem flinken Geräusper in der Kehle in die verqualmte Wohnung.

Dies war immerhin seltsam gewesen. Aber in dem Erkerzimmer neben dem Schlafgemach sah es recht wüst aus, und der Wind fegte durch die offenen Fenster herein.

Es war wohl auch ein Schreck für das alte Herrchen gewesen, das Fenster war gleich davongeflogen, aber das war gut. Gerste hatte wie ein Genie gewirkt mit Decken und Wassereimern in seiner gesegneten Höllenangst. Mußte das alte Herrchen seinen Spuk auch des Nachts treiben? Die Qual in den Beinen ließ ihn nicht schlafen. Christel begab sich in die Kemenate, dort lag der alte Rochus mit verdrießlichem Gesicht, aber sonst ganz brauchbar und gesprächig.

„Dir geht es gut?"

„Danke. Ganz gut, Doktor. Wo kommst du her?"

Er war bloß etwas angesengt, sonst heil. Aber sein steiles, zierlich kokettes Hahnenkämmchen war für immer dahin. Er hatte ein ganz kahles geschwärztes Köpfchen, als Christel das nasse Handtuch wegnahm. Seine Schönheit hatte gelitten. Auch Gerste waren ein paar graue störrische Haarbüschel abhanden gekommen und die dünnen gotischen Augenbrauen, er war ziemlich nackt im Gesicht. Sonst nichts; Kinder, Greise und Liebende schützt Gott!

Es gab nicht viel zu tun. Der alte Rochus erzählte ihr die Geschichte noch mal und knüpfte seine Betrachtungen daran — „auch die hübschen Spukdamen lassen nicht mit sich spaßen, Christel —! ja, danke dir, du hast eine feinste Doktorhand — ein höllisches Feuer in diesen Spukdamen, ich war wie Pygmalion vor Galatee!" Aber als man ihm auf seine besorgte Frage gestand, daß sein geliebtes Schöpfchen verloren war, wurde er furchtbar böse: „Auch noch Simson und Delila — meine letzte Schönheit, Christel, auch sie dahin. Nun ist es aus." Er brach wütend ab, legte den Kopf zur Seite und sprach kein Wort mehr. Bloß: „Gerste!" rief er aus seinen Kissen noch einmal gebieterisch und empfehlend für Christel.

Ja, der kam auch dran, er bekam einen Turban aus Mull ums Haupt, und da mußte Onkel Rochus über seinen moslemitischen Pietisten denn doch kichern, aber er tat es ganz kurz; er war höllisch böse.

Mohammed Gerste aber schimpfte leise und mit einem hastigen Blick auf seinen alten Herrn.

„Ruhig, Gerste, alte Unke. Salem Aleikum. Mach', daß du 'raus kommst! Ich will schlafen," kam es knurrend vom Bett.

Da stand auch Lutz an der Tür des Zimmers, aber Christel hatte schon wieder an ihrer Jacke zu tun.

„Guten Abend, Christel. Das war ein schöner Spaß. Ich danke dir —", sagte er schlicht. Es wurde ihr nicht leicht, ihm die Hand zu geben. Er sah vor ihrem hellen Blick zerstreut zu Boden oder zum Fenster. Nein, er bekam kein mildes, braves Pülverchen — er brauchte das nicht.

Und dann machte sich Christel Heynk mit einem muntern Gruß wieder davon.

Und nun würde sie sich, wenigstens noch ein Weilchen, vor ihr schwieriges Buch setzen, feine Bleistiftstriche am Rande bemerkenswerter Stellen ziehen, an dem kalten, blumigen Moritztee nippen, der sie labte, und dazwischen einmal mit seltsam spöttischer Nase nachdenklich über das Buch hinausblicken, bis auch sie müde sein würde und sich aufs Ohr legte. Am Schlaf sparte sie nie, der floh sie niemals, der war ihr guter und heitrer Lebensfreund.

Digitized by Google

Am Tag darauf, gegen vier Uhr, kam Pipo mit würdigem Gesicht angefahren, gerade als Christel sich feingemacht hatte.

Pipo behielt seine Würde. Er hatte das lustig flatternde Wimpel mit der Flagge darunter bemerkt und die Girlande aus Tannengrün und weißen Astern über der Tür. Er gab seiner Schwester die Hand. „Wie geht's? Hast du das veranlaßt?"

„Nein, die Leute."

Auch in seinem Schlafzimmer standen Blumen und nebenan in Wiekes Schlafzimmer dufteten große Büsche weißen Treibhausflieders, sie rochen stark, das war für die Nacht nicht gesund — hm ja! Er hatte hineingesehen.

Dann rumorte er in seinem Bezirk. ‚Um fünf kam ein Zug — um sieben' — dachte er im Waschbecken — er angelte nach dem Handtuch. Die Seife biß ihn in die Augen, er machte einen Handtuchzipfel naß, „Teufel!" sagte er mit neugewonnener Frische.

Dann war er fertig. Er sah sehr fein und blühend aus. Sollte er im Schlafrock herumlaufen? „Trinkst du eine Tasse mit?" fragte Christel.

„Kaffee? Naja, einen Schluck." Er zog dazu mit aufdämmerndem Behagen eine Zigarre heraus und sah gleichmütig vor sich hin in den bunten Garten; das hatte er eine Weile nicht gesehen.

„Kann ich den Wagen zum Bahnhof haben? Weißt du, wann Wieke kommt? Ich möchte heute in die Stadt hinüber — Theater."

„Theater? Nein. Sie hätte telegraphieren können. Sie kann um fünf kommen — um sieben — um zehn." Er lehnte sich rauchend zurück. „Ich muß zu jedem Zug hinunterschicken. Ja, du kannst zu dem Fünfuhrzug fahren. Das paßt sehr gut."

Sie trank ihre Tasse leer, da könnte sie sich also gleich die Sturmbrille auf die Nase setzen. Pipo rauchte seine bekömmliche Zigarre. Ja —, erzählte er, sehr hübsch in Drienke, wunderhübsch. Höllisch viel Arbeit, man wird sehen! Ziemlich teuer, gehörig teuer, muß heidenmäßig viel Geld hineinstecken, mächtig herabgewirtschaftet — der alte Hückstedt regierte bloß noch durch die Fensterluke, und das alte Mädchen Hilla hat irgendwo einen Polypen! Das war Christel trotz des medizinischen Aspektes ziemlich egal. Hier im Winkel — erzählte sie, aber da hörte wieder Pipo nicht hin. Es war also Zeit.

Also — ja. „Na, da werd' ich mir die Handschuhe anziehen, nimm's nicht übel. Vielleicht treffe ich Wieke unterwegs oder drüben in der Stadt."

Aber da, während sie noch so sprachen, erschien Lina aufgeregt an der Tür: „Die gnädige Frau ist da!"

Sie hatten auf das Geräusch da draußen nicht geachtet. Sie erhoben sich beide überrascht und erfreut. Da kam sie schon selbst in Hut und Mantel, eine helle Blutwelle im Gesicht.

„Eben sprachen wir von deinem Zug!" sagte Christel, ließ den Bruder stehen und ging auf die Schwägerin zu. Sie küßten sich. „Du siehst gut aus. Ganz braun, — etwas voller."

Wieke hielt Christels Hand fest, drückte und streichelte sie. „Immer der Doktor." Sie sah unbefangen auf Pipo.

„Guten Tag, Pipo," sprach sie. „Ich kam mit dem Mittagszug in der Stadt an" — das war die Nachbarstadt — „und blieb bei Blanka. Wir trafen Harro Muz. Er schickte mir seinen kleinen, raschen Wagen. Sehr artig."

„O famos! Darf ich deinen Wagen behalten, Pipo?" fragte Christel und trat eifrig zwischen die beiden. „Dann verzichte ich überhaupt auf die Bahn. Dann fahre ich großartig!"

„Gewiß, du kannst den Wagen haben. Ich brauche ihn nicht."

„Danke dir, alter Pipo. Dann mache ich mich davon. — Ich will ins Theater, Wieke, ich habe heute frei. Und will noch dies und das — Wie war es im Moor? Wir sprechen morgen darüber, wenn es euch recht ist, jetzt ist leider keine Zeit mehr."

Wieke lächelte. „Was wird denn gegeben?"

Christel rutschten die Brauen hoch. Ja was — irgend etwas, es hatte sie nicht sonderlich beschäftigt. „‚Wallenstein'," sagte sie auf gut Glück. „Wiedersehen," sprach sie und ging geschäftig davon.

*

Wieke stand im Wohnzimmer am Tisch. Nun drehte sie sich um.

Pipo hatte ein paarmal seine Stimme gefestigt, die belegt zu klingen drohte, was ihn unzweifelhaft gestört hätte.

„Das ist immerhin eine Überraschung, Wieke!" — sagte er. „Du glaubst —?"

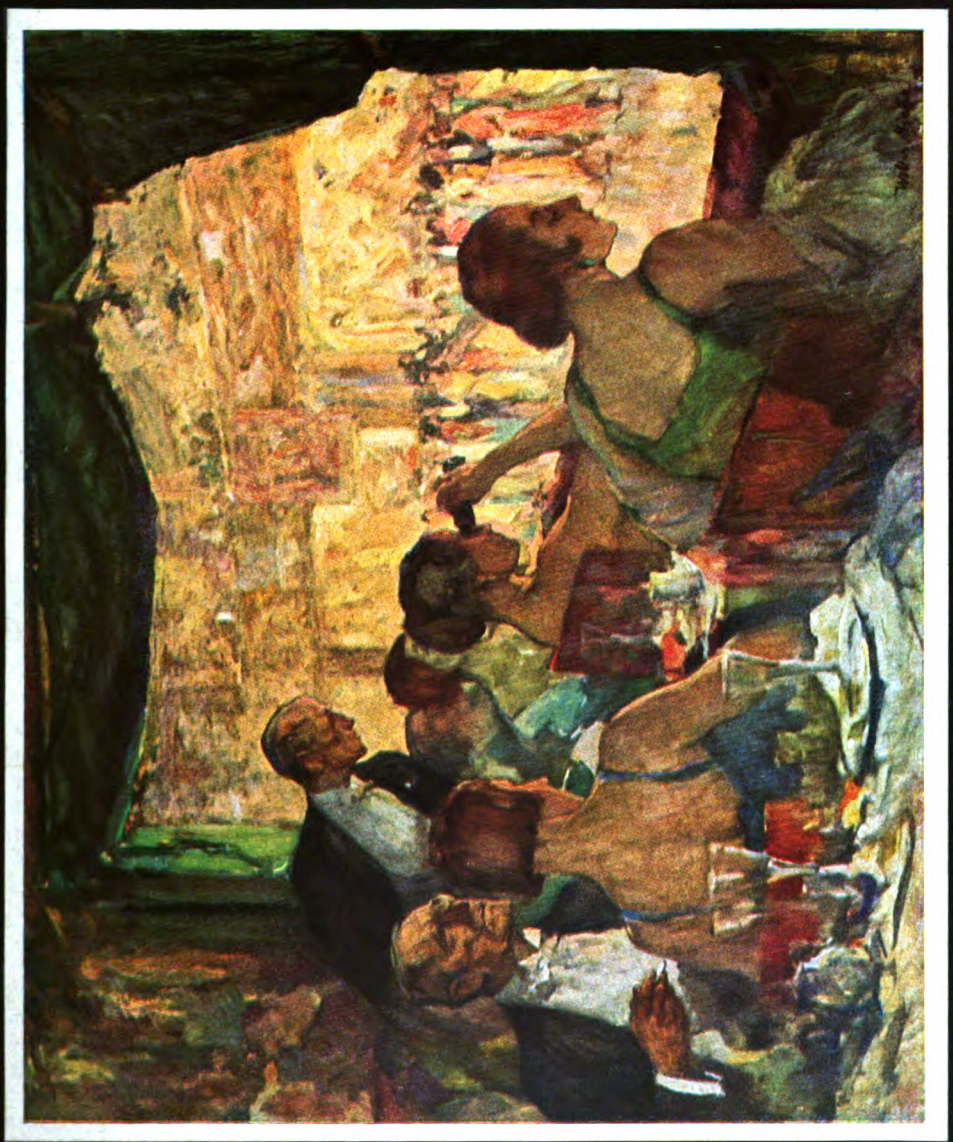
„Ja, Pipo." Sie blickte ihn groß an.

„— Ja, auch ich glaube dir, Wieke," sagte er langsam. — „Aber es gibt da auch seelische Einflüsse — Unwägbarkeiten, um es so zu nennen, die doch keine sind, sehr wirklich!"

Sie wurde glühend rot. Es machte ihn sofort besorgt; sie sollte sich nicht erregen.

„Du darfst das nicht sagen, Pipo! Ich habe dir alles geschrieben, auch das. Ich

Digitized by Google



In der Loge. Gemälde von Walter Wiehe

Digitized by Google

Digitized by Google

war — damals — weißt du das nicht mehr?! — du hast dich — ja — du hast dich mir niemals so gebieterisch gezeigt, Pipo ..."

In ihm schwankte etwas, als wäre die Luft mit einemmal erschüttert worden durch etwas Neues und — eigentümlich Befreiendes, durch dieses unerwartete erregte frauliche Lachen ...

„Ich hätte dir niemals etwas sagen sollen! —"

„Du hättest nicht —? Das ist mir neu. Bitte, errege dich nicht. Ich möchte das nicht. Nimm hier Platz. Wir wollen ruhig sprechen," gebot er in einer übertriebenen und altmodischen Auffassung dieser Zustände.

„Es ist alles gesagt. Sieh mich an —"

Das war wieder sehr rasch, sehr leidenschaftlich und rabiat, es war die alte Wieke, die er gut kannte; und doch auch eine neue, innerlich schwerere und mächtigere — die Pferdekoppel in Drienke stieg vor seinem Geiste auf, ihr Brief, und wie er ihn unter den Haselbüschen zwischen den neugierigen Bäumen und frechen Fohlen gelesen, und wie er dann durch den Abend gelaufen war bis zu jener Rast am Walde unterm runden, hellen Mond.

Sie sah ihn noch eine Weile gerade an, ihm mitten in die Augen hinein. Da verstand sie ihn.

„Pipo — ich werde es dir zeigen!" sagte sie. Dann nahm sie artig Platz, nun wirklich müde.

Nun ging Pipo mit seinen raschen Schritten umher. Auch ihm war freier — unerwartet leichter — nein, nicht eigentlich unerwartet! Ein falsches Wort. Er hatte wochenlang in sich hineingeschwiegen. Man sollte niemals alles in sich hineinfressen ...

„Willst du dich nicht auch setzen, Pipo?" fragte sie.

„Nein, bitte. Ich muß mich bewegen. Oder macht es dich nervös, stört es dich?"

„Nicht sehr."

Ihre Hände waren um die Sesselarme gelegt. Pipo sah es. Ah ja ...! Um die Augen waren leichte Schatten und ein paar feine frauliche Linien, die früher nicht da waren und die ihn jetzt ganz unwahrscheinlich beglückten, ja — rührten.

Er schritt wieder feierlich, die Hände auf dem Rücken. Dann blieb er plötzlich vor ihr stehen. „Hast du ... über mich gelächelt damals? Ich meine —"

„Nein, Pipo! Was fällt dir ein? Niemals über dich —"

„Ein Narr! Kein Mann!"

„Ich möchte nicht so — überhaupt nicht mehr von ihm sprechen. Ein Jüngling, wie ihn die Kunst manchmal braucht und verbraucht, ein Blütenflieger und Honigsammler. Er zahlt mit anderer Münze."

„Danke bestens!" begehrte Pipo hitzig und eifersüchtig auf.

„Wir ändern es nicht. Du siehst, daß ich sehr ruhig und gerecht von ihm sprechen kann. Lassen wir ihn auf seiner Ebene stehen. Er ist gleichgültig."

„Er wird noch mit Achtzig seine Gänseblümchen pflücken! Aber freilich — wir sind bloß — Rinderbrust und nicht Fasan und Torte!" Er zog seine Brauen sehr hoch.

„Diese Torte wäre mir furchtbar schlecht bekommen, mein lieber Pipo."

Sie erhob sich und ging auf ihn zu; reifer, reicher, feierlicher, so kam es ihm vor, und unaussprechlich vertraut. Sie blickte ihn an. „Gib mir noch einmal die Hand, Pipo!"

Da nahm er ihre Hand: „Es war abscheulich, Wieke! Bitte, nimm wieder Platz," gebot er auf seine neue Manier.

Doch gleich darauf führte er die geliebte Gestalt zum Sessel zurück.

Epilog oder Topf und Deckel

Das alte Herrchen Rochus Kilian hatte den Verlust seines zierlichen Hahnenkämmchens wohl doch nicht verwinden können. Ein gutes Jahr darauf, mitten im schönsten Schneewinter verschied er eines sanften Todes. „Ich weiß nicht, Gerste, warum die Zigarette so schief brennt," hatte er an einem heiteren Januarmorgen gesagt, „das kann ich nicht leiden. Na, es lohnt nicht mehr," damit hatte der alte, zähe Diesseitsbeschwörer und zwinkernde Lebensdurchschauer das blinkeblanke Köpfchen zur Seite geneigt und sich schweigend empfohlen.

Nun waren die andern alle wieder im Winkel versammelt, um den stillen Onkel Rochus, der auch im Sarge artig lächelte, nach der Stätte zu geleiten, die ihm die fatalste im Leben gewesen war und um die er sich niemals gekümmert hatte.

Pipo und Wieke Heynk waren aus Drienke gekommen und im alten Heynkhaus drüben abgestiegen, das noch immer so hieß, aber vorläufig an Harro Muz und seine lachende dunkle Eheliebste vermietet und verpachtet war. Vermutlich würde es in absehbarer Zeit verkauft werden müssen,

Digitized by Google

denn Pipo mußte all sein Geld und Gut in sein Sorgenkind Drienke stecken, das er stürmisch bewirtschaftete und mächtig in Schwung zu bringen suchte; das war nicht leicht, es war sogar sehr schwierig.

Pipo sah um etliche Linien strenger aus, bewegte sich zuweilen gemessener, lachte vielleicht auch nicht mehr ganz so hurtig, aber noch immer sehr hell und überzeugend, eine in sich gewichtige, sichere Persönlichkeit, die eine große, prachtvolle Aufgabe gefunden hatte, der er mit Geschick und zäher Hingabe diente.

Er hatte freilich nun auch einen Sohn daheim in den Windeln strampeln, der nach dem Großvater Hugo hieß. Einen leibhaftigen Sohn.

Ja, der war nun auch da. Der war auf den Tag im Sommer gekommen, ein tapferer, zuverlässiger Mann: Hugo Heynk. Seine Mutter hatte sich anfangs mit raschem Trotz gegen diesen Namen gewehrt, es gab feinere Namen, die eigener und bedeutsamer klangen, wie es sich für so einen hervorragenden Erstgeborenen schickte, aber Pipo war fest geblieben. Dieser Sohn Hugo war nun also da. Ein Sohn! Er hatte Wiekes schiefergraue schwarzgesprenkelte Augen, die sich leicht verdunkelten und ihren eigensinnigen Mund und Pipos langen Schädel, seine feste Stirn, die kurze Nase und das störrische, hellblonde Haar, er hatte eine gewaltige Stimme, ein starker Bursche, meist war er kolossal fröhlich und strahlend dankbar — und das hatte er wohl auch vom Herrn Papa.

Wieke schritt mit einer kleinen Wehmut durch die alten Räume. Da standen mancherlei Erinnerungen in den Ecken, die sie zärtlich und ein paarmal verlegen kichernd anriefen, und von denen sie sich mit einer rötlichen Wolke über der Nasenwurzel abwandte.

Doch ihr Herz und Sinn waren in Drienke geblieben. Sie hatte mit dem Pipomann in diesem ersten langen Jahr viel gesorgt und geschafft, in der ungewohnten Welt voll neuer Dinge. Und dort war eben auch der Knabe Hugo. O, — der Name war ihr sehr teuer geworden, es gab keinen schöneren! Er war in bester Hut, aber die konnte niemals gut genug sein, wenn sie nicht selbst mit strengen Augen zur Stelle war. Was konnte so einem stürmischen, immer gierig hungrigen und fabelhaft gescheiten Burschen nicht alles zwischen den zuverlässigsten Leuten geschehen? — „Mein lieber Kleiner!" Sie hatte ihn zum erstenmal sich selbst überlassen und trug bloß sein Bild, ein wahres Leporelloalbum aller Lebenslagen und Leibesfronten, in der Handtasche bei sich. „Was soll ihm passieren? Das Mädchen ist tüchtig," sprach Pipo überlegen; aber auch er war zuzeiten in Sorge und sehnte sich nach dem Bürschchen.

Wieke war stattlicher geworden, nicht dick, bewahre, prangte in reifer, sommerlicher Fülle, eine festliche Frau, eine Domina — eine Mama, sie trug den Kopf gerader und drückte zuweilen das weiße, feste Kinn anmutig herab. Es war möglich — es war sogar gewiß, daß in diesem zweiten Sommer — ja. Sie wünschte sich sehr ein Mädchen; es sollte Christel heißen, nach Tante Christel und ihr ähnlich sein. Dann konnten ja, wenn's sein sollte, noch Jungens kommen — es war viel Platz im Drienker Haus, Hugo sollte nicht einsam aufwachsen, das wäre nicht gut für ihn und das würde zu seinem umgänglichen Wesen nicht passen, Jungens und Mädel, vier, fünf, sie war nicht zaghaft, sie hatte einen guten Appetit auf Kinder, hatte ihn immer gehabt. Und Pipo wandelte stolz und selbstbewußt neben ihr.

Aber nun, um die zweite Mittagsstunde gingen sie und die Muzleute nach der Juchhee.

Das war ein ernster Gang, der mit dem Knaben Hugo und seinen künftigen Geschwistern nichts zu tun hatte. Sie mußten den Weg unter dem Schloßgarten hin nehmen. Der Schloßgarten selbst war seit einiger Zeit gesperrt. Auch hier hatte sich etliches verändert. Der reizbare Dynast Linus Zech war gen Süden gepilgert, saß irgendwo hoch oben überm Genfer See, dieses Klima sagte ihm zu; und nun war das wackelige Chateauchen an einen lebenskräftigen Mann, namens Stoppmüller, der dauerhaften Verdienst hatte, verkauft worden, der hatte den Schloßgarten abgeschlossen, hatte mauern und putzen lassen, Zentralheizung, elektrisches Licht, pompöse Badezimmer eingebaut, allen neuzeitlichen Kongfor angeschafft, eine Garage mit Autos, einen Tennisplatz, ein Billardzimmer, eine Bibliothek — bei Gott! — und einen Radiolautsprecher.

Die ‚weiße' Frau aber war eines Nachts mit giftigem Gesicht und einer großen Handtasche eilig umgezogen und war schwarz geworden vor Wut. Harro Muz, der lachende Römer, berichtete den Pipos. Scharlibbes wären noch da — auch Idchen, aber die würde mit nächstem erben. Und Poese — Gustav Poese, der gemischte Mongole aus preußisch Sachsen und Peking? der hätte seinen feinen Herrn im Stich gelassen und wäre nach Magdeburg gezogen,

Digitized by Google

wo er eine ältliche Jungfrau, lautlos, behutsam und stillächelnd, wie es seine Art, geheiratet hätte und eine Teestube und Teehandlung betriebe.

Die vier Freunde gingen mit blanken, hohen Zylinderhüten und schwarzen Schleiern lächelnd durch die klare, glitzernde Kälte. Der alte Rochus würde vergnügt mit ihnen geschmunzelt haben, denn einen hohen Siebziger unter einem geblümten Sargdeckel hätte er selber am allerwenigsten tragisch genommen, als Zuschauer und Trauergast versteht sich.

Auf der Juchhee empfing Lutz Kilian als Neffe und Leidtragender die Gäste. Er war verbindlich feierlich in schlankem Gehrock. Im Gesicht, besonders unterm Kinn schien er breiter und voller geworden zu sein, er war ernst und bewegt, und seine nervöse und beflügelte Phantasie zog ihn noch tiefer in den traurigen Anlaß hinein. Das ehemalige ‚Spukzimmer' war schwarz drapiert, auf hohen Kandelabern brannten dicke Kerzen, ein Harmonium stand hinter Blattpflanzen, Kirchensänger räusperten sich und probierten die Stimmgabel, Leute aus der Stadt standen mit starren Mienen, Pomposius Dinsemeyer in einem herrlichen Pelz, der Magistrat, die Feuerwehr, der Jagdklub; Gerste schnitt Gesichter, um nicht zu greinen, ärgerte sich über einige Nachbarn, die nicht dazugehörten, betete zu seinem Sondergott und empfahl ihm seinen mangelhaften und immer bemäkelten, guten, alten Herrn.

Die Begegnung zwischen Pipo und Lutz war untadelig herzlich. Pipo verbeugte sich ernst vor Lutz, gab ihm kräftig die Hand und trat zurück; Wieke, die Blumen in der Hand trug, trat an den Sarg, aber Lutz, ganz vom Augenblick bewegt, ergriff ihre Hand und küßte sie innig. „Danke, liebe — liebe Wieke! Die schönen Rosen, er würde sich freuen!" Pipos Gesicht blieb teilnehmend und höflich. Er sah an der Gruppe vorbei auf die linke, dicke Kerze, neben der eine hohe, tiefverschleierte Dame mit funebrer Schnebbe stand. Die neigte jetzt bei einer diskreten Handbewegung des Hausherrn Lutz das Haupt gegen Wieke und reichte ihr ebenfalls herzlich die Hand. Auch Wieke heftete durch ihren kürzeren Schleier die Augen eine Sekunde lang gespannt auf die Tieftrauernde, aber es war nicht viel von ihrem Gesicht zu sehen, nur ein mattweißer, vornehmer Schimmer mit ein wenig hochliegenden Wangen — die königliche und auch hier in aller Gedämpftheit unbekümmert sicher wirkende Erscheinung, um die ein süßes und starkes Parfüm war, trug ganz große Trauer, das gehörte wohl wie alles andere zu ihrer ein wenig herrisch anmutenden Art, es war Frau Adelaide verwitwete von Röhl, jetzige Frau Lutz Kilian.

Doch das wußte man schon lange.

Lutz neigte sich wieder ritterlich herzlich zu ihr, um ihr andere herantretende Trauergäste vorzustellen. Pipo sah, gerötet von der scharfen Kälte, fest auf den Sarg des alten Rochus und auf die Blumen. Aber da kam Lutz Kilian mit seiner Frau auch auf Pipo zu, und da mußte sich auch Pipo ehrerbietig über die Hand der Dame neigen. Darauf trat er mit einer kleinen Wendung an Wiekes Seite; da stand jetzt auch Christel, und daneben ragte Apitsch mit farbenfrohem Wintergesicht über einem grünen Schal, den sein Mosesbart zu verdecken suchte.

Die Stimmgabel schwirrte und klang lauter. Die Tenöre suchten raunend ihren Einsatz, und die Nänie zu Ehren des lächelnd schlummernden Rochus Kilian, weiland Herrn auf Juchhee, hub an. Er konnte es nicht ändern. Der Stadtdiakon stand schon zu Häupten des Sargs, ein blühendfreundlicher jüngerer Herr mit zarter Brille; er vertrat den alten Pfarrer, der erkältet war und auch sonst nicht viel von dem alten Herrn Rochus gehalten hatte. Der Diakon sprach schlicht und gut; er hatte viel von dem Herrn auf Juchhee gehört, aber er hatte ihn nie zu Gesicht bekommen — ein feiner, alter Herr, ein heiterer Egoist und unbekümmerter Genießer, aber auch ein großer Arbeiter und überlegener Leistungsmensch, ein rastloser Diener am Leben in seiner guten Zeit. Ein fröhlicher Zyniker, vielleicht aus zuviel Wissen vom Leben und aus geistiger Beweglichkeit — der geistliche Herr billigte das und was man sonst noch von ihm erzählte, beileibe nicht. Aber auch er hatte manches Mal in vorgerückter Abendstunde bei einem Glase Wein zwischen den andern Herren am runden Tisch über so ein Geschichtchen oder einen Ausspruch vom alten Herrn Rochus Kilian leise vor sich hinlächeln müssen. — Nur der Tod ist ehrlich. Ihr seid allzumal Menschen, so verkündet das große Schweigen und achtet alle Unterschiede gering. Nur der Tod macht ehrlich. — Amen.

Und dann wurde der Sarg von sechs wichtig hantierenden Männern gehoben, und der unheilige Diesseitsanbeter und munter zerbröckelte Repräsentant einer unbekümmerteren Zeit, Rochus Kilian, tat seinen letzten Gang in den kalten, blitzenden Winter hinaus.

★

Digitized by Google

Heute war Sonntag. Auch Christel war Gast bei den Muzen im Heynkhaus. Denn auch sie weilte nicht mehr im Winkel. Sie war seit einiger Zeit in der Nachbarstadt klinisch beflissen und auf weitere praktische Studien erpicht.

Nach zehn Uhr machte sie sich auf den Weg. Lutz hatte sie gestern, als er ihr neben seiner ehrfürchtig und prachtvoll trauernden Frau Adi dankend die Hand schüttelte, um einen Besuch gebeten. „Es ist einiges zu besprechen."

Lutz saß in seinem früheren Zimmer, das unverändert war, bloß der Flügel, die Noten, die Bücher und Papierhaufen und Buffolino fehlten. Dafür lagen allerlei Damensachen herum wie in einem Hotelzimmer.

„Ich freue mich, Christel. Wir haben uns lange nicht gesprochen."

„Lange nicht, Lutz. Du bist damals, gleich nach dem Brand, weggefahren."

Er dachte nach. „Brand? Ja. Richtig. Ich begleitete die Damen nach Cadenabbia."

„Deine Frau ist nicht daheim?"

„Sie ist in der Kirche. Sie hat es gestern dem netten Diakonus versprochen. Er hat ihr gefallen. Sie hält immer Wort."

Christel blickte prüfend über sein nahes Gesicht. Es war unverändert jugendlich, trotz der volleren Kinnpartie, besonders in den hellen, von heiteren, herzlichen Fältchen umspielten Augen; auch die manchmal bedeutsame tragische Falte über der linken Braue war noch vorhanden. Aber alles schien beschwichtigter, nun wirklich meisterlich, als hätte etwas oder jemand eine letzte Spannung oder auch Lebensverantwortung von ihm genommen. Er lebte in München. Nun saß man gemütlich wieder auf Juchhee und — jeder Topf findet seinen Deckel.

„Du mußt meine Frau natürlich abwarten, Christel, sie interessiert sich mächtig für euch alle. Sie war immer entzückt von dir; auch gestern von Wieke, die sie noch nicht kannte, und von der sie wenig weiß. — Ja, es handelt sich darum, Christel: unser alter Herr hat verfügt, daß ihr — du und Wieke — euch jedes eines der Zimmer aussuchen sollt. Für dich hat er an das alte Uhrenzimmer gedacht, das noch von seinem Vater stammt und das du schon als Kind leidenschaftlich bewundert hast —"

„O, das nehme ich gern."

„Und für Wieke würde vielleicht das kleine Boulezimmer passen. Was meinst du? Ich hätte sie gern ebenfalls hergebeten oder hätte ihnen mit meiner Frau einen Besuch gemacht. Aber siehst du —" er runzelte die Stirn, „Pipo ist komisch."

„Komisch?"

„Verzeih. Diese ehrenfest zementierten Bürger haben ein — unnatürlich zähes Gedächtnis. Man kann einander doch Leben und Zufriedenheit gönnen. Also abgemacht. Das freut mich. Ich danke dir. Gerste wird alles verpacken. Und wie geht es dir, liebe, alte Christel?"

„Recht gut, danke, lieber Lutz. Ich wohne dicht neben Blanka in einer netten, kleinen Wohnung und habe unten ein Schild und eine Klingel. Jawohl."

„Ach richtig, Blanka mit der großen Brille; sie hatte feine, gepuderte Nasenflügel, die nicht immer abstrakt und asketisch wirkten. Und Hyma — richtig, Hyma, die Dame mit dem lächelnden Namen. Es war oft wunderhübsch hier."

„Weißt du übrigens, daß unser armer Cassius tot ist?"

„Nein, Christel. Was du sagst. Tot? Das tut mir leid! Wirklich sehr leid. Wir hatten ihn alle gern — ein feiner, kluger Mensch, unzweifelhaft, der uns und dem Leben böse war, ich glaube aus ungeduldiger und enttäuschter Zärtlichkeit. So ist das. Traurig."

Christel nickte. „Er starb in der Schweiz, sehr hoch. Er war zuletzt ruhig und heiter, als stünde er über der Lebensebene. Er schickte mir wunderschöne Verse. Aber den großen, satirischen Roman, den alle Mißgeschickten schreiben wollen, hat er nicht geschrieben. Dazu muß man härter sein, weniger ‚zärtlich', wie du es nennst, auch gegen sich selbst."

„Ja, ach ja." Lutz erhob sich und ging mit nervösen Schritten umher, was er immer noch gern tat, wenn ihn etwas erfüllte oder beunruhigte. „Wir sind ja auch in einem Trauerhaus. Aber Rochus hatte ein natürlicheres Recht, sich zu empfehlen. — Sehr traurig. Aber man kann es nicht ändern — eine simple und immer gültige Wahrheit." Er sah nach der Uhr und fuhr gleich darauf belebter fort: „Nun wird Adi bald hier sein — der Diakonus macht es sicherlich kurz. Er hat auch mir gefallen. Wollen wir inzwischen die Zimmer noch einmal besehen? Vielleicht findest du noch dieses und jenes, was euch zusagt. Gut, nachher, wenn meine Frau da ist, du mußt warten; Adi hat einen wundervoll sicheren Blick und ein großartiges Herz, in keinem Winkel eng . . . O nein, nicht die Spur davon!" Er lächelte jünglingshaft und strich sich rasch über Stirn und Haar. „Ja — Christel. Lange her. Sehr lange her ... Ich habe inzwischen auch wieder viel gearbeitet — ich war sehr fleißig!" plauderte er angeregt

Digitized by Google

weiter, indes er schneller umherging; das war immer noch das Wichtigste für ihn, das Allerwichtigste! „Um die Neuaufführung meiner alten Schneiderkomödie in deiner Residenz im vorigen Herbst konnte ich mich leider nicht mehr kümmern. Es war ein Erfolg — nicht wahr? Ein sehr hübscher, erfreulicher Erfolg! Gewissermaßen eine Rechtfertigung. Und für mich selber eine merkwürdige Selbstbestätigung. So ein Frühwerk ist ja stellenweise wie ein Hohlspiegel — man sollte ihn sich immer einmal zur rechten Zeit vorhalten! Das schafft eigentümliche Erkenntnisse, gibt den uns immer wieder nötigen Ruck in uns selbst hinein, siehst du."

„Ich war mit Apitsch und Blanka dabei. Wir haben inzwischen alle deine Ohren bekommen."

„Nicht wahr?" Er lachte laut und behaglich und schlug sich aufs Bein. „So ist das. Übrigens geht das unsereinem ganz ähnlich so, Christel! Man bildet sich in der wühlenden, drängenden Dumpfheit des Notenschreibens ein, man gehe auf Händen und tanze wild auf dem Kopf — und plötzlich, hinterher, wenn man selbst vor dem Kunststück sitzt, dann erkennt man, daß man schlicht und flott auf den Beinen spaziert ist, wie andere Leute auch — ein Stückchen voraus, wie? haha. So ist das. Aber das sind und waren alte Häute und Schläuche. — Es gibt bald wieder Neues, Christel! Auch im besondern Sinne Neues. — Was ich hier herum aufs Notenpapier gekritzelt habe — das ist lange fertig! Erledigt. Prachtvoll gedruckt. Du sollst einen schön gebundenen Klavierauszug bekommen, nur zum Besehen, denn du spielst immer bloß noch Leierkasten. ‚Die gerechte Frau Eva', der Titel gefällt mir nicht mehr, — überhaupt Titel, zuletzt ganz wurscht — ich bin der Titel, hab' ich recht? Sie wird in ein paar Wochen in München spektakeln."

„Ich habe es gelesen," sagte Christel und betrachtete zufrieden forschend den jugendlichen Meister — eigentlich ein unverwüstlich liebenswerter Mensch! Nun ja, das mußte er ja wohl in seinem Geschäft sein. „Du solltest dazu herunterkommen zu uns, Christel! Du wohnst bei uns, du bleibst eine Weile bei uns. Das wäre herrlich. Du weißt, ich habe — ein herzliches — ganz brüderliches Zutrauen zu dir, Christel. Also du kommst!"

„Ich kann jetzt schlecht Urlaub nehmen, Lutz, und darf auch meine Drei-Patienten-Praxis nicht gefährden. Aber ich erscheine einmal, vielleicht kommt deine streitbare Eva vorher zu u n s."

„Wir machen das da unten sehr viel besser. Sehr schade. Sieh mal zu. Und jetzt — jetzt hab' ich etwas Neues, ganz Gegenwärtiges in der Pfanne. Ich sage es bloß dir, Christel, das macht so die alte Luft hier: es schmort und pruzelt schon prächtig, eine höchst moderne Komödie im Alltagsgewand — eine merkwürdig rezitativische Sache mit symphonischen Zwischenspielen — es wird hier herum im Winkel agieren — allerlei Erlebnisse, verdichtet und vertont, mit selbstironisch blinzelnden Lichtern —" er brach ab und lachte und lächelte etwas verlegen. „Etwas urhaft Musikantisches — aber das glaubt man immer vorher. Keine Angst. Ich bin die Hauptsache, ich kriege die Pritschenschläge — und werde gerichtet — gerettet und bekomme einen Heiligenschein aus Goldpappe. Übrigens mitgefangen, mitgehangen, das ist nicht anders. Aber ich schwatze. Und du sagst gar nichts. Schwatze bloß von mir — —" er sah wieder nach der Uhr. „Und du —? was hast du weiter im Leben vor? Was erlebst du sonst noch in der Welt? Man kann doch nicht immer bloß lernen und kleine Kinder kurieren. Wie geht es dem prächtigen Mijnheer Mauritius? . . . Läßt er noch von sich hören? Seine Freundschaft galt doch nicht bloß unserem alten prinzlichen Linus. Kommt der Moritz nicht mal wieder ins Land?"

„Ich werde vielleicht in diesem Sommer auf ein paar Ferienwochen nach Holland gehen. Ich kenne es noch nicht. Herrn van Goudsmits Schwester schreibt mir sehr freundlich. — Ich denke auch zuweilen ganz ernsthaft daran, einmal eine Weile in Leiden Klinik zu treiben, Goudsmits Vetter ist dort Professor, eine Leuchte. Ich würde es gut haben. Eine neue Atmosphäre. Die Leydener medizinische Fakultät ist hervorragend. Und sie haben dort ausgezeichnet eingerichtete Institute und Krankenhäuser."

„Ach was. Nach Holland? Das ist hübsch. Das freut mich für dich, Christel!" sagte er vor ihr stehend und sah ernsthaft auf sie nieder. „Das freut mich herzlich. So eine neue Atmosphäre erweitert — in jedem Sinn."

Christel machte kluge, gleichgültige Augen und bewegte sich ruhig. „Kann schon sein."

„Und Mijnheer wird sich auch freuen."

„Kann sein. Der Vorschlag stammt übrigens mehr von seiner Schwester."

„Ja, ja. Das machen Schwestern so."

Christel bewegte sacht die Wimpern, die dabei glänzten. „Und — wie geht es eigentlich dir selbst, ich meine menschlich, lieber

Digitized by Google

Meister Lutz? Ist oder sind gewisse Zweifel und jene abweisende Stimmung, die dich hier quälten und die du gern lateinisch nanntest, weil das gute deutsche Wort Überdruß und Lebensekel doch etwas zu kraß klingt — ist das alles verschwunden, überwunden und vollkommen weg? Es scheint so — und ich glaube auch die Ursache zu kennen!"

„Wie? Was? . . . Natürlich ist es noch da — hin und wieder — es muckert immer noch mal — bald mehr, bald weniger — das gehört zu einem anständigen Musikanten, Humoristen, ach was! überhaupt zu einem anständigen Menschen! Du hast mir damals ziemlich selbstgefällig und überlegen ein paarmal den Kopf gewaschen, ganz gehörig, als es sich einigermaßen begründet mausig machte — nun besorgt das auf ihre Art meine Frau. Auch nicht schlecht. — O nein! — Sie hat eine prachtvoll überzeugende Art — ein wundervoller Mensch, sehr gut. — Nun ja, soll ich mich dagegen wehren oder verkriechen? Auch das nützt nichts."

„Ja, Lutz. Das dacht' ich mir."

„Was dachtest du dir —?" fragte er empfindlich.

Allein da wurde es draußen laut. Eine klare Stimme schallte, Schritte gingen, Türen wurden geschlossen.

„Das ist Adi," sagte Lutz, sich erwartungsvoll und empfangsbereit nach der Tür hin aufrichtend.

„Ah, Besuch —? Wie ich mich freue, Fräulein Heynk — Christel, darf ich so sagen?"

Sie trat rasch und rauschend heran. Sie trug noch große Trauer mit wallenden Schleiern, die flatterten. Den Gesichtsschleier warf sie mit einer weiten, anmutigen Geste zurück. Sie war sehr herzlich und küßte Christel auf die Wange. Dann reichte sie Lutz die Hand und den Mund. Sie sah schön aus in dem dunkel umrahmenden Schnebbenhut. „Wo ist Wieke?" fragte sie gleich darauf. Aber sie blieb nicht lange bei der Frage, die von Christel kurz beantwortet wurde. „Nicht wohl? O, wie interessant — die feine, liebe Frau! Wann denn — im Frühjahr? Die Feier hat sie angegriffen, wie schade. Sie nehmen einen Bissen Frühstück mit uns, Christel. Aber gewiß. Ein Ei. Nein, nein, nein. Ich will auch etwas von Ihnen haben. Das ist reizend. — — Übrigens, wir müssen heute abend nach München zurück, Liebster," sprach sie zu ihrem Mann. „Ich traf den Telegraphenboten auf dem Weg zur Kirche — Großmama telegraphiert, daß sie heute abend in München eintrifft. Wir können sie nicht allein lassen. Sie wird sich ängstigen."

„Aber nein, Liebling."

„O bitte, Schatz. Ich kenne sie, sie kann nicht allein in einer Wohnung sein. Es ist nicht zu ändern, und Gerste und der Anwalt können das hier ebenso gut und besser besorgen. Dir wächst es doch bald über den Kopf, es ist dir lästig. Und du könntest auch gleich morgen die Besprechung mit der Intendanz haben, das ist sehr gut — nur so etwas nicht aufschieben! Sie wollen da plötzlich ein mittelmäßiges Persönchen herausstellen. Sie ist unsicher, trotz der Kopftöne. Kann sie spielen? Ich würde nicht einwilligen. Aber wie du denkst, Lutzelutz. Du mußt entscheiden, du bist der Meister, — auch mein maestro!" Sie lachte reizend und zärtlich, vivace. „Hast du übrigens nach Dresden und Berlin geschrieben?" fragte sie weich.

„Das hat doch noch Zeit, Kind," erklärte er ärgerlich.

„Zeit!! — o Christel . . . hören Sie, er ist kein Geschäftsmann. Er ist mein lieber, saumseliger Meister. Ein Brief — das ist für ihn etwas, das man beiseite legt, das man gelegentlich beantwortet und vergißt, es kommen ja neue Briefe, und die werden ebenfalls unter den Stein gelegt. Ich muß täglich nachsehen und mahnen — so sind diese Herren. Die Leute in Berlin und Dresden baten um umgehenden Bescheid — ich bitte dich, Lutz. Ein Telegramm genügt. Ja — nachher — wie?" Sie sah bestrickend und strahlend zu ihm hin, und das war gewiß keine Komödie und Grimasse, das war ihre aufrichtige und zärtliche und sicherlich sehr leidenschaftliche und immer überzeugende und zwingende Art, wie der Meister es selbst nannte.

Sie war noch in ihrem wogenden, rauschenden Trauerstaat. Nun nahm sie mit einem unerwartet graziösen Schwung die Haube ab, und da war sie noch verführerischer und reizender. Lutz nahm ihr aufmerksam die Haube aus der Hand. Sie hielt seine Hand plötzlich fest. „Oder willst du erst morgen reisen?" Sie sah ihn glücklich und willig an, o, sie liebte ihn wohl sehr . . . und kannte und durchdrang und lenkte ihn bis ins Herz.

„Ach tu, wie du denkst," sagte er lachend und nicht eben unversöhnlich ärgerlich unter ihrem Blick. „Das Packen mußt du ja doch besorgen. Sie packt virtuos, Christel! Ja, so ist es."

„Also gut, mein lieber Junge. Und nun wollen wir frühstücken, Christel."

Christel hatte mit wachsendem Vergnü-

Digitized by Google

gen und Erstaunen dieser kleinen ehelichen Unterhaltung gelauscht.

‚O liebster Lutz!' dachte sie. Nun hatte er wohl die glückhafte Erfüllerin, Festhalterin und — Tyrannin gefunden, von der er einmal im Juchheegarten und sonstwo als friedloser Akrobat und Feuerfresser gefabelt hatte; vielleicht in reinerer oder mächtigerer Gestalt, als er sie sich je gedacht und gewünscht hatte ... Seine süße Baronin schien etwas von so einer klugen und leidenschaftlich aufbrausenden und immerdar zärtlichen Tyrannin und zauberhaften Peitschenschwingerin in sich zu haben, die, ach, in jeder, auch in der delikatesten Lebenslage Widerspruch, Kritik und Zweifel ihres geliebten Meisters und Herrn bezwang. Sie hielt ihn, so schien es, unentrinnbar fest am Bändel, und würde ihn wohl unabänderlich festhalten in Zeit und Ewigkeit ... wie ein ehernes, rächendes und weises Schicksal.

‚O liebster Lutz!' Christel lachte einmal leise vor sich hin. Sie gönnte es ihm neidlos aus aufrichtig gutem Herzen, das freilich nicht völlig unbeschwert sein konnte von Spott und Schadenfreude. Sie würde Wieke ein wenig davon berichten, und darauf freute sie sich in ihrer untersten, schwarzen und warmen Seele.

*

So hatte sich denn Lutz Kilian seinen Freund Apitsch noch für eine Stunde telephonisch ins Café Quendelmeyer bestellt, zumal die Dame und Herrin Adi vor Abgang des Zuges noch ein volles Dutzend unaufschiebbarer Besorgungen für sich und die Großmama zu erledigen hatte.

Der schlichte Bildermaler und nunmehr fest besoldete wissenschaftliche Zeichner am Biologischen Institut der großen Nachbarstadt sah Frau Adelaide Kilian, die in einem bestrickend einfachen dunklen Reisegewand davonging, voll rundäugiger Bewunderung nach.

„Herrlich. Ganz wundervoll," sagte Pitsch. „Gestatte diese Huldigung."

„Es läßt sich leben. Vorzüglich, mein Alter. Aber die Freiheit, siehst du," er seufzte in einer kleinen oder längeren Pause — „die ist auch nicht zu verachten, was, mein guter Pitsch?"

„Ach, Freiheit. Sie ist häufig dem Nichts verwandter als dem Was. Man muß Grenzen sehen."

„Aber es klingt etwas kleinlaut, Pitsch, für einen Großmogul der Phantasie."

„Es ist mehr eine allgemeine Feststellung und Einsicht, Kilian. Ohne derlei geht es nicht, sonst endet man im labbrigen Spießerbehagen. — Hast du übrigens die beiden prächtig illustrierten Aufsätze über mich gelesen? Ich schickte sie dir nach München. Zwei hervorragende Zeitschriften."

„O gewiß. Wir haben uns mächtig für dich gefreut, Pitsch, auch Adi. Vortrefflich geschrieben, voller Anerkennung und Huldigung. Ich antwortete dir doch — nicht wahr? Schrieb ich dir nicht darüber?"

Apitsch erinnerte sich nicht. Aber er sprach vollkommen unbeleidigt weiter: „Der Ruhm ist im Anmarsch. Wir machen hier im Frühling eine Ausstellung von meinen Kuhschwänzen — sie dürfte ein Ereignis werden. Ich habe sehr starke Preise angesetzt, nichts unter fünfhundert Mark — und werde trotzdem verkaufen. Es kann nicht fehlen, Kilian. Ich werde nicht bloß ein weitgeschätzter Mann in Bälde sein, sondern auch ein wohlhabender — das walte Gott."

„Ich wünsch' es dir von Herzen," sagte Lutz Kilian, dem die 500 Mark-Grenze nicht eben überschwenglich schien, zerstreut. „Ich würde an deiner Stelle aber doch die Preise etwas höher hinauf und mich selbst ein bißchen fester auf die Hosen setzen, alter Pitsch, siehst du. Dein Amt läßt dir genug Zeit, und du hast doch schon fast alle Bücher gelesen. Verzeih — ich weiß, du verstehst, wie ich's meine."

Apitsch nickte bloß wie ein unberührbarer Brahmane.

„Sag' mal, Pitsch," fragte Lutz nach einer Weile ärgerlich, „glaubst du wirklich an die Parkvilla mit Puma, Ozelott und Nebelparder?"

„Gewiß, Kilian. Natürlich glaube ich daran," sprach der andere aufgebracht. „Zweifelst du an meinem Glauben und Lebensziel? Nichts dürfte dich dazu berechtigen; dies sei ferne von dir und mir!" Und er machte seine weisesten Kinderaugen: „Alle Ferne ist schön, vielleicht am schönsten," er schwenkte die Hand zum offenen Fenster ins Weite — „und macht die Nähe noch lieblicher und gewisser!"

Lutz lachte. „Ach ja, Pitsch, so ist das, und so bist du! Und das andre — die Frauen, du gläubiger Beter?"

„Es kann nur eine patrizische Frau sein, eine festliche Domina."

„Ich weiß," antwortete Lutz ungeduldig und lachte wieder. „Pitsch immer an der Schwelle von Byzanz. Aber man muß doch auch mal zupacken."

„Wo der Vogel war, da war kein Busch, und wo der Busch war, da flog der Vogel vorbei, sang meine schöne schwarze Freundin Quendje, Tochter des Königs Tolunke in

Digitized by Google

Südwest, die einmal in Liebe zu mir erglüht war. — Jeder trägt sein Gesetz in sich und keiner entgeht seinem Schicksal, Teuerster. Ich warte auf mein Schicksal."

Lutz sah Apitsch ein paar Sekunden lang mit gerunzelter Stirn gespannt an. „Etwas schlapp," sagte er kurz. Doch dann schwieg er mit einer nachdenklichen Falte, als könnte der eben vernommene sibyllinische Ausspruch eine irgendwie sarkastische Bedeutung auch am Rande seines eigenen Lebens haben.

„Dir ist nicht zu helfen, Pitsch," sagte er verdrossen und spöttisch. „Aber wir wollen noch einen Abschiedstrunk schmettern."

„Das wollen wir, mein Kilian."

*

An diesem Abend saßen Christel und Wieke Heynk und Margret Muz im alten Pipohaus beisammen, und Christel gab gemächlich einen anschaulichen Bericht von Lutzelutz und Adi Adelaide Kilian.

Auch als Christel von Lutz Kilians neuen Plänen und von seiner unverändert leidenschaftlichen Art erzählte, die unverwüstlich jung und gläubig, trotz seiner Adi Adelaide und ihrer zärtlich straffen Ehefessel, aber vielleicht gerade unter diesem starken Segen und Zauberbann, ins weite, unerschöpflich reiche Leben und Schaffen stürmte, hörte Wieke gelassen und mit einem gewiß auch bei ihr nicht vollkommen der Schadenfreude entwachsenen Lächeln zu, wobei ihre spitze Zunge wie von ungefähr über den einen hübschen, einmal schnöde verdächtigten Vorderzahn tastete. Für einen flüchtigen Augenblick war noch einmal eine kleine, romantische und belächelnswerte Erinnerung zu ihr hergeweht . . . gut, er sollte eine witzige und kostbare Musik daraus machen — ihnen allen zur Freude und verständigen Erheiterung: ‚die blaue Blume in Nirgendwo'. Das wäre der beste und feinste und war der unvermeidliche Abschluß.

„Er hat was er braucht," sagte sie nach einer Weile laut, „solche Männer brauchen die Kandare. Nicht mein Fall und Geschmack." Es klang beinahe landwirtschaftlich, und Christel verzehrte zufrieden und behaglich einen besonders großen, saftigen und süßen Weihnachtsapfel, der seit langer Zeit im Hause der Pipoapfel hieß, und sie gab auch Wieke ein Stück davon ab.

Dann sprachen sie natürlich von dem viel bedeutenderen Hugo, den auch Christel außerordentlich schätzte und bewunderte. Wieke hatte, wie immer am Abend, besonders heftige Sehnsucht nach ihm. „Du mußt bald einmal kommen, Christel — er liebt dich." Ja, Christel würde bald einmal mit ihrem liebeseligen Herzen erscheinen.

Da wurde es draußen laut, und gleich darauf kamen auch die Herren herein, Harro Muz und sein Gast Pipo. Sie hatten zusammen einen weiten Wintermarsch unternommen und waren von der steifen Knackekälte kräftig gerötet. Die warme Zimmerluft und die bunte Runde der Frauen am Tisch stimmten sie sogleich heiter, obwohl sie eben noch kräftig und ausgiebig auf die ernste, schwierige Zeit geschimpft hatten. Pipo rieb sich, ganz so wie früher, fix die Hände vor dem Bilde, blieb stehen, wippte ein bißchen, und Harro, der Muz und fröhliche Römer, lachte herzhaft und begeistert — das stille Greislein Rochus hörte es ja nicht.

Wieke blickte erfreut auf. Sie sah heute besonders hübsch aus unter dem warmen Licht des Lampenschleiers, das die Farben auf ihren Wangen vertiefte und unleugbar eine muntere, blühende Gloriole um sie zauberte; eine in Sicherheit, Kraft und Schönheit prangende Frau. Pipo sah es mit hellprüfendem Blick, der dabei sacht in ein stolzes Leuchten geriet.

Da nickte sie ihm zu und reichte ihm lächelnd die Hand. Die Schalen ihrer Glücks- und Lebenswage standen still und gleich; ja — Pipo war besser als Lutz für ein zärtlich Herz und für Zeit und Leben. Ein Mann. Vor allem ihr Mann — und aller Hugos und seiner Geschwister Papa.

Digitized by Google

Venus und Adonis. Gemälde von Prof. Arthur Kampf
(Berlin, Akademie-Ausstellung)

Digitized by Google

Digitized by Google

Geistiges Leben im deutschen und ehemals deutschen Osten

Von Prof. Dr. Eugen Kühnemann

Wir alle haben einen einzigen wirklich großen Lehrer gehabt, das war der Weltkrieg in sich selbst und in seinen Folgen. Jedem Denkenden sollte er es ins Bewußtsein gehämmert haben, daß die stärkste erziehliche Kraft der allgemeine Zustand und die Bewegung des öffentlichen Daseins ist. Nur das Leben erzieht, nur Taten bilden. Die Unfähigkeit zu einer Gestaltung der Wirklichkeit durch einen selbstverantwortlichen, gemeinsamen, nationalen Willen hat uns alle mit einer furchtbaren Schuld beladen, einer Schuld vor der großen Vergangenheit der vaterländischen Geschichte, vor der deutschen Jugend, der Zukunft, den kommenden Geschlechtern. Uns hilft kein „unzeitig Erinnern", die Kraft in uns sei auf die Zukunft gerichtet. Aber uns ziemt die Sammlung, in der wir in uns selbst einkehren, um der aufbauenden Mächte gewiß zu werden. Die Auferstehung kann allein in einer völligen Erneuerung aus dem Geiste kommen.

Auch die Männer des Geistes haben ja in diesem Sturm der Tage eine neue Bescheidenheit gelernt. Aber es lohnt doch, sich einmal darüber klar zu werden, wie sich deutscher Geist in jenen Landesteilen auswirkte, die wir verloren haben. Es lohnt um so mehr, da es sich dabei um ein kaum bekanntes Stück deutscher Geschichte handelt, um bescheidene Arbeit, die für die große Welt im Dunkeln blieb, aber doch auch nur ein schönes Zeugnis deutscher Treue und deutschen Ernstes. Es ist viel daraus zu lernen. Viel wäre schon gewonnen, wenn die Fremden daraus schlössen, welche Ehrenpflicht sie übernommen haben, und wenn die Deutschen über die Bedeutung des deutschen Geistes im Osten etwas mehr ins klare kämen.

Die Deutschen selber fühlten stark den Unterschied zwischen dem deutschen Westen und dem deutschen Osten. Man spreche die Worte Rheinland und Posen aus, man denke sich die Übersiedelung eines Deutschen aus Bonn nach Posen, und man wird den leisen Frostschauer verspüren, als käme man aus dem warmen Bürgerhaus, der reifen Blüte der deutschen Geschichtszeiten, in die liebeleere Fläche unerschlossenen Koloniallandes. Dort eine weiche, selbstbewußte, lebensfrohe Kultur des freien Bürgers, hier wesentlich Beamten- und Soldatenland, Grundbesitzer über fremdstämmigem und rückständigem Volke sitzend, dazu ein Handelsstand, der aus dem Osten viele jüdische Bestandteile in sich aufnahm. Selbst zum Naturgefühl des Deutschen sprechen Sterne, Berge und Meer unmittelbarer als die großen, schweigenden Flächen oder die düsteren Fichtenwälder über den Seen da. Vor allem schien der deutsche Geist hier gewissermaßen nicht zu Hause, und hier setzte nun treue Arbeit ein. Es galt die Einheit des Geistes herzustellen zwischen dem deutschen Westen, Süden und Osten und vom Geiste her den Osten für jeden Deutschen anlockend zu machen. Von Berlin bis Posen fuhr man im Schnellzug ja nur vier Stunden. Aber den meisten Deutschen erschien es eine unendlich entlegene Ferne. Der Osten mußte in das deutsche Bewußtsein erst wahrhaft aufgenommen werden, nur die Einheit des Geistes konnte das bewirken. Es galt weit mehr noch den Volks- als den Staatsgedanken. Denn ein Volk bedeutet in seinem innersten Sinne eine Einheit des Geistes. Wenn dies ein Stück Politik war oder wurde, so war es die vornehmste, ja die einflußreichste Politik, die sich denken läßt.

Wir sprechen nicht von dem deutschen Schulsystem in Posen, das in Volksschulen und höheren Schulen über das ganze Land ausgebreitet war, — vortrefflich in seiner Arbeit wie nur irgendwo in Deutschland. Gewiß beruht auf den Schulen in erster Linie das geistige Gedeihen und der Fortschritt eines Volkes. Aber Schulen arbeiten doch für das Leben. Das Neue, was in jenen Jahren geschah, war dies, daß das Leben den erwachsenen Deutschen, vor allem denen, die bereits in der Berufstätigkeit standen, sich die geistigen Ausdrucksgebilde schuf.

Man verfolgt deutlich zwei verschiedene Bewegungen, die, wie sie den gleichen Ausgangspunkt haben, dann auch wieder zusammengreifen. Zuerst hat die zielbewußte Pflege der geistigen Angelegenheiten in der Hand der wissenschaftlichen Vereine der Stadt Posen gelegen. Dann greift die Provinzialverwaltung ein und gründet zunächst eine Landesbibliothek und ein Provinzialmuseum. Diese Anfänge werden durch die tatkräftige Hilfe des Staats weiter entwickelt und führen zur Schöpfung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek und des Kaiser Friedrich-Museums, die also, als aus derselben Anstalt entwickelt, in vollem Sinne des Wortes als Schwesterngebilde zu bezeichnen sind. Ehe sie der Öffentlichkeit übergeben wurden, haben sich die wissenschaftlichen Vereine zur Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zusammengeschlossen. Vorträge, Vortragsreihen und wissenschaftliche Übungen werden in der Stadt veranstaltet. Um für diese eine feste Grundlage zu schaffen, wird dann wiederum vom Staate die königliche Akademie ins Leben gerufen. Sie gibt dauernd den Benutzerkreis für

Digitized by Google

Bibliothek und Museum, so wie sie anderseits die Lehrzwecke der Deutschen Gesellschaft in weiterem Maßstabe durchführt und ihm für ihre Tätigkeit in der Provinz ihre Kräfte zur Verfügung stellt. So entwickeln sich alle diese Maßregeln aus demselben Keime und greifen zu einer großen einheitlichen Wirkung ineinander. Die schaffende Arbeit füllt ein Jahrzehnt, — eine jener Arbeiten, die nur einen Anfang bilden und bestimmt sind, in einer unablässigen und als unendlich gedachten Bewegung sich auszuwirken.

Noch in die Anfänge dieses Werdens fällt eine Tat des Staates, die neben den anderen Unternehmungen hergeht und mehr für sich steht, nämlich im Jahre 1899 die Gründung des hygienischen Instituts. Für sie wurde aus Naumburg Professor Erich Wernicke, der Mitarbeiter Behrings, berufen, der Unermüdliche, dem in seinem Leben beschieden war, vier hygienische Institute aus dem Nichts hervorzurufen und noch bis zuletzt aus Trümmern dem Vaterlande für sein segensreiches Wirken neue Häuser zu bauen. Das hygienische Institut stand in Posen wie die Warte für die Gesundheit Deutschlands gegen den unheimlichen Osten da. Es war, als wolle der Staat zuerst für den Leib seines Volkes sorgen, ehe er seiner Seele half. Aber das Institut war auch eine Unterrichtsanstalt, in erster Linie in Fachkursen für die Ärzte, dann in volkstümlichen Vorlesungen für die weitesten Kreise der Gebildeten. Sein Hauptverdienst liegt aber doch in seiner praktisch-medizinischen Wirksamkeit.

Man kann die Geschichte der wissenschaftlichen Vereine in Posen nicht verfolgen ohne Rührung über jene kleinen Anfänge, die dann doch die Voraussetzung für alle große Wirkung erweisen, ohne Freude an dem Mut und der Aufopferungsfreudigkeit der stillen und verborgenen Arbeiten, ohne Ehrfurcht vor der schöpferischen Wirkung der geistig-wissenschaftlichen Kultur, die ihre Träger als die Hüter eines Heiligtums zusammenschließt und für Volk, Heimat und Vaterland eine im stillen aufbauende und fortbildende Arbeit tut. Schon im Jahre 1837 wurde der Naturwissenschaftliche Verein mit 21 Mitgliedern gegründet. Im Jahre 1906 hatte er 163 einheimische und 95 auswärtige Mitglieder. Er arbeitete für die naturwissenschaftliche Belehrung der Laien und die Fortbildung der Fachleute und erwarb sich große Verdienste um die Erforschung der Provinz in naturwissenschaftlicher Hinsicht. Wesentlich diesen Zwecken wurde dann auch eine eigene Zeitschrift gestiftet. Im Jahre 1867 begann mit 9 Mitgliedern die Polytechnische Gesellschaft, die 1906 168 Mitglieder zählte. Sie wirkte wie die ältere Schwester, nur wesentlich für die Technik der Heimat, und gründete unter anderem eine eigene gewerbliche Vorschule, die nach mehr als 25jähriger Wirksamkeit erst durch die Einführung des obligatorischen Fortbildungsunterrichts entbehrlich wurde. Im Jahre 1869 kam es zur Gründung des Hennigschen Gesangvereins, dessen Mitgliederzahl von 150 bis 170 Personen sich durch alle Jahre ziemlich gleich blieb. Ein Mittelpunkt für das Musikleben Posens war geschaffen. Der Posener Kunstverein trat im Jahre 1884 ins Leben und stieg auf mehr als 700 Mitglieder im Lauf der Jahre. Er verbreitete Liebe für Kunst und Kunstgewerbe besonders durch seine regelmäßigen Ausstellungen und unterstützte durch seine Mittel die Kunstpflege des Museums. Die stärkste aller dieser Vereinigungen wurde bezeichnenderweise alsbald die Historische Gesellschaft, die, im Jahre 1885 geschaffen, sehr schnell 300 Mitglieder zählte. Im Lauf der Jahre stieg sie auf 385 Mitglieder in der Stadt und 907 in der Provinz. Die vielen Bände der Historischen Zeitschrift für die Provinz Posen und die Jahrgänge der Monatsblätter zeugen von treuer Arbeit. Ihr zur Seite, aber unabhängig wirkte schon seit 1880 die Historische Gesellschaft in Bromberg.

Das erste Bedürfnis ging auf eine große öffentliche Bibliothek. Ihm wurde durch die Begründung der Provinzialbibliothek Genüge getan. Aus den vereinigten Bibliotheken der verschiedenen Vereine wuchs sie hervor und begann mit 25 000 Bänden ein hoffnungsvolles Leben. Hand in Hand damit ging die Einrichtung des Provinzialmuseums, das gleichfalls die sorglich zusammengebrachten und treu gehüteten Sammlungen der Vereine für die weite Öffentlichkeit zugänglich machte. So begann man mit der prähistorischen Sammlung, der Münzsammlung, den brauchbaren Ansätzen zu einem kulturhistorischen Museum mit kirchlichen und häuslichen Altertümern. Aber auch das äußerst wertvolle Herbarium des Naturwissenschaftlichen Vereins erschloß die Kenntnis der überaus pflanzenreichen Provinz den Blicken. Am schwächsten war die Kunst vertreten.

Dann kam der große Vorstoß im staatlichen Leben der Nation. Am 10. März 1896 wies der Landeshauptmann von Posen, Dr. Dziembrowski, im Abgeordnetenhause die preußische Staatsregierung darauf hin, daß sie für die Provinz Posen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft „seit ihrer Einbeziehung in den preußischen Staatsverband nichts, gar nichts“ getan habe. Der Ruf fand bei den Abgeordneten — zum ersten Male fanden sich Polen und preußische Konservative in derselben Forderung zusammen — ebenso wie bei Kultusminister und Finanzminister Widerhall. Aber selbst darüber hinaus gelang es, den Anteil der Nation zu wecken: es galt die Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung des deutschen Lebens und des deutschen Geistes in gefährdetem Gebiete.

Der große Ministerialdirektor Althoff schuf den Ausschuß, dem von vornherein be-

Digitized by Google

deutende Verlagsbuchhändler angehörten. Ein Aufruf an das Volk erinnerte an die Gründung der Straßburger Bibliothek nach dem deutschen Kriege und wies dem Werk, das im Osten entstehen sollte, die gleiche Aufgabe zu, die Ostmark mit dem geistigen Leben Deutschlands zu durchdringen, wie es dort mit der Westmark geschehen war. Die ersten Namen Deutschlands standen unter den anfeuernden Worten. Das letzte Schreiben, das von Bismarck in der Öffentlichkeit bekannt geworden, — vom 10. Juli 1898 — sprach seine Teilnahme und Freude für die neue Schöpfung aus. Aus mehr als 400 Städten des ganzen Deutschen Reiches trafen Büchersendungen ein. 279 deutsche Verlagshäuser stellten ihre Werke ganz oder teilweise zur Verfügung. Staat, Stadt und Provinz Posen schlossen am 12. November 1898, 26. Januar und 1. Februar 1899 ihre Verträge über die Gründung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek. Bau und Einrichtung erforderten 549 000 Mark. Die deutschen Bahnen bewilligten den Büchern frachtfreie Fahrt. Große Lücken in den verschiedenen Gebieten der Bücherei waren aufzufüllen. Am 6. August 1902 waren 96 355 Bände aufgestellt. Am 19. Juli endete die Landesbibliothek, deren etwa 50 000 Bücher an die größere Nachfolgerin übergingen. Am 15. November 1902 wurde diese der allgemeinen Benutzung übergeben. In einer großartigen Verbindung der wissenschaftlichen Bücherei mit der Volksbibliothek war hier eine Anstalt für das Leben geschaffen — im Dienste dieses Bildungsstrebens vom veredelten geistigen Erholungsbedürfnis bis zu den großen Anstrengungen schöpferischer Wissenschaftlichkeit, ein Werkzeug umfassender und edelster Zusammenfassung und Erziehung.

Genau in demselben Aufstieg zur Größe vollzog sich die Umwandlung des Provinzialmuseums in das Kaiser Friedrich-Museum. Am 29. April 1899 schloß das alte Museum seine Tore. Staat, Provinz und Stadt wirkten auch bei diesem Werke zusammen. Hier erfuhr das Innere eine bedeutsame Umgestaltung. Die prähistorische und die kulturgeschichtliche Abteilung behielten wie die naturwissenschaftliche, die wesentlich der heimischen Naturkunde gewidmet blieb, den gleichen Charakter. Aber jetzt erst trat die Kunst beherrschend in den Mittelpunkt. Die Sammlung des Grafen Athanasius Raczynski kehrte aus dem oberen Stockwerk der Nationalgalerie in Berlin nach Posen gleichsam in ihre Heimat zurück. Andere Erwerbungen, Leihgaben und Schenkungen verstärkten die Gemäldegalerie. Völlig neu war die Sammlung der Gipsabgüsse antiker und christlicher Plastik, die aus laufenden Mitteln mit Hilfe einer einmaligen Bewilligung der Regierung beschafft wurde. Auf die Vorbildersammlung und die kunstwissenschaftliche Bibliothek wurde besonderes Gewicht gelegt. Man wollte Forschung und eigenes Schaffen anregen. Daß in Karl Ziegler ein bedeutender junger Künstler berufen wurde, zeigt, wie es um Leben und Gegenwart zu tun war. So wurde auch der Welt der künstlerischen Anschauung in Posen ein vornehmes Heim geschaffen. Am 5. Oktober 1904 wurde das Kaiser Friedrich-Museum eröffnet.

Es war in diesen Jahren, als suchten alle die zerstreut wirkenden Kräfte deutscher Geistigkeit den Zusammenschluß, um als die Einheit deutschen geistigen Lebens ihrer selber erst ganz gewiß zu werden und die Kraft des deutschen Gedankens sieghaft zu behaupten. Dieser Gedanke war es, der die bestehenden wissenschaftlichen Vereine zur Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zusammenfaßte, in deren Einheit sie fünf Abteilungen bildeten. Das keineswegs leichte Werk kam am 18. April 1901 zur Durchführung. Dieselbe Vereinigung geschah in Bromberg, doch wurde die Verbindung mit der Posener Gesellschaft abgelehnt. Vorträge und Vortragsreihen, später auch Übungen (nach dem Vorbilde der Universitätsseminare), endlich auch volkstümliche Vorlesungen an den Sonntag-Nachmittagen wurden eingerichtet. Bedeutsam war, daß die Organisation sich über die Provinz ausdehnte. Große Zweigvereine traten ins Leben, zahlreiche kleinere Städte schlossen sich durch Geschäftsstellen an die Hauptgesellschaft an. Der Erfolg, der mit Spannung erwartet wurde, übertraf die Hoffnungen. Die Vortragsreihen wurden von 176 bis zu 610 Hörern besucht, die volkstümlichen Vorträge von 100 bis 800.

Nun sollte dies alles eine dauernde und unerschütterliche Grundlage gewinnen. Hier liegen die Anfänge der Posener Akademie. Posen sollte als die letzte der preußischen Provinzen (Westpreußen bekam gleichzeitig seine Technische Hochschule in Danzig) eine eigene Hochschule erhalten. Aber man meinte, es dürfe keine Universität sein — wegen der ungünstigen Lage in der östlichen Ferne, die schwerlich Studenten anziehen könne, und wegen der Gefahr, die in einem geistigen Vereinigungspunkt großpolnischer Bestrebungen liegen konnte. Es lohnt nicht darüber zu streiten, ob diese Furcht berechtigt war. Jedenfalls ergab sich so das Eigene, daß, mehr noch als die Bibliothek, die Posener Hochschule auf einem neuen Wege das Ziel ihrer Aufgabe suchen mußte. Ein freies Hochstift nach dem Vorbild Frankfurts, an das vorübergehend gedacht wurde, hätte von der Deutschen Gesellschaft getragen werden können. Eine richtige Hochschule aber mußte unbedingt eine staatliche Anstalt sein. Es ist zum ersten Male die Entwicklung, die den ganzen Weg dieser deutschen Arbeit bezeichnet. Ansätze privater und provinzieller Tätigkeit werden durch die Macht des Staates in einer neuen Schöpfung großartig durchgeführt. Es lag soviel darin, daß auch an dieser Stelle nicht etwas Be-

Digitized by Google

kanntes einfach übernommen werden konnte, sondern etwas ganz Neues zu versuchen war. Auch hier eine Anstalt nicht für Schüler, die sich zum Leben ihres Berufes vorbereiten, sondern für das Leben, für das Volk.

In der Sprache unseres gegenwärtigen Tages würde man die Akademie vielleicht eine Volkshochschule nennen, damals sprach man nach englisch-amerikanischem Muster von der Universitätsausdehnungsbewegung. Aber dann war es dies beides auf einer ungewöhnlichen geistigen Höhe, da nämlich die Vorlesungen, in durchaus wissenschaftlichem Geiste gehalten, über das ganze Semester sich erstreckten, wobei das Sommersemester kürzer, das Wintersemester beträchtlich länger als das der Universitäten war. Eine Hochschule für die ganze gebildete Bevölkerung der Stadt, — man dürfte sagen: der Provinz, da auch von auswärts Hörer mit Fahrpreisermäßigungen der Bahn regelmäßig kamen, eine Hochschule, die nicht mit Prüfungen schließt, nicht mit Berechtigungen lockt, — eine Hochschule, die durch nichts anziehen und halten kann als durch das, was sie geistig leistet, — eine Hochschule, die auf die Voraussetzung gegründet ist: es sei für den reifen, längst erwachsenen Menschen, auch bei angespannter Berufsarbeit, ein Bedürfnis, sich wissenschaftlich zu vertiefen — und dies alles als Schöpfung des preußischen Staates, der hier entschlossen eine Bresche legte in den echt deutschen Glauben an die allein selig machende Bedeutung des Examens — das war der mutige Versuch, der dort unternommen ward. Man könnte das kühne Wort wagen: eigentlich wurde dem Begriff des Akademischen hier der volle platonische Sinn zurückgegeben. Denn alles hing an der Persönlichkeit des Lehrers. Er mußte einer der Könner sein, die jenen seltenen Vortrag beherrschen, der, weil er der wahrhaft wissenschaftliche, gerade darum auch der echt volkstümliche ist, — nämlich den Vortrag, der eigene wissenschaftliche Erkenntnis so aus ihren ersten Bedingungen zwingend herleitet, daß jeder gesunde Verstand folgen kann oder vielmehr folgen muß. An der Universität ist diese höchste Art des Lehrens im gleichen Verhältnis mit ihrer Entwicklung zu reinen Hochschulen im Absterben. Darum droht aber auch die Universität die alte Bedeutung für das geistige Leben der Nation zu verlieren. Sie bleibt nicht seine höchste Erzieherin und Führerin in Ideen. Wie bezeichnend, daß dort, wo akademische Arbeit Erhaltung und Steigerung deutschen Lebens sein sollte, ein solcher Versuch, ein Versuch der Wiederherstellung jenes Urbegriffs der Akademie, geradezu erzwungen wurde. Die Anstalt führte mit bedeutsamem Rechte ihren fordernden Namen.

Es war ein geniales Kunststückchen von Althoff, wie er, der dem Landtag nur zwei ordentliche Lehranstalten abgerungen hatte, die Akademie mit 13 Professoren, 4 Dozenten und 12 Beauftragten in ihr erstes Semester treten ließ. Die Vorsteher der schon vorhandenen wissenschaftlichen Anstalten und andere bereits verdiente Männer Posens wurden zu öffentlicher Lehrwirksamkeit bestellt, jüngere Kräfte von außen zunächst mit Lehraufträgen herbeigezogen. Der erste Rektor blieb außerordentlicher Professor in Bonn, wo er beurlaubt war. So blühte das Werk aus dem Bestehenden empor, indem es Neues heranzog, und war doch völlig neu. Seine Lebendigkeit zeigte es in seiner Fähigkeit der Anpassung. Im Anfang bestand sicherlich der Plan, besonders auch dem praktisch-gewerblichen Leben Posens neue Anregung zu geben. Nationalökonomie, Handelswissenschaften und neusprachlicher Unterricht waren daher stark vertreten. Aber der Schwerpunkt der Wirkung lag von Anfang an nicht an dieser Stelle. Die Vorlesungen und Übungen griffen in drei Universitätsfakultäten ein. Unterscheiden wir der Übersicht wegen drei Abteilungen: die staatswissenschaftliche, die philosophisch-geschichtliche und die naturwissenschaftliche, so arbeitete z. B. im vierten Semester die erste mit 7, die zweite mit 9, die dritte mit 8 Lehrern. In demselben Semester gab es in der Staatswissenschaft 12 Vorlesungen und 5 Übungen, im Philosophisch-Geschichtlichen 9 Vorlesungen und 14 Übungen, in der Naturwissenschaft 12 Vorlesungen und 5 Übungen. Die Gesamtzahl der Vorlesungen betrug im ersten Semester 39, die der Übungen 15, im vierten Semester die der Vorlesungen 33, die der Übungen 24. Man sieht, wie es mehr und mehr gelang, die kleineren Kreise angespannter Zusammenarbeit zu bilden. Die stärkste Wirkung aber lag am Anfang und immer in der philosophisch-geschichtlichen Abteilung. So betrug z. B. im dritten Semester die Gesamtzahl der Hörer 1139, von denen 616 Männer, 235 Frauen, 288 Mädchen waren. Von diesen Hörern hörten in demselben Semester staatswissenschaftliche Vorlesungen 729 (Übungen 85), philosophisch-geschichtliche Vorlesungen 2641 (Übungen 295), naturwissenschaftliche Vorlesungen 486 (Übungen 37), wobei zu bemerken ist, daß natürlich die meisten eine Anzahl von Vorlesungen hörten (weswegen die hier gezählte Hörerzahl die Gesamtzahl weit übersteigt). Deutsche Geschichte und deutsche Literaturgeschichte weckten den höchsten Anteil. Wie sehr liegt dies in der Richtung des Gedankens, dem die Akademie geschaffen wurde. Die meist besuchten Vorlesungen hatten nicht nur die meisten Hörer, sondern auch die meisten Männer. Alle Berufe waren vertreten. Die Hörsäle der Akademie haben alle Schichten der deutschen Gesellschaft in Posen zu einer wirklichen geistigen Gemeinschaft zusammengebracht. Auch alle Lebensalter lauschten, Hörer unter 20, aber auch Hörer über 70 und 80 Jahre. Vielleicht waren es die Lehrer und Lehrerinnen, die

Digitized by Google

am meisten anhaltende Treue bewiesen. Aber kein Stand schloß sich aus. Es wird nicht häufig vorgekommen sein, was in Posen geschah, daß nämlich über einen ganzen langen Winter hin eine Vorlesung über Goethes Faust von der gesamten Generalität einer deutschen Großstadt regelmäßig gehört wurde. Auf die Nebenwirkungen der Akademie sei nur mit einem Wort gedeutet, die Ferienkurse, die Vorträge in der Provinz. Im zweiten Winter der Akademie sind 75 Vorträge in der Provinz Posen von Lehrern der Akademie gehalten.

Es war eine glänzende Versammlung, die am 4. November 1903 im Festsaal des Kaiser Friedrich-Museums der Eröffnungsfeier beiwohnte, der Staat in seinen höchsten Beamten und alles, was in Posen Stadt und Provinz in irgendeiner Richtung bedeutend war. Unvergeßlich wie ein Rausch des Glücks bleiben die Tage und Abende, in denen die frohe Empfänglichkeit der geistig so regsamen deutschen Stadt das herrliche neue Gut genoß. Wie ein stiller, anhaltender Jubel trug der Anteil der Lauschenden die ersten Lehrer. Über alle Erwartungen ging der Erfolg. Althoff erklärte im offenen Landtag, daß noch keine deutsche Hochschule mit einer so großen Hörerzahl ihr erstes Semester begonnen habe. Als das herrliche neue Akademiegebäude vollendet wurde, war es, als habe der deutsche Geist mit Akademie, Museum, Bibliothek und Theater sein Haus im deutschen Osten für immer sichtlich errichtet.

Wie ist alles so anders gekommen!

Als der erste Rektor der Posener Akademie 1924 in der polnischen Stadt einen Vortrag hielt, mußte er auf dem Wege zu dem beschriebenen Vortragssaal an der Akademie vorbeigehen. Da sah er die geputzte, fröhlich schwatzende polnische Menge, die zu einem Konzert in dem Festsaal des Hauses ging, das unsere Liebe schuf. Museum, Theater, Bibliothek sind alle polnisch geworden. In der Akademie und dem Kaiserschloß haust die polnische Universität. Schmählicher als irgendwo ist es bei dem Zusammenbruch der deutschen Herrschaft in Posen zugegangen; ist die Führerlosigkeit dem großen deutschen Volke zum Verhängnis geworden, so haben schmählicher als irgendwo in Posen die deutschen Führer versagt. Was hilft es grübeln, ob in jener Arbeit für den deutschen Geist Fehler gemacht sind, ob z. B. die Mutlosigkeit, die dort die Gründung einer Universität nicht wagte, auf die Dauer nicht das ganze Werk erschweren und lähmen mußte. Gewiß — auch dies war Menschenwerk. Ja mehr als das — es war Deutschenwerk. Den Deutschen ist nun einmal der Instinkt des gemeinsamen nationalen Willens so sehr versagt, wie er den Polen im Blute liegt. Sie werden immer dort am meisten sich gehässig zerfleischen, wo die Gefahr für ihr Volk sie am dringendsten aufrufen sollte zusammenzustehen. Und doch! Wenn irgendwo, beweist sich in jenem Posener Werk doch, was Hegel die List der Vernunft nannte. Sie entfaltet und stachelt sogar die menschlichen Leidenschaften und Schwächen, um dennoch gerade auch durch sie ihr Ziel zu erreichen. In jener Arbeit, die in immer kraftvolleren Gebilden den Osten zu einer Heimat des deutschen Geistes machen wollte, hat wahrhaftig die Vernunft deutschen Wesens sich sieghaft ausgewirkt. Polen lebt an jener Stätte geistig von dem, was wir geschaffen haben. Die Welt wird sehen, was es selbst aus jenen deutschen Anfängen zu entwickeln vermag. Aber wir wissen nun auch die deutschen Brüder drüben, die jetzt Auslandsdeutsche sind, ohne die Stütze und den Rückhalt all der geistigen Gebilde und Mächte, die zusammengebrochen sind. Wir wissen sie auf sich allein gestellt und wissen doch zugleich, daß vor allen anderen Völkern das deutsche Volk durch den Geist getragen wird und getragen werden muß. Es ist den Deutschen noch längst nicht genügend bewußt geworden, daß aller deutsche Osten von Ostpreußen bis Schlesien jetzt Grenz- und Pionierland ist, eine Warte und Wacht. Wir Ostdeutschen sollen auch hier von unserm größten Lehrer, dem Kriege und seinen Auswirkungen lernen. Wir sollen uns des ostdeutschen Geistes als einer besonderen Gestalt der deutschen Geistigkeit bewußt werden. Er hat in Lessing, Winckelmann und Herder die ganze gewaltige Vorarbeit für die große deutsche Geisteskultur getan, solange diese Vorarbeit durch das Erkennen geleistet werden mußte. Er hat in Kant das Reich des Geistes nach seinen schöpferischen Kräften ausgemessen und dem Geiste den unbedingten Wert erschlossen in der sittlichen Tat. Er hat in Fichte und in Heinrich von Kleist zugleich den Kantischen Sittlichkeitsgedanken zum Volks- und Vaterlandsgedanken entwickelt und uns in der Hingabe ans Vaterland und seine Einheit des Geistes den höchsten Sinn des Lebens erkennen lassen. Wenn das deutsche Volk jetzt in Inbrunst nach dem Führer sich sehnt, der es in der Einheit des Geistes und des Willens zusammenschließt, mag er aus dem deutschen Osten kommen! Mag er die ganze Größe der deutschen Gefahr begreifen, weil er sein Volk begreift! Dieses Volk ist nicht entsprungen im Kampf um die Macht und die äußeren Güter der Erde, sondern es entsprang aus dem Geiste. Nur aus dem Geiste kann ihm die Erneuerung kommen. Der deutsche Geist bedeutet die Einheit aller deutschen Stammesgenossen auf der Erde. Die Höhe des geistigen Lebens ist für die Deutschen Bedingung ihres Daseins.

Digitized by Google

Das Grab der Anar Kali in Lahore

Granatenblüte war ihr Name,
Doch wußte niemand,
Ob ihr Herz — ob ihr Gesicht
Den schönen Ruf verdiente.

Bis an die Knie fiel ihr schwarzes Haar,
Und schwarze Jasminblüten strahlten ihre Augen,
Denn sie war heute fünfzehn Jahr.
Und die Geliebte,
Die sehr Geliebte
Im Harem von Akbar.
Noch spielten ihre jungen Glieder,
Wie junge Kätzchen sich am Spielen freuen.
Noch leuchtete die Stirn den frühen Himmel,
Den Kinder wissen, ohne zu bereuen.

So lag sie in dem reichen Prunkgemache
Des großen Königs, eingehüllt
In weichen, gelb und grünen Seiden,
Verhängt mit Perlen, Goldgeschmeiden,
Bedeckt mit weißem, luft'gem Schleier,
Auf dem sich der Gestirne Leier
Wie hingestreut funkelnd ergoß
Und über ihre feinen Glieder
Hin wie ein Traum aus Sommernacht verfloß.

Der König, alt und streng, sah voller Güte
Auf dieses Kind und rief: „Granatenblüte!"

Ihr Kopf lag angelehnt an seinem Arm
Und sie erhob den Blick — — —
Flieht manchmal wohl ein Engel fort,
Und hinter uns steht das Geschick?

Der schwere Vorhang zitterte und flog zur Seite:
Salim trat ein, der Prinz, mit seinem Hofgeleite.

Und über ihre jungen Züge ging ein Leuchten,
Wie bei des frühen Morgens erstem Wehen — — —
Dann war es wieder, als sei nichts geschehen.

Was war denn auch? Der Prinz kam jeden Tag. —
Die Diener lagen sorglos auf den Knien. —
Er grüßte seinen Vater, und er sprach,
Der schöne Prinz! Prinz Salim, der Erwählte!

Doch Akbar schwieg. Ein Schweigen — — —
Solch ein Schweigen!!
Da wußte sie, im Spiegel an der Wand
Hatte das Licht der Liebe sie verraten —
Auch er, der Prinz, verstand.

Die Sklaven führten sie hinweg,
Zur selben Stund'
Führten sie Steine auf im Rund,
Und sie stand aufrecht und allein —
Sie mauerten sie lebendig ein.
Kein Klagen floß aus ihrem Mund,
Nur einmal klang ein leises Weinen,
Das Licht wollte nicht mehr erscheinen.

Ein junger Sklave sah noch einmal auf,
Bevor der letzte Stein sich fügte:
Sie stand noch gerade, wie ein junger Baum,
Sie sah noch zögernd wie in einem Traum.

Dann war es Nacht
Und still
Und rund
Der kleine Turm von Stein
Mit dem lebendigen Gebein.

Auf ihrem Grabstein aber schnitten sie
Die neunundneunzig Namen Gottes ein.
Und sie war fünfzehn erst und sehr allein.

D. von Goldacker

Digitized by Google

Die Stubenvoll-Gesellschaft

Von Dr. G. J. Wolf

Die Münchner Künstlergeselligkeit ist aus dem Gesamtbild des Münchner Kunstlebens nicht wegzudenken. Sie ist für die Entwicklung der Münchner Kunst fast so wichtig wie das Malen und Modellieren selbst. In den geselligen Künstlerzirkeln, die uns aus dem älteren München bekannt sind, in den Kreisen von „Stubenvoll", „Neu-England", „Leimsudia", „Künstler-Sänger-Verein", „Jung-München", „Kassandra" und „Allotria", keimten nicht nur für die Geselligkeit, sondern für die Kunst selbst fruchtbare Ideen; künstlerische Fragen von Belang wurden aufgerollt und in oft recht hitzigen Debatten geklärt, vor allem aber waren hier Heimstätten herzerhebender Begeisterung und des Enthusiasmus, treuer Berufsfreundschaft und Hilfsbereitschaft, die den Mut zu neuem Schaffen gab und die Sicherheit, eingebaut zu sein in eine Gemeinsamkeit, die, auch soweit sie den künstlerischen Beruf betrifft, unsere Zeit nicht mehr kennt.

Die „Stubenvoll"-Gesellschaft war um 1840 die erste und vornehmste, man kann fast sagen: die ausschließliche Künstlervereinigung Münchens. Was vorausgegangen war, die Bündnisse der romantischen Mondscheinbrüder, die sich in Schwanthalers Gesellschaft „Humpenburg", unmittelbar neben seiner Werkstätte an der Lerchenstraße gelegen, zu fröhlichem Tun zusammengefunden, oder die stark ins Religiöse einschlagende „Gesellschaft zu den drei Schilden" waren abgeblüht. Und die „120 berühmten und namhaften" Künstler Münchens, von denen Daxenberger 1840 in seinem „Münchner Hundertundeins" spricht, fanden sich eben in der „Stubenvoll"-Gesellschaft zusammen. Woher die ihren Namen hat? Nicht etwa, weil die Stube, wo sich die Künstler trafen, tatsächlich Abend um Abend voll war, sondern aus dem viel prosaischeren Grunde, weil man bei dem Stubenvoll-Bräuer zusammenkam, der am Anger, einer Gegend mitten in der Stadt, aber damals wie heute still und heimlich, sein Anwesen hatte. Von etwa Mitte der 1830er Jahre an versammelte man sich hier, nachdem man bis dahin im Kaffeehaus von Findel an der Dienersgasse getagt und genächtigt hatte. Ein verhältnismäßig enger, altdeutsch ausgestatteter Raum diente als Versammlungslokal; man hatte ihn mit Statuetten berühmter Meister, mit Humpen und Zierat aufs reichste und originellste ausgeschmückt. In der verräucherten Stube ging es, trotz einer gewissen altväterischen, biedermeierlichen Grandezza, die sich in der Pflege der Stammkrügel und der mit Fidibussen in Brand gesetzten Pfeifen manifestierte, hoch her. Die Namhaftesten und Trinkfestesten der Schar waren Bürkel, Heinlein, Petzl, Haushofer, Albert Zimmermann, Dürck, Dietz, Monten, Flüggen, Seibertz, Ruben, Klotz, Morgenstern, Altmann, Kaiser, Xaver Schwanthaler, Kirner, um wenigstens einige zu nennen.

Um das Jahr 1840 kam aus Worms ein junger Maler und Lithograph, Friedrich Wilhelm Schoen mit Namen, nach München, wurde hier seßhaft, trat in die „Stubenvoll-Gesellschaft" ein und blieb bis zu seinem Tod im Jahre 1868 ein wohlgelittenes und angesehenes Mitglied der Münchner Künstlerschaft. Dieser Friedrich Wilhelm Schoen hat im Jahre 1844 ein für uns Spätere außerordentlich aufschlußreiches, anziehendes Gemälde der Stubenvoll-Gesellschaft gemalt, das etwa fünfzig Künstlerbildnisse enthält. Es ist in ungezwungener Komposition gemalt und koloristisch durch die luministischen Effekte bedeutsam. Das Format des Bildes ist respektabel, es mißt 92 Zentimeter in der Höhe, 119 Zentimeter in der Breite, und so läßt sich, da das Gemälde dank seiner gediegenen Malweise sich in vorzüglichem Zustand befindet, manches der Bildnisse noch bestimmen. Natürlich konnten nicht alle hier Porträtierten „agnosziert" werden; es herrscht auch über manches der Bildnisse Meinungsverschiedenheit. Erfreulicherweise hat aber schon vor etwa zwei Jahrzehnten die Historische Kommission der Münchner Künstlergenossenschaft sich an einige der ältesten Münchner Maler gewandt, an Peter Herwegen, der auf dem Bild selbst dargestellt ist (es ist der am rechten Bildrande stehende, auf ein Blatt niederschauende Mann), und an Julius Frank, und so gelang es, über einen großen Teil der Dargestellten authentische Angaben zu erhalten. Wir wissen jetzt, daß der Redner im Mittelgrund, der das Horn erhebt, der Maler Feodor Dietz ist, ein Wortführer der Gesellschaft; ihm zur Linken stehend und zu ihm aufblickend sieht man die berühmten Maler Christian Morgenstern, den „Entdecker" Dachaus, und S. Habenschaden, Tiermaler und Tiermodelleur, dem zu Ehren heute noch im schönen Monat Mai die Habenschadenfeier in Pullach im Isartal mit einer morgendlichen gesungenen Messe und einem

Digitized by Google

abendlichen Maitrunk begangen wird. An dem Tische im Mittelgrund sitzt vorne der ausgezeichnete Genremaler Karl von Enhuber und schwingt den Pokal, der Hemdärmelige, sein Nachbar, ist der Lithograph Kohler, zwischen beiden erblickt man die Köpfe von Vermersch, einem Architekturmaler, und Dietrich Monten, dem berühmten Schlachtenmaler. Der Hemdärmelige auf der anderen Tischseite ist der Bildhauer Xaver Schwanthaler, der Vetter und Mitarbeiter des berühmteren Ludwig Schwanthaler, des Bavaria-Plastikers. Ganz links, seitlich von dem riegelhaubengeschmückten Schenkmädchen, hat sich Schoen selbst porträtiert. In der entferntesten der drei „Kojen", ganz links, sitzen die „Prominenten" beisammen: vom Kerzenglanz voll umstrahlt Friedrich von Gärtner, der große Architekt, damals Direktor der Kunstakademie, neben ihm Albrecht Adam, Ludwig Lange, Heinrich Bürkel und Wilhelm Kaulbach, der auf diesem Bild im Aussehen ein wenig an Friedrich Hebbel gemahnt. In der Koje der Sänger gibt der stehende Hofkapellmeister Stunz Takt und Ton an. Hier sitzt und singt einer mit begeistert-beseligtem Gesicht, das vom Strahl der Kerze voll getroffen wird: es ist der begabte, leider zu Unrecht vergessene Bildnismaler Grotefend. Ihm zur Seite, Stunz zugekehrt, sitzen in einer Reihe die Maler Kaltenmoser und Altmann und der famose Seibertz, der in München mehr noch als durch seine „Faust"-Illustrationen durch seine Maske bei dem Wallensteinfest der Künstlerschaft vom Jahre 1835 berühmt war: er erschien damals als überraschend „echte" dralle Marketenderin. Der dem Betrachter den Rücken wendet, aber doch noch im verlorenen Profil erkennbar, ist Gisbert Flügen.

Einen vermisse ich auf dem Bild, der sich damals schon der Malerei zugekehrt hatte: Karl Spitzweg. Er wohnte gleich neben dem Stubenvoll-Bräuer am Heumarkt, vier Treppen hoch, und sprach hier herüben bei seinen Kollegen gern zu. Jedenfalls ist das Bild aus dem biedermeierlichen Geist des frühen Spitzweg heraus entstanden, wenn es auch anders ist nach Art und Ausdruck. Aber die Atmosphäre ist die gleiche: jenes unwiederbringlich verlorene gute, alte München der Zeit Ludwigs des Ersten, da ein echter, warmherziger Künstlergeist umging und das Kulturbild der Stadt bestimmte.

Evoe!

Wenn wir im Bacchantenzuge reigen
Toll, solang wir jung und rot,
Wird der Genius nicht die Fackel neigen, —
In zypressendunkles Asphodelosschweigen
Führt uns einst des Fergen stilles Boot.

Hold im Tanze grüßen uns die Horen,
Junge Glieder glühn im warmen Licht,
Trinkt das Leben ein mit allen Poren;
Denn zur Freude sind wir auserkoren,
Pans, des Gottes, Flöte schweigt noch nicht!

Hellas Sonnenwelt, du ideale,
Unverblichen steh'st du strahlend da!
Reichst du uns die volle Silberschale,
Nektar und Ambrosia zum Mahle,
Sind wir den Olympiern selig nah.

Laßt das Lebenslied uns jauchzend singen,
Das den sauren Greisen nicht gefällt:
Unser Priesteramt ist Freude bringen,
Rosen um die stolze Stirne schlingen,
Schönheit tragen in die graue Welt!

Eberhart v. Zelewski-Waldenburg

Digitized by Google

Die Stubenvoll-Gesellschaft. Gemälde von Friedrich Wilhelm Schoen
(München, Leihgabe der Neuen Pinakothek)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie das Geld entstand

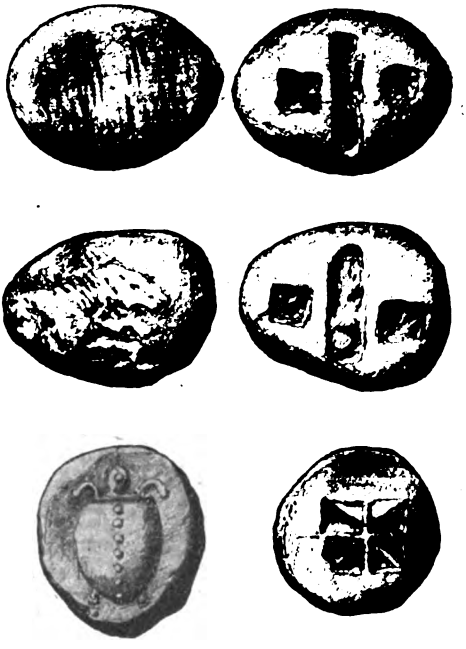
Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Jaekel

Bei der Bedeutung, die das Geld in unserem Dasein erlangt hat, sollte eigentlich die Frage, wie es entstand, für jeden Gebildeten recht naheliegen. Aber von diesem Problem ist bisher nur selten die Rede gewesen.

Friedensburg, einer der wenigen, die auch die kulturgeschichtliche Seite der Münze behandelt haben, stellt zwar einige Ansichten zusammen, wie das Geld entstanden sein könnte, aber die Verlegenheit versteckt sich dabei in jeder Zeile. Er spricht davon, daß das Geld sofort als monopoles Machtmittel die Ruhmestat eines Herrschers gewesen sein könnte, daß auch die Frau eines solchen, Demodike, als Erfinderin des Geldes genannt wurde, daß sogar „mit gutem Grunde" die Priester der Aphrodite in Cypern als Erfinder von Geldstücken bezeichnet würden, und daß schließlich auch nicht ganz ohne Grund die Kaufleute die Ehre beanspruchten, das Geld erfunden zu haben. Dazu kommen dann äußerst verlegene Hinweise auf die Entwicklung des Geldes in China, das dort angeblich schon um 2800 v. Chr. erfunden sei, aber so merkwürdige Dinge umfasse, daß wir aus den Formen dieses Geldes nichts lernen könnten. Mir scheint nun gerade das Gegenteil zutreffend, daß uns die Münzentwicklung Chinas die Lücken ausfüllt, die die Entstehung des Geldes in unseren Gebieten aufweist. Ich möchte also das Problem gerade durch Hinzuziehung der chinesischen Münzverhältnisse einer allgemeineren Klärung zuführen.

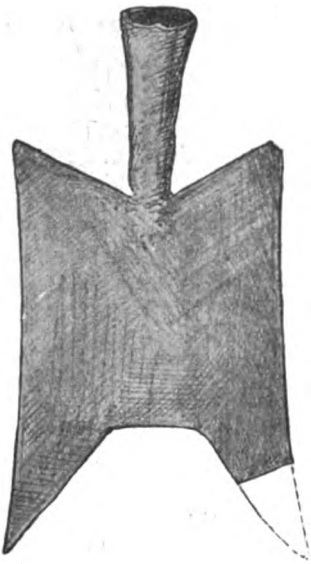
Wir wissen heute, daß außer Meteoren und den üblichen Niederschlägen nichts „vom Himmel fällt", und das meiste, was da ist, aus recht unbedeutenden Anfängen ganz allmählich entstand. Auch das ist eigentlich noch zuviel gesagt, denn was uns auch in unsern heutigen Verhältnissen zu entstehen scheint, das ist in der Regel schon lange in allgemeinerer Form oder etwas anderer Gestalt dagewesen und hat nur einmal eine neue Form, einen neuen Ausdruck gefunden, so daß es der Allgemeinheit plötzlich auffiel. Es ist auch mit den Dingen unseres menschlichen Daseins nicht anders als mit allen Errungenschaften und Fortschritten des tierischen und pflanzlichen Lebens, jedes Wesen und jedes Organ hat schon seinen Vater gehabt, und es sieht nur neu aus, wo es zum erstenmal sichtbar hervortritt.

So muß auch das Geld seine Vorläufer gehabt haben, und seine Urform muß da zu suchen sein, wo immer seine eigentliche Bedeutung lag — im Handel. Es ist das erste Kind des Handels, aber wir dürfen dabei natürlich nicht an Börsenspekulationen und Ultimo-Regulierungen denken, sondern an die Urform des Handels, das Tauschgeschäft. Von den Forschungsreisenden sind die verschiedenartigsten Dinge als Tauschmittel beobachtet worden. K. Weule hat in seinem Büchlein „Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge" eine anschauliche Darstellung solcher Dinge gegeben, die bei den Urvölkern in mehr oder weniger bestimmter Form als Tauschmittel oder Wertmesser dienen. Von der bekannten Kauri-Schnecke, die von den Malediven aus allmählich Südasien und Afrika eroberte, und ähnlichen Naturformen, dem Schweinegeld in Neu-Mecklenburg, für das man auch eine Frau kaufen kann, Zähnen, Perlen, Perlmutterringen, Teeziegeln und Salzbarren bis zu dem fast unbeweglichen Mühlsteingeld von Yap werden uns da alle erdenklichen Gegenstände als primitive Tauschmittel vorgeführt.



Die ältesten Goldmünzen unseres Kulturkreises aus Kleinasien (Lydien) und Ägina (untere). Die obere nur mit Einschlägen, erste Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr.; die mittlere mit einem Löwen, zweite Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr.; die untere mit dem Bild einer Schildkröte, 650 bis 600 v. Chr.

Digitized by Google



Alte große Spatenmünze mit hohlem Stil ohne jede Inschrift. Nach chinesischen Abbildungen

Ob es viel nützt, diese unerschöpfte Mannigfaltigkeit nach rein theoretischen Gesichtspunkten zu ordnen, wie das H. Schurtz, Bücher und andere versucht haben, lasse ich dahingestellt. Zwei Momente scheinen mir für die Entstehung von solchen Tauschmitteln sicher zutreffend. Das eine ist die unbestreitbare Tatsache, daß die Wertobjekte der Natur ungleichartig verteilt sind und ihren Austausch wünschenswert machen, das andere liegt in der Arbeitsteilung, dem stärksten Hebel allen Fortschrittes. Zunächst wurden im engen Kreise alle notwendigen Gebrauchsgegenstände selbst gemacht. Dann aber erhöhten Übung und ererbte Geschicklichkeit allmählich die Leistungen einzelner oder ganzer Stämme und verschaffte ihrer Qualitätsware einen Vorzugswert. Da nun die meisten „Reflektanten" dem Besitzer oder Verfertiger der begehrten Ware nicht die Gegengabe bieten können, die dieser benötigt, so mußten von den Tauschmitteln diejenigen zu höherer Bedeutung gelangen, die allgemeiner begehrt waren.

Sobald sich also der lokale Tauschverkehr zum großzügigeren Handel erhob, dann konnten nur noch allwertige Dinge als Tauschmittel dienen und zu Sachgeld werden. Die dazu geeigneten Tauschmittel mußten von den meisten begehrt, dauerhaft und leicht transportabel sein. Diese drei Momente bedingen die Auslese, die unter den Tauschmitteln eines Landes hier so und dort anders getroffen wurde und nur wenige zu Sachgeld werden ließ. Leicht verderbliche Früchte sind nicht dauerhaft, die Mühlsteine von Yap nicht transportabel, und der Grad der Bewertung hing natürlich von mancherlei besonderen Bedürfnissen ab. Im Norden waren Felle und Pelze, im Süden Wassermelonen vorzuziehen; und in Asien erfreute sich der chinesische Tee der größten Beliebtheit. Auch im Schmuck wechselt die Mode. So aber erlangten z. B. in Hochasien der „Ziegeltee", in anderen Gebieten Edelsteine und Perlen, vor allem Gold und andere Metalle allgemeinen Wert.

Dieses Sachgeld wurde nun aber durch ein weiteres Moment nochmals gesichtet. Der Hauptzweck des Geldes im Handel: jede Ware möglichst schnell und ohne Umstände erwerben zu können, ließ natürlich dasjenige Sachgeld bevorzugen, das teilbar war, so daß man damit jede Ware ihrem Wert entsprechend bezahlen konnte. Wir schelten den Kaufmann, der nicht wechseln kann und damit das Geschäft aufhält. Gerade im Handel um wertvollere Dinge, besonders also im Außenhandel, mußten edle Metalle, die allgemein begehrt waren, die im kleinen Umfang großen Wert bargen und also auch leicht transportabel und unveränderlich waren, zur echten Geldbildung am meisten geeignet sein. Heute haben wir zum Wechseln große und kleine Münzen, damals schnitt man sie sich nach Bedarf zurecht. Dazu eigneten sich am besten Golddrähte — wer keinen „Draht" hat, ist auch heute noch ein armer Teufel. Wir kennen solche Golddrähte aus verschiedenen Funden, wo sie auch in diesem Sinne

Primitive Spatenmünze aus China mit zusammengedrücktem hohlem Stiel und bisher nicht entzifferter Inschrift. 2/3 der Originalgröße. (Samml. Jaekel)

Digitized by Google

gedeutet wurden. Die Teilbarkeit macht sie bequemer als die Goldringe, die man ebenfalls fand und wohl mit Recht als primitives Sachgeld deutete. Oft wurde Gold auch in Würfel gehackt als Geld benutzt, wie das auch lange Zeit in China der Fall war.

Aus dem babylonischen Gebiet, der Wiege unserer heutigen Allerweltskultur, hatte schon früh ein festes Maß- und Gewichtssystem seinen Weg zu den Völkern unseres „Altertums" gefunden, und es liegt nahe, daß nun edle Metalle und daraus verfertigte Gegenstände nach Gewicht bewertet und verkauft wurden. Wo also Gold vorhanden oder im Tauschhandel erreichbar war, wurde es „zu Geld gemacht", und dieselbe Rolle spielten anderwärts Silber und gelegentlich anscheinend auch Kupfer, cuprum, das zuerst in Cypern gefunden war und daher seinen Namen bekommen hatte. In Italien fand man davon eine große Masse barrenartiger Stücke, die wohl als Geld gedient haben.

Drei Spatenmünzen von entarteter Form, China. Die linken etwa um 300 v. Chr., die rechte aus der Zeit von Wang Mang 19 bis 22 n. Chr. (Sammlung Jaekel)

Von solchen edlen Metallstücken zum geprägten Geldstück, zur echten Münze, war nur noch ein Schritt, der dadurch veranlaßt wurde, daß die kleinen Stadtrepubliken oder die früheren Herrscher im Reiche des Krösus um 700 die Geldausgabe monopolisierten und ihr Geld zu diesem Zwecke mit einem Stempel oder einem Abzeichen versahen. So kamen Tierbilder als Stadt- und Dynastie-Symbole auf diese Geldstücke, wie die ältesten uns bisher bekannten Münzen aus Kleinasien und der Insel Agina bezeugen. Jene ältesten kleinasiatischen Münzen sind übrigens aus einer in der Natur gefundenen Mischung von Gold und Silber hergestellt, die man wie unsern Bernstein als Elektron bezeichnete. Friedensburg gibt an, daß um 450 schon alle größeren Städte und Staatswesen des griechischen Kulturkreises ihre Münzen besaßen, die auch um diese Zeit durch Bilder von Göttern und allegorischen Gestalten künstlerischen Schmuck erhielten.

Gold-, Silber- und Kupfermünzen gehen dann meist nebeneinander her, und besonders handliche und dem Handel gut angepaßte Geldstücke haben bisweilen weit über ihr eigentliches Heimatsgebiet Wert und Bedeutung erlangt. War es im Altertum der schon erwähnte Obolus, so wurden es bei uns die Dukaten und vor allem unser Taler, der eigentlich die glänzendste Karriere von allen Münzen gemacht hat. Ursprünglich im Revier des sächsischen Erzgebirges in Joachimstal entstanden, breitete er sich als Joachimstaler aus und wurde kurzweg zum Taler. Als „Maria-Theresientaler" eroberte er große Teile Afrikas, als Dollar hat er dann die Vereinigten Staaten auf den Schwung gebracht und als mexikanischer Dollar ist er jetzt wieder die Hauptmünze in Ostasien geworden.

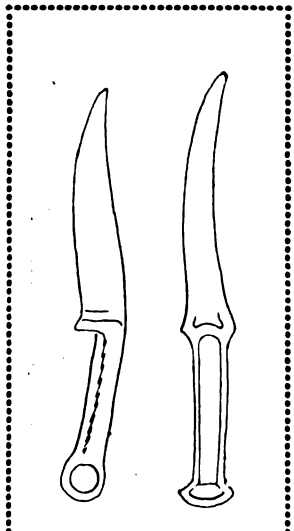
Wo Metallgeld hinkam, verdrängte es schnell einheimische Zahlungsmittel. Wir wissen aus unsern Kulturgebieten nur, daß der bekannte Obolus ursprünglich einen „Speer" oder wohl eine Lanzenspitze bedeutete, die offenbar zunächst wie bei unsern Altvordern in der Bronzezeit mit bestimmtem Gewicht als Sachgeld gedient hatte. Das altrömische Wort ‚pecunia' kommt von pecus = Vieh und dieses lebt wieder in England als „Fee" im Sinne von Geld weiter.

Wir sehen aus alledem, daß wir in unserem europäischen Kulturkreise, zu dem heute ja beinahe die ganze Erde zu rechnen ist, so schnell „zu Gelde gekommen" sind, daß uns außer den Namen von Pecus und Obolus fast nichts aus der Urgeschichte des eigentlichen Geldes überkommen ist.

Mit dieser im ganzen einfachen Ent-

Digitized by Google

wicklung des Geldes an den Ausgangspunkten der heutigen Weltkultur scheint nun die Entwicklung des Geldes in China auf den ersten Blick unvereinbar. Ich erwähnte schon oben einen Hinweis von Friedensburg auf China, wo das Münzgeld angeblich schon um 2800 entstanden sein soll und wo es scheinbar so abweichende Wege einschlug, daß es uns, wie Friedensburg sagte, für unser Problem der Münzentwicklung „nichts zu geben" habe. — Die Tradition der Chinesen reicht bis in das dritte vorchristliche Jahrtausend zurück und sie meinten sogar, daß ihre ganz wunderbar geformten und reich ornamentierten Bronzegefäße schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend entstanden seien. Das hatten wir ihnen bisher allgemein geglaubt und deshalb gemeint, daß die Chinesen um jene Zeit schon auf einer viel höheren Kulturstufe standen als alle anderen Völker unseres „Altertums". Diese hohe Meinung ließ uns dann auch vieles andere glauben, was uns von ihnen berichtet wurde, zumal wir auch mit ihnen das Alter ihrer alten Schriften weit überschätzten.



Bronzemesser aus den scythischen Grabhügeln der späten Bronzezeit aus Südrußland und Südsibirien (nach Minns)

Ich glaube für die höchsten Blüten ihrer Bronzekultur, die sogenannten Sakralgefäße, den Nachweis erbracht zu haben, daß sie nicht den vorchristlichen Jahrtausenden entstammen konnten, sondern dem ersten nachchristlichen Jahrtausend zugeschrieben werden müssen. In vorchristlicher Zeit gab es überhaupt noch keinen spezifisch-chinesischen Ornamenten-Stil, und die älteren Kunstformen lassen sich auf relativ späte Formen Vorderasiens bzw. der östlichen Mittelmeerkultur zurückführen.

So müssen wir auch die chinesische Tradition über ihr ältestes Geld mit größter Vorsicht aufnehmen. Das ist in dem bekannten Werk von Terrien de Lacouperie auch insofern geschehen, als wohl alle Angaben, die in das zweite und dritte Jahrtausend vor Christi zurückgreifen, in das Reich der Fabel verwiesen sind. Immerhin gibt Lacouperie für die Lebensdauer der bekannten alten Münzformen nach chinesischen Angaben noch folgende Zeiträume an:

Messermünzen:			
große	670	bis 221	v. Chr.
kleine	317	„ 228	v. „
dicke	7	„ 10	n. „
Spatenmünzen:	600	„ 350	v. „
Kleidermünzen:			
Sattelform	665	„ 345	v. „
übliche Form	475	„ 221	v. „
neue dicke Form	10	„ 14	n. „
Rundmünzen:			
mit rundem Loch	660	„ 336	v. „
mit eckigem Loch	523	„ 221	v. „
Geisterkopfmünzen	613	„ 590	v. „
kleine Goldwürfel	1091	v. „ 200	n. „

Schon die Genauigkeit dieser Zahlen mußte starkes Befremden erregen, denn wer würde wagen, in unseren Münzgebieten derartig genaue Zahlen für das Auftreten der ältesten Formen anzugeben, zumal diese in China meist nur den Wert und Ort ihrer Geltung angeben. Wer will in dem Riesenreich, das doch fast noch unerforscht ist, sagen, wann eine Form zuerst auftauchte, wie lange sie irgendwo in Geltung blieb. Aber der Chinese hält es für unhöflich, auf eine Frage keine Antwort zu geben, und so ist auch jede Frage nach dem Alter der einzelnen Münzsorten ganz genau beantwortet worden.

Es gibt aber auch viele sachliche Gründe, die Chronologie dieser alten Münzen zu bezweifeln, so vor allem, daß ihre Aneinanderreihung oft allen Wahrscheinlichkeitsregeln der Entwicklungslehre widerspricht, und daß es sich mehr und mehr zeigt, daß diese auch für China volle Geltung beanspruchen können. Ich kann hier auf Einzelheiten nicht eingehen, glaube aber, die folgenden Tatsachen reden eine so klare Sprache, daß wir sie unbedenklich der chinesischen Auffassung gegenüberstellen können. Ich verweise darauf, daß diese im 10. Jahrhundert entstand und daß die sehr reiche Sammlung chinesischer Münzen im Britischen Museum Münzen, deren Alter mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vor 400 v. Chr zu datieren wäre, wenigstens nach dem Katalog von Lacouperie, auch nicht besitzt.

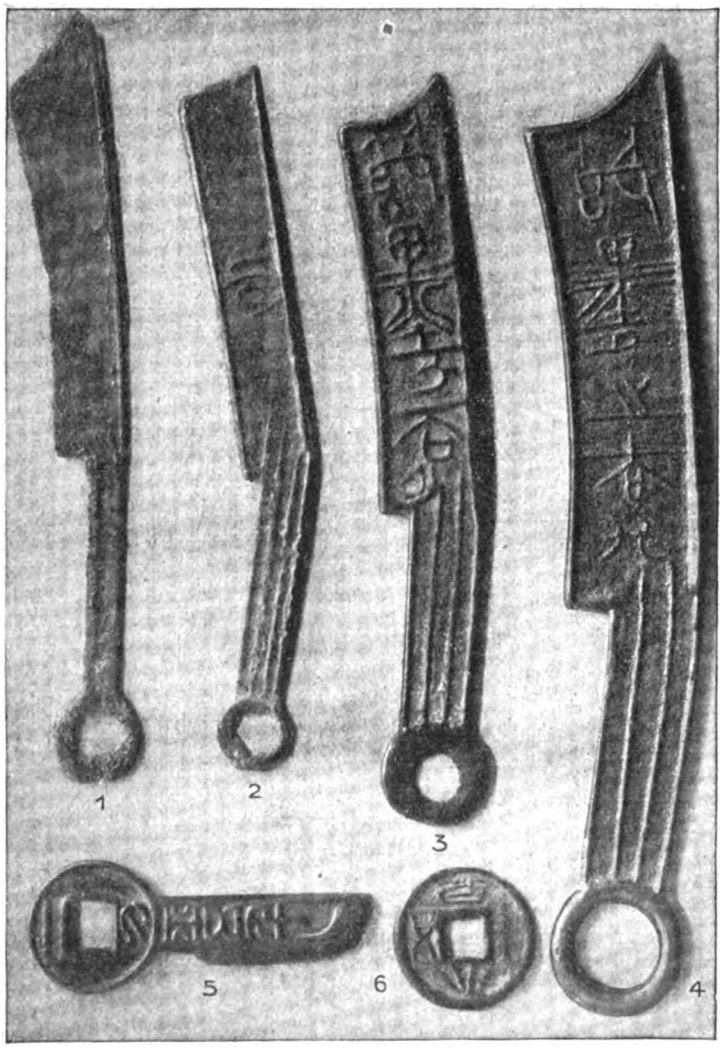
Das Wesen dieses alten chinesischen Metallgeldes liegt darin, daß die meisten dieser Münzen unverkennbare Gebrauchsgegenstände waren: Messer, Spaten, kammartige Sägen, Glocken und hufeisenförmige Platten,

Digitized by Google

deren Entstehung noch nicht geklärt ist. Nur drei Geldsorten machten davon eine Ausnahme, erstens die Goldwürfel, zweitens die sogenannten Geisterkopfmünzen und die runden Münzen, die wohl von vornherein echte Münzen waren. Aber diese sind zunächst so selten, daß sie gegenüber den andern, den Messer-, Spaten- und Kleidermünzen, stark zurücktreten. Das Wesentliche sind also die gemünzten Gebrauchsgegenstände.

Die verbreitetste und typischste Form des altchinesischen Geldes ist die Spatenmünze. Eines der ältesten uns bisher bekanntgewordenen Stücke habe ich abgebildet. Sie ist in ihrer ganzen Form noch ein echter Spaten mit hohlem Schaft und praktisch geformter Schaufel. Sie ist auch noch 14 Zentimeter lang, also etwa so groß wie die Schippen, die unsere Kinder am Badestrand verwenden, aber ihr Schaft ist ziemlich flach, so daß man in die schmale Öffnung kaum noch einen Stiel stecken könnte. Und daß es kein Spaten, sondern eine echte Münze ist, ergibt sich klar aus ihrer Aufschrift. Freilich hat mir noch keiner von unseren Sprachforschern diese alten Schriftzeichen entziffert, aber sie entsprechen in ihrem Habitus so genau den enträtselten Beschriftungen jüngerer Spatenmünzen, daß sie offenbar wie diese auch eine Wertbezeichnung und den Stadtkreis bedeuten, in dem sie Geltung gehabt hat.

Wir kennen einige Stücke, die insofern noch primitiver sind, als sie keinerlei Aufschrift zeigen und doch wohl zum praktischen Gebrauch schon zu klein waren. Sie bilden den Anfang der Umbildung eines allseits nützlichen und deshalb allgemein brauchbaren Gerätes in ein landläufiges Sachgeld. Unser Spaten ist aber bereits unbestreitbares Geld. Es ist klar, daß von diesen Spatenmünzen die am ursprünglichsten sein müssen, die dem Gebrauchsgegenstand, dem Spaten, am ähnlichsten sind, und das gilt nicht nur für die auch von Lacouperie als



Messermünzen aus China. Abb. 1 bis 4 aus vorchristlichen Jahrhunderten, Abb. 1 mit scharfem Schneiderand, ohne Inschrift. Abb. 2 mit verdicktem Schneiderand und dem Zeichen der Stadt Ming in Shantung. Abb. 3 kleine, Abb. 4 große Messermünze von Tsi-moh in Shantung um 300 v. Chr. Abb. 5 gekürzte Messerform mit verdicktem Ring unter Kaiser Wang Mang, 19 bis 22 n. Chr., Abb. 6 Käsch, die übliche Ringmünze bis in unsere Zeit. Etwa 2/3 der natürlichen Größe. (Sammlung Jaekel)

Digitized by Google

Spatenmünze aufgefaßte Form, sondern auch für die Gewichts- oder Sattelmünzen und die Kleidermünzen. Alle diese sind als Spatenmünzen wohl nur nach dem Grade ihrer Entfernung von dem Urtypus eines Spatens zu ordnen.

Über die Herkunft dieser Münzen, d. h. ihren einstigen Geltungsbereich und wahrscheinlich also auch ihre Herkunft, geben die Aufschriften einigen Aufschluß. Danach stammt Fig. 2 und 4 aus der Provinz Shansi und 3 aus der südlich anstoßenden Provinz Honan. Auch in Shantung finden sich diese Münzen. Die Städte, deren Namen die älteren dieser Münzen tragen, verweisen als Geltungszeit auf das 4. Jahrhundert. Die jüngsten, wie Fig. 5, sollen angeblich durch eine längere zeitliche Lücke von den älteren getrennt und ihre Form später von einem Herrscher Wang Mang wieder hervorgeholt sein. Das scheint wenig glaubhaft, daß so unhandliche Münzen von neuem wieder eingeführt sein sollten, nachdem sie bereits aus dem Verkehr gekommen waren. Dazu waren es doch zu landläufige Dinge, als daß ein Reformator wie Wang Mang zu so unhandlichen Formen zurückgegriffen haben sollte. Trotz mancher Abschaffungsedikte werden also wohl die alten Formen bis zum Erscheinen der letzten im Gebrauch geblieben sein. Bemerkenswert ist es nun, daß diese Spatenform als Münze von Ostasien offenbar über die Behringstraße nach Amerika gelangte und nach Baron v. Nordenskiölds Forschungen im südlichsten Amerika noch tausend Jahre später als Geld im Umlauf gewesen ist. Die Form ist dabei nur insofern abgeändert, als Schaft und Fläche gewöhnlich nicht nur von einem, sondern von zwei Löchern durchbohrt sind.

Das Messergeld ist so typisch in seiner Form als Messer, daß es als solches nie verkannt werden konnte. Aber über den Gang und inneren Zusammenhang seiner Entwicklung scheint mir eine Revision der chinesischen Auffassung nötig. Ich habe die wichtigsten Formen dieses Geldes zusammengestellt, und ein vergleichender Blick auf diese Formen scheint mir klarzustellen, daß der abgebildete große reich beschriftete Typus unmöglich der älteste sein kann.

Wir kennen aus Südrußland bis zum Altai im südlichen Sibirien eigentümliche prähistorische Grabhügel, die oft noch von einer eigenartigen Steinfigur gekrönt sind. In diesen haben sich unter vielerlei andern Dingen der späteren Bronzezeit und einigen der Eisenzeit mehrfach Bronzemesser gefunden, die mit den einfacheren Formen des chinesischen Messergeldes augenfällig übereinstimmen. Meine Figuren bestätigen wohl ohne weiteres diese schon mehrfach geäußerte Ansicht. Die Gesamtform, der Ring, die Knickung lassen darüber keinen Zweifel.

Auch daraus ergibt sich klar, daß die Formen 1 und 2 unserer Abbildung dem realen Ausgangspunkt am nächsten standen. Die einfachste Erwägung lehrt aber auch, daß Messer, deren Schneide wie der Rücken von einem verdickten Rande umzogen sind, von der Urform wesentlich weiter entfernt sind als solche, wo diese noch scharf und gebrauchsfähig ist. Auch die Art, wie die Griffleisten bei den späteren Formen auf die Klinge übertraten, wie die Beschriftung einsetzt und vermehrt wird, zeigt spätere Phasen ihres Entwicklungsganges.

Als letzte dieser Messerformen erscheint der Typus, der sich von den älteren grundsätzlich unterscheidet, weil seine Klinge nur ganz kurz ist und gegenüber dem Ringe zurücktritt. Der letztere ist in verbreiterter Form zur Hauptsache geworden, auch mit Schriftzeichen versehen und von einem viereckigen Loche durchbohrt. Trotzdem es in seiner Gesamtform noch als Messer erscheint, ist es doch wesentlich abgeändert, und der Sinn dieser Änderung scheint mir ohne weiteres verständlich.

Wenn wir erwägen, daß dieses Messergeld immer noch wie einst das Messer am Gürtel um den Leib getragen wurde, ist leicht verständlich, daß die großgewordenen Messer als Geld in größerer Zahl getragen eine recht unbequeme Belastung der Magengegend bildeten, und daß auch dem geduldigen Chinesen nach fünf oder vier Jahrhunderten diese Geldform leid wurde. Das Messer wurde also stark gekürzt, und der Gewichtsverlust durch Verdickung und vor allem durch Vergrößerung des leichter tragbaren Ringes ausgeglichen. Die Erfindungskunst des Chinesen liegt nicht in schneller geistiger Findung des richtigen Prinzipes, sondern in der praktischen Ausgestaltung übernommener Formen. Bei dieser ruhigen, beschaulichen Art entstanden schließlich in vielen Jahrhunderten jene wunderbar abgeklärten Kunstformen, die heute unser Entzücken erwecken und oft auch die praktische Herausarbeitung des Zweckmäßigsten, die uns dann später als neue Erfindungen erschienen.

Es ist aber ein typisches Zeugnis für das konservative Empfinden der Chinesen, daß er seine althergebrachte Messerform des Geldes nach der Erkenntnis ihrer Schwerfälligkeit nicht mit einem Ruck abschaffte, sondern zunächst noch das „Messer" als solches zu retten suchte. So wurde auch der offenbar sehr naheliegende Übergang zu der

Digitized by Google

Münzform des Käsch in zwei Sätze zerlegt. — Der Ring des alten Messers ist schon in den kurzen Messern (Abb. 5) jenes Reformators Wang Mang im ersten nachchristlichen Jahrzehnt, das Käsch (englisch Cash), das von da ab, also nun fast zwei Jahrtausende in China geherrscht hat. Wir kennen dieses Käsch in genau gleicher Form auch als freies rundes Geldstück aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Indessen war auch seine Form schon anderwärts in runden Münzen herausgearbeitet. Diese waren höchst wahrscheinlich in anderen Teilen des großen und in der Zeit vor 255 von großen Bürgerkriegen zerrütteten Reiches entstanden. Der große Sprung zur runden Münze war also anderwärts früher und wahrscheinlich ohne das Zwischenstadium der gekürzten Messerform erfolgt. Dabei waren die Löcher zunächst rund, dann wohl anderwärts vierseitig, und diese letzte Form tritt uns auch in dem gekürzten Messer Wang Mangs entgegen. Die chinesischen Schriftsteller, die Wang Mang die Wiederaufnahme veralteter Formen des Geldes zuschreiben, mögen also insofern recht haben, als diese Formen in anderen Teilen des Reiches bereits überwunden waren, als er noch in Shantung ein Kompromiß zwischen dem alten und neuen Typus herstellte.

Sogenannte Brückenmünze, meist als Klangplatten gedeutet, vielleicht ursprünglich „Hufeisen" aus Bronze, die als Glückssymbol dienten. 1/3 natürliche Größe

Das Resultat dieser Umformung ist nun aber sehr merkwürdig und besonderer Beachtung wert. Denn was ursprünglich an dem Messer ganz nebensächlich war, seine obere Öse zum Aufhängen am Gürtel, ist nun zur Hauptsache, dem späteren Geldstücke der Chinesen geworden. Ein solcher Umbildungsprozeß dürfte kaum seinesgleichen haben.

Messer und Spaten sind aber nicht die einzigen Geräte, die von den Chinesen zu Geld gemacht wurden. Kleine Glocken aus Bronze, die wohl in den öden Steppen Zentralasiens als belebende Schellengeläute dienten, bilden das Glockengeld. Andere Bronzegeräte, die wohl zum Zersägen der Felle gedient haben mögen, bilden das sogenannte Kammgeld. Beide Typen sind aber offenbar in dem Sachgeld-Stadium steckengeblieben, denn sie haben nie münzmäßige Aufschrift erhalten.

Eine ganz rätselhafte Stellung nimmt das sogenannte Brückengeld ein. Die Bogenform seines Umrisses hat die Chinesen an ihre hochgewölbten Brücken erinnert. Aber den Namen darauf zu gründen, war natürlich völlig sinnlos. Es sind dünne Platten, deren konvexer Außenrand erhöht ist. Dieser Rand und ein oder mehrere Löcher legen den Gedanken nahe, daß es ursprünglich Hufplatten, also „Hufeisen" aus Bronze waren. Solche sind aber bei uns erst aus etwas späterer Zeit bekannt. Es wäre aber natürlich denkbar, daß sie in einem bronzereichen Lande wie dem Altaigebiet früher in Gebrauch kamen. Man hat sie auch als Klangplatten gedeutet. Sie sind später mit einer Öse zum Aufhängen versehen, und eine Anzahl solcher Plättchen könnte ja dann einen klirrenden Brustschmuck gebildet haben. Mir würde aber die Deutung ihres Ursprunges als Hufplatten näherliegen. Auch als Klangplatten oder „Stimmgabeln" müßten sie irgendeine andere erkennbare Urform gehabt haben, denn daß sie direkt für einen solchen Zweck konstruiert worden seien, halte ich in jener Zeit für ausgeschlossen. Damals standen die Realitäten des Lebens zu stark im Vordergrund, besonders in den unwirtlichen Steppen und Bergen Zentralasiens. Ich glaube, daß es nur Symbole waren, die den Toten ins Grab gelegt wurden. Auch bei uns hat das Hufeisen ja noch eine glückbringende Bedeutung.

Eine Geldsorte im alten China steht abseits von dem sonstigen primitiven Bronzegeld. Es sind die sogenannten Geistermünzen, flach ovale oder tropfenförmige Bronzestückchen, die mit einfachen keilschriftartigen Zeichen versehen sind und in der alten chinesischen Schrift Wertbezeichnungen wie eine halbe Unze angeben, oder noch nicht entziffert sind. Mich erinnern diese Formen an die ältesten oval geformten Münzen Kleinasiens, und man könnte sich vorstellen, daß ähnliche Formen von Vorderasien aus nach China gelangt seien. Herr Richard Schlösser in Hannover, wohl unser bester Kenner chinesischer Münzen, machte mich darauf aufmerksam, daß diese kleinen Geldstücke den Toten in die Nasenlöcher gesteckt wurden. Das erinnert daran, daß man in Griechenland dem Toten den Obolus in den Mund

Digitized by Google

Lydische Goldmünze aus der Zeit des Krösus um 561 bis 546. (Brit. Museum)

steckte. Der Sinn soll der sein, daß die bösen Geister nicht durch die Öffnungen in den Körper des Toten eindringen. Das scheint mir auch viel einleuchtender, als jenen Obolus als Fährgeld für den Charon aufzufassen. Solche Ideen sind spätere Poesien. Die Menschen dachten im Anfang viel naiver, und die Angst vor den bösen Geistern hat die sonderbarsten und durch ihren Realismus verblüffendsten Gegenmittel gezeitigt.

Erwägt man die vielen Beziehungen Vorderasiens zu China und die Tatsache, daß arische Stämme wie die Ainos bis Japan vordrangen, so glaube ich doch das Einstecken der Münzen in die Gesichtsöffnungen auf eine gemeinsame Idee zurückführen zu müssen. Auch in früheren Zeiten des Menschengeschlechts breiten sich die Erfindungen und Ideen über den jeweils erreichbaren Erdenkreis wie Wellen auf einem Teich aus, nur kommen sie an den Grenzen je nach ihrer Weite zu sehr verschiedenen Zeiten an. Ich sehe also in den Geisterkopfmünzen das östliche Gegenstück zu dem griechischen Obolus, und das scheint mir ein Grund mehr, diese Münzen mit den ältesten Münzformen Vorderasiens und Griechenlands in Konnex zu bringen.

Nun drängt sich uns zum Schlusse noch die Frage auf, warum in China die Entstehung des Geldes so wesentlich andere Wege ging als in den Ausgangspunkten unserer Kultur. Ich hob hervor, daß zur normalen Geldbildung seltene Metalle das Ausgangsmaterial bildeten, und daß dieses als Gold, Silber und Kupfer in Vorderasien reichlich vorhanden war. Die Folge davon war, daß Stücke aus edlem Metall, vor allem aus Gold, sehr bald zum universellen Tauschmittel in unserem ganzen Kulturkreis wurden und die primitiveren Tauschmittel schnell verdrängten.

In China scheinen dagegen die edlen Metalle recht selten gewesen zu sein, dagegen versorgte der Altai das Land schon früh mit Edelsteinen, vor allem Halbedelsteinen, deren Bedeutung für die älteste chinesische Kultur Münsterberg in seiner Kunstgeschichte Chinas mit Recht betont hat. Es scheint nun, daß in China auch Kupfer und Zinn zur Bereitung der Bronze lange Zeit recht selten waren; erst nach der Eroberung der Südstaaten in den letzten Jahrhunderten vor Christi kam dieser Segen ins Land. Während der früheren Jahrhunderte scheint nun ein arisches und wohl scythisches Volk aus Südrußland bis zum Altai vorgedrungen zu sein und dort die reichen Schätze an Edelsteinen, Kupfer und Zinn gründlich ausgebeutet zu haben. Dieses Metallvolk, das man vielleicht Metalliten nennen könnte, scheint nun mehrere vorchristliche Jahrhunderte hindurch China mit Bronzegeräten versorgt zu haben. Diese würden danach kaum früher anzusetzen sein als das Alter jener Grabhügel (Kurgane) der La Tène-Periode von Minussinsk, die Minns und andere wissenschaftlich ausgebeutet haben, also etwa 500 v. Chr.

Wie nun in Afrika unsere eisernen Hacken zu Geld wurden, so haben auch in China die massenhaft begehrten Messer und Spaten sowie mancherlei andere nützliche Dinge allmählich Geldwert erlangt und sind dann demgemäß auch nicht mehr in der Gebrauchsform, sondern in vereinfachter Form lediglich als Tauschmittel und Wertmesser hergestellt worden.

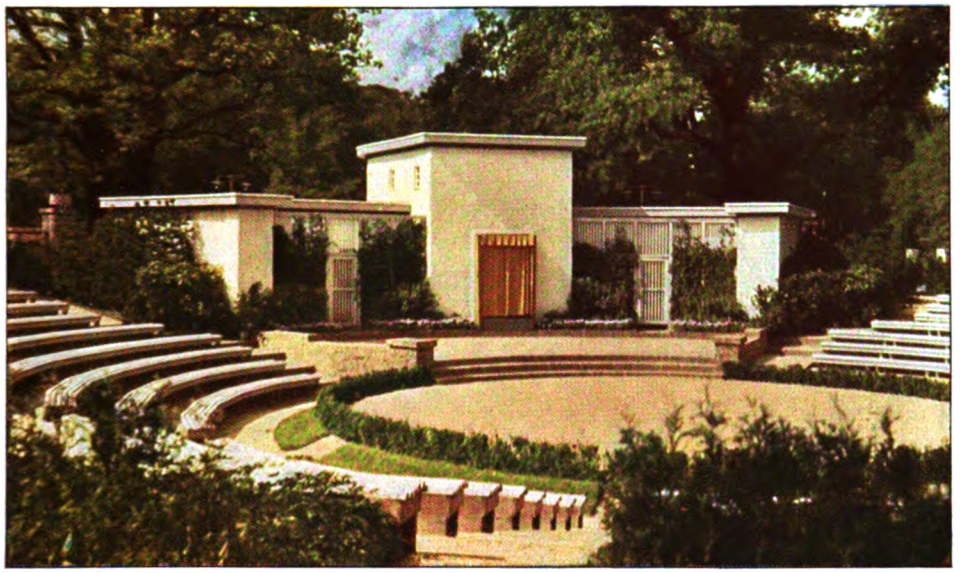
Dieses Geld aber wurde zur Münze, sobald es amtlich, d. h. von den Stadtverwaltungen oder einzelnen Herrschern monopolisiert und entsprechend bezeichnet wurde.

Da man Bronze nicht „schlagen" und prägen kann, so mußte sie auch weiterhin gegossen werden, und während sich in Vorderasien und Griechenland das geprägte Gold-, Silber- und Kupfergeld ausbreitete, blieb in dem konservativen China das alte Sachgeld bis zur Wende unserer Zeitrechnung bestehen.

So können wir wohl aus der Geldentwicklung Chinas die Lücke ausfüllen, die bei uns zwischen dem Sachgeld und der normalen Münze lag, und können nun den geschlossenen Entwicklungsgang des Geldes vom realen Tauschobjekt zur richtigen Münze verfolgen.

Sogenannte Ameisennasen oder Geisterkopfmünzen aus China mit eingeschlagenem Wertzeichen; die oberen nach chinesischen Abbildungen, die unteren aus der Sammlung Jaekel

Digitized by Google



Blick in das Parktheater. Entwurf: Gustav Allinger

Wie die Ausstellung wurde

Von Gustav Allinger, gartenkünstlerischem Berater der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung, Dresden 1926

Farbenaufnahmen von Alexander Paul Walther, Dresden-Plauen

Die Geschichte dieser Ausstellung zu erzählen, würde bedeuten, eine Geschichte des deutschen Gartenbaus oder wenigstens seiner Entwicklung seit der letzten Internationalen Gartenbau-Ausstellung Dresden 1907 zu schildern. Georg von der Gabelentz schrieb kürzlich in einer österreichischen Zeitschrift im Hinblick auf die jetzige Dresdner Ausstellung: „Ausstellungen sind seltsame Gleichnisse ihrer

Gladiolenkabinett auf der Sommerblumenschau. Gestaltung: Gustav Allinger
Aussteller: Berthold Grätz, Köln

Digitized by Google

Frühlingsblumen in der kleinen Schmuckanlage. Entwurf: Gustav Allinger

Epoche, sind Ausdruck ihrer Sehnsucht nach dem Bilde der Schönheit, das die Zeit sich schuf, sind Spuren im Wege, auf dem die Wünsche nach Erfüllung solcher Sehnsucht gingen. Ausstellungen sind Bilder von Träumen, geboren im ruhlosen Tage der Menschheit."

„Wunderbare Form nahmen unsere Träume in der Dresdner Ausstellung an, und doch nicht verwunderliche. In unseren Tagen, da um uns die Distel der Armut gedeiht, die Nessel des Hasses wuchert, wo rings die Dornenhecken der Feindschaft engen und stechen, sehnt sich das deutsche Herz vor allem nach Sonne, nach fröhlichen Farben, nach Rosen."

„Und so schuf die Sehnsucht unter Rauch und Staub der Großstadt sich ein Paradies, schuf es hinein in den sicheren Schutz hundertjähriger Bäume des Großen Gartens, den eines Fürsten freudiger Hochsinn einst dem aufblühenden Städtchen schenkte. Was auch das Auge sich erträumen mag, wenn es bedrückt von der steinernen Enge hoher Häuser, müde vom Hasten der Geschäftsstraßen sich nach seliger Ruhe eines Gartens sehnt, hier findet es seine Erfüllung."

Man wird nicht leugnen können, daß Ausstellungen, die neben dem materiellen Zweck auch rein ideelle und ästhetische Ziele verfolgen, in hohem Maße geeignet sind, den Sinn für Schönheit zu pflegen, insbesondere den Sinn für Schönheit und Lauterkeit der Lösung einer großen Aufgabe. In dieser Beziehung können Ausstellungen Begeisterung entfachen, sie können zu einem hohen Feste werden, an dem das ganze Volk teilhaben darf. Und wer möchte uns das Recht absprechen, Feste zu feiern, die den Menschen im Alltag, in der nackten, nüchternen Wirklichkeit eine Quelle der Freude und der Lebensstärke sind, Feste, die nach Jahren und Jahrzehnten noch in der Erinnerung leuchten wie die Sterne am Firmament aus fernen Zeiten und Welten? So können auch Ausstellungen in die Zukunft wirken, ja sie sollen und werden in dieser oft noch unendlich viel mehr sich auswirken können, weil eben irdische Unvollkommenheiten zurücksinken in die Nacht der Vergangenheit. In diesem Sinne ist die Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung Dresden ein hohes und unvergeßliches Fest, eines, in dem Kunst und Natur ihre segensreiche Bindung eingehen und auf dem die Schönheit der Blumen und Blüten überall auf Schritt und Tritt sich zeigen dürfen, um in unermeßlichen, überquellenden Spenden ihre Verbundenheit mit allem, was wir auf unserer Mutter Erde sehen und fühlen, zu offenbaren und zu bezeugen.

Mir fiel das seltene Glück zu, diese Schönheiten in Form und Farbe zu bannen, sie zu sammeln zu großen Gärten, sie in kleinen Gärten, auf Beeten und in Gefäßen zu Gleichnissen zu vereinigen. In weiten Hallen

Digitized by Google

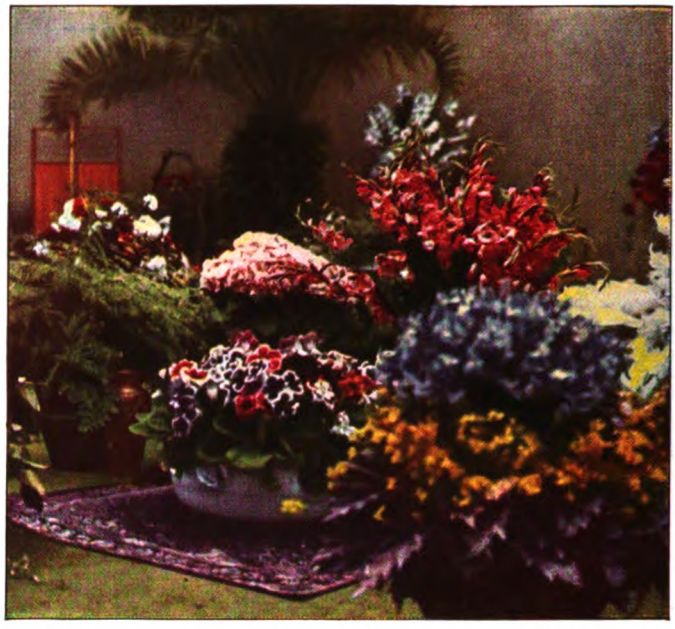
durfte ich Blumenreiche erstehen lassen, die schönsten und seltensten; die bizarrsten Gewächse aus dem Urwald und von der glühend heißen Wüste wurden gebracht; unzählige Hände ließen sich von meinem Willen leiten, hin und her, auf und ab, unermüdlich fragend und geführt von einem Vertrauen zu meinen jungen Kräften. Dies war es auch, was mir die Ausdauer verlieh, ohne Wanken meine Ideen der Gesamtheit als Ziel vorzuhalten — es war das große Vertrauen, das mir die Führer des sächsischen Gartenbaues und das Präsidium der Jahresschau Deutscher Arbeit entgegenbrachten, mir, der kaum dreißig Lebensjahre überschritten hatte. Da bin ich vor allen Dingen zu Danke verpflichtet dem ersten Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Stadtrat Ökonomierat Simmgen, und dem Präsidenten der Jahresschau Deutscher Arbeit, Stadtrat Dr. Krüger, die mir für die Durchführung meiner Ideen kraft der von ihnen geschaffenen und geleiteten Organisation viele Hemmnisse aus dem Wege räumten.

Da aber, als es ernstlich an die Verwirklichung der Dinge ging, die bisher nur in Skizzen und Zeichnungen andeutungsweise geboren waren, gab es zuerst doch noch Tage und Nächte, in denen die ungeheure Verantwortung, die ich auf mich genommen hatte, schwer auf mir lastete. Aber bei einiger Überlegung gewannen meine Schaffenskraft und meine oft erprobte Arbeitsenergie doch die Oberhand. Die stete, mehr oder weniger rasche, manchmal auch von künstlerisch unproduktiven Ruhepausen unterbrochene Entwicklung angeborener Talente ist ja schon die Vorbereitung zu kommenden Äußerungen des Gestaltungswillens. Diese Vorbereitung beruht auf fortwährendem Umwälzen und Umformen, Weiterformen von erkannten oder gelösten Dingen, bis endlich eine sichergehende Reife naht, die, im Reifen noch begriffen, schon wieder von dem Drang, von der Suche nach dem Andersformen erfaßt wird. Das fertige Werk ist durch den Werdeprozeß für den Schöpfer erledigt und interessiert ihn kaum mehr, er ist innerlich schon mit neuen, unerklärlichen Dingen gespannt. Und niemand vermag im voraus zu sagen, wann eigentlich die Summe der künstlerischen Produktion von Generationen so zu einer künftigen kulturellen Einheit führt, daß der persönliche Stil unschwer zusammenklingt zum Stil einer Epoche, wie sie uns rückschauend als geschichtliche Tatsachen etwa bekannt sind in den Begriffen der Gotik oder des Barocks.

Ich äußere mich zu diesen Dingen deshalb, weil die Anschauungen über Garten- und Parkgestaltung gegenwärtig leider fast etwas Normiertes in den Augen vieler Leute genommen zu haben scheinen. Die Geschichte der Gartenkunst und deren

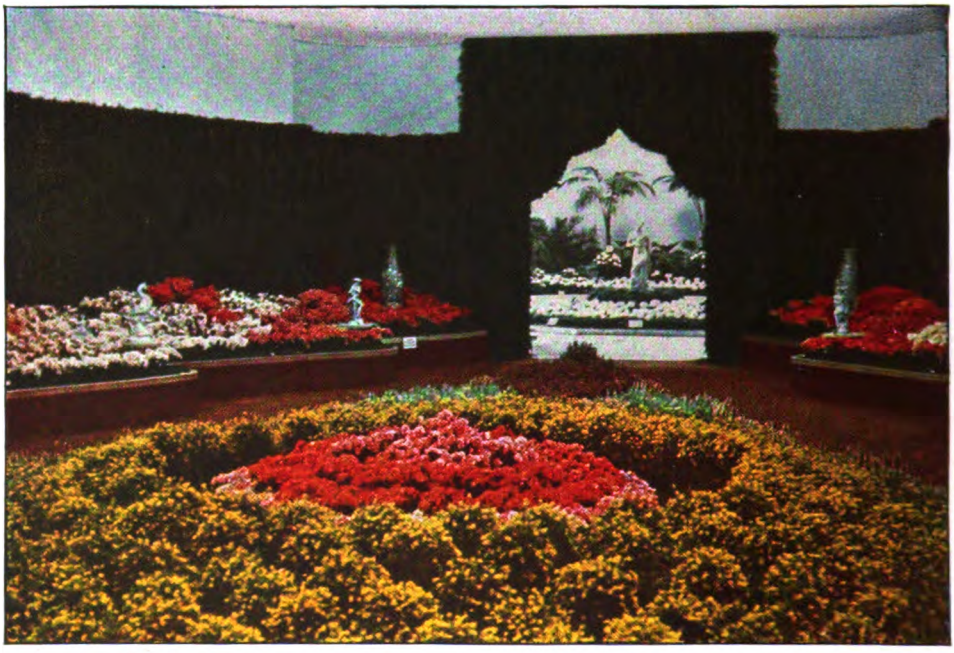
Aus der 2. Sonderschau, Päonien und Iris. Aussteller: Otto Geßner, Dresden

Digitized by Google



Aus der 2. Sonderschau, Blumenschmuck und Raumkunst. Aussteller: Julius Konrad, Dresden

Bedeutung z. B. in der italienischen Renaissance, im französischen Barock oder in England und Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert war ja durch die großen geistigen Strömungen dieser Zeiten beeinflußt und hat vollkommen gegensätzliche Wandlungen durchgemacht. Die kurze Spanne Zeit von 1900 bis 1926 aber verbietet uns, allzu subjektiv Forderungen oder Anschauungen über Gartengestaltung zu vertreten. Je mehr ich



Azaleen, Cytisus und Eriken in der Halle von Max Ziegenbalg. Entwurf: Gustav Allinger

Digitized by Google

Blumenkorb mit Islandmohn und Kornblumen. Aussteller: Ernst Gaschütz, Dresden

mich vom Standpunkte des Fachmanns freimache und je mehr ich mit Blumen- und Pflanzenliebhabern Fühlung pflege, desto sicherer wird mir die Erkenntnis, daß noch manches im Werden ist. Die Blumen und Pflanzen werden zwar von den Gärtnern und Züchtern gezogen und veredelt, sie werden durch Botaniker und Forscher aus fernen Erdteilen zu uns gebracht. Von Architekten verschiedenster Ausbildung werden sie zu Gärten verwendet. Doch sind mindestens ebenso wichtig wie deren Tätigkeit zwei Dinge für die Zukunft der Gartenkunst: Einmal die kulturelle aus vielen anderen Quellen fließende und schöpfende Geistesschwingung der Nationen; dann die Wünsche zielbewußter Liebhaber, die in höherem Maße Anreger sein können, als viele Fachleute wahrhaben wollen.

Da erinnere ich mich noch deutlich, daß vor vielen Jahren mein hochverehrter Meister, Gartenbaudirektor Fritz Encke in Köln, einmal zu mir sagte: „Passen Sie auf, Sie werden es noch erleben, daß die alte Landschafts-Gartenkunst wieder an Ansehen gewinnt." Diesen Ausspruch eines Kenners und Könners von seltenem Ausmaße, der wertvollste Arbeit geleistet und außerordentlich viele Anlagen geschaffen hat, verstehe ich heute recht wohl. Das ist es ja eben, für die neue Gartenform gilt heute der Kampf gegen den Garten vor der Jahrhundertwende. Aber noch während diese neue Form im Werden ist, wächst auch die Legion der Blumen und Sträucher, die im Garten Einzug halten und die sich das Recht auf den Platz im Garten als Kameraden des Menschen nicht nehmen lassen wollen. Das Problem des pflanzlichen Inhaltes unserer Gärten und Parke wächst für den Gartenfreund über das Problem der Form hinaus. Er will ja doch seinen Garten nicht der Führung der Wege oder der Errichtung von Mauern, Treppen und Spalieren wegen, sondern ihm sind die Blätter, Blumen und Früchte, Zweige und Stämme das Begehrenswerte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Gartengestalter allen Wünschen der Gartenbesitzer nachgehen dürfe und sich damit der Verantwortung für die Gartenform enthebe. Er muß die Verantwortung dafür tragen, denn er soll ja der Berater sein. Und er ist auch dafür verantwortlich, wenn er einem Gestaltungsprinzip zuliebe die ästhetische Einheit zwischen lebendigem Pflanzenmaterial und dem die Gestaltung wesentlich bestimmenden toten Material nicht zu finden weiß. Ein Beispiel ist die Trockenmauer, die ohne Rücksicht auf benachbarte Architektur überall ohne Bedenken gesetzt wird, wo alpine Polsterstauden gewünscht werden. Genau so falsch ist die „Repräsentation en miniature", die oft mit dem Schlagwort „räumliches Empfinden" verteidigt wird. Die Ausdrücke symmetrisch, axial und asymmetrisch verlieren sofort ihre Bedeutung für den, der jeder einzelnen Aufgabe ohne Prinzipienreiterei nachgeht und die mancherlei Voraussetzungen des Geländes, der Nach-

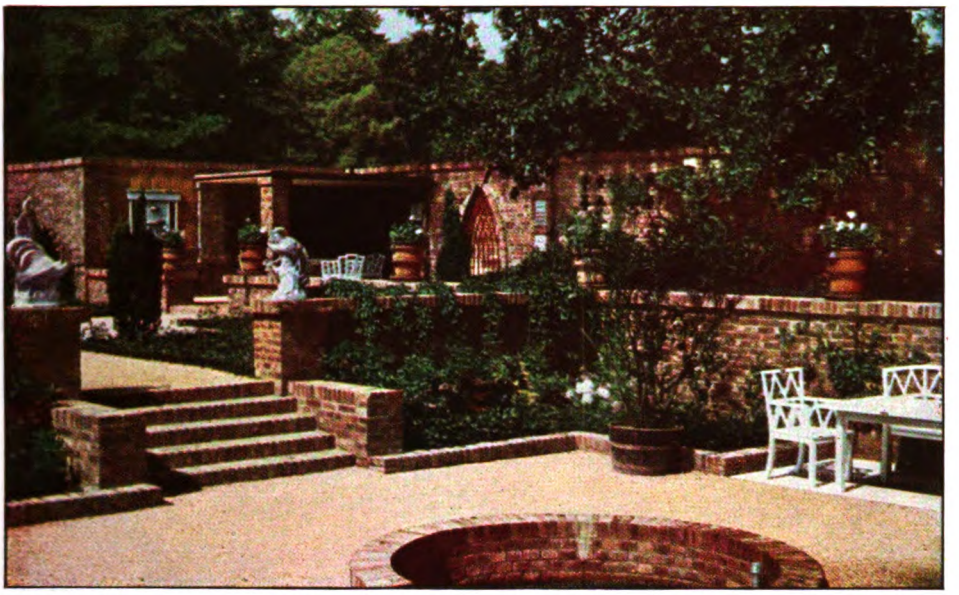
Digitized by Google

Rhododendronblüte im „Kommenden Garten". Entwurf: Gustav Allinger
Aussteller: R. Henke, Ebersbach

barschaft, die Wünsche des Besitzers unvoreingenommen im Wesen zu erfassen vermag.

Und wenn es nun gilt, rein ausstellungsmäßig Gartenanregungen zu geben, habe ich als Gestalter nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, alle Register der Gestaltung zu ziehen unter der Voraussetzung, daß die einzelnen organischen Gebilde sich zu einem Gesamtorganismus zusammenschließen. Jeder Einzelgarten soll, wenn man die durch seinen Charakter als Ausstellungsgegenstand bedingten und mit etwaiger Daueranlage nicht im Einklang stehenden Dinge abzieht oder ergänzt, ein Werk sein, das seinem Geiste nach in sich lebt und ruht. Es wird so oft übersehen, wie sehr der Gestalter von dem Pflanzenmaterial abhängig ist, das ihm zur Verfügung gestellt wird, und wie sehr er innerlich darunter leidet, gewisse Ideen einfach nicht verwirklichen zu können, weil die Pflanzen nicht in der erforderlichen Größe und Stärke vorhanden sind und auch in der gegebenen Zeit nicht herangezogen werden können. So ging es mir mit den Schlingrosen und mit den Parkrosen. Wenn Schlingrosen den Zweck erfüllen sollen, Bogen und Lauben reich und verschwenderisch zu begrünen und zu umranken, so müssen sie wenigstens drei bis vier Jahre an Ort und Stelle gepflanzt sein oder ebenso lang in Töpfen, Kästen oder Kübeln verpflanzbar vorbereitet sein. Welche großen Nachteile solche Schwierigkeiten für die gärtnerische Durchbildung eines Rosengartens z. B. im Gefolge haben, kann niemand ermessen, der nicht in solcher Situation gestanden hat. Oder ein anderes schwieriges Kapitel sind die Einjahrsblumen und einjährigen Ranker. Die größte Sorgfalt in der Aussaat und Vorkultur haben es nicht verhindern können, daß Versuche hiermit in großem Ausmaße deshalb nur zum halben Erfolg führten, weil nach der Anpflanzung wochenlanger Regen die Pflanzen nicht hochkommen ließ und sie zum Verderben brachte. Nur wer die Sorge um solche Dinge praktisch erlebt hat und nachfühlen kann, wird nicht anfechten, daß an manchen hervorragenden Stellen, wie z. B. an der großen Schmuckanlage, für die dreimalige Neubepflanzung nur durchaus bewährte Blumen zur Verwendung gelangten, die mit Sicherheit das erstrebte farbenfrohe Bild hergeben konnten. Und doch gab es auch hier Überraschungen. Während Salvia splendens auf anderen Rabatten vorbildlich blühte, versagte sie wochenlang an einer Stelle, wo sie in ihrem eigenen Interesse sich hätte besonders schön schmücken müssen. Es ist nicht wie beim Bauen, wo innerhalb acht Tagen die Ziegelei zehn Waggons Backsteine liefern kann, wenn sie gebraucht werden. Vielmehr

Digitized by Google



Brunnenplatz im „Garten der Rosenfreundin". Entwurf: Gustav Allinger

mußten die Blumen schon im zeitigen Frühjahr gesät oder sonst vermehrt werden, welche nach Monaten erst ihrem Platze zugeführt wurden. Alle diese Dispositionen überaus schwieriger Natur auf lange Sicht konnten der Überlastung der Gärtnereien wegen nicht ins Ungemessene getroffen werden, um ja auf alle unvorhergesehenen Fälle vorbereitet zu sein. Wer macht sich eine Vorstellung davon, welche Mengen und Zahlen von Blumen sich da ergeben und wieviel Gärtnereien daran zu kultivieren haben? Auch diese Dinge müssen erwähnt werden, wenn vom Werden der Ausstellung die Rede sein soll.

Um aber auf die Gestaltung der Gärten zurückzukommen, so ist es selbstverständlich, daß ein Garten für Rosen andere Voraussetzungen zu erfüllen hat als ein solcher für winterharte mittelhohe Blütenstauden, eine kleine öffentliche Rosenanlage wieder andere als ein Sondergarten für Dahlien. Es läßt sich nicht leugnen, je mehr man sich in das Wesen der verschiedenen Blumen versenkt, desto stärker wird die Erkenntnis, daß die Absicht, bei all diesen verschiedenen Aufgaben auf eine gemeinsame Art der Linienführung zuzukommen, gleichzeitig zum allmählich erstarrenden Schema führen muß. Ein Komponist wird seinen einzelnen Werken auch verschiedenen Rhythmus geben und ein anderes Gefüge, eine Symphonie hat andere Formen als ein Volkslied.

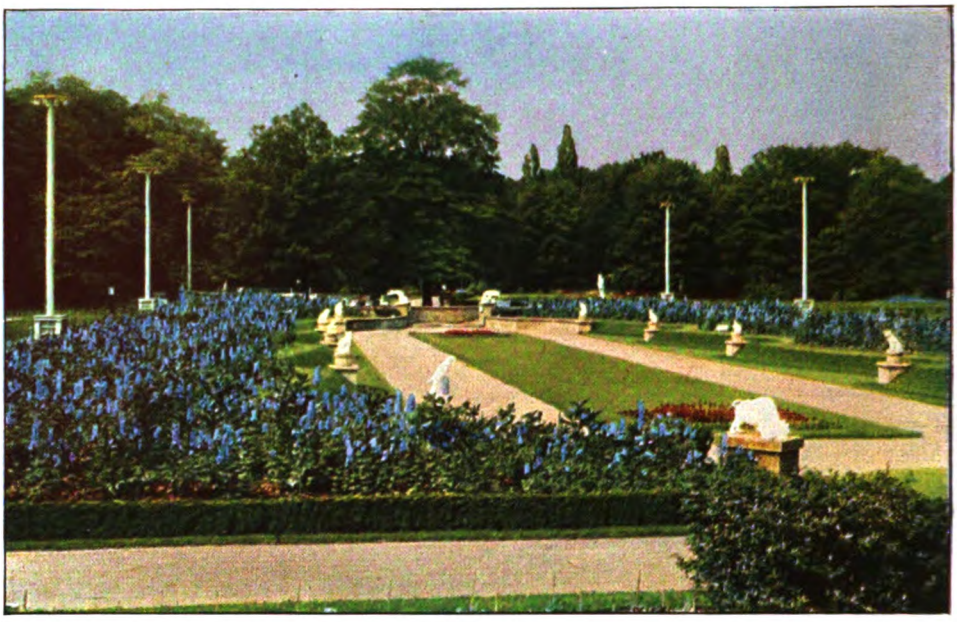
Diese Tendenz zur anregenden Vielseitigkeit wurde noch erweitert durch den Umstand, daß einige Sondergärten der Dresdner Firmen durch andere Gartenarchitekten, Reinold Rose, Wilhelm Röhnick, J. Gabriel, Scheppan, Heinz Wichmann, entworfen wurden. Der Entwurf für die Kleingärten stammt von Diplom-Gartenbauinspektor H. Schüttauf, die Gestaltung des Friedhofes besorgte Wilhelm Röhnick in Gemeinschaft mit Professor O. Hempel.

Wir stehen in der Entwicklung und deshalb haben wir uns das Recht auf eine vielseitige abwechslungsreiche Gestaltung bei einer solchen weitverzweigten Aufgabe nicht nehmen lassen, sondern sind mit voller Absicht darauf losgesteuert.

Überall läßt sich diese Absicht verfolgen, schon bei der Modellierung des Erdbodens wie etwa im „Garten zum blauen Ritterspor n" oder im „Kommenden Garten"; in der Verbindung von Architektur und Pflanzen beim Grünen Dom von Wentzler-Dortmund oder im Teehaus-Garten von Wichmann-Weimar oder im Eichenhof.

Die Verwendung des Steinmaterials für die Anlage von Terrassenmauern usw. wurde in den einzelnen Gärten rein und unvermischt durchgeführt, z. B. im „Garten der Rosenfreundin" und am Eichenhof, wo gesinterte Klinker vom Tonwerk Buchwäldchen für Mauern und Treppen mit gebrannten Vasen, Wandbrunnen und Wandplatten von Bogler-Velten zu einer Harmonie vereinigt wurden, welcher sich die benachbarten Blumen und Pflanzen anschmiegen.

Digitized by Google



Der „Garten zum blauen Ritterſporn" mit den Meißner Kändlerplaſtiken. Geſtaltung: Guſtav Allinger
Ausſteller: Karl Foerſter, Bornim

Dies alles zuſammen zu bekommen war nicht leicht, und manch einer hätte den Plan halben Weges aufgegeben: z. B. die Veltener Steingutfabriken und faſt alle deutſchen Porzellanmanufakturen haben für dieſe Stellen beſondere Stücke gefertigt. Bis ich aber endlich einen beſonderen Wunſch erfüllt ſah, nämlich die weibliche Figur in der Mitte meines Parktheater-Gebäudes, die wie der Punkt auf dem i ſo nötig fehlte, hätte man ſchon einen ganzen Roman ſchreiben können. Erſt mußte mit Hilfe von Profeſſor Dr. Albiker ein geeigneter Bildhauer mobil gemacht werden; dann gelang es, die Ullersdorfer Werke zu bewegen, die Figur zu brennen, nur die Koſtenfrage wollte und

Blühende Zinnien. Ausſteller: Martin Trauwitz, Dresden

Digitized by Google

wollte sich nicht klären lassen. Mit vieler Mühe konnten wir endlich einen Modus finden, um dies Ding fertig zu bekommen. So fuhr nun also Eugen Hoffmann nach Niederullersdorf, schnitt die Figur aus dem Tonklumpen, mit der wochenlangen Sorge im Herzen, ob auch der Brand geraten würde, denn davon hing zum Schluß alles ab. Und es glückte. Die Figur kam herrlich geröstet an und paßte wundervoll zu dem Gemäuer. Doch welch eine Überraschung mußte ich erleben. Eines Tages kam die Schauspielerin Anne Schönstedt, welche die künstlerische Leitung der Spiele im Parktheater übernommen hat und tatkräftig dirigiert, zu mir und bestürmte mich, ich sollte um Himmels willen die Figur wegnehmen. Diese sei entsetzlich und die Leute störten sich wegen der dicken Beine so daran, daß wohl der Besuch des Theaters darunter leiden müsse. Sie mag recht gehabt haben, aber die Figur, unser mit soviel Schmerzen geborenes und zu Stein erhärtetes Mädchen, blieb an ihrem Platze.

So ging es mit unzähligen anderen Dingen, mit Dingen, die heute nur Punkte im Ganzen sind und doch Stück für Stück erkämpft werden mußten. Soll ich vom Schicksal all der Figuren erzählen, deren Meister tieftraurig abzogen, als sie erfahren mußten, daß ihre Aufstellung abgelehnt sei? Als ich eines Morgens in den Sondergärten Plastiken entdeckte, die unter der Hand eingeschmuggelt waren, traf mich fast der Schlag. Da lag das abgelehnte marmorne Dornröschen auf einem Efeuhügel am Waldpfad, und im Giftpflanzengarten thronte ein Posaunenengel mit dem Palmzweig. Dieser ließ sich willig hinaustragen und durch eine gute Eva ersetzen, die sinnbildlich viele Besucher ergötzt. Aber um das Dornröschen entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der damit endete, daß es nun im Atelier weiter schläft.

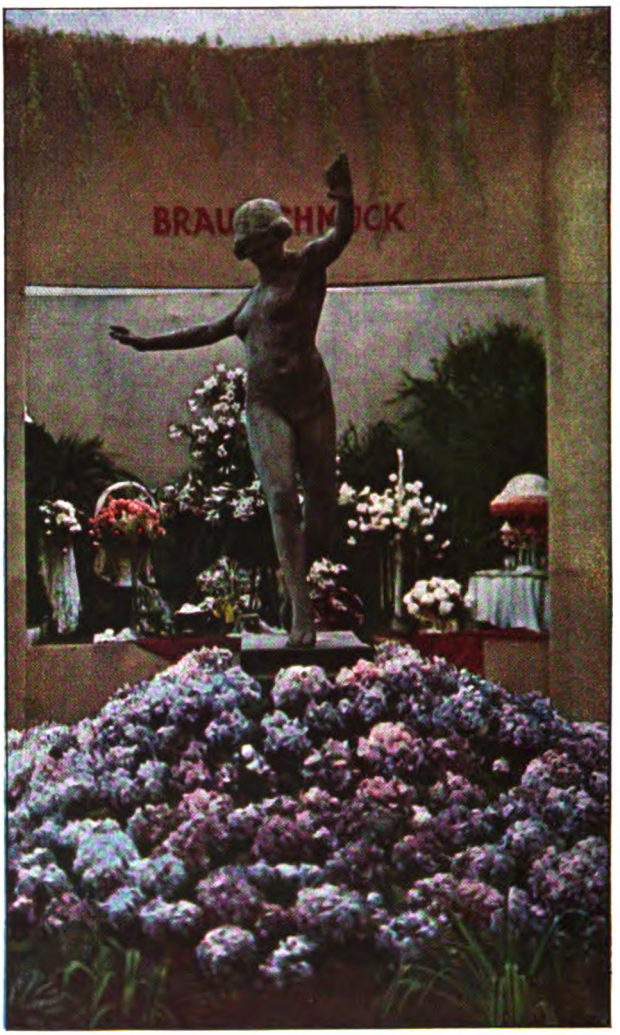
Die hörbare Musik in Garten und Park ist das Wasser und der Wind. Das Wasser ist aber auch der Spiegel für Blume und Blatt. Daß viele Pflanzen noch dazu gar nicht leben können, wenn sie nicht im nassen Element sind, ist ein weiterer Grund dafür, Wasser als Fläche des Teiches, als stolzen Springstrahl oder als kleines Rinnsal, im bescheidenen Wandbrunnen oder im freistehenden Zierbrunnen zu fassen und zu

Schnittrosen in der Rosenschau. Aussteller: Theodor Simmgen, Dresden

Digitized by Google

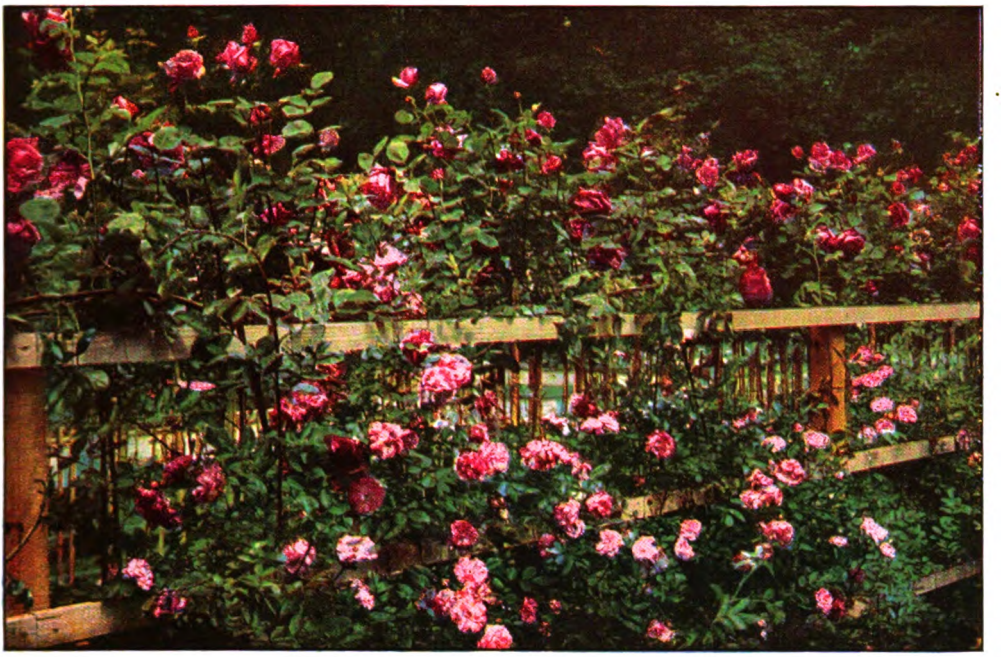
zeigen. So ist auch kein Garten ohne Wasser in irgendeiner Form geblieben. Goldfische beleben manches Wasserbecken, das hierdurch vielen Garten- und Tierfreunden noch lieber geworden ist. Die Form aller dieser Dinge, der Pflanzen und Blumen, der Architektur und Plastik ist untrennbar vom Wirkungsvollsten auf einer Gartenbau-Ausstellung, nämlich der Farbe.

Die Palette des Gartengestalters ist unermeßlich reich, so voller unaussprechlicher, unfaßbarer Schönheiten, daß nie ein einzelner Mensch, ja niemals ein Volk von Künstlern sie erschöpfend wird handhaben können. Sie wird noch reicher durch die größte Malerin, die Sonne, die den Blüten am Morgen andere Töne verleiht als am Mittag und Abend. Aber damit noch nicht genug. Die Palette ist wandelbar mit den Jahreszeiten. Es spiegelt sich in den Blütenfarben der Frühling und der Sommer und dann, wenn es gegen den Herbst geht, gibt es noch einmal ein Jauchzen, eine starke und siegreiche Kraft, die vielleicht etwas roher und derber als die vorherige ist, die aber vor dem kalten Winter alles im Erdboden bisher schlummernde Farbenleuchten und Gleißen in die Knospen treibt. Im Herbst, wenn die Dahlien und Sonnenblumen erscheinen, dann ist es, als wenn diese allen Menschen, an denen die Schönheiten des Frühlings und des Sommers spurlos vor-



Hortensien und Brautschmuck auf der 2. Sonderschau. Aussteller: Erwin Wiedow, Dresden
Bildwerk: Ludolf Albrecht, Hamburg

Digitized by Google



Schlingrosen und Hochstammrosen am Teehausgarten. Gestaltung: Heinz Wichmann
Aussteller: Münch & Haufe, Dresden

übergegangen sind, sagen wollten: Seht her, gerade auch für euch sind wir da, uns müßt ihr doch sehen, uns, die wir doch größer und mächtiger sind als unsere Schwestern.

Vor dem Beginn der Planarbeiten für die Ausstellung war mir vieles selbst kaum so deutlich zum Bewußtsein gekommen, und erst beim Eindringen in die große Aufgabe, anfangs intuitiv, dann immer bewußter zeichnete sich in mir der Weg, den ich beschreiten mußte. So nahm ich zunächst eine Gliederung nach den Hauptblütezeiten vor und in den großen repräsentativen Anlagen ordnete ich ungefähr folgendermaßen. Die Stiefmütterchen der Pirnaer Stiefmütterchenzüchter, Tulpen, Narzissen, Primeln, Tausendschönchen und Vergißmeinnicht machten den Anfang an der großen Schmuckanlage, dann kamen die Rhododendren und Azaleen an dem Weg bis zum Grünen Dom, von hier aus nach Osten folgten die Rosen im „Riesengroßen Rosengarten", nach Südwesten die Blütenstauden mit Kernpunkt des Gartens zum blauen Rittersporn von Karl Förster und daran anschließend die Einjahrsblumen. Auf die Flächen nördlich und südlich der Rosenanlage wurden die Dahlien bestimmt und auf fünf Meter breite Beete gepflanzt.

Innerhalb der größten Hauptflächen nahm ich dann die Verteilung nach den Farben vor. Ähnlich geschah die Farbengliederung der übrigen Blumenkategorien, wofür genaue Sonderpläne gefertigt wurden, um das Programm möglichst klar festgelegt zu haben. Da aber traten schon während dieser Vorarbeiten auch die großen Schwierigkeiten zutage, die zwischen der Ausstellungstechnik als solcher und zwischen den ideellen Gestaltungsabsichten zu einem unüberbrückbaren Konflikte führen konnten. Die Anmeldungen an Rosen und Dahlien überstiegen um das Doppelte die verfügbaren Flächen, während die Sommerblumenfelder an sich ein großes Risiko darstellten, das die Erfurter Firmen, die wohl allein dafür in Frage kamen, nicht ohne weiteres übernehmen wollten.

Die größten Schwierigkeiten bereiteten die Staudenpflanzungen, und das Versagen einiger großer Staudenfirmen ließ sich später nicht mehr gutmachen. Den Bedarf an Rhododendren und Azaleen bestritt beinahe allein Hermann Seidel in Grüngräbchen, was ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Eine große Gefahr war die: was geschah, wenn die Rosen aus irgendeinem Grunde nach der ersten Blüte für die zweite Blüte versagten, also die ganze lange Mittelachse fast ohne Blüten dalag? Sollte ich von vornherein eine Vermischung oder Er-

Digitized by Google

gänzung durch andere Blumengattungen vorschlagen? Dies hätte wiederum den Eindruck zur jeweiligen Hauptblütezeit verwischt. Es gab also nur ein entschiedenes Entweder — oder, und ich entschloß mich für die grundsätzliche Trennung. Mochten nun die Besucher den Teil der Ausstellung aufsuchen, der bestimmte Blütenwirkungen zu gewissen Zeiten konzentrierte.

Diese grundsätzliche Trennung hatte noch etwas Bestechendes an sich, etwas das ebenfalls noch nie so eindringlich betont worden war, nämlich die Farbenverteilung in den in der Natur vorkommenden Stammarten.

Organisation geschaffen, die Jahresschau Deutscher Arbeit, die gemeinsam mit der sächsischen Gärtnerschaft den Plan der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung zur Durchführung brachte. Allein schon die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel war hierdurch weniger erschwert, wenn auch natürlich die Kosten, die nach vorsichtigen und genauen Berechnungen nötig gewesen wären, nicht zu beschaffen waren. Dies war, wie man zu sagen pflegt, „ein Schlag ins Kontor". Wieder waren Tage gekommen, die meine schönsten Pläne zu Wasser zerrinnen zu lassen drohten. Abstriche auf Abstriche mußten er-

Feldblumen. Aussteller: Hans Jensen, Dresden

Bei den Rosen wie auch bei den Dahlien herrschen die roten Farben bis zum Gelb und Weiß hin. Bei den Stauden und Einjahrsblumen ist das Hinzutreten von blauen und violetten Tönen eine Eigenschaft, die bei diesen beiden Gruppen besonders dadurch unterstrichen wurde, daß ich hinter dem „Garten zum blauen Ritterspor" einen für sich gelegenen Teil der Einjahrsblumenfelder auf blau und weiß stellte.

Die technischen Vorbereitungen für die Ausführung all dieser Absichten waren sehr weitgreifend und erforderten einen großen Aufwand an Geld, Arbeitskraft und Material. Zum Glück hatte die Stadt Dresden in Verbindung mit dem sächsischen Staate schon vor einigen Jahren eine Ausstellungs-

folgen, und auch das Parktheater war sozusagen schon erledigt. Wieder hätte manch einer die Flinte ins Korn geworfen. Es waren wohl die schwersten Tage während des Aufbaues, da von keiner Seite ein Lichtblick zu erwarten war. Auch die Beleuchtung des großen Geländes war vollkommen gestrichen. Wieder hieß es für mich Entweder — oder. Ich wußte nur zu gut, was auf dem Spiele stand, und deshalb ließ ich nicht locker.

Eine Reihe von Ausschüssen, bestehend aus den einflußreichsten Vertretern aller Zweige des Erwerbsgartenbaues, denen noch Unterausschüsse für besondere Aufgaben entnommen wurden, traten in Tätigkeit.

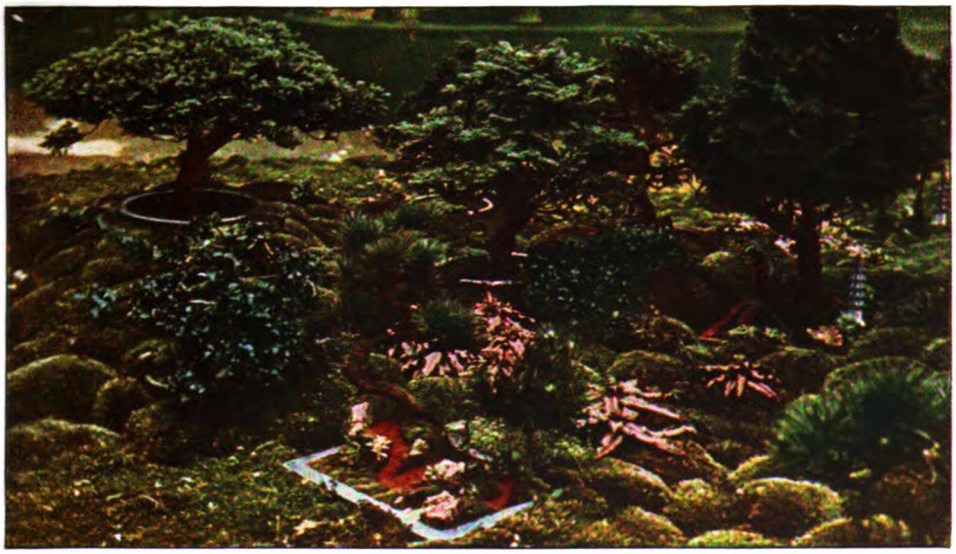
Da ist es besonderes Verdienst des Vor-

Digitized by Google

Aus der Kakteenschau. Raumgestaltung und Leitung: Gustav Allinger
Aussteller: R. Gräßner, Perleberg

standes des Verwaltungsrates, Stadtrats Ökonomierats Simmgen, Gärtnereibesitzers Heinrich Seidel, Gartendirektors v. Uslar, Direktors Walter Dänhardt, Gärtnereibesitzers Rudolf Böhm und Gartenbau-Inspektors Hermann Schüttauf, die vielen Schwierigkeiten geschickt überwunden zu haben, die unausgesetzt im Wege standen.

Die Vorbereitung des Bodens durch zehn- bis zwölfmaliges tiefes Umfräsen, die Verbesserung durch eine zwanzig Zentimeter hohe, weither geholte Mutterbodenschicht, sowie durch Sand, Torf, Kalk und Dünger war eine Sache, die Zehntausende von Kubikmetern Material verschlang und doch nicht umgangen werden konnte. War doch diese Arbeit Grundlage für das Wachstum der Pflanzen. Dazu kam die Wasserleitung, die etwa fünf Kilometer Stränge enthält und viele Entwässerungseinrich-



Japanische Gärtchen. Aussteller: Felix Geyer, Dresden

Digitized by Google

tungen. Mit den praktischen Arbeiten auf dem Gelände zwischen Hauptallee und Zoologischem Garten, also dort, wo die Hauptanlagen sind, konnte erst im August 1925 angefangen werden. Der Zustrom von jungen, strebsamen und tüchtigen Gärtnern von überallher war ungemein stark, und so ergab sich aus den Kolonnen eine Stammmannschaft, die gut arbeitete und überall eingesetzt wurde, wo es besonders dringlich war. So ging der Winter, der verhältnismäßig wenig Frost brachte, vorbei, und am 23. Februar feierte die Flora, die Sächsische

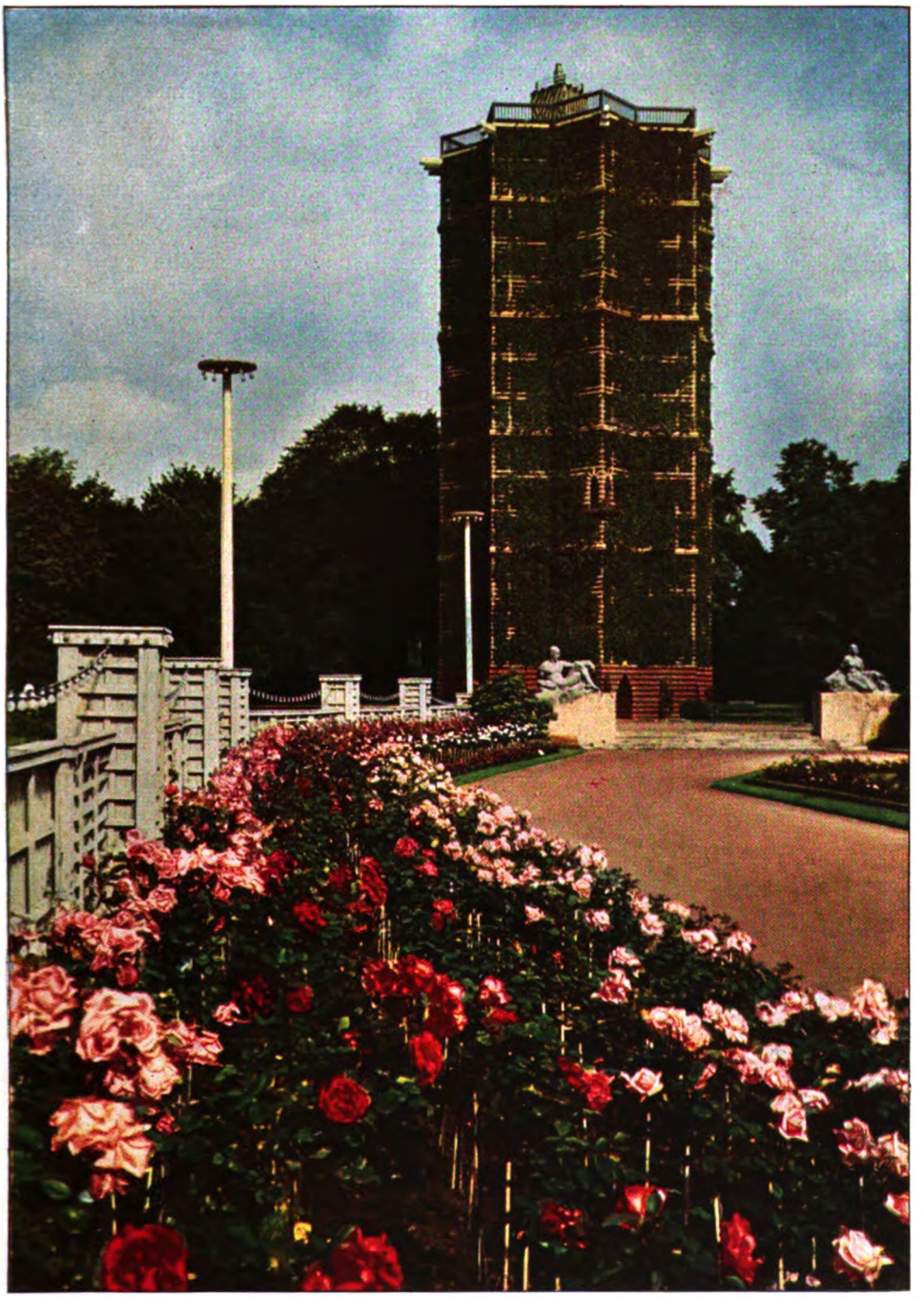
Aus den Erfurter „Farbenfeldern der Einjahrsblumen"
Entwurf: Gustav Allinger

Gesellschaft für Gartenbau und Botanik, der zu Ehren ja die Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung stattfindet, ihr 100jähriges Bestehen.

Um dieselbe Zeit wurden die Wühlereien im Gelände des Großen Gartens immer auffälliger, und der ganzen, mit dem Schicksal des Großen Gartens verwachsenen Dresdner Bevölkerung bemächtigte sich eine große Erregung. Tag für Tag mehrten sich die Baugerüste, und es sah aus, als wollte es kein Ende nehmen. Es kam die Pflanzzeit für Gehölze und krautartige Gewächse heran, die Neugierigen, angelockt durch die ersten Strahlen des Vorfrühlings, standen am Zaun und steckten ihre Nasen durch die Maschen des Drahtgitters. Im Herbst 1925 waren die meisten Rosen und ein Teil der Stauden, auch die Tulpen und Narzissen gepflanzt worden, alles übrige konnte erst im Frühjahr 1926 kurz vor der Eröffnung in den Boden gebracht werden. Während nun auf der einen Seite es für den Uneingeweihten aussah, als sollten die Arbeiten überhaupt nie fertig werden, fingen die Narzissen bereits drei Wochen zu früh zu blühen an, und das warme Wetter wirkte mächtig auf das Keimen der Tulpen, die nur mit allerlei Kunstgriffen zurückgehalten werden konnten. Immer mehr formte sich das Gesamtbild, und von Tag zu Tag gewannen die Phantasiegebilde greifbarere Gestalt.

Die Mitte des Monats März war bereits überschritten, und noch war am Ausbau der Hallen nicht das geringste geschehen. Es war beängstigend. Die Hallen sollten ja die Plan- und Modell-Ausstellung, die wissenschaftliche Abteilung von Prof. Dr. Tobler und die technische Abteilung aufnehmen, wofür die Verhandlungen schon seit längerer Zeit im Gange waren. In den übrigen zwölf großen Hallen des Städtischen Ausstellungspalastes sollte gleichzeitig mit der Ausstellung im Freien die Frühjahrsblumenschau eröffnet werden. Auch diese Blumenschau harrte noch ganz ihrer Lösung. Alle die Blatt- und Blütenpflanzen, die zu dieser Zeit in den Gewächshäusern fertig waren, Azaleen, Kamelien, Rhododendren, Eriken, Orchideen, Amaryllis und viele andere Topfpflanzen standen in den Gärtnereien bereit. Große nüchterne Hallen mit sichtbaren Eisenkonstruktionen und großen Seitenfenstern, welche die Wandfläche vollkommen auflösen, gähnten mich an. Nicht lange mehr, dann setzte hier eine fieberhafte und doch planmäßige Arbeit ein, und bald war erkennbar, was da werden sollte. Mein Ziel ging dahin, zunächst jede Halle als Raum so zu gestalten, daß er in seinen Proportionen gut wirkte, jeweils mit Vorbedacht auf die Blumen und Pflanzen, die darin ausgestellt werden sollten. Nach Fertigstellung der Raumgestaltung kam dann die eigentliche Aufstellung der Pflanzen, die man gleichsam als eine riesige Dekoration bezeichnen möchte. Hierbei galt es nun

Digitized by Google

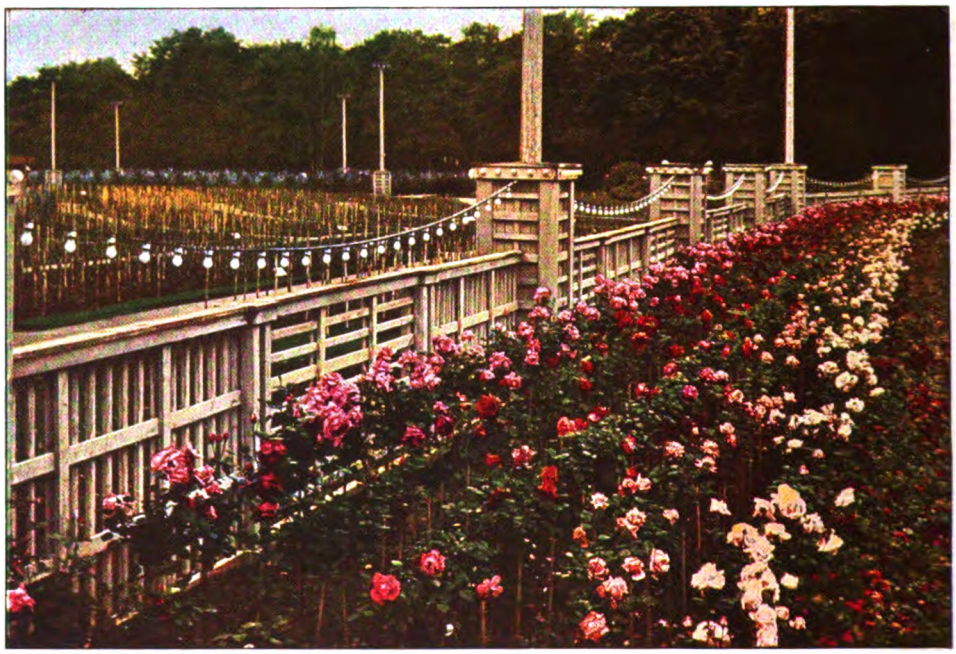


Blick in den „Riesengroßen Rosengarten“ (Entwurf: Gustav Allinger)
Der „Grüne Dom“ (Entwurf: Josef Wentzler, Dortmund)
Rosenaussteller: Die Dresdner Rosenzüchter

Digitized by Google

Raum, Form und Farbe so abzuwägen, die Beziehungen der Hallen untereinander so zu finden, daß eine Überraschung die andere ablöste und doch die einheitlich gestaltende Absicht fühlbar blieb. Plastiken, kostbare Vasen, Gemälde vollendeten den Eindruck. Die Seidel-Halle und die Ziegenbalg-Halle dürften am nachhaltigsten in der Erinnerung weiterleben. Diese Hallenschauen fanden ihre Fortsetzung später in der östlichen Hälfte dieses Hallenkomplexes, im Juni Blumenschmuck- und Raumkunst, im Juli Rosenschau, im August Sommerblumen- und Kakteenschau, im September Herbstblumenschau, im Oktober Reichs-Obstschau. Sie sind eine recht wichtige Ergänzung der Ausstellung im Freien. Inzwischen hatte sich auch im Gelände die Arbeit verdichtet, alles mußte daran gesetzt werden, rechtzeitig fertig zu werden. Es wimmelte nur so von Handwerkern aller Arten. Wer rennt dort barhäuptig mit fliegender Goldmähne durch das Gelände? Es ist Professor Rade, dem die Aufgabe wurde, die Farbtöne der Baulichkeiten zu bestimmen und in Harmonie zu bringen. Schon früh um 6 Uhr ohne Frühstück steht er am Bau, prüfend und augenzwinkernd, ob er wohl das Zitronengelb noch gelber oder stumpfer anlegen soll. Mit einer großen Liebe geht er den Dingen nach; er versteht seine Sache und freut sich königlich über jeden neuen Ton. Pressevertreter aus allen Gegenden ziehen durchs Gelände, schimpfen mit Recht über die noch nicht fertigen Wege. Man kann es ihnen nicht übelnehmen. Wer hätte seine besten Stiefel angezogen, wenn er geahnt hätte, daß es in Gartenanlagen auch Erdhaufen und Wasserpfützen gäbe?

Nun galt meine ganze Konzentration dem Zwecke, das Wichtige und Wichtigste herauszugreifen und zu erledigen, das momentan Nebensächliche aber beiseite zu schieben. Jede Minute wurde kostbar, und die Kostbarkeit wuchs mit der Dickköpfigkeit jener Aussteller, die nicht begreifen wollten, daß sie sich mit ihrem Nachbar vertragen müßten. Pflanzen, mit deren Erscheinen bestimmt gerechnet worden war, wurden abgesagt, andere kamen unerwartet an. Nur Beweglichkeit half über diese Überraschung hinweg. Inzwischen hatten auch die anderen Bauten, das Café-Restaurant Rosenhof von Professor Dr. Tessenow, die Brücke von Otto Wilh. Wulle und das Café Palmenterrasse von Max Herfurt große Fortschritte gemacht. Die beiden letzten Tage kamen heran, Tag und Nacht wogte die Arbeit — und siehe da, am Morgen des 23. April war die Ausstellung fix und fertig. Es war mehr als Überraschung: über Nacht waren sogar für die Nächststehenden gleichsam Wunder geschehen.



Rabatte mit Hochstammrosen im Rosengarten. Gestaltung: Gustav Allinger
Aussteller: Victor Teschendorf, Cossebaude bei Dresden

Digitized by Google

Trinkt Deutschen Wein!

Auswahl-Angebot!

Um bei unserer reichhaltigen Liste die Wahl zu erleichtern, haben wir nachstehend einige Zusammenstellungen besonders empfehlenswerter Weine angeführt.

Es ist gleichzeitig dadurch die Möglichkeit geboten, eine Auswahl hochwertiger Weine für jede vorkommende Gelegenheit im eigenen Keller zu haben.

Als weitere Bezugserleichterung dieser Zusammenstellungen haben wir die Zahlungen in 5 Monatsraten eingeräumt, die erste Rate nach Erhalt der Weine, jedes weitere Fünftel einen Monat später.

Wer nicht 50 Flaschen bestellen will, kann auch 25 Flaschen wählen, also von jedem Sortiment die Hälfte.

Auswahl-Angebot Nr. 1

			RM.	
Moselweine				
4 Fl.	1924er	Wintricher	0,85	3,40
6 Fl.	1924er	Ellenzer Rosenberg . . .	1,20	7,20
6 Fl.	1924er	Graacher Göhr	1,50	9,—
4 Fl.	1922er	Cochemer Langenberg . . Wachstum Pauly	1,85	7,40
4 Fl.	1921er	Wintricher	2,—	8,—
2 Fl.	1921er	Kinheimer Löwenberg . . Wachstum Schäfer	2,75	5,50
Rheinweine				
4 Fl.	1924er	Bechtheimer	0,85	3,40
4 Fl.	1924er	Oppenheimer Berg . . .	1,20	4,80
6 Fl.	1924er	Lorcher Niederflur . . .	1,50	9,—
4 Fl.	1924er	Oppenheimer Kreuz . . .	1,80	7,20
4 Fl.	1924er	Schloß Böckelheimer Königsfels, Riesling	2,—	8,—
2 Fl.	1921er	Alsheimer Hölle	2,75	5,50
				RM. 78,40

Digitized by Google

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Editha Gräfin v. Königsmarck o. H.

Weingutsverwaltung

Koblenz

a. Rhein u. Mosel

Königsmarcks Kellerabfüllungen

sind bevorzugt im vornehmen gastlichen Hause. Jede Flasche hat als Bürgschaftszeichen Korkbrand.

Digitized by Google

Bacchanale. Wandbild von Prof. Adolf Münzer

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Prophet von Obering

Novelle von Oskar Baum

Man konnte nicht sagen, daß man den jungen Wirt vom „Halben Horn“ in der Gegend liebte; dazu war er nicht laut und umgänglich genug. Und wenn es auch wohl lächerlich war, zu behaupten, daß man ihn fürchtete, wie es Dr. Plinski tat, so war doch zu bemerken, daß sie alle eine Scheu vor ihm hatten, wie vor einem neuen Pfarrer etwa, den man noch nicht näher kennt.

Das war nun freilich etwas Besonderes bei einem Kind der Gegend und hatte auch seine Gründe.

Bei Gericht aber machte das nicht den Eindruck, den Doktor Plinski sich davon versprochen hatte; zumal der junge Bomas in seiner gesammelten, stillen Art fast nichts zu seiner Verteidigung vorbrachte. „Gesunde Menschen können nicht alles verstehen. Und doch müssen wir versuchen, einen vernünftigen Zusammenhang in den Vorgängen und Anzeichen zu finden,“ sagte er; und das war bei ihm schon eine ganze Rede.

Die Herren vom Gericht hatten durchaus nicht gelacht. Das erzählten sich nur die Gäste beim „Teufelsblut“ am Abend zum Trost. Es war gar nicht zum Lachen gewesen, wenn auch die ungeschlachte, bärenhafte Gestalt mit dem großen, schwer beweglichen Gesicht und der leisen, dünnen, wie gebrochenen Stimme schlecht zu dem Bild des Propheten paßte, das man sich nach der Anzeige von dem Manne machen konnte. Das kleine Mädchen vom Schloßmeier war tot, aber ihm konnte kein Verschulden nachgewiesen werden. Starben nicht auch den Ärzten zuweilen ihre Patienten? Es war auch keiner der vorgeladenen Bauern zu einer Aussage gegen ihn zu bewegen gewesen. Sie erzählten nur von seinen Taten an Mensch und Vieh. Schon als kleiner Junge habe er einem gestürzten Kalb auf der Weide das Bein mit einem Griff eingerichtet, und da habe es sich gezeigt, daß er die gesegneten Hände seiner Mutter geerbt hatte. Die Kräuter im Walde kannte er, ohne daß jemand ihm etwas gesagt hatte, und den Menschen las er die Krankheiten vom Gesicht. Und er hielt es für eine Sünde, mit den Leiden und Prüfungen der andern sein Brot zu verdienen; niemand durfte ihm auch nur das mindeste bringen.

So blieb es wieder nur bei der Verwarnung, die mehr für den Doktor beschämend war, weil sie die geringe Überzeugungskraft seiner Heilerfolge zur unausgesprochenen Grundlage zu haben schien. Der Staat ließ die beiden Männer allein ihren Kampf ausfechten; und darin lag eine gewisse Gerechtigkeit.

Das Lachen vor dem Hause lockte Marliese ans Fenster. Die Leute bogen sich wie vom Wind geschüttelt. Sie vergaß die Unruhe und Sorge, mit der sie auf Bomas wartete. Es war aber auch zu komisch, wie der feiste kleine Mann mit der schweißglänzenden Glatze den steilen Weg herauftobte und was für einen feierlichen Eindruck der Ernst und die Entschlossenheit auf seinem gutmütigen Gesicht machten. Die schwere graue Schwüle des Abends schien ihn von ihrem Druck auszunehmen. Er lief beinahe die helle Landstraße her und hätte sich wohl nicht gescheut, geradeaus in das Wirtshaus hineinzurasen, aber er vermutete offenbar Bomas unter den Menschen, die vor dem Tore standen. Er schoß in seiner Kurzsichtigkeit auf den langen Schell zu. „Bei dieser Epidemie müssen Sie mit Ihrem Schwindel einpacken!“ schrie er. Der Zwicker zitterte auf seiner Nase und der Hut auf seinen ungeordneten Haaren. Eine vergnügte Stille abgebrochenen Gesprächs umgab ihn, eine höflich gespielte Betretenheit.

„Peppidemie,“ zirpte ein Kind hinter dem Zaun. Und die Heiterkeit löste sich mit einem gewissen gedämpften Respekt.

Erst ganz in der Nähe merkte der Arzt den Irrtum. „Ich kann nicht glauben, daß er gar kein Gewissen hat!“ Seine helle Stimme hallte über den abendlichen Platz; er dachte wohl, Bomas sei zu Hause und höre ihn. „Ich werde nicht ruhen, ich werde nicht ruhen, als bis man es ihm nachweisen kann! Ich lasse nicht die ganze Gegend umkommen!“

Er keifte immer tobsüchtiger, je mehr er merkte, daß dies ja alles vollkommen sinnlos war. Selbst nur der Schatten des Abwesenden stand unter diesen anderen als ihresgleichen und er mit seinem bebrillten, weichen, kleinen Gesicht war der Fremde, gegen den sie in stummer Sicherheit höhnisch geschlossen dastanden. Er überschrie sich, indem er sich zur Flucht wandte — es schmetterte nur so —, daß Bomas sich nicht unterstehe, noch einen der Kranken anzurühren, für die er, der Arzt, die Verantwortung trage. Und er lief.

Nun brachen sie alle los; es dröhnte und quiekte in allen Tonarten beiden Geschlechts. Die Schellin aber war selbst durch den Lärm

Digitized by Google

hindurchzuhören, als sie ihm nachrief: „Unser Herr Jesus war auch nicht auf der Universität. Wollen Sie ihm vielleicht deshalb hinterher noch die Konzession entziehen für das Lebendigmachen von den Toten und das Sehendmachen von den Blinden?“

‚Hätte ich doch lieber irgendein Handwerk erlernt,‘ dachte der Doktor, indem er feldein zum „Teufelsblut“ ging, ‚etwas Verläßliches, wo man sein Tagewerk verrichtet und seinen festen, guten Grund unter den Füßen hat.‘ Er wollte nicht mit Wunderleistungen sein tägliches Brot verdienen. So manches Mal konnte man nicht wissen, ob man die Krankheit wirklich erraten hatte und ob man nicht mit seinen Verordnungen den größten Schaden anrichtete. Früher hatte er sich damit beruhigt, daß er tue, was in seinen Kräften stehe; mehr könne niemand von sich verlangen. Man sei eben nur ein Mensch. Da aber begann dieser junge Wirt mit seinem Glauben, wie ihn nur die Unwissenheit haben kann, und nun verfiel diesem die Gegend, und die Macht des Möglichen erschien eitel, leer, ja frevelhaft. Da lachten die Menschen und erzählten sich, daß der Arzt seine eigene Frau dabei ertappt hatte, daß sie Kräutertee trank und seine Medizin nicht einnehmen wollte. Und er ging ins Wirtshaus zu seinen Freunden, zu seiner Partei, um die Nacht bei den Karten zu versitzen, sich als der Beliebte zu fühlen unter denen, die das Saufen nicht lassen konnten und das Schweineschlachten und ihn hochleben ließen, weil er ihnen sagte, daß sie darum die Gescheiteren seien.

Marliese trat vom Fenster; sie dachte, Peter hätte sie gerufen, aber er lag so matt und heiß in seinem Bettchen und hatte genug mit dem Atmen zu tun.

Endlich kam Bomas. Aber ihre Freude und Hoffnung, als sie die Eile des schweren Schritts auf der Treppe hörte, zerrann, als er eintrat. Das fliegende Fieber, das durch die Gegend raste, brachte so harte Arbeit, sagte er. Er sei selbst von Eile und Arbeit fast krank. Aber das war es nicht, o nein, das wußte sie.

Er fragte fast ohne Wort, ob sie alles getan habe. Ganz wie er es angeordnet. „Und es ist nur schlimmer geworden?“ Sie antwortete nicht. Sie sah ihm an, daß er nun nichts mehr wußte. Es war eine tiefe Stille im Zimmer, in die das Gelächter der Leute vor dem Hause drunten klang, die sich jetzt verabschiedeten.

★

Nachts durfte auch das Kind eines Gastwirtes krank sein. Um eins schlug unten das letzte Mal die Tür zu, da wackelten und klopften die todernsten, staubgrauen Eichhörnchen oben auf dem Schrank das letzte Mal, und das leise Klirren der Fenster lief nicht mehr durch das Haus.

„Peter?“ fragte die Mutter.

Er hörte es gar nicht mehr, so oft fragte sie es den Tag und die Nacht über. Wie sollte er wissen, daß sie nur einen Laut, eine Bewegung von ihm erzwingen wollte, wenn sie es vor Angst schon gar nicht mehr aushielt.

Es dämmerte noch nicht; die ersten verschlafenen Hahnenlaute rührten sich. Bomas dachte, sie wache, und kam, sie abzulösen.

Marlie schlief auf einem Stuhl neben dem Kinde; sie hatte keine Ruhe in einem richtigen Bett oder gar in der Kammer nebenan. Vielleicht auch war sie überhaupt nur gegen ihren Willen eingeschlafen. Der schlanke junge Leib hing zur Seite gesunken am Stuhlrand, der Arm auf der Bettkante, die Wange auf dem Arm. Schön war der leise geöffnete Mund in dem Gesicht, das selbst noch etwas Kindhaftes hatte.

Peter gurgelte leise Laute aus unruhigem Fieberschlaf. Es war, als merke er, daß der Vater sich über ihn beugte. Er lächelte ganz glücklich und dankbar: „Du? Ja du, du bist das?“ Und dann warf er wieder den schweren Kopf wie geängstigt und gejagt mit Ächzen hierhin und dorthin auf dem heißen Kissen.

Bomas sah die beiden, und es erschien ihm sonderbar, daß man erwachsen sein konnte und sich vermessen, Entscheidungen zu treffen und dafür einzustehen, daß sie die rechten, die einzig möglichen seien. Die Krankheit, die in diesen Tagen so unheimlich zunahm, blieb ihm verschlossen. Er rang mit ihr, eilte von Weiler zu Weiler, von einem der weit auseinanderliegenden Höfe zum andern. Und nirgends brachte er Hilfe; sie ließ sich von ihm nicht fassen, ihr Wesen blieb unsichtbar. Wie viele Mauern er auch durchbrach, es war immer noch eine, hinter der sie vor ihm verschwand. Er wollte nun wissen, ob es ein Irrtum war, als er sich berufen fühlte, zu helfen, wo er den Weg ahnte, zu lindern, wie er das auf seine Weise vermochte. War es Dünkel gewesen?

Er lehnte am Fenster und horchte auf die ungleichen Atemzüge der beiden Schläfer. Er wollte denken. Aber er war sehr müde, es verschwamm ihm alles.

Er saß seinem Vater auf dem Schoß und trank das gelbe Bittere, das so auf der Zunge prickelte und biß. Da knallte ein tolles Gelächter. Alle Gäste in der Schenkstube platzten zugleich los, als er mit letzter Anstrengung das Gesicht aus dem Glase riß und der Schaum ihm um die Nase hing. Aber der Vater tauchte ihn nochmals ein und das

Digitized by Google

Gelächter nahm kein Ende, indes er keinen Atem mehr hatte. Bald aber — o er zeigte seinen Stolz gar nicht so sehr — schmeckte ihm das Zeug schon fast wie den Erwachsenen. Und seine größte Freude war es, an den Abenden die Betrunkenen zu beobachten. Ihr Wesen, ihre Gesichter zerbrachen wie Schalen, aus denen etwas ganz Unerwartetes hervorkam. Der Gasthof zum „Halben Horn" war damals die lauteste Schenke der Gegend. Sein Vater hatte das Geschäft verstanden.

Am rätselhaftesten war es Bomas, wie jene, die oft nicht einmal zur Tür hinaustrafen, doch immer richtig heimkamen. Am nächsten Morgen war wieder alles in Ordnung und niemand suchte den zweiten Menschen, der sich in ihnen versteckte. Später, als er selbst mit seinen Freunden lustige Nächte durchschwärmte, sollte er erfahren, von welcher Art aber zuweilen das Erwachen sein konnte.

Franz Ark war der tollste unter ihnen. Oder nein, das schien nachher nur so. Aber er war ihm der liebste. Freilich, das wußte er erst an jenem Morgen, als Marlie zu ihm gelaufen kam, verstört und ratlos, und er sie lange nicht verstehen konnte, weil sie sich vor dem Klang und der Bedeutung ihrer eigenen Worte fürchtete. Er hatte damals Marlie noch nicht sehr gut gekannt. Es hatte ihm nur immer so gut bei den beiden früh verwaisten Geschwistern gefallen, die ihr Anwesen miteinander bestellten. Ihre Fröhlichkeit bei aller Knappheit und Mühsal, ja richtiger Not zuweilen, war solch ein Gegensatz zu Lärm, Haß und Unfrieden bei üppigem Essensbehagen in seinem Elternhause.

Sie fragte mit scheuer Hast, ob er Franz nicht gesehen hatte. Nur schwer konnte Bomas aus ihr hervorholen, was denn eigentlich geschehen war. Von einer der durchzechten Nächte hatte Franz ein Frauenzimmer mitgebracht, das er wohl erst auf dem Heimweg aufgelesen hatte. Als er morgens erwachte und ein häßliches altes Weib, eine schmutzige, verlauste Zigeunerin neben sich sah, da grauste es ihm dermaßen, daß er wie von Sinnen kam. Er wurde es nicht los; er lief vom Hause fort und war nirgends zu finden. Endlich kam er dann wieder; er hatte ein irres, unstetes Wesen; in seinen gehetzten Augen war es, als sei er eben aus dem Wahnsinn erwacht.

Sie suchten ihn nun zusammen vergeblich im ganzen Dorf und als sie dann nochmals heimgingen, fanden sie ihn in der Dachluke an seinem Gürtel erhängt.

Bomas war von diesem Tage an nicht mehr in der Schenkstube gewesen. Es kam ihn hart an zu denken, was er fühlte, und zu zerkleinern, was zu geschehen hatte. Der Vater, der oft schon kurzen Atem hatte, saß seit langem nur mehr mit seiner Pfeife bei den Gästen und nahm auch am Sonntag nur das Geld. Nun sollte er wieder die steilen Stufen in den Keller hinunter und die Fässer anschlagen und am Sonntag hin und her zwischen Keller, Stube und Küche! Bomas aber legte es sich schwer auf die Brust, wenn er nachts heimkam und nur im Vorbeigehen aus dem Keller den Geruch von verschüttetem Bier roch.

Als er morgens ging, faßte ihn einmal der Vater — er war aus dem Bett in Pantoffeln eilig nachgeschlappt — faßte ihn beim Rock, aber er schüttelte keine Antwort aus ihm heraus. Bomas stand, und sein Gesicht bewegte sich gar nicht, nur an seinen gekrampften Händen hätte man eine bittere Anstrengung merken können. Aber es war wieder wie immer: Seine tiefen traurigen Augen unter den angestrengt zusammengezogenen Brauen sahen den Vater so willig, ergeben und suchend an, daß er losließ und spie und fluchte und ging. Er wich dem Sohn aus und schrie alle Menschen an, die sich wunderten, und verschimpfte das „Frauengeziefer" auf seine wilde Weise.

Abends ging Bomas mit Marlie in die Wiesen. Zwischen den Liebkosungen ihrer jungen Körper aber gab es viel stumme Sorge und Bangen. Und einmal sagte ihm Marlie, sie würde einen Knecht aufnehmen und — sie konnte es verstehen, daß sein Vater nicht sein Leben lang gerackert haben wollte, damit ein armes Ding ins „Halbe Horn" käme.

Bomas wußte selbst nicht, wie er es ihr erklären sollte, daß er nicht ihretwegen vom Hause fernblieb oder daß es doch der Vater falsch verstehe, wenn er das denke. Und sie hätte es wohl auch nicht begriffen. Aber sie war schön und lustig; der Kinderübermut saß locker bei ihr, und sie sang im Sprechen vor zu viel Kraft und Leichtigkeit.

Er sprach mit ihr nicht davon; es war ihm zu schwer. Er kämpfte es mit sich allein durch. Er wollte das Wirtshaus nicht. Er würde schon versuchen, sich mit Marlie so durchzubringen, und vielleicht auch konnte er noch ein Handwerk lernen. Es war das schwerste daran, es dem Vater zu sagen. Es war vielleicht unmöglich, aber er mußte es versuchen.

Einmal Sonntag nachts um eins, nachdem er die Kasse nachgezählt und noch in den Keller hinuntergekrochen war, ihn zu schließen, war der Vater nicht mehr zurückgekommen. Früh fand man ihn auf den Stufen tot.

Digitized by Google

Bomas war nun sein klar gesehener Weg verschüttet. Er war ein reicher Mann auf eigenem Grunde. Dem Toten konnte er nicht viel erklären, er kam an dessen Stelle. Es schien fast, als ob der Vater gestorben sei, um ihn dazu zu zwingen.

Als er mit seinem jungen Weibe zum erstenmal heimging, da sahen sie das Haus auf der Höhe vor sich liegen. Es war ein schöner, heller Mittag. Marlies Augen leuchteten vor Stolz und Freude.

‚Sollte er nun wirklich der Fluch der Gegend sein und reich daran werden?' dachte Bomas. Sollten sich die Leute bei ihm um den Verstand bringen, und das sollte seine gesegnete Arbeit sein? Nein, das wollte er nicht. Und es fiel ihm ein, was er tun müßte, und es erschien ihm gar nichts so Besonderes. Er sagte es Marlie. Es gab ja Cider und andere Säfte, die nicht betrunken machten. Vielleicht würden die Männer nur die erste Zeit darüber lachen, vielleicht freilich — nun sie würden sich auch sonst irgendwie ehrlich fortbringen! Sie umarmte ihn jubelnd; niemand finde wie er immer, und wenn es auch noch so unmöglich scheine, das Rechte. Und sie hing an seinem Halse, die Beine baumelten in der Luft, und sie küßte ihn auf die Zähne, daß er mitten im Wort nicht weiter konnte. Er sah voll Dank in den Glanz ihrer glücklichen Augen, der ihm eben noch etwas ganz anderes bedeutet zu haben schien. Als sie dann wieder auf der Erde stand, sagte sie ernsthaft und ganz leise — sie dachte wohl, er würde sie auslachen — ihr sei es, als ob sie nun erst den richtigen Grabstein für Franz setzten.

Er liebte nicht Feierlichkeit. Taten sie auch ein Gelübde ohne Worte, als sie die Einfahrt durchschritten, fand er es doch recht, daß sie ihren Übermut kaum für den Augenblick dämpfen konnte. Das Lachen und Plaudern ihrer Kinderlustigkeit hatte ihm damals so viel Freude gemacht.

Jetzt aber, da er am Fenster lehnte und den Atem der Schläfer hinter sich hörte, ein trüber, nebliger Morgen langsam heraufdämmerte, jetzt war es ihm, als sehe er in ihre damalige heitere Miene betroffen und voll Sorge; jetzt verfolgte ihn das Bild wie ein Angstgesicht.

Er trat ins Zimmer zurück. Marlie hing noch an der Bettkante. Die Wangen waren ganz rot geschlafen. In dem leise geöffneten weichen Mund blinkten die Zähne. Er weckte sie nicht, als er fort mußte. Er gab unten dem Weib die Aufträge für den Tag.

Die Tage vergingen noch weit langsamer als die Nächte. Peter hatte nicht gesagt, sie solle das Fenster schließen, aber sie sah, wie sein Gesicht zuckte bei jedem Wagen, der vorbeirasselte, bei jeder Stimme, die heraufklang. Er unterschied vielleicht nicht mehr, ob die Störung von außen oder aus ihm selbst kam, dies Zittern und Stoßen, dies Hacken und dann wieder Rauschen im Ohr. Es war eine so große Eile in den Dingen um ihn her, klagte er der Mutter, jedes dachte, es sei das Wichtigste, und sie konnten doch nicht alle zugleich kommen.

Marlie hörte seine Worte kaum; es erregte sie so sehr der Ton, diese schwebende, wie um ihren festen Grund gekommene Stimme des Fiebernden.

Marlie hatte Angst vor ihren Gedanken. Und sie war die vielen langen Stunden allein in dem stillen Zimmer. Wenn Bomas sie manchmal ansah, zitterte sie, weil es ihr beinahe war, als ob er ihre Gedanken sehen könnte. Sie mußte die scheuen, verlegenen Andeutungen der Nachbarinnen hören, wenn sie sie besuchen kamen, von Dr. Plinski und seinem Mittel. Ja, der wüßte diesmal etwas; der wurde mit der Krankheit rasch fertig! Einige der Kinder, die das Fieber gar nicht viel früher als Peter erwischt hatten, gingen schon wieder zur Schule. — Sie dachte ja nicht, daß Bomas sich irren könnte. Sie wußte schon, daß nur das recht war, was er dachte. Aber vielleicht konnte Peter auf die falsche Weise, auf unrechtem Wege gesund gemacht werden, und vielleicht war es auf die rechte Weise nicht möglich? Konnte das nicht sein? Ach, wenn sie nur mit Bomas darüber sprechen könnte! Sie war nicht gewohnt, für sich allein zu denken. Er dachte für sie beide, aber er hing so an seinem Glauben fest, und er würde auch Peter opfern; ja, ja, das würde er, sie wußte es.

So war es einmal wieder Abend geworden. Im Zimmer wenigstens schien es so. Draußen kam es dann Marlie noch gar nicht so dunkel vor. Sie war freilich schon lange nicht mehr auf der Straße gewesen. Sie hatte den Arzt vom Fenster aus gesehen. Die Beleuchtung aus der Wirtsstube war auf den Vorbeigehenden gefallen. Sie hatte nicht nachdenken können; sie war schon unten. Sie hielt das Wolltuch in der Hand, das sie hatte überwerfen wollen.

„Herr Doktor!" — Er hörte nicht — „Herr Doktor!" Sie war schon knapp hinter ihm; er wandte sich nicht um. Nun schrie sie schon beinahe. Sie ging neben ihm; sie sah ihm ins Gesicht. Ihr war es, als bilde sie sich nur ein, ihn gerufen zu haben und ihre Stimme hatte die Klangkraft verloren.

Endlich fragte er, ohne das Gesicht zu wenden oder seinen Schritt zu verlangsamen: „Ihr Mann läßt mich bitten?"

Digitized by Google

Wie wollen Sie es erreichen?

Digitized by Google

Ihr Einkommen zu erhöhen

Ihr Dasein leichter zu gestalten

Ihren Lebensabend sicher

zu stellen

Hierzu bietet Ihnen

Über 13 Millionen Gold

Digitized by Google

die beste Möglichkeit

die 190. Sächsische Landes-Lotterie

K werden ausgespielt. Es entfallen auf 140000 Lose 63000 Gewinne und 1 Prämie, sodaß fast

jedes zweite Los gewinnt

Amtlichen Gewinn-Plan siehe umstehend

Bestellen Sie sofort!

Zahlung hat Zeit bis nach Erhalt der Lose, d. h. bis vor Ziehung Anf. November.

Beginn der 1. Klasse am 18. und 19. November

Lospreis für jede Klasse $^1/_{10}$ Mk. **3.–**, $^1/_5$ Mk. **6.–**, $^1/_2$ Mk. **15.–**, $^1/_1$ Mk. **30.–**

Amtliche Liste wird unaufgefordert nach Erscheinen zirka 10 Tage nach beendigter Ziehung mit den Erneuerungslosen der folgenden Klasse zugesandt.

Max Borstel, Leipzig

Staatslotterie-Einnahme * Nikolaistraße 4

In ganz Preußen, Thüringen, Mecklenburg-Strelitz zugelassen. Bestellung aus anderen Gebieten daher zwecklos

Hier abtrennen!

Hier abtrennen!

Erfüllungsort: Leipzig.

Herrn MAX BORSTEL / LEIPZIG

Senden Sie mir sofort an Originallosen **1. Klasse 190. Sächs. Landes-Lotterie:**

..... Stück Zehntel zum Preise von je M. 3.–
..... „ Fünftel „ „ „ „ „ 6.–
..... „ Halbe „ „ „ „ „ 15.–
..... „ Ganze „ „ „ „ „ 30.–

Betrag sende nach Erhalt der Lose — vor Beginn der Ziehung
oder — Betrag ist durch Nachnahme zu erheben.
Zu jeder Ziehung amtliche Liste erbeten.
Nichtgewünschtes bitte durchstreichen

Bitte Adresse genau schreiben!

Name: .....
(Vor- u. Zuname)

Stand: .....

Ort: .....

Straße: .....
u. Hausnummer

Digitized by Google

Plan zur 190. Sächsischen Staatslotterie

Erste Klasse

Ziehung 18. u. 19. November 1926

Gewinne	ℳ	
1	125 000	125 000
1	120 000	120 000
1	110 000	110 000
2	5000	10 000
5	3000	15 000
5	2000	10 000
15	1000	15 000
30	500	15 000
60	250	15 000
580	100	58 000
4200	72	302 400
4900 Gewinne		495 400

Zweite Klasse

Ziehung 15. u. 16. Dezember 1926

Gewinne	ℳ	
1	130 000	130 000
1	120 000	120 000
1	110 000	110 000
2	5000	10 000
5	3000	15 000
5	2000	10 000
15	1000	15 000
30	500	15 000
60	250	15 000
580	150	87 000
4200	108	453 600
4900 Gewinne		680 600

Dritte Klasse

Ziehung 12. und 13. Januar 1927

Gewinne	ℳ	
1	140 000	140 000
1	120 000	120 000
1	110 000	110 000
2	5000	10 000
5	3000	15 000
5	2000	10 000
15	1000	15 000
50	500	25 000
100	250	25 000
520	200	104 000
4200	144	604 800
4900 Gewinne		878 800

Vierte Klasse

Ziehung 9. und 10. Februar 1927

Gewinne	ℳ	
1	150 000	150 000
1	125 000	125 000
1	110 000	110 000
2	5000	10 000
5	3000	15 000
5	2000	10 000
15	1000	15 000
50	500	25 000
100	300	30 000
520	250	130 000
4200	180	756 000
4900 Gewinne		1 076 000

Fünfte Klasse

Ziehung am 3., 4., 5., 7., 8., 9., 10., 11., 12., 14., 15., 16., 17., 18., 19., 21., 22., 23., 24., 25., 26. und 28. März 1927

Höchstbetrag im günstigsten Falle:

ℳ **500 000**

Prämie	ℳ	ℳ
1	200 000	200 000
Gewinne		
1	300 000	300 000
1	150 000	150 000
1	100 000	100 000
2	50 000	100 000
2	30 000	60 000
3	25 000	75 000
10	10 000	100 000
40	5000	200 000
100	3000	300 000
125	2000	250 000
200	1000	200 000
400	500	200 000
800	300	240 000
3300	250	825 000
38415	180	6914 700
43400 Gewinne und 1 Prämie		10214 700

Hier abtrennen!

Postkarte

Mit **5 Pfg** frankieren!

Herrn

Max Borstel

Sächsische Staatslotterie-Einnahme

LEIPZIG C 1

W 77

Was kostet ein Los?

10 Pfennige täglich!

Hier abtrennen!

Digitized by Google

„Mein Mann darf nichts davon erfahren," flüsterte sie, „aber er ist jetzt ins Dorf hinunter gegangen, kann vor einer Stunde nicht zurück sein."

„Er ging wohl zu Kranken, wie?"

„Herr Doktor, das Kind ist unschuldig; es geht ihm ans Leben!"

„Nein, nein, das kann ich nicht, wo denn!"

„Seien Sie barmherzig!"

„Wo werde ich gegen den Willen Ihres Mannes mich in Ihr Haus schleichen?"

„Ich habe doch nichts getan!"

„Ihr Mann ist doch der Große. Was bin ich gegen ihn? Vielleicht beten Sie, wenn seine Wunder nicht ganz sicher wirken! Rufen Sie den Pfarrer, den Bader — aber mich?"

Er ging immer schneller; sie blieb an seiner Seite. Sie hörte nicht, was er sagte. Sie sagte zu allem: Ja. Sie vergaß, daß er vielleicht wirklich nur ein Mensch war und nicht alles wußte. Sie hatte so lange vor diesem schweren Gang gezittert. Was sie tat, war so ungeheuer, daß sie nichts anderes denken konnte, als daß es helfen müsse.

Sie solle ihn nicht aufhalten, sagte er; er hatte auch seine Eile. Es tue ihm leid, aber sie müsse begreifen . . .

Als sie zuletzt doch den Mut verlor und schlaff mit gesenktem Kopf zurückblieb, kehrte er um und ging mit ihr. Er stellte seine Bedingungen: Was ihr Mann verordnete, durfte aber dann nicht ausgeführt werden.

„Ja, ja!"

Was er selbst befahl, daran wurde auch nicht das mindeste geändert.

„Nein, nein!"

Und wenn er dem Kinde half, wenn es gesund wurde, würde er es in seinen medizinischen Zeitschriften veröffentlichen!

„Ja, ja!"

Er übersah es nicht, aber tat nichts dazu, daß es einigen Vorbeigehenden auffiel, als er mit der Frau ins Haus trat.

Das Kind hielt den Kopf gehoben und den Mund offen. Es mochte gerufen haben, indes es allein war. Jetzt bemerkte es die Eintretenden nicht. Seine Augen waren groß und mit Bildern gefüllt, von einem Magnet an der Wand auf und ab und hin und her gezogen.

Der Arzt hob vorsichtig die Decke zur Seite und untersuchte. Der Unterleib war unmäßig aufgetrieben. Marlie wartete auf die Miene, als er sich aufrichtete.

„Hm," sagte er. Er sprach nicht gern mit Angehörigen der Patienten. Er holte aus seiner großen Tasche ein Fläschchen hervor. Er würde genau merken, ob die Tropfen verabfolgt würden. Er würde am nächsten Tag wiederkommen und wenn es nicht besser wäre, würde er die Injektion machen.

„Am nächsten Tag?" fragte sie zaghaft. „Wann?"

Er fuhr wild auf: „Was glauben Sie wohl, ich werde mich wie ein Dieb einschleichen?"

Bomas freute sich sehr über das so rasch gesunkene Fieber, als er kam. Da es aber immer wiederkehrte, und ganz gegen seine Erfahrung stieg und sank, wurde er besorgt und verwirrt.

Eine nie gekannte Unruhe und Unsicherheit erfaßte ihn. Was war es, das vor ihm stand? Warum verschloß sich ihm diese neue Krankheit? War sein Wille nicht mehr rein, sein Herz kraftlos, war es ihm vielleicht schon zu sehr gewohntes Tagewerk geworden, die Menschen in ihrer Schwachheit zu verstehen? War es ein Irrtum gewesen, als er sich gerufen fühlte zu retten, zu lindern? War es Dünkel gewesen? Ein Verbrechen, das sich nun an ihm rächte und an seinem Kinde?

Marlie war nicht vorsichtig genug; sie hätte es vielleicht verhindern können, daß Bomas an diesem Abend zu früh heimkam. Sie hätte ihm hinaus entgegengehen müssen, als sie seinen Schritt auf der Treppe hörte, und hätte ihn unter irgendeinem Vorwand für eine Weile in die Küche, in den Keller oder zu einem Nachbarn führen können. Aber sie saß und rührte sich nicht und hielt das Becken mit dem kochenden Wasser, aus dem der Doktor die Nadel herausfischte. Sie hörte, wie er die Tür öffnete und wie er in der Türe stehenblieb. Sie hob das Gesicht nicht. Das Armchen lag nackt auf der Decke, und genau begrenzt schimmerte die Stelle, die eben mit Benzin gereinigt worden war.

Ein Stuhl stürzte, mit einem Satz stand Bomas hinter dem Arzt und hielt ihm die Arme. Es zitterte und klirrte das Zimmer bei dem Sprung des schweren Mannes. Erschrocken riß der Arzt die Arme frei und wandte sich um.

Aber Bomas stand schon zum Bett gekehrt, streifte das Hemd über das Armchen hinab und prüfte am Hals die Hitze des Kindes.

Eine tiefe Stille entstand.

Dr. Plinski blickte auf die Frau, die in einer ein wenig lächerlichen Verkrümmung erstarrt, mit unbeweglichen Augen unter zitternden Lidern an das Gesicht des Mannes gebunden war.

‚Ich werde mich nicht aus der Affäre ziehen,' fühlte er ergriffen, ‚und sie diesem Menschen überlassen!' Er räusperte sich. „Haben Sie meiner Injektion etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen, Herr Wirt?"

Digitized by Google

fragte er. „Hierauf kommt's ja an. Nehmen wir die Angelegenheit doch rein sachlich!"

„Sie müssen kommen, wenn Sie gerufen werden! Ich weiß, es ist Ihre Pflicht," sagte Bomas schwer, „verzeihen Sie meine Heftigkeit." Und seine zu hohe Stimme war noch undeutlicher als sonst.

„Es geht hier nicht um mich. Es handelt sich um das Leben des Kindes! Können Sie mir einen besseren, ja können Sie mir überhaupt einen anderen Weg zeigen, dies Kind zu retten? Ich schlage mich nicht darum, auf die traurigste Weise recht zu behalten. Und diese Gefahr ist sehr drohend!"

Doktor Plinski hatte nicht das mindeste Feierliche in seinem Betragen. Vielleicht, daß ein Kenner eben in seiner Ruhe, in seinem Gleichgewicht etwas von Triumph gemerkt hätte.

„Es kann sich nicht ein jeder vermessen, das Beste zu wissen, das Rechte zu tun. Aber das Falsche nicht zu tun, hat jeder in der Hand."

„Das Falsche." Der Arzt war nicht beleidigt. „Sie haben etwas im Gefühl gegen die Wissenschaft; sagen Sie mir aber einen klaren, stichhaltigen Grund des Verstandes!"

„Haben Sie den kranken Menschen oder das kranke Tier gekannt, dessen Blut Sie dem Kind hier eingeben wollen?" fragte Bomas.

„Da treffen Sie den Kern. Die Wissenschaft ist nicht auf den einzelnen gebaut. Da wirkt die Erfahrung von Hunderttausenden zusammen und nur auf Erfahrung kommt es an!"

„Nur auf Erfahrung?" In Bomas' steinernes, vergrämtes Gesicht kam ein müder Spott.

Der Arzt suchte ihm eifrig zu beweisen, daß der ganze Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und der seinigen darin bestehe, daß er, Bomas, einzig an die eigene Erfahrung glaube.

Bomas trocknete dem Kinde den Schweiß von der Stirn. Ihn quälte es, daß sie vor Peter so sprechen konnten, als sei er nicht da, daß das mühselige Atmen alle Glieder des kleinen Körpers, selbst die Knie unter der Decke mitbewegte. Welch ein grauenvoller Augenblick der Prüfung: Alles Böse, Harte, Gefährliche sprang an, die Schwachheit zu verlocken, sich als die höhere Macht auszugeben. Krankheit war Schuld, beim Kind: die der Eltern; nicht immer kam sie einfach von Nachlässigkeit, Unmäßigkeit, manchmal von Dingen, die tiefer in uns vorgehen, als unser Wissen reicht. Und er, dieser kleine Mann, der so hinter dem Heller her war und sich sein Schmerbäuchlein angesoffen hatte, er glaubte, die Macht darüber zu haben?

„Wissen Sie etwas Besseres?" klang dringender Plinskis Stimme wie von weiter Ferne in seine Gedanken hinein. „Sie müssen mir das Geheimnis nicht verraten, aber sagen Sie, sind Sie sicher, daß Sie dem Kinde helfen können, daß es nicht wieder so wird wie in jenem anderen Falle?"

„Nein. — Aber vielleicht hat jedes Leben seinen Augenblick, in dem es am besten endet. Wie wollen wir wissen, wann dieser rechte Augenblick ist?"

„Wir haben den Verstand, die Mittel der Natur zu nützen, um das Leben zu verlängern; das ist Gottes Wille!" Dr. Plinski verlor nicht so leicht die Geduld. Er erklärte dem Mann den Fall und was dagegen zu unternehmen war, so gut und so ausführlich es eben einem Menschen ohne Vorbildung gegenüber möglich war.

„Sie haben viel gelernt," sagte Bomas.

„Sie sehen: Nicht ich bin es, der Ihnen helfen kann. Ich habe es mir nicht ausgedacht! Seit Hunderten von Jahren denken die größten Männer darüber nach und einer lernt vom anderen und macht es immer besser —"

„Eine Maschine, ich weiß. Sie sind in allen Schulen gut durchgekommen, Sie haben alle Bücher gut gelernt. Wie aber, wenn in einigen Druckfehler waren und gerade an der Stelle, die diese Krankheit behandelt?"

„Machen Sie keine Scherze! Es ist jetzt nicht Zeit zu streiten! Mit jeder Minute vergeht eine kostbare Möglichkeit, wird die Sicherheit geringer, bis der Kleine gesund sein wird, wollen wir unsere Beweise und Gründe abwiegen und miteinander vergleichen." Der Arzt griff kurz entschlossen nach seinem Instrument und wollte nochmals mit den Vorbereitungen beginnen: „Ich werde Sie nicht viel fragen!"

Bomas zuckte es nur ärgerlich im Gesicht und er hob müde den Arm.

„Das Kind gehört nicht Ihnen allein," sagte der Arzt gereizt. Er wollte nicht unverrichteter Dinge von hier fortgehen. Sähe das nicht so aus, als hätte er nicht helfen k ö n n e n? Und es erwachte die Leidenschaft in ihm, nicht untätig zuzusehen. Die Mittel zu helfen stachen und stachelten in seiner Hand. Von seinen Studententagen an hatte er so oft mit rücksichtsloser Gewalt dem Segen seiner Kunst die Wege erzwingen müssen. Er faßte das junge Weib am Arm: „Frau, hören Sie doch! Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, wenn ich hier noch etwas nützen soll!"

Marlie hörte nicht. Sie war am Kopf-

Digitized by Google

ende des Bettes hingekniet und betete. Sie wollte nicht wissen, worum die beiden stritten. Nun war die Sache von ihr genommen, die beiden Männer mußten sie miteinander ausmachen.

„Mann, lassen Sie mich gewähren! Morgen ist das Kind tot und Sie haben es gemordet! Es ist meine Pflicht — Frau, so hören Sie doch! Haben Sie mich zum Spaß gerufen?“ Er riß sie in die Höhe. „Oder wollen Sie das Kind aus Furcht vor seinen bösen Augen sterben lassen?“ Er hatte sich unauffällig hinter ihr wieder ans Bett gedrängt, die Spritze in den Händen verborgen.

„Sie sind nicht aufrichtig, Herr Doktor,“ sagte Bomas, „Sie glauben doch gar nicht, daß Sie allwissend sind! Ich nehme es Ihnen nicht übel; Sie würden mit der Aufrichtigkeit Ihre Kinder schlecht ernähren — Ihre Kunst ist groß! Die sich von Tierleichen nähren und anderen Giften, die müssen Sie in ihrer Art Leben erhalten, daß sie nicht gleich verfaulen und verstinken; dazu muß eine große Gelehrsamkeit Wunder tun, gegen immer neue Krankheiten immer Neues erfinden und sich nicht mit der Natur gemein machen! — Rühren Sie das Kind nicht an!“

Marlie stand, sie hielt den Kopf tief gebeugt. „Bei den anderen hat es genützt,“ flüsterte sie bebend, „laß ihn, nur das eine, das einzige Mal! Heißt es nicht Gott versuchen, wenn es bei den anderen doch nützte!“

„Marlie,“ sagte Bomas, „du kannst hier nicht mehr bleiben!“

„Laß ihn!“ flehte sie, „denk' doch, wenn es morgen zu spät wäre! Ich will dann fortgehen, wohin du willst! Wann du willst —“

Bomas packte die Hände des Arztes, schleuderte die Spritze zu Boden und zertrat sie. Marlie warf sich dazwischen: „Mein Kind ist es,“ schrie sie, „mein Kind!“

Der Arzt wich entsetzt vor den Fäusten, die rasend nach der Pinzette schlugen, die er vom Tisch genommen hatte.

„Mit Gott oder gegen Gott,“ gellte die überanstrengte dünne Stimme schneidend ins Ohr, „ein drittes hat nicht Raum in der Welt!“ Er faßte Marlie, die sich am Bettrand festklammern wollte. „Mit Gott oder gegen Gott! Dazwischen ist kein Raum!“ Und er schleuderte sie dem Arzt nach, der aus der Tür floh.

Es waren nun einige sonderbare, schwere Tage für die Gegend. Die Leute sagten, weit im Umkreis hätten alle es gefühlt, welche Arbeit sie auch bei Tage eben taten, und bis in den Schlaf der Nacht, daß Bomas bei seinem Kinde saß und mit dem Fieber rang, das er nicht kannte. Wenn in der Dämmerung jemand vorbeikam und das Licht droben im Fenster sah, schauerte es ihn und er tat ein Gelübde. Niemand in den Familien der anderen kranken Kinder, zu denen Bomas nun nicht mehr kam, rief den Arzt. Sie warteten und glaubten, wenn Peter gesund würde, war damit auch allen anderen geholfen.

Und alle wußten es auch, als es zu Ende ging, noch ehe sie die Nachricht hatten.

Nach dem Begräbnis sagte Bomas zum Pfarrer, der ihn mit sich genommen hatte: „Die Welt hat ihren Lauf, es ist wahr; aber können die Gesetze ihres Laufs stärker sein als die Kraft, die sie in Gang gesetzt hat? Der Pfarrer verstand ihn nicht recht. „Kann die Maschine, die Wiederholung mehr sein als die lebendige Wahrheit, die immer von neuem beginnt?“

Der Pfarrer gab sich Mühe, ihn mit seiner Antwort nicht zu kränken. Das sind seine Reden, dachte er, die nun wohl noch sonderbarer würden als früher.

Bomas sah beinahe aus, als sei er selber gestorben. Man sagte auch, er habe mit dem Kinde seine Seele tauschen wollen, und so sei die Krankheit in seine Seele gekommen.

Marlie war nicht mit dem Arzt gegangen, wie er es ihr vorgeschlagen hatte. Sie war im Hause geblieben, schlief drunten mit der alten Therese und hielt sich verborgen.

Aber Bomas jagte sie nicht fort, obgleich man sah, daß es ihn schwer ankam, wenn er an ihr vorbei mußte. Der Verkehr mit ihm war schwer, er merkte nicht auf und sah oft die Dinge und Menschen nicht. Aber seine Pflicht und Arbeit tat er auch weiterhin.

Einmal blieb er bei Marlie stehen und schaute ihr zu, wie sie im Garten jätete. „Hast du mir noch nicht verziehen?“ fragte er plötzlich, „denkst du noch, daß ich unrecht tat?“

„Ich?“ Marlie wurde ganz blaß vor Angst und Freude, als sie den Klang seiner Stimme wieder hörte.

„Sie glauben alle nur, solange man sie bezahlt mit gutem Gelingen und Gedeihen, — das nennen sie Glauben, Marlie,“ sagte er, „wie aber, wenn der Glaube erst dort beginnt, wo man nicht bezahlt wird? Wir beide wollen noch ein wenig zuwarten, auch wenn die Bezahlung aussetzt!“

Digitized by Google

Der weise Fischer

Wieder stapfte ich durch Moor und Ried,
Grüßte Juro in umschilfter Hütte:
„So verlassen? Wo sind Eure Töchter?“
„Töchter? Laßt den Alten bei den Fischen! —
Doch ich weiß: sie hängen bei mir fest,
Kommen niemals los von diesem Dache,
Kehren aus der Fremdschaft öfter wieder.“
„Wohl Euch, seid Ihr dessen so gewiß!“
„Angestammter Zwang ist's unserm Blute.
Seht“ — forsch stieß er seine Hängelampe
Nach der Seite, daß sie heftig schwankend
Ihre Tänze um das Tischrund machte —
„Seht: das sind die Töchter: schwirren plötzlich
Wie besessen über enge Grenzen;
Eine schwimmt nach Holland, eine zweite
Klebt im Sommer am Berliner Pflaster,
Und die Jüngste krebst sich just als Stütze
Durch die schönsten Villenstraßen Dresdens.
Aber alle, wie die Lampe festhängt,
Ob sie noch so ungebärdig baumelt,
Ziehen nach den weiten Kreisen klein're,
Nähern sich dem altgewohnten Punkte,
Finden meinen Tisch und lauschen wieder
Ihrer Heimat: wie die Wasser rauschen,
Wie das Röhricht graue Sage lispelt,
Atmen nur bei mir ihr bestes Leben.
Alle kamen, alle kehren wieder,
Sind in meinen Netzen neu gefangen.“
„Himmels Segen, Juro! Doch der Herrgott
Schenkte Euch schon achtzig gute Jahre;
Bald — Ihr wißt!“ — „Nur keine Angst! Ich lebe
Immerhin noch sieben weit're Jahre.
Also werden meine Wanderfische
Öfter noch von Heimatbrocken zehren.“
„Juro der Allwissende!“ — „Mit nichten!
Aus dem Walde kam mir solche Botschaft.
Fragte einst im Busch: Wie lange leb' ich,
Kuckuck? — Rief der Kuckuck laut zehn Male.
Neunmal hört' ich ihn im nächsten Maimond,
Abermals im Lenze rief er achtmal,
Gestern klang mir siebenmal sein Kuckuck!“
Listig sprühten Juros treue Augen,
Seine lebensklugen, aus den Runzeln,
Und die Stimme, krähend, halb verrostet,
Hob er kreuzfidel zum Lieblingsliede:

„Ich bin gerade so als wie
Der reichste Mann von Köllen;
Ich trink' mein Gläschen juppheidi
Und lass' es wieder völlen!“

Max Bittrich

Digitized by Google

Hans Seyfer, ein neuentdeckter Meister der spätgotischen Plastik

Von Prof. Dr. W. v. Grolman

Die Gotik ist zwar im letzten Jahrzehnt Mode geworden aber das ästhetische Grundgefühl des modernen Menschen wurzelt doch auch heute noch zum größten Teil in dem Formenideal der Renaissance; nicht nur weil eine 400jährige Erziehung in diesem so leicht nicht abgestreift werden kann, sondern auch weil damals in Italien zuerst das Ideal des modernen Gesellschaftsmenschen aufgestellt und das Urbild des

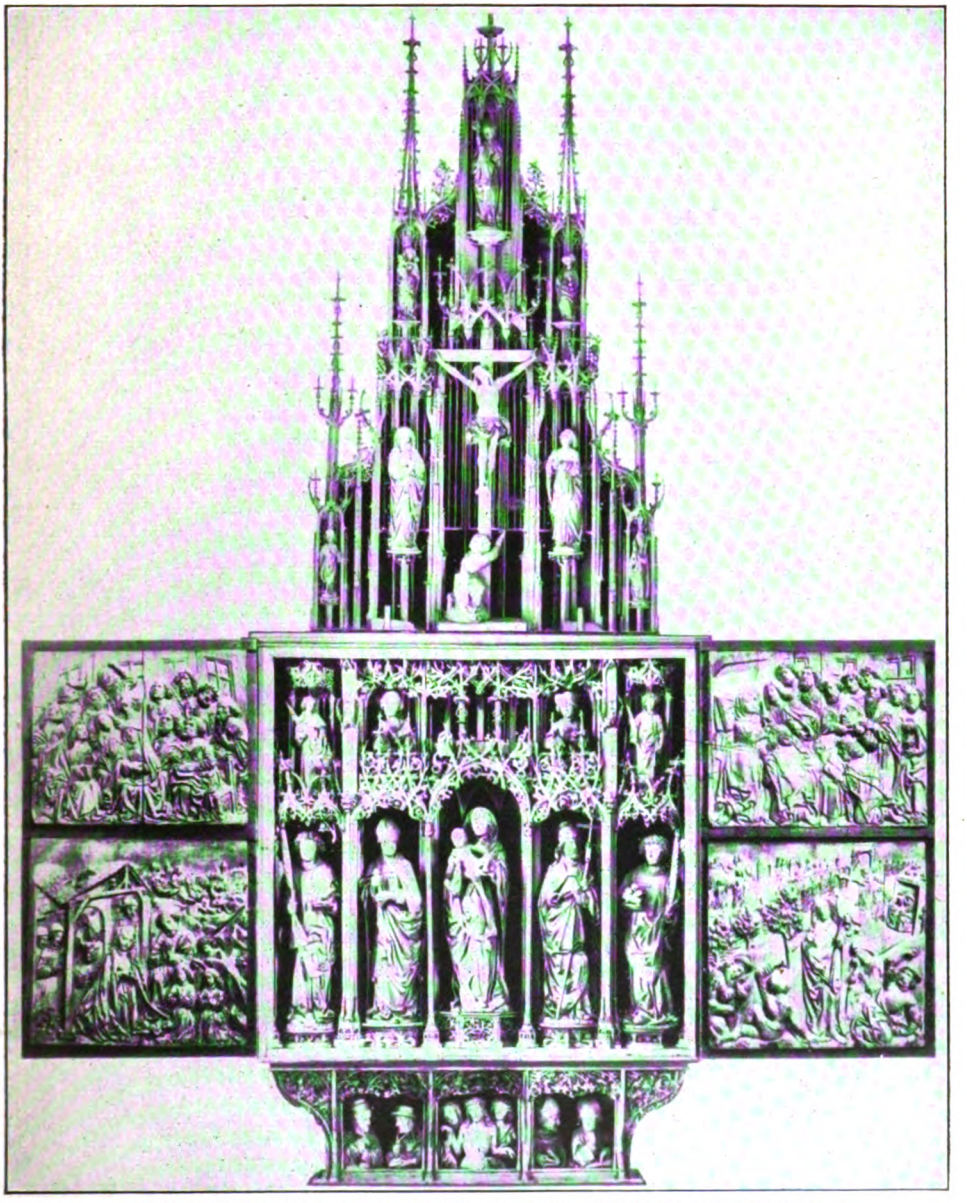


Abb. 1. Der Kiliansaltar in Heilbronn vom Jahre 1498 (Höhe 13 m Breite 7,5 m)

Digitized by Google

Gentleman geboren wurde. Anderseits ist auch der spätgotische Stil, wie Pinder, der um die Erforschung der deutschen Plastik so hoch verdiente Leipziger Gelehrte bemerkt, keine Formlosigkeit, sondern nur eine andere Art von Form, wie jene der Mittelmeerkulturen. Vergleichen wir nun die nordische Form mit der südlichen, so fällt uns vor allem folgendes auf: dort strebt selbst die Natur — dank den geringeren Widerständen, die das einzelne Individuum in seinem Lebenskampfe zu bestehen hat — in einer für jeden erkennbaren Weise nach Klarheit und Einfachheit der Form. Man denke an die Zypresse, die Pinie und die klassische Schönheit, namentlich der italienischen Frau. Der Norden hat diese gefällige Anmut nicht, aber die nordische Eiche, die im Kampf mit den rauhen Winden groß geworden ist, repräsentiert trotz der geringeren Übersichtlichkeit ihrer Form, trotz der Knorrigkeit ihrer Gestalt doch vielleicht die höhere, geistigere Schönheit oder mindestens die ausdrucksreichere. Und ebenso prägt der Norden Charakterköpfe und Gestalten, denen der Süden kaum Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat.

Dieses Überwiegen des Geistigen tritt zum erstenmal in der Gotik als dem nordischen Stil kat' exochen zutage, nicht so sehr in den berühmten Werken des 13. Jahrhunderts, die in Frankreich aufs stärkste, in Deutschland zwar weniger aber immer noch deutlich genug von antikem Geiste berührt sind, als in den Werken des 14. und 15. Jahrhunderts. Mit dem Beginn des ersteren setzt jene mittelalterliche mystisch-asketische Form der Lebensanschauung ein, die zunächst zu einer so einseitigen Vorherrschaft des Geistes und solcher Verachtung des Fleisches führt, wie wir sie aus den erschütternden aber freilich auch formlosen Kruzifixen und Vesperbildern aus dem Beginn dieses Jahrhunderts kennen. Dann folgt nochmals eine kurze Periode höfischer Kultur, die sich als anmutige Mischung Seuse'scher, weiblich gefärbter Mystik und weltlichen Schönheitsbedürfnisses präsentiert. Endlich übernehmen die geistige Führung die Städte, in denen gleichzeitig die Zünfte vielfach den Patriziern die Herrschaft entreißen. So kommt die um die Mitte des 15. Jahrhunderts einsetzende spätest-gotische Kunst mit ihrem zunftmäßigen kleinbürgerlichen Charakter, aber auch der handwerklichen Vollendung zustande.

Zugleich aber ist unser Jahrhundert das der erwachenden Individualität, das heißt, der einzelne fängt an, selbständig zu beobachten und kritisch der Tradition gegenüber zu treten. Das gab auch der Kunst die naturalistische Wendung. Zum Teil aus der gleichen Wurzel entspringen die religiösen Wirren, die rasch das ganze Volk in die geistige Erregung hereinzogen, zumal die gleichzeitige Erfindung des Buchdrucks und des Holzschnitts die neuen Gedanken überallhin verbreitete. — Endlich kam hinzu, daß der gotische Stil nach drei Jahrhunderte langer Herrschaft wie alle Spätstile aus rein formalen Gründen zu immer bewegteren, aufgelösten, kurz zu malerischen Formen drängte. In dieser Beziehung ist die Spätgotik eine Vorwegnahme des Barock, weshalb man jetzt auch von einem spätgotischen Barock zu sprechen sich gewöhnt hat. Auch in der Neigung zum Zierlichen, hier und da sogar Gezierten gleicht sie diesem.

Alle diese Elemente wirkten bei der Entstehung der spätgotischen Kunst zusammen, die so zum Gegensatz des Phidiasisch-Raffaelischen Ideals werden mußte.

Die Grundstimmung aber blieb — wenigstens in Deutschland, das hierdurch eine Sonderstellung der übrigen Welt gegenüber einnimmt — bis zuletzt, d. h. noch wesentlich über die Jahrhundertwende hinaus bei aller naturalistischen Schärfe der Beobachtung jenseitig-transzendental, entsprechend der tief religiösen Anlage des deutschen Volkes, und gerade dies ist es, was namentlich den Gipfelleistungen der bis zur Zeit Dürers hinführenden Plastik ihren einzigartigen Wert verleiht; aber freilich, ihre Werke gleichen den herbstschweren Blüten glühender Chrysanthemen, die den kommenden Winter verkünden; denn sie bilden den Schlußgesang einer großen, nun vor ihrem nahen Ende stehenden Kulturperiode der europäischen Menschheit.

In dem Werke des Künstlers freilich, der uns heute beschäftigen soll, sehen wir die Ansätze einer neuen Entwicklungsstufe.

★

Etwa anderthalb Jahrzehnte sind es her, daß in den Monatsheften für Kunstwissenschaft ein Aufsatz aus der Feder des Heilbronner Historikers Moriz von Rauch erschien, der uns mit dem vollen Namen des Künstlers bekannt machte, dem diese Zeilen gewidmet sind, dessen Hauptwerk, der ehemalige Hochaltar der Kiliankirche in Heilbronn, das Datum 1498 trägt. Dem gleichen Forscher ist es kürzlich gelungen, Heidelberg als Geburtsstätte unseres Künstlers mindestens einigermaßen wahrscheinlich zu machen. Dieser Nachweis ist von größerer Bedeutung, als man zunächst vermuten sollte, da das Werk des Hans Seyfer nicht recht in die Weichheit und Friedsamkeit der schwäbischen Kunst sich einfügen will.

Soviel man sich übrigens in der letzten Zeit mit Hans Seyfer beschäftigt hat, so wenig war die Kenntnis seiner Kunst selbst in Fachkreisen noch vor einem bis anderthalb Jahrzehnten verbreitet. Erlebte ich doch damals mehrmals, daß meine Aufnahmen der Predella-Gruppen des Heilbronner Altars selbst hochangesehene Fachmänner in Verlegenheit setzten, weil sie nicht wußten, wo sie hingehörten, und noch kürzlich mußte sich Wilhelm Pinder in seinem wunder-

Digitized by Google

vollen Werk über die Plastik des 15. Jahrhunderts mit zwei ganz ungenügenden Aufnahmen aus unserem Altar begnügen; ja selbst unter den fünfzehn prächtigen Abbildungen, die Julius Baum kürzlich in seiner „Niederschwäbischen Plastik" dem Meister widmete, fehlen noch die Kirchenväter der Predella und eine Anzahl der köstlichen Plastiken aus dem Gespreng, die daher hier zum erstenmal zur Veröffentlichung kommen.

Bei Beurteilung unserer Aufnahmen dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß der Altar, angeblich zum Schutz gegen Wurmfraß, abscheulich dick und plump mit Ölfarbe überstrichen wurde. Selbst auf den Photographien kann man leicht erkennen, wie die dick aufgetragene Farbenkruste erbarmungslos die Feinheiten der Arbeit des Schnitzmessers verdeckt; anderseits kommt vielleicht so die plastische Einheit der Form für unser modernes Auge wenigstens auf der Photographie deutlicher zur Erscheinung, als wenn das Werk noch in der alten Farben- und Goldpracht etwa des Blaubeuerner Hochaltars erstrahlte.

Abb. 2. Madonna des Kiliansaltars zu Heilbronn

In den Altären aus den letzten Jahrzehnten der mittelalterlichen Kirche, wie sie namentlich die oberdeutsche Kunst ausgebildet hat, fand der himmelstürmende Bewegungsdrang des gotischen Stils, sowie seine Neigung, Architektur, Plastik und Malerei in den Dienst eines Gesamtkunstwerkes zu stellen, noch einmal letzte glänzende Versinnlichung; nachdem zwei Jahrhunderte früher die Gotik den Boden von ganz Westeuropa einschließlich Englands mit einem Wald figurenüberzogener und in der Farbenglut ihrer Glasfenster erstrahlender Kathedralen bedeckt hatte. Zugleich eröffnet uns die alles übersteigende, meist auf frommen Stiftungen beruhende Massenproduktion im letzten Menschenalter vor der Reformation einen Blick in die krankhaft überreizte Religiosität dieser aufgeregten, denkwürdigen Zeit. Wie der Kiliansaltar, so sind fast alle jene Riesenwerke — wie beispielsweise der Krakauer Altar des Veit Stoß, der Pacher-Altar in St. Wolfgang, oder der Breisacher Hochaltar — in diesem kurzen Zeitraum entstanden. Selbst in den winzigsten Dorfkirchlein hat man so großartige, den kleinen Chorraum fast sprengende Werke wie den Kefermarkter Altar usw. entdeckt; die großen Kirchen aber besaßen vor der Bilderstürmerei 20 bis 30 Altäre; dazu kamen die Ölberg- und Golgathaszenen, die fast nirgend fehlten. Und selbst die schwindelnde Höhe gotischer Kirchenarchitektur reichte oft für unsere Künstler nicht aus, so daß die oberste Spitze der Altäre zuweilen

Digitized by Google

noch umgebogen mit den Gewölberippen bis zum höchsten Scheitelpunkt des Raumes hinaufeilt. Der Heilbronner Altar steigt bis zu einer Höhe von 13 Metern empor, und mißt bei geöffneten Flügeln siebeneinhalb Meter in der Breite. Die Hauptfiguren haben etwas über Lebensgröße. Wie unsere Gesamtansicht zeigt (Abb. 1), steht nach schwäbischer Sitte jede Gestalt auf einem

Abb. 3. Der heilige Laurenzius vom Kiliansaltar zu Heilbronn

Postament in besonderer Nische; die Anordnung im einzelnen zeugt von großem Feinsinn; ist doch die Madonna, obwohl an Gestalt nicht größer als die übrigen Figuren, nur durch das höhere Postament und eine größere Nische für das Auge eindrucksvoll aus ihrer Begleiterschaft herausgehoben; alle anderen Figuren treten dagegen zurück. Die Sockel der beiden äußersten sind nochmals niedriger als die ihrer Nachbarn, so daß sich die obere Begrenzungslinie des Kapellenkranzes in sanfter Bogenform nach den Seiten hin senkt. In diesem reichen Schnitzwerk stehen noch mancherlei kleine, zum Teil sehr reizvolle Figürchen. (Abb. 8 u. 10.)

Das Mittelstück, der Schrein, führt seinen Namen daher, daß es an gewöhnlichen Tagen wie ein Juwelenschrein oder -schrank durch „Flügel" oder Flügeltüren verschlossen ist und nur an Sonn- und Feiertagen geöffnet wird. Die Flügel tragen an der Außenseite meist Gemälde. Die Innenseiten schmücken in der Regel Reliefs, in späterer Zeit auch Gemälde. Der Schrein steht auf dem Sarg oder der Predella, die meist Halbfiguren enthält, und ist gekrönt von dem Gespreng oder dem Aufsatz, dessen Fialenwerk nochmals von Figuren — in der Mitte meist einer Kreuzigungsgruppe oder Marienkrönung — belebt wird.

Nicht nur durch ihre Stellung und die Hervorhebung mittels der größeren Nische und des höheren Postaments, auch in künstlerischer Hinsicht bildet die auf dem Halbmond stehende, als Himmelskönigin charakterisierte Madonna mit dem Kind den Höhepunkt des Altars, wenn schon an geistiger und seelischer Kraft die kleinen Predella-Figuren ihr sicher nicht nachstehen. Majestätisch ist die Gesamterscheinung, königlich das Haupt, in dem sich „vergegenwärtigende Nähe" mit schönstem Adel der Form vereinigt! Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als diese fest im Irdischen gründende Gestalt und die unwirklichen, fleischlosen, jenseitigen Gebilde eines Riemenschneider mit ihren überlangen, schmächtigen Fingern, Mündchen und Näschen, und doch sind beide Meister früher öfters miteinander zusammengeworfen worden. (Abb. 2.)

Mit einem stillen Ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit, zugleich voll durchaus selbstbewußter Würde, die sowohl im Antlitz wie in der stolzen Haltung sich kundgibt, hebt die Madonna mit der prachtvoll durchgefühlten Linken das Händchen des Jesusknaben, damit dieser die Gemeinde der Gläubigen segne. Dem Knaben fehlt nun freilich noch wie allen nordischen Kindern seiner Zeit die engelhafte Grazie und Gesundheit der italienischen Bambini; in dem etwas ältlichen Köpfchen spiegelt sich eben noch die asketische Auffassung von dem nur zum Leid geborenen Erlöser. Aber dennoch gewinnt er sofort auch unsere Sympathie durch den schelmischen Zug und die glücklich erfaßte Lebhaftigkeit, mit der er auf die

Digitized by Google

Gemeinde herabblickt und sich anschickt, seine erste Amtshandlung zu vollziehen; hier ist wieder durchaus eigene Beobachtung und ein frischer Griff ins unmittelbare Leben.

Unter den vier Begleitfiguren des Schreins scheinen mir die jugendlichen Gestalten des Laurenzius (Abb. 3) und Stephanus (Abb. 4) ganz besonders zu näherer Betrachtung einzuladen. Wenn schon anscheinend beide nach demselben Modell gearbeitet sind, stehen sie doch durch den Ausdruck der Köpfe wieder in stärkstem Gegensatz. Laurenzius hält in der Rechten den abgebrochenen Stiel seines Attributes, des Rostes, der leider fälschlich durch einen Palmwedel ergänzt wurde. In dem lebensvollen jugendlichen Antlitz, das fast porträtmäßigen Charakter trägt — trotz der für den Meister charakteristischen geschweiften Mundbildung — waltet der Ausdruck religiöser Schwärmerei nicht ohne Beimengung eines strengen Zuges, um nicht zu sagen, eines fanatischen Glaubenseifers, der namentlich in den festgeschlossenen, stark geschürzten Lippen und den leicht zusammengezogenen Brauen sich äußert. Bei Stephanus — charakterisiert durch die drei Steine auf dem Buch — finden wir dieselben Gesichtszüge, aber alles Strenge und Herbe im Ausdruck des Laurenzius ist ins Milde und Weiche umgebogen. Die Lippen sind nicht mehr schmal und aufeinander gepreßt, sondern von einer sinnlichen Fülle, fast lächelnd. Die Betonung des Kiefers fehlt, der Blick ist träumerisch in das Weite gerichtet. (Die Aufnahme gibt den Laurenzius leider etwas verwaschen wieder, das gleiche gilt von der Erbärmdegruppe.)

Abb. 4. Kopf des heiligen Stephanus vom Kiliansaltar zu Heilbronn

Auch in der Mittelgruppe der Predella, jenem unvergleichlichen „Erbärmde"-Bild, einem Juwel unserer alten Kunst — tritt uns der Meister noch als durchaus mittelalterlicher Mensch und Künstler in Form und Fühlen entgegen (Abb. 5). Die seelische Stimmung ist noch ganz die schmerzvoll elegische vom Ende des deutschen 15. Jahrhunderts Nur aus der tiefreligiösen Seele eines deutschen Spätgotikers konnte dieses Werk geboren werden. Mit höchster künstlerischer Weisheit wußte der Meister schon durch die großartige Geschlossenheit der Gruppe das enge Beieinandersein und die seelenhafte Verbundenheit der drei Personen zu versinnlichen. Technisch hat er dies dadurch erreicht, daß er Maria und Johannes ein wenig zurückschob, wodurch er die drei Körper zu einer formalen Einheit zusammenschloß und die Köpfe möglichst nahe aneinander brachte, während zugleich die Stützung der Arme und Hände Christi durch die Begleitfiguren diese Einheit noch innerhalb der Silhouette — auch rein optisch — weiter zu steigern weiß. Dabei ist die Bewegung, mit der Maria die Hand des Sohnes zum Munde führt — oder ist sie nur in den Anblick des Wundenmals versunken? — samt der Neigung des von gehaltenem Schmerz erfüllten und bei aller Lebensnähe dennoch edel stilisierten Antlitzes gleich köstlich durch formale wie seelische Schönheit. Christus aber erscheint als die Verkörperung der Reinheit und Sanftmut, der schon deshalb dem aus Neid geborenen Haß einer von Haus aus schlechten Welt zum Opfer fallen mußte, während in dem Antlitz seines Lieblingsjüngers sich jugendlich-schwärmerische Inbrunst und Zuneigung malt.

Diese dreifigurige Mittelgruppe wird — eine feine künstlerische Berechnung — beiderseits von den Büsten je zweier Halbfiguren in den seitlichen Nischen eingerahmt. Zugleich verwandelt sich der müde Elegiker einer sterbenden Welt hier plötz-

Digitized by Google

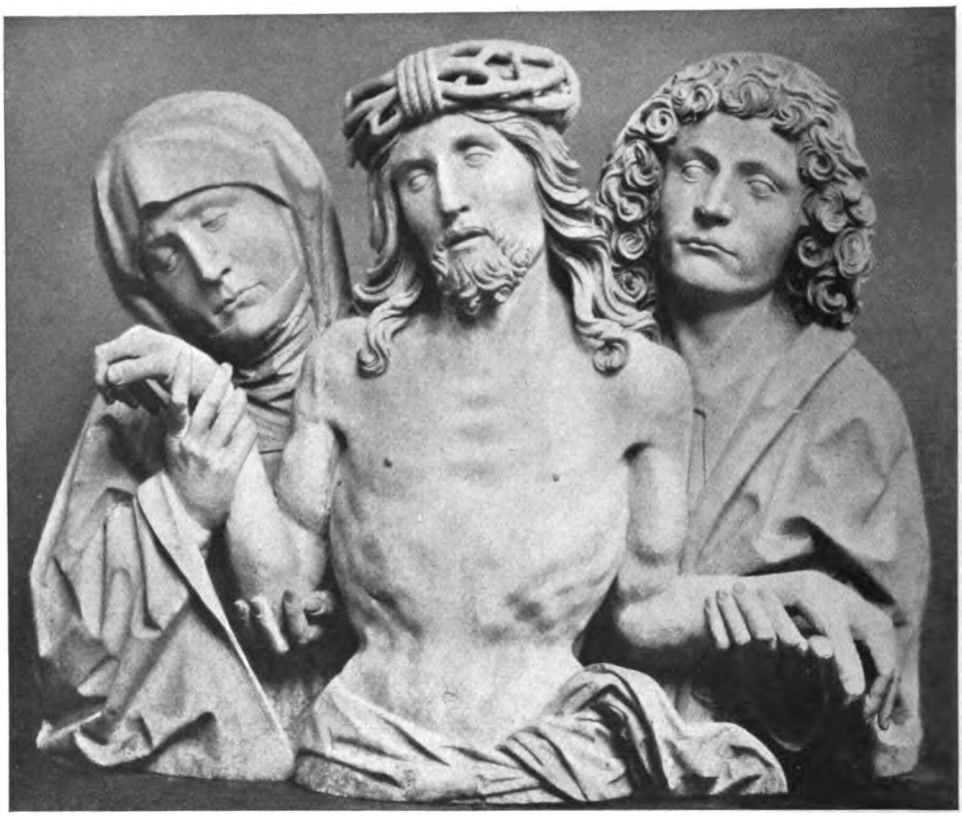


Abb. 5. Die Beweinung. Mittelstück der Predella des Kiliansaltars

lich in einen Dramatiker von Shakespeare'scher Kraft.

Beide Gruppen sind von höchster Geistigkeit: Die Kirchenväter, je zwei und zwei einander gegenübergestellt, sind offenbar mit ganzer Seele in einen Disput über die richtige Auslegung wichtiger Schriftstellen vertieft. In dem Antlitz des durch die dreifache Krone als Papst gekennzeichneten Gregor (Abb. 6) ringen Klugheit und Willensstärke um den Sieg: Das gedankenschwere Haupt mit den energisch zusammengepreßten und dennoch reich bewegten Lippen in die Faust gestützt, hat er mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten seines Gegenübers gelauscht und steht im Begriff, ihm zu erwidern.

In der Gruppe rechts (Abb. 7) hat offenbar Ambrosius, der Lehrer des Augustin und deshalb als der ältere gekennzeichnet, seinem Nachbar eben ein wichtiges Argument vorgelegt, das er dem Buch in seiner Hand entnahm. Nun klappt er dieses zu, wobei in seinen Zügen zu lesen ist, daß er das Vorgetragene nochmals prüfend überdenkt. Augustin aber ist gerade beim Aufsuchen einer Schriftstelle von seinem Nachbar unterbrochen worden, dem er jetzt fragend die weitgeöffneten Augen zuwendet, während er mechanisch die Blätter des Buches hält, um die Seite nicht zu verlieren. Die vorgeschobenen Lippen verstärken noch den prüfenden und fragenden Ausdruck des herrlichen jugendlichen Denkerkopfes, der auch aus anderen Gründen unsere Aufmerksamkeit verdient.

Noch der Hieronymus, der Widerpart Gregors, ist, wie auch die Figuren der Pietà, eine ganz mittelalterliche Gestalt, asketisch und — charakteristisch für die zweite Hälfte des Jahrhunderts — von kleinbürgerlichem Aussehen; ja selbst in dem Ambrosius tritt noch der Körper zugunsten des Geistes entschieden zurück, aber in dem Herrscherkopf des Gregor wird plötzlich die ganze italienische Frührenaissance lebendig — nicht in dem Sinne irgendwelcher künstlerischen Anlehnung, aber in dem neuen Geist, der hier gewaltig und fast brutal gegen die jahrhundertelange Knechtung des Fleisches sich durchsetzt. Noch sind die Züge etwas bäurisch-derb, genau wie bei vielen der berühmten italienischen Quattrocentobüsten. Doch fehlt dem Kopf nicht der spezifisch deutsche Zug: nichts von der Tücke und Raubgier machiavellistischer Helden wohnt in den scharfgemeißelten Zügen dieser Kraftnatur, deutlich erkennbar ist vielmehr ein

Digitized by Google

Abb. 6. Gregor (aus der Predella des Kiliansaltars)

Digitized by Google

Abb. 7. Der heilige Ambrosius und der heilige Augustin vom Kiliansaltar zu Heilbronn

Zusatz deutscher Gutmütigkeit, die uns vertrauend ihm gegenübertreten läßt.

Im Augustinus endlich ist die volle Freiheit des Künstlers über den Stoff errungen, ohne daß die Frische der Auffassung irgendwie gelitten hat, ohne daß der scharfe Nahblick durch verallgemeinerndes Fernsehen ersetzt wurde (Abb. 7, rechts). Das sind die kurzen glücklichen Momente der Kunst, in denen Form und Inhalt gleichberechtigt und ohne sich gegenseitig Abbruch zu tun in dem allseitig vollendeten Kunstwerk zu Worte kommen. In diesem jugendlichen Kirchenvater lebt schon etwas von dem Geist jener Zeit, dem wenige Jahre später Ulrich von Hutten in den bekannten Worten Ausdruck verlieh: „Es ist eine Lust zu leben." — —

Den alten Meistern war es eigen, daß sie nicht selten aus Ehrfurcht vor dem Stoff ihre volle Kraft auch da einsetzten, wo hohe oder dunkle Aufstellung die nähere Betrachtung ausschlossen. Von dem Gekreuzigten mit dem robusten renaissancemäßigen Körper des Heilbronner Altars gilt dies freilich weniger. Was die Magdalena am Fuße des Kreuzes anlangt, so sei hier bemerkt, daß deren theatralische Geste nur durch eine der so häufigen Verschiebungen und falschen Aufstellungen bedingt ist, die im Laufe der Jahrhunderte an den Kunstwerken zustande kamen — und nur selten von den Photographen erkannt werden. Sie hatte natürlich — wie in vielen ähnlichen Fällen — ursprünglich das Kreuz mit der Rechten umklammert, statt sie jetzt pathetisch in die Luft zu strecken. Nur Schularbeit von geringer Bedeutung ist der Gekreuzigte im Aufsatz nebst der Maria Magdalena. Um so eindrucksvoller aber ist die Gruppe der Maria und des Johannes unter dem Kreuz; letzterer (Abb. 9) ein Abbild vollster Verzweiflung in Haltung, Geste und Gesichtsausdruck — immer noch ein Enkel des berühmten Naumburger Ahnen — aber er verliert dabei nicht, wie so oft in der Spätgotik, ja wie schon ein wenig der genannte Vorfahre irgendwie an seelischer Würde oder auch nur an jugendlicher Anmut. Und von welcher künstlerischen Frische sind die kecken Kerlchen der beiden Heiligenfigürchen, die seitlich rechts und links im Aufsatz unter kapellenartigen Nischen stehen (Abb. 10).

Offensichtlich von ganz anderer Hand, wohl von einem selbständigen Werkstattgenossen, stammen die vier Flügel, mit ihrer inhaltlich bedeutungsvollen Anordnung: Oben Geburt und Auferstehung Christi, unten Ausgießung des Heiligen Geistes und Tod Mariä. Mindestens die beiden ersten ganz in jenem rein naturalistischen genre-

Digitized by Google

Abb. 8. Kopf eines Heiligen vom Altarschrein

Abb. 9. Kopf des Johannes vom Aufsatz des Kiliansaltars

mäßigen — kleinbürgerlichen Stil gehalten, der, von den Niederlanden herkommend, im letzten Drittel des Jahrhunderts sich bekanntlich der deutschen Malerei und häufig auch des Reliefstils, nur selten aber — glücklicherweise — der eigentlichen Vollfigur bemächtigte. Die anmutige, bürgerlich-frauliche Erscheinung Mariä, eine gewisse scheue Ehrfurcht bei Joseph, die niedlichen Engel, die humoristischen Beigaben bei der Zuschauergruppe — im Verein mit der trefflich geschlossenen Komposition machen aus dem Ganzen jedenfalls ein Genrebild von liebenswürdiger und wohltuend intimer Wirkung. Über das Hüttchen sei noch eine Bemerkung gestattet, es ist natürlich wie auf fast allen Bildern vor dem Bekanntwerden der wissenschaftlichen Perspektive in Größe und Verkürzung unmöglich; aber gerade dadurch, daß die Alten, noch unbeirrt von rationalistischer Auffassung der Natur, diese nebensächlichen Dinge in beliebigem Maßstabe als andeutende Kulisse behandeln konnten, erreichen sie es, den Hauptgestalten auch bei kleinem Bildformat eine ausdrucksvolle Größe geben zu können und trotz allem Detailreichtum das Nebensächliche auch optisch als solches zu charakterisieren.

Die beiden unteren Flügel scheiden sich nochmals von dem oberen durch Stil und Auffassung, man wird hier viel weniger an die Niederländer erinnert. Die Arbeit ist weit derber, dafür entschädigt sie durch einige fast visionäre Köpfe namentlich auf dem Pfingstfest.

★

Noch ein zweites bedeutendes Werk muß Heilbronn besessen haben. Beim Abbruch eines Hauses im Jahre 1908 wurde aus dem Zement, in den er verbaut war, ein Christuskopf gefunden, der nach den Worten seines ersten Beschreibers „zu den ergreifendsten und formal ausgereiftesten Skulpturen der deutschen Spätgotik gehört", was wohl jedem ein einziger Blick auf die Abbildung (Abb. 12) bestätigt. Man beachte namentlich wieder die klare und strenge Stilisierung neben der gewaltig erschütternden Tiefe des Ausdrucks; das Material ist hier grauer Sandstein. Die Löcher in der Krone rühren von den ausgefallenen Dornen her, die öfters in Metall eingesetzt wurden.

Abb. 10. Ausschnitt mit einem Heiligenfigurchen aus dem Altaraufsatz

Unser Fragment gehört jedenfalls zu einem Calvarienberg, den wir uns ähnlich wie die große Stuttgarter Kreuzigungsgruppe von 1501 vorstellen mögen; auch die Entstehungszeit dürfte die gleiche sein. In Stuttgart hat die Christusfigur weit über Lebensgröße, nämlich ein Gesamtmaß von zweieinhalb Meter. Das Werk stand jahrhundertelang draußen am Chor der Leonhardskirche, wurde aber dann zum Schutz gegen weitere Verwitterung vor einigen Jahren

Digitized by Google

Abb. 11. Christi Geburt. Heilbronn, Kiliansaltar, Flügelrelief

in die Spitalkirche gebracht. — Wenn wir oben versuchten, an dem Heilbronner Altar eine Entwicklung des Meisters vom Spätgotiker zum Renaissancekünstler aufzuzeigen, so bietet die Stuttgarter Kreuzigung und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch der traurige Rest des noch späteren Speierer Ölbergs für diese Auffassung einige Schwierigkeiten, denn ein weiteres Fortschreiten in der angedeuteten Richtung ist hier jedenfalls nicht zu bemerken. Die Gewandung ist in Stuttgart sogar noch „spätgotischer", noch krauser und unruhiger; anderseits verrät die stolze Haltung der Maria wiederum die Nähe der neuen Zeit. Unter allen Umständen bleibt die Tatsache, daß unser Meister, gleichsam mit einem Janus-Antlitz an der Scheide zweier Kunstauffassungen stehend, uns in jeder von beiden Meisterwerke höchsten Ranges hinterlassen hat.

Der Christus speziell hat wieder die überlange Proportion, die Magerkeit und die eingeschnürte Taille der Gotik; auch flattert das Lendentuch aufgeregt im Winde, übrigens ganz in der Art, wie wir es auch noch an dem neuerdings umstrittenen kleinen Dürerbildchen der Dresdner Galerie beobachten. Dieser Christus mit den unendlich schmerzlichen und dennoch zugleich friedvollen Zügen gehört zu jenen, in der Welt einzig dastehenden Schöpfungen, wie sie nur ein Volk hervorbringen konnte, das mit der Hartnäckigkeit der Deutschen zwei Jahrhunderte, vom Beginn der franziskanischen Bewegung und der deutschen Mystik bis herab zu Luther, sich in das Mysterium vom Opfertod des Erlösers versenkte. In dieser langen Reihe von Schöpfungen, die mit dem Baden-Badener Kruzifixus des Gerhard von Leyden beginnt, hat die deutsche Kunst ihr Bestes, von allem fremden Einfluß Unberührtes gegeben, dem keine der übrigen Nationen etwas von gleicher Kraft und Tiefe der Empfindung entgegenzustellen wußte. Und wie wäre dies auch möglich gewesen: Gaben doch zu gleicher Zeit, als der durch Kasteiungen und Glaubenskämpfe abgezehrte Wittenberger Mönch sich einer ausgelebten Welt entgegenwarf, in Rom der üppige Renaissancehof Leo X., in Frankreich der gelehrige Schüler jener frivolen Welt, Franz I. und seine dichtende, mehr wie freie Schwester den Ton an, und malte Raffael

Digitized by Google

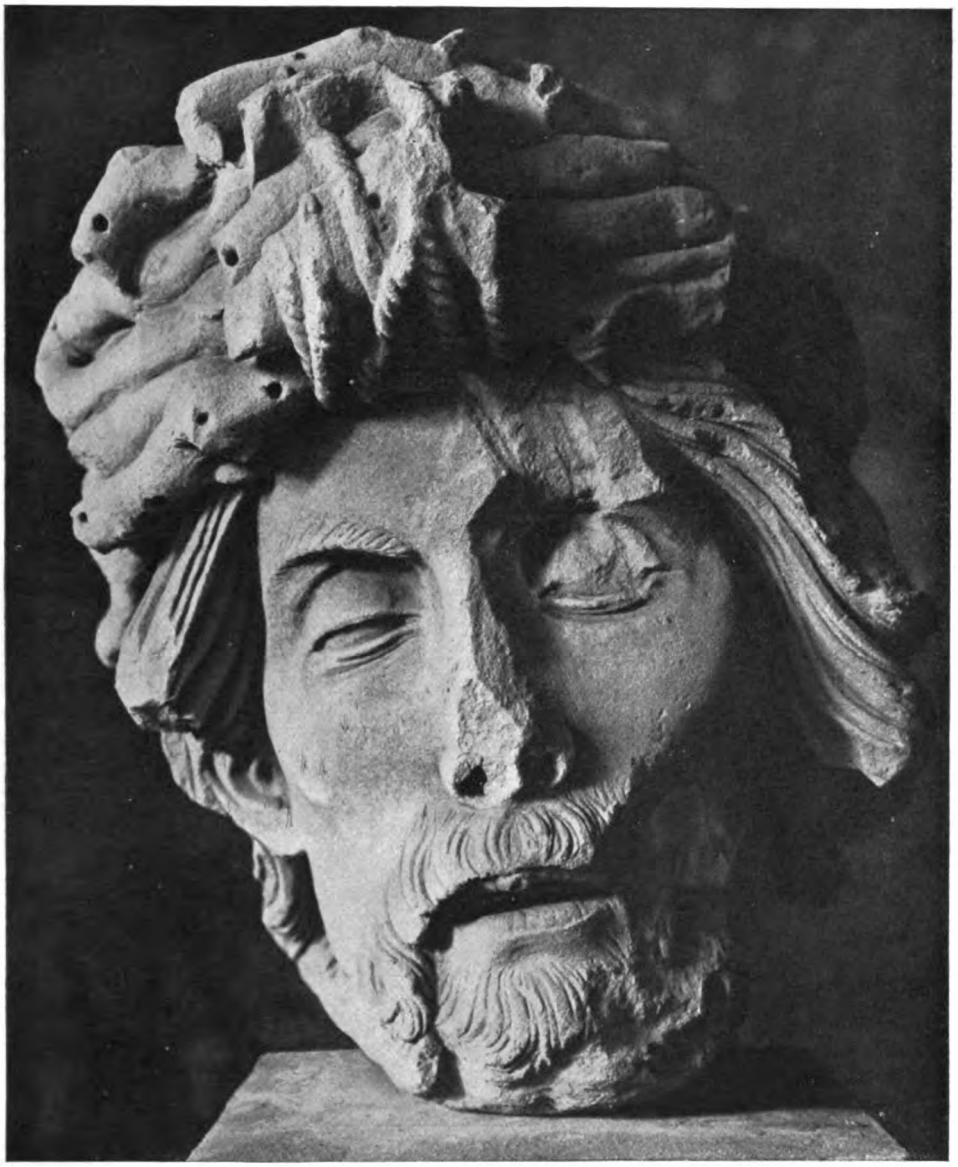


Abb. 12. Kopf Christi. Heilbronn, Museum

den Empfangssaal des Papstes mit der „Schule von Athen“ und ihrem prächtigen Gegenstück, der „Versammlung philosophierender Kirchengelehrter“, dem Parnaß, der „Poesie“ und anderen schönen Dingen aus, während Michelangelo die sixtinische Kapelle mit seinem heidnischen Weltgericht schmückte. In Deutschland aber versenkte sich Dürer immer wieder in die Passion seines Heilands und setzte Matthias Grünewald, der letzte der Gotiker mit dem furchtbaren Aufschrei des gequälten Herzens, den Schlußstein auf die mittelalterliche Kunst!

Nur wenige Worte seien noch dem einst berühmtesten Werk des Meisters, dem Speierer Ölberg gewidmet, der die Mitte des Kreuzganghofes am Dom schmückte und 1506 begonnen, erst nach dem Tode des Meisters 1511 ganz vollendet wurde. Leider ist von ihm so gut wie nichts erhalten. Die Abgesandten des „Allerchristlichen Königs“, die ja auch die Kaisergräber in der schmählichsten Weise schändeten und, glücklicherweise vergeblich, den ganzen Dom zu sprengen suchten, schlugen allen Figuren Köpfe, Hände und Füße ab. Wie das Ganze un-

Digitized by Google

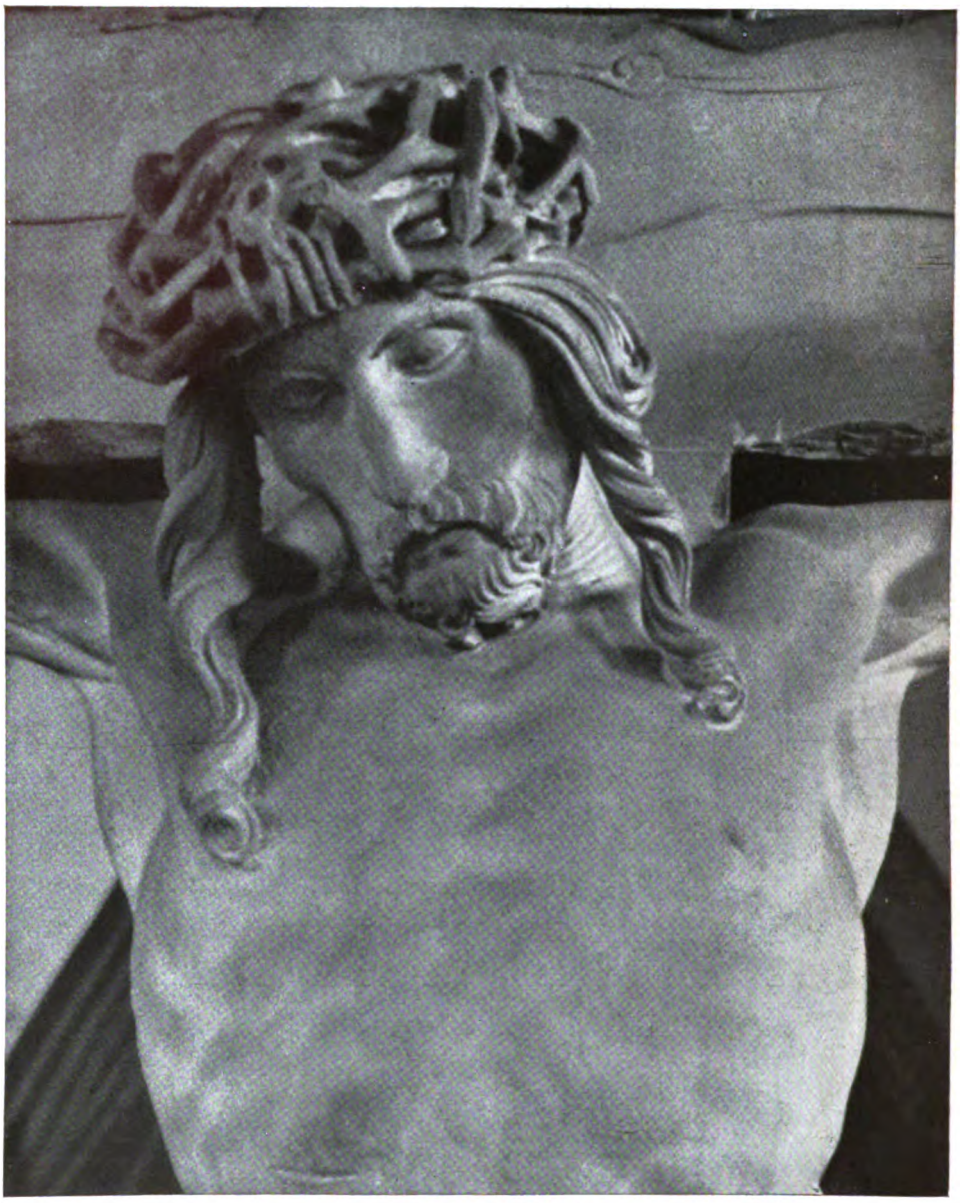


Abb. 13. Christus aus der Stuttgarter Kreuzigungsgruppe von 1501

gefähr ausgesehen hat, zeigt eine kurz vor der Zerstörung, freilich mit dem Unverständnis der Barockzeit für die Gotik aufgenommene Zeichnung, die wir dem auch sonst lehrreichen, zum erstenmal 1751 erschienenen Werkchen des Konrektors am Speierer Gymnasium, Konrad Lizel, entnehmen. Man sieht oben auf dem sehr ungeschickt gezeichneten Berge Christus auf den Knien, rechts und links die schlafenden Jünger, während die Häscher im langen Zug den Berg hinaufschleichen. Von all dem blieben nur noch die Stümpfe der vier Pfeiler sowie der Steinhaufen des ehemaligen Berges übrig. Auch der Kreuzgang, der damals seinem Schicksal entging, wurde, wie Lizel weiter erzählt, von den Freiheitshelden der „Großen Revolution" 1794 so ruiniert, daß er 1819 abgebrochen werden mußte. Jetzt steht dort eine Art moderner Kopie, die aber keinerlei Ähnlichkeit mit dem alten Werk besitzt.

Digitized by Google

Die Augen der Göttin Sachmet

Novelle von Wolf Dietmar

Es ist die Stunde vor Sonnenuntergang, die Stunde der Rückkehr der Boote. Auf der großen Terrasse des Winter-Palace-Hotels in Luxor ist die elegante Welt wieder zur Teezeit versammelt. Hellgekleidete Gestalten sitzen an den kleinen Korbtischen. Dazwischen eilen die dienenden Araber umher in ihren weißen, kaftanartigen Gewändern.

Es ist die Stunde der Rückkehr der Boote. Grauweiß schimmert der Nil, lautlos zieht er vorbei. Seine Ränder färben sich schon violett. Drüben an den Wüstenbergen werden die Schatten länger. Die Sonnenscheibe steht blutrot am Horizont des Wüstenmeeres. Blutrot leuchten die lateinischen Segel und spiegeln sich in der Wasserfläche.

Vorn am Kai liegt die große Dahabije des Lords Hatfield. Verträumt schaukelt sie im Abendwind. Niemand an Bord, nur zwei Fellachenboys hocken hinten auf Deck und starren ins Wasser.

Weiter unten legt ein Cookdampfer an. Schwärme von Reisenden strömen an Land, müde und abgespannt oder voll lärmender Begeisterung. Ganz selten kommt einer wie getragen von innerem Erleben noch mit dem Glanz der geschauten Wunder in den Augen. Arvid Holmborg ist einer von diesen. Er schreitet wie im Traum die Stufen hinan, als ob ein Pharaonenpalast oben sich vor ihm auftun sollte. Nun bleibt er stehen, besinnt sich und wartet auf einen sonnenverbrannten, hageren Mann, der mit allerhand seltenen Fundstücken aus dem Boote steigt.

„Sie kommen doch heute abend mit nach Karnak zum Heiligen See, Mister Ballymore? Wir haben Vollmond. Um zehn Uhr wollte ich reiten. Wo treffen wir uns?"

„Heute leider nicht, lieber Arvid. Ich habe noch die halbe Nacht zu arbeiten, an meinem Thutmosis-Artikel. Er muß unbedingt morgen mit dem Zuge nach Kairo."

„Aber heute nacht gerade, Mister Ballymore! Ich muß die Sachmetstatuen endlich einmal bei Vollmond sehen! Ich muß sie heute sehen!"

„Schon wieder so leidenschaftlich, Arvid? Lassen Sie doch die alten Löwengöttinnen! Leben Sie mit den Lebendigen! Heute ist Kammermusikabend im Hotel. Die kleine Ellen erwartet Sie gewiß dazu. Und vergessen Sie nicht unsere Verabredung für morgen vormittag zu den Königsgräbern mit Lord Hatfield, der Lady und Miß Ellen. Die Esel sind bestellt, halb neun Uhr drüben. Auf Wiedersehen morgen früh!"

„Schade, dann muß ich allein reiten heute nacht! Auf Wiedersehen."

Kopfschüttelnd und besorgt sieht Ballymore dem jungen Freunde nach.

*

Gelächelt hatte Ballymore einst, als ein Inder ihm prophezeite: „Du wirst einen Sohn haben, aber nicht vom Blute. Dem wird der Stein zum Blut und das Blut zum Geiste." Gelächelt hatte er damals über den sinnverwirrenden Spruch, die Worte aber waren ihm haften geblieben.

In einem schlichten Hause von arabischer Bauart führt Ballymore seit langem ein stilles Gelehrtenleben. Von Geburt Ire, war er mit einer englischen Ausgrabungsgesellschaft vor etwa fünfzehn Jahren nach Luxor gekommen. Die Liebe zu den alten Kultstätten hatte ihn dort festgehalten. Mehr und mehr verwuchs er mit dem Lande und seinen Bewohnern. Sitten und Gebräuche waren ihm eigen geworden. Freundschaftlich verkehrte er mit Kopten und Fellachen. Er sah in ihnen lebendige, wiedererstandene Bilder aus der alten Pharaonenzeit. Die Hunderte von oberflächlichen Fremden, die alljährlich nach Luxor kamen, würdigte er kaum eines Blickes. So wurde Ballymore von Jahr zu Jahr einsamer inmitten seiner Sammlungen von alten Steinwaffen und Gräberfunden.

Da trat Arvid in sein Leben, vor einigen Monaten. Ballymore war damals gerade bei den Gräbern der Königinnen tätig. Es war noch früh am Tage. Stille lag über der Landschaft. Die Gräber waren noch nicht durch den Lärm des Fremdenstromes entweiht. Ballymore trat in die Grabkammer des kleinen Prinzen Chamwesset, des frühgestorbenen Sohnes Ramses' III. Er wollte zu einer Abhandlung über die altägyptische Malerei noch einmal die vorzüglich erhaltenen Farben der bunten Reliefs untersuchen. Wieder bewegte ihn die tiefe Symbolik, mit der die Ägypter den Todesweg der Seele zur Unterwelt schildern. In diesem Kindergrabe ist die bildliche Darstellung der starr rituellen Gebräuche fast zum zarten Märchen umgewandelt: Der kleine Knabe mit der Königslocke soll den düsteren Pfad zum Beherrscher des Totenreiches leicht und

Digitized by Google

ohne Bangen gehen. An der Pforte zur Unterwelt übergibt ihn sein Vater, der König, mit liebevoller Gebärde dem hundsköpfigen Totenführer Anubis. Der reicht ihm freundlich die Hand und führt ihn anderen Göttern und Göttinnen zu. Alle schauen gütig. Das drücken die Bilder durch die Farbe aus. Grün ist die Farbe der Freundlichkeit. So sind die Gesichter der gütigen Götter hier grün. Weiter leiten sie ihn sorgsam von Hand zu Hand. Nur der grause Seelenrichter mit dem breiten Schwert berührt ihn nicht. Er wendet sein Gesicht ab und läßt ihn vorbeischreiten. Er fand nichts Böses an dem Knaben.

In Ballymores Versunkenheit dringen aus der inneren Grabkammer vereinzelte Worte: „Sehen Sie nur, Mylord ... Isis ... wie sie den kleinen Prinzen ansieht ... vor dem strengen Osiris wie eine liebe, besorgte Mutter ...“ Er horcht auf. Wer weiß um diese Deutung, die nur ihm bisher bekannt war?

In der letzten Grabkammer sieht er einen jungen Menschen im Gespräch mit einem älteren auf das Schlußbild deuten. Woher kannte denn dieser Fremde die traditionswidrige Idee des alten Künstlers, der dem toten Knaben auch vor dem Thron des Osiris alles Grauen nehmen wollte und darum der Isis das liebe Gesicht seiner Mutter, der Königin, gab? Vor kurzem erst hatte Ballymore selbst diese Entdeckung durch Vergleichung mit Abbildungen der Königin gemacht.

Er tritt näher und erkennt in dem Älteren den Lord Hatfield, der ihm einst auf dem Ägyptologen-Kongreß in London nach seinem Vortrage so angeregt entgegenkam. Auch Lord Hatfield erinnert sich der Begegnung.

„Und hören Sie nur, mein lieber Mister Ballymore, welch tiefsinnige Erklärung mein junger Freund Holmborg mir hier eben für diese ungewöhnliche Darstellung der Göttin Isis gibt.“

„Ich verstand es aus einzelnen Worten, Mylord, und bin erstaunt. Woher wissen Sie das, Mister Holmborg?“

„So sah ich es; ich empfand, es müßte so sein, Sir.“

„Gewiß haben Sie sich schon lange mit ägyptischer Kunst beschäftigt.“

„Leider nur wenig daheim in Schweden. Auf Wunsch meines Vaters studierte ich Jura in Stockholm. Aber meine glühendste Sehnsucht war immer Ägypten. Erst vor wenigen Wochen kam ich mit Lord Hatfield hierher.“

„Ja, es war nicht leicht, meinem alten Freunde Holmborg seinen Jungen für diese Reise abzuringen.“

Seitdem waren sie Freunde geworden, Ballymore und Holmborg, der menschenscheue, fast zum Fellachen gewordene irische Archäologe und der junge blonde Nordländer. Fast täglich ritten sie zu den alten Fundstätten und durchstreiften, von zwei kundigen Arabern begleitet, auch entlegene Gegenden weitab vom Zuge der Masse. Zu den ältesten Hockergräbern führte sie ihr Weg und zu den von Patina schwarz überzogenen Halden der verlassenen paläolithischen Werkstätten. Schauer der Ehrfurcht empfanden beide, wenn sie eine solche Stelle betraten, die deutlich die Spuren menschlicher Arbeit trug und über 20 000 Jahre unberührt gelegen hatte. Abfallstücke, fortgeworfene, mißglückte Steinmesser und Lanzenspitzen lagen im Kreise um einzelne Steinsitze herum. So unmittelbar lebte hier noch das Bild von der Tätigkeit der Steinzeitmenschen, als ob die Arbeiter erst gestern ihre Plätze verlassen hätten. Schweigsam, fast ohne zu atmen, schritten die beiden dann die Stätte ab und wagten kaum, eines der Stücke aufzunehmen.

Mit fast übernatürlicher Intuition fühlte sich Arvid unmittelbar in des Iren tiefsten Pläne und Ideen ein. Es war, als ob dieser nordische Mensch erst hier unter der Tropensonne seiner innersten Bestimmung entgegenwüchse. Oft wurde die Glut, mit der Arvid sich in den Götterkult der alten Ägypter versenkte, so groß, daß dem Alten bange wurde vor der Kraft seiner Phantasie. Fast krankhaft erschien es Ballymore, wenn Arvid Stunden um Stunden über den eigenartigen Kult der löwenköpfigen Göttin Sachmet grübelte, der Liebesgöttin und Kriegsdämonin zugleich. Arvid glaubte, das Lebens- und Todesrätsel in diesem Doppelkult zu finden. In seiner visionären Leidenschaft verwischte sich ihm jeder Zeitunterschied. Die Göttin erschien ihm wie ein lebendes, gegenwärtiges Wesen. „Dem wird der Stein zum Blut ...“ Dann schlich manchmal ein Schatten Sorge in Ballymores Herz wie um einen Sohn.

Warum ließ er ihn nur heute allein reiten? —

*

Langsam reitet Arvid im Mondenschein die Straße zur Trümmerstätte von Karnak. Weit dehnt sich der Weg. Gespenstisch weiß leuchten die uralten Steinbilder zu beiden Seiten: Widdersphinxe wie Alleen starr ausgerichtet, unabsehbar, alle in gleichen Abständen, das eine immer wiederkehrende Bild: der ruhende Widder, das Symbol der

Digitized by Google

Seele, mit der Königsmumie zwischen den Knien. Wieviel Pharaonen zogen einst diesen Weg! Wieviel Königinnen in Sänften! Wieviel Priester! Wieviel Volk in Festzügen! Wieviel Schlachttiere! Wieviel Gefangene zur Opferung! Und Arvid träumt, und er sieht das Gewühl die Straße entlang. Waffen blitzen und goldene Ketten, Wagen und weiße Rosse. Hoch auf dem Tragsessel sitzt der König, auf dem Haupt die Doppelkrone der beiden Ägypten. Zur Seite eilen Läufer. Sklaven schwenken die Wedel . . .

Und immer wieder die Widder zu beiden Seiten, ewig gleich seit Jahrtausenden.

Tief in Sinnen reitet Arvid durch den Widderweg, reitet und reitet gerade in die Unendlichkeit hinein. Zeit ist aufgelöst, Raum ist Weg geworden.

Von ferne Hundegebell. Gebell der Schakale antwortet. Ruderschlag vom Nil her. Arabergesang, langgezogen, melancholisch . . .

Der Mond liegt silberblank auf einer glatten Fläche. Und Arvid steht an den Wassern des Heiligen Sees. Dort sitzen sie, steinerne Göttinnen, stumm und aufrecht, die Hände auf den Knien, alle gleich . . . Sie haben schlanke Mädchenleiber. Auf den schmalen Schultern sitzt ein Löwenhaupt, unerbittlich, schicksalhaft. Alle starren ins Wasser, spiegeln sich im Heiligen See. Lächeln sie?

Er schaut von einer zur anderen. Immer derselbe Blick, grauenvoll, unergründlich. Immer dasselbe grausame Lächeln. Und er fragt: „Ist es wahr, daß ihr des Nachts auf Menschen ausgeht und ihr Blut trinkt?" Sie lächeln und schweigen . . .

„Euer Schweigen ist wie fernes Kriegsgedröhn, wie der Ruf zum Sturm, dumpf wie das Fallen todwunder Leiber. Sachmet! Göttin des Krieges, der Gewalt, warum trägst du kein Schwert? Warum trägst du den Schlüssel des Lebens in der Rechten, da du doch Tod bringst? Warum trägst du die Sonnenscheibe des Lebens auf dem Haupt, da du doch Leben zerstörst? Sachmet! Göttin der Liebe auch, warum schaffst du Leben aus deinem ewig jungfräulichen Schoß, wenn du doch grausam es ausrottest? Läßt du Leben werden zum Sterben? Tötest du zum Leben? Rätselhaftes Symbol, mystische Einheit von Liebe und Haß, Zeugung und Vernichtung zugleich. Antworte mir, du Unergründliche!"

Sie lächeln. Sie schweigen. Sie starren ihn an . . .

Da weiß er: schon einmal sah er diesen Blick der Löwengöttin, diesen entsetzlichen, kalten Blick, vor Jahrtausenden . . . Als Priester fuhr er mit der Göttin über den Heiligen See. Da wollte seine Liebesglut das Steinbild zum Leben erwecken. Starb er damals an ihrem Blick? . . .

★

„Aber, Arvid! Sie liegen ja noch im Bett, und Lord Hatfield erwartet Sie seit einer halben Stunde unten beim Frühstück. Die Damen werden gleich fertig zur Überfahrt sein."

Verstört fährt Arvid auf. „Gut, daß Sie kommen, lieber Mister Ballymore! Raubtieraugen lagen über mir, grausam wie der Tod, die ganze Nacht, ich kam nicht wieder los. O, Mister Ballymore, es war so seltsam!"

„Die Göttin hat sich gerächt, mein lieber Junge. Ich hätte Sie gestern nicht allein reiten lassen sollen. Aber nun verscheuchen Sie nur die Nachtgespenster und stehen Sie rasch auf."

★

Leise gleitet das Nilboot über den Silberfluß. Taktmäßig zum Rudern singen die Araber. Noch ist der Morgen kühl. Leuchtend steht die Sonne im Osten.

Von Arvid ist die Schwermut abgefallen. Die Sonne durchglüht ihn, macht ihn froh. Alles ist goldener Tag. Still gibt er sich den äußeren Eindrücken hin. Das über Nilregulierung geführte Gespräch von Lord Hatfield und Mr. Ballymore regt ihn an. Ellen zwitschert wie ein Vögelchen dazwischen mit altklugen Bemerkungen und Fragen. Nur die Lady hat die Augen kaum geöffnet. Apathisch lehnt sie zurück, eine Kälte geht von ihr aus. Die anderen scheinen es nicht zu bemerken. Niemand redet sie an. Alle wissen, sie lebt ihr eigenes Leben, unbewegt von den Gefühlen der anderen.

Arvid grübelt: ‚Was denkt diese merkwürdige Frau? Was fühlt sie? Fühlt sie überhaupt etwas? Schön ist sie ohne Maßen. Ihr Gesicht regelmäßig, fast starr. Die Haut durchsichtig wie Marmor. Das rötliche Haar ringelt sich wie kleine Schlänglein um Schläfen und Nacken. Und die schweren Augenlider, die sich fast nie auftun . . .' Doch er weiß, sie hat helle Augen, gelbliche Augen, Augen, die sich nur im Zorn — oder in Liebe öffnen . . .

„Donkey! Donkey! Good donkey! Telegraph-donkey! Kitchener-donkey!" schallt es durcheinander aus vielen Araberkehlen in mißtönenden Gutturallauten. Das Boot legt am anderen Ufer an. Das wirre Geschrei der Eseljungen geht weiter, bis sie enttäuscht sehen, daß die Fremden ihre bestellten Esel besteigen und den Weg zu den Königsgräbern nehmen.

Digitized by Google

Vorn reitet die Lady auf einem weißen Esel. Ihr langer hellblauer Schleier weht im Sonnenlicht. Dann folgen der Lord und Ballymore, noch immer im eifrigen Gespräch, und schließlich Arvid und Ellen. Ellen aber bleibt nicht an seiner Seite. Bald jagt sie zur Mutter, bald stört sie die alten Herren in ihrer Unterhaltung. Arvid ist es recht. So kann er seinen Gedanken nachgehen. Die ägyptische Landschaft macht ihn immer stumm.

Sie reiten zuerst durch das Fruchtland in nördlicher Richtung auf einem festen Damme am Fadilije-Kanal entlang. Rechts der breite Nilstrom mit seinen Sandinseln, und zur Linken zwischen einem grünen Streifen Ackerland und der Kette des Wüstengebirges die Totenstadt Theben mit den ungezählten Gräbern und Tempeln des Totenkults. Weithin als ihre Wahrzeichen ragen einsam die Memnonkolosse, letzte Reste eines großen Amenophistempels.

Und der Tag ist so golden. Alles ist Farbe, Klang, Bewegung. Ganz nahe fliegen smaragdgrüne Honigvögelchen über den Weg. Ungezählte Lerchen steigen aus der blaugrünen Saat auf. Summen und Vogelruf überall. Dicht über dem Wasser der Gräben huschen blauschillernde Eisvögel hin und her. Wie Bronzebilder stehen Männer, fast nackt, an der Böschung des Kanals. Sie ziehen die Hebebäume des Schadufs herunter, füllen die Schöpfeimer, lassen sie wieder hochschnellen und sich in die Rinnen ergießen. Jede Bewegung Rhythmus und Kraft.

Entgegen kommt ein Mann in langem Kaftan, ein Lamm um den Hals gelegt. Ein alttestamentarisches Bild vom guten Hirten. Ein nackter Knirps hält einen Riesenbüffel am Schwanzende und lenkt ihn vor sich her. Das gutmütige Tier folgt dem Willen des winzigen Menschleins. Von fern dringt der langgezogene Ton eines Sakijebrunnens herüber, ohne den eine ägyptische Landschaft kaum denkbar ist. Bald ist das Fellachendorf Kurna erreicht. Wildes Gekläff kündet es an. Auf den Nilschlamm-Mauern sitzen die Hunde, springen herab, beschnüffeln die Fremden, knurren, laufen die senkrechten Mauern wieder hoch, zurück an ihren sicheren Platz. Die Jahrtausende haben hier keine Veränderung gebracht: Mit ihren spitzen Schakalköpfen und ihren Stehohren haben die schwarzen Tiere den gleichen Gesichtsschnitt wie der hundsköpfige Gott Anubis auf den alten Reliefs.

Näher kommt der klagende Ton der Sakije. Unter schattigen Sykomoren liegt der Schöpfbrunnen. Das große Wasserrad mit Schöpfgefäßen aus Nilschlamm dreht sich ganz langsam. Ein Kamel treibt das Göpelwerk. Das Tier geht Schritt für Schritt im Kreise. Auf dem Querbaum sitzt ein kleiner Fellahjunge mit einem Stecken. Die hölzerne Radachse stöhnt und knarrt immer in gleichen Zwischenräumen. Und der Junge singt monoton und traurig, abgestimmt zu den Lauten der Sakije, sein Naturlied.

Die Reiter wenden dem Nil mit seinem Fruchtlande den Rücken und biegen in ein schmales Wüstental. Schluchtartig liegt es vor ihnen, zu beiden Seiten Schutthalden von der Sonne zermürbt, Steine ragen wie gebleichte Schädel daraus hervor. Dahinter schroffe Felswände. Mit jedem Schritt wird der Weg farbloser, öder. Langsamer trotten die Esel im tiefen Sande.

An einer Felswand hält die Lady. Über allen liegt eine Spannung. Das Gespräch ist verstummt. Selbst Ballymore ist verändert.

„Wir sind auf dem Wege des Todes. Hier wurden die Pharaonen zur letzten Ruhe geleitet."

Dann schweigen sie wieder. Und die Sonne steigt höher. Sengender werden ihre Strahlen. Die Schatten schrumpfen zusammen. Sand und Steine werfen die Glut zurück.

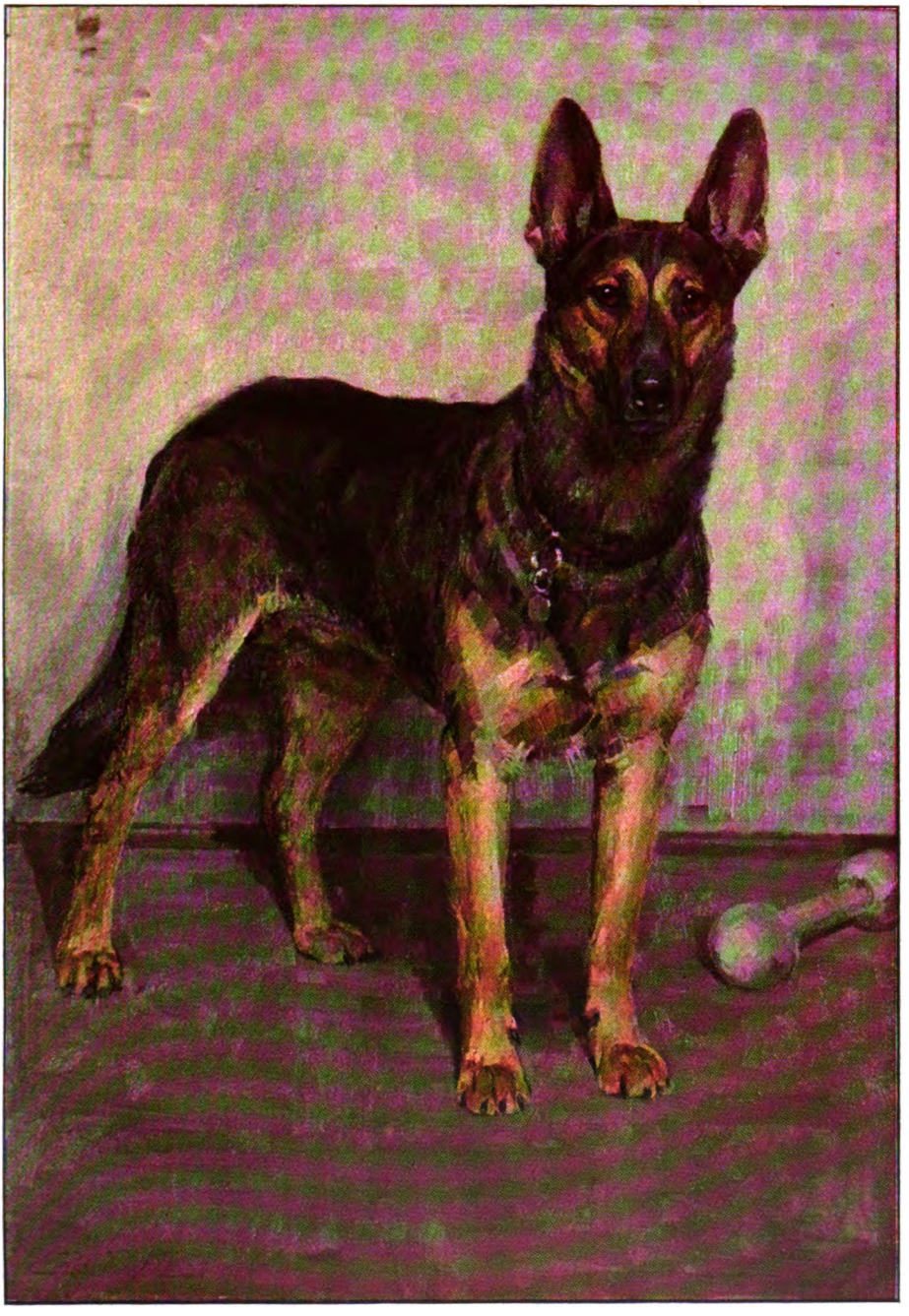
Arvid denkt: ‚Daheim kommt die Sonne doch immer als Freund. Hier ist sie Freund und Feind. Sie belebt und kann töten, wie die Sachmet,' denkt er, ‚Schicksal wie sie. Echnaton ließ in Tell Amarna die Sonnenstrahlen mit Händen darstellen, die sollten die Menschen streicheln und ihnen wohltun. Und im großen Amonshymnus heißt es von Amon Re, dem Sonnengott: Du, der seine Arme dem reicht, den er liebt, doch seinen Feind überweist er der Flamme.'

Und das Tal wird enger. Die Felsen schieben sich zusammen. Wilder werden die Abhänge der Schlucht. Alles Leben ist erstorben. Keine Pflanze mehr, kein Vogel. Eine ungeheure Trauer liegt über der Natur. Erhaben die Einsamkeit und furchtbar.

Schweigend reiten sie weiter. Kaum hört man das Trotten der Esel. Immer tiefer schlingt sich der Weg in das Steinmeer hinein, als wollte er kein Ende nehmen.

Endlich öffnen sich zwei Riesenfelsen zum Tor, und vor ihnen liegt ein runder Talkessel, umschlossen von gigantischen Felswänden. Sandsteintrommeln rissig, kerzengerade an den Steilhängen wie abgebrochene Lotossäulen, wie Hüter der Gräber. Sonne und Tod haben sich hier eingefressen

Digitized by Google



Deutſcher Schäferhund. Gemälde von Emil W. Herz

Digitized by Google

Digitized by Google

in die Felsen. Und das Gestein strömt Glutwellen wie Todesgedanken seit Jahrtausenden wieder aus. Schwarze Löcher in den Bergwänden ohne Zahl: Grabhöhle an Grabhöhle öffnet ihre düstere Pforte.

Stumm vor Erwartung steigen die fünf schräg in die Felsen hinab den langen Gang zur Grabstätte Sethos' I. Säle, Gänge und wieder Säle tun sich auf, künstlich erleuchtet. Bilder aus dem Totenreiche nach den Aufzeichnungen der Totenbücher rings in bunten Farben: langsam fährt die Sonnenbarke mit dem Sonnengott und dem toten Könige durch die Gewässer der Unterwelt. Der König mit dem dreiteiligen Lendenschurz und der Krone von Ober- und Unterägypten steht vorn auf der Barke. Der Sonnengott ihm gegenüber in riesiger Gestalt hält in gebogenen Armen Zepter und Peitsche, unbeweglich streng in Gebärde und Haltung. Das Boot, von der Schlange behütet, wird von kleinen Göttern gezogen. Anubis, der Seelenführer, Isis, Sachmet und die kuhköpfige Hathor geleiten es, schützen es vor den bösen Dämonen der Tiefe. Weiter geht der Zug. In jeder Nachtstunde wird die Barke von anderen Göttern begleitet. Immer wieder muß sich der König vor neuen Göttern rechtfertigen. Immer wilder wird die Phantasie des Totenbuches, immer düsterer: Schlangen mit Menschenköpfen und Flügeln, zweiköpfige Gottheiten, Geister, die an Stelle des Kopfes die Sonnenscheibe tragen. An der gestirnten Decke die Riesengestalt der Himmelsgöttin. Ihre langen Glieder sind im Viereck um den Himmelsraum geschlungen, der Erdgott stützt ihren Leib. Verdammte schwimmen im unterirdischen Gewässer, schreckliche Dämonen strecken die Köpfe aus der Flut. Eine Göttin trägt die Augäpfel des Horus auf der flachen Hand. Dann die Qualen der Verdammten: In kastenförmigen Öfen werden die Feinde des Sonnengottes verbrannt, feuerspeiende Göttinnen stehen daneben. Zum Schluß die große Gerichtsszene: Der König verantwortet sich vor Osiris und den zweiundvierzig Totenrichtern. Sein Herz wird von Thout durch Gerechtigkeit gewogen. Osiris' Ausdruck wird milder: der König hat die Mysterien erfüllt. Die Götter neigen sich vor ihm, die Gestirne gehen vor ihm auf und unter. Jahre und Tage ziehen an ihm vorüber: der König ist Gott geworden.

Mit wachsender Begeisterung hat Ballymore die einzelnen Reliefs von Saal zu Saal erklärt. Der Lord und Arvid sind ganz in seinem Bann. Die Lady ist dem Vortrage mit unerwarteter Anteilnahme gefolgt. Sie steht noch vor einem der letzten Bilder im Nebensaal und betrachtet mit fast grausamer Spannung die Enthauptung der Feinde des Osiris durch einen löwenköpfigen Gott. Ellen hat Arvid scheu an der Hand gefaßt.

„Aber warum haben die Ägypter dann noch die Mumie aufbewahrt, mein lieber Ballymore, wenn der Pharao zum Gotte wurde?"

„Damit sein Ka in eben der Form erscheinen kann, die der König während des Lebens auf der Erde trug, Mylord."

„Ja, das leuchtet ein. Dann ist nach Ihrer Meinung der Ka etwa das, was wir heute Astralleib nennen?"

„Nahezu trifft das den Sinn des Ka, wenn auch nicht ganz. Sie kennen doch die Darstellungen, auf denen der Gott den in die Geburt tretenden Menschen aus Ton bildet? Dabei formt er auf der Töpferscheibe stets zwei gleiche Gestalten: die eine ist der sichtbare leibhaftige Mensch, die andere das unsichtbare Parallelwesen, das sich in Gedanken und Träumen offenbart, das ist der Ka. Es gibt noch allerhand andere Theorien, nüchterne und phantastische. Arvid meinte neulich... Arvid!"

Gebannt steht Arvid an der Tür zum Nebenraum, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Noch immer hält er Ellen an der Hand. Sie zittert.

„Arvid!"

Wie aus tiefem Traume wacht er auf: Ganz deutlich hatte er eine Gestalt gesehen, in ägyptischer Tracht, mit einem Lotosstengel in der Hand. Neben der Lady ging sie wie ihr Doppelgänger. Sie glich ihr in Wuchs und Bewegungen. Auch den herrischen Nacken hatte sie, die schmalen Schultern und die schlanken Glieder. Über dem Gesicht nur lag es wie ein Nebel, er konnte es nicht genau erkennen, aber ein grauser Reiz ging davon aus.

„Der Ka der Lady!" stöhnt er. „Der Ka der Lady — Sachmet!" Und mit weit aufgerissenen Augen taumelt er zurück.

„Arvid, was ist Ihnen? Sie sind krank. Die dumpfe Luft. Die Bilder. Kommen Sie zu sich! Wir wollen zurück."

*

Arvid liegt auf Deck der Dahabije. Er fühlt sich müde, der Kopf ist ihm schwer. Ein dumpfes Gefühl von Traurigkeit lastet irgendwo in seinem Innern. Aber er kann es nicht verscheuchen. Kann sich nicht freimachen. Ausgestreckt liegt er und sieht in den blauen Himmel. Langsam kämpft sich die Dahabije stromaufwärts. Langsam wechseln an den Ufern üppige Vegetation und einspringender Wüstensand. Arvid fängt an

Digitized by Google

über die letzten Tage in Luxor nachzudenken. Sonderbare Erlebnisse waren es doch! Aber die Bilder wollen sich nicht klar zusammenordnen. Nur ein bitterer Schmerz ist zurückgeblieben und das Weh einer großen Trennung von allem, was ihm lieb wurde.

Vorn am Bug sieht er die kleine Ellen. Sie unterhält sich damit, ein Chamäleon auf die Blätter einer Topfpalme zu setzen. Kaum hat sich das Tierchen grün gefärbt, so nimmt sie es wieder auf die graue Erde, um das Wunder der Verfärbung noch einmal zu erleben. Arvid lacht leise vor sich hin. Da kommt sie gelaufen und sieht ihn mit ihren Kinderaugen treuherzig an.

„Nun lachen Sie doch wenigstens wieder, Arvid. Gestern habe ich mich vor Ihnen gefürchtet, wie Sie mich an der Hand hielten und so große Augen machten. Mutter sagte nachher, Sie wären mit den Nerven nicht in Ordnung und müßten nach Kairo ins Sanatorium. Aber Vater und Mister Ballymore und ich haben nicht nachgelassen. Und nun haben wir Sie auf dem Schiffe. Und in Assuan können wir Tennis spielen. Und in alte Gräber gehe ich überhaupt nicht mehr."

„Wie lieb, daß Sie mich mithaben wollten, kleine Ellen." Wie immer wirkt ihr Stimmchen befreiend auf ihn. „Aber wissen Sie auch, daß es für das Tierchen eine Anstrengung ist, wenn Sie es dauernd zwingen, die Farbe zu wechseln?"

„Nein. Aber ich langweilte mich so. Nun will ich es aber nicht mehr tun. Sie sorgen sich um jedes Tierlein! Das habe ich neulich gesehen, als Sie dem Araberjungen die am Füßchen gefesselte Lerche aus der Hand nahmen und fliegen ließen. Vater tut das auch öfter. Mutter nennt das Phantastereien. Sie sagt, in der Natur ist alles Kampf und Vernichtung, und der einzelne kann nichts dagegen tun."

„So? Sagt Ihre Mutter das?" ‚Ihr Ka ist ja auch eine Sachmet,' denkt er.

„Sie haben mir doch neulich eine Geschichte versprochen, Arvid."

„Gut, ich will Ihnen erzählen, was ich kürzlich auf einem alten Papyrus fand: Der König fuhr in seinem goldenen Wagen durch das Land. Seine weißen Rosse trugen Federbüsche und goldenes Zaumzeug. Er ließ sich huldigen, wohin er kam, an jedem Ort und in jedem Gau. Und er kam auf seiner Fahrt nach Memphis, und er rastete in dem Hause seines hohen Beamten Harmin. Der stand in großen Gnaden bei dem Könige, weil er nie einen Fehler am königlichen Hofe begangen hatte. Und bei Sonnenuntergang trat der König heraus. Und das Volk jubelte ihm zu und brachte ihm viele Geschenke. An der Spitze der Leute, die mit Gaben beladen waren, schritt ein wunderschönes Mädchen. Und ihre Gestalt war geschmeidig wie die einer Pantherkatze, ihre Füße aber schritten wie Gazellenfüße. Und der König fand Gefallen an ihr und sprach: ‚Komm und weile bei mir! Verbringe den Tag heut schön bei mir und morgen und übermorgen, drei Tage lang, und sitze mit mir im Schatten der Sykomore. Alles, was ich habe, sei dein, meine Freundin. Du machst mich trunken, ehe ich noch getrunken habe. Komm, meine Arme sind ausgebreitet.' Sie aber sprach: ‚Ich werde tun, was mein Herr sagt. Siehe, er macht mich zum ersten der Mädchen und kränkt nicht mein Herz. Er wird mir erfüllen jeden Wunsch, den ich ihm anvertraue.' — ‚Wünsche, meine Freundin. Wünschest du Silber und Gold? Wünschest du Wohlgerüche aus Punt oder feines Leinen?' — ‚Ich wünsche das Haupt deines Hilfstruppenobersten, bevor die Sonne ganz untergegangen ist.'"

Arvid fühlt Augen auf sich gerichtet, groß, glühend, aber er sieht nicht auf.

„Und der König tat ihr Begehr. Aber einen Tag danach saß sie traurig. Und der König ließ Märchenerzähler und Gaukler kommen. Sie aber blieb traurig. ‚Was willst du von mir; sage, wie ich dich froh mache?' — ‚Ich will das Haupt deines zweiten Offiziers, noch ehe die Sonnenbarke ganz heruntergesunken ist.' Und der König tat, wie sie gewünscht, und seufzte. Und an jedem Abend verlangte sie ein Haupt. Und sie verbrachten allda zehn Tage. Und am elften Tage verlangte sie das Haupt des Harmin. Da floh der König mit seinem Gefolge nach Süden. Und am Ende des ersten Tages der Reise um die Abendzeit da stand sie vor dem königlichen Wagen, und niemand wußte, woher sie gekommen war."

Wieder die Augen, die Arvid verwirren. ‚Die Augen der Göttin?' denkt er und muß aufschauen. Die Lady steht neben Ellen und sieht ihn groß an: „Weiter, Herr Holmborg, erzählen Sie weiter . . ."

„Und der König erschrak und wollte vorüberfahren. Sie aber sprach: ‚Schicke deine Sklaven fort, versehen mit ihren Geräten. Ich will allein mit dir reden.' Die Leute warnten den König: ‚Hüte dich, Pharao, sie ist eine Zauberin.' Der König aber stieg von seinem Wagen und sandte seine Knechte von dannen. Sie lag im Sande vor ihm und streichelte seine Füße. ‚Mein Herz ist traurig um dich. Du erfülltest mir nicht dein Gelübde.' Und der König berührte ihre Stirn und hob sie auf. Da war sein

Digitized by Google

Herz wieder trunken von ihr, und er sagte: ‚Ich kann von deiner Liebe nicht lassen. Verlange von mir, was du willst.' — ‚Komm mit mir, mein Herr und Fürst, und fürchte dich nicht. Komme herauf, komme ins Nordland, komme allein. Dann soll dein Herz satt werden von Freude.' Da stieg der König mit ihr auf seinen Wagen und fuhr gen Norden. Und ihre Hand lag auf seiner Hand, da er die Zügel hielt. Die Leute aber in der Ferne schauten ihm nach voll Grauen, wie er dahinfuhr. ‚Sie ist eine Göttin. Sie wird ihn betören.' Und als der letzte Sonnenstrahl über die Wüste strich, sprach sie zu ihm: ‚Halte die Rosse an. Wir wollen nun ruhen.' Und der König tat, wie sie gewünscht. Und sie trat in den Sand und sprach: ‚Komm, sieh mich an, die Stunde ist da.' Und wie er auf sie zuschritt und sein Herz in Liebe frohlockte, da stand eine Löwin vor ihm, hoch aufgerichtet, die Pranken erhoben, der Dunst ihres Rachens schlug ihm entgegen ... Der König ist nie heimgekehrt ... Aber Ellen, warum weinen Sie denn? Es ist doch nur ein Märchen."

Die Lady steht unbeweglich noch immer an derselben Stelle. Einen Augenblick huscht es wie Triumph über ihr Gesicht. Die Geschichte hat mich tief bewegt, Herr Holmborg. Das Leben rächt zu leidenschaftliche Hingabe."

„Und doch, Mylady! Ganze Hingabe an einen einzigen Menschen, einen Gott, eine Idee, das ist der höchste Sinn des Lebens! Der König erfuhr es, als er sich in Liebe ganz der Göttin unterwarf. Die Riesenhafte erdrückte ihn. So starb er im Übermaß der Seligkeit."

„Sie mögen recht haben, daß ein solcher Tod höchstes Glück sein kann ..." Und es jubelt in ihm: Sie versteht ihn, sie, die Unnahbare, versteht ihn!

Von jetzt ab sind die Tage der Nilfahrt für Arvid darauf eingestellt, ob sich etwas hinter der grünen Glaswand bewegt. Nur einmal noch ihre Augen sehen wie damals. Jeder andere Wunsch tritt dagegen zurück, selbst die Sehnsucht nach Luxor.

★

An einem Abend geht die Dahabije bei Edfu vor Anker. Aus dem Gluthimmel tauchen in der Ferne schwarz und gewaltig die Pylonen des Horus-Tempels auf. Arvid fühlt sich seltsam angezogen. Trunken umfassen seine Augen das gigantische Bild. Schon einmal sah er die bizarr hochaufragende Silhouette dieses einzigen Tempels. Aber noch nie war er in Edfu. War es auch irgendeine unerklärliche Erinnerung wie so vieles hier im Sonnenlande?

Gern wäre er sofort hinübergeeilt. Aber erst gegen Ende der Nacht soll der Ritt unternommen werden. Den Sonnenaufgang wollen sie alle auf dem Pylon erwarten. So bestimmten es Ballymore und der Lord.

Der Tag war schwül gewesen. Alle haben sich in ihre Kabinen zurückgezogen. Alle sind müde, entnervt von der Hitze. Ruhig liegt die Dahabije im Mondschein. Die Luft ist voll von Duft und Geräuschen. Fern aus der Wüste der Schrei einer Hyäne und ganz nahe Moskitosingen und der Nachtvögel fast lautloser Flug. Arvids Sinne sind wach, angespannt aufs äußerste. Heut würde er die Sprache der Göttin verstehen.

Hinten auf Deck bewegt sich etwas, etwas Dunkles, Hohes, verschwindet wieder. Da, ein leises Geräusch, fast wie ein Gleiten nur: Eine dunkle Gestalt schreitet, steht, schreitet wieder, kommt auf ihn zu. Der Schatten des Mastes geht über sie hin. Nun naht sie im vollen Licht, steinern, ohne Bewegung. Er sieht schmale Schultern, schlanke Glieder, stumm und aufrecht ein stolzes Haupt. Der Mond scheint in starre, gelbe Augen, Augen unergründlich, schicksalhaft ... Lächelt sie? Was hält ihre rechte Hand? Ist es der Schlüssel des Lebens? Trägt sie in der Linken einen Lotosstab vor sich her? Träumt er? Gaukeln ihm seine Sinne ein Trugbild vor? Nein! Es ist die Göttin, seine Göttin!

Leise plätschert das Wasser an die Schiffswände. In Wolkenschatten verschwimmen die Ufer. Alles verschwimmt ins Ungewisse, nur er und die Göttin, Auge in Auge, fahren in der Barke über den Heiligen See, wieder wie vor Jahrtausenden. In zeitlosem Wandel zerrinnen Leben und Tod. Aber die Geschehnisse kehren immer wieder, immer wieder kehrt die gleiche Sehnsucht. Arvid fühlt: heute ist ihm die Göttin wohlgesinnt. Sie ist nur Liebesgöttin heute für ihn. Weich erscheinen ihm ihre Züge, ohne Grausamkeit.

Vom Strahl ihrer Augen angezogen, schreitet er mit vorgestreckten Armen suchend, tastend auf sie zu ... Da tritt ein wilder Raubtierausdruck in die starren Züge. Die Gestalt richtet sich hoch auf, wendet sich und schreitet langsam ihren Weg zurück. Arvid folgt ihr willenlos. Sie verschwindet hinten im Schiff.

Verschwand sie nicht in der Kabine der Lady? War es doch nicht die Göttin? War es der Ka der Lady? Oder war es die Lady selbst? Ist die Göttin in der Lady

Digitized by Google

wieder ins Leben getreten? Grauenvolle Wirrnisse!

Hastig irrt er zurück nach der Stelle, wo die Göttin stand . . . Nichts!

Ruhig plätschert das Wasser am Bug. Fern in der Wüste schreit die Hyäne.

*

Drei Wochen sind sie nun schon in Assuan. Das Cataract-Hotel ist überfüllt von Fremden. Viele Kranke sind dort, viele Erholungsbedürftige, viele Untätige. Untätigkeit ist der Stempel, den Assuan trägt im Gegensatz zu Luxor. Hier fehlen die Kultstätten fast gänzlich. Die wenigen Gräber stammen zwar aus früher Zeit, bieten aber kunsthistorisch wenig Bedeutsames. Es bleiben nur Ritte zu den Zeltlagern der Wüstenstämme und zu alten Steinbrüchen mit noch unvollendeten Obelisken aus der Pharaonenzeit. Nur einmal fuhren sie gemeinsam zur Insel Philae und auf dem Rückwege zum Staudamm.

In der schon vorgeschrittenen Jahreszeit erlaubte die Glut der Sonne wenig Bewegung im Freien. Nur in den Morgen- und Abendstunden gingen die Damen häufig zur inneren Stadt und kauften in den einheimischen Basaren Halbedelsteine von ungewöhnlicher Größe, Silberschals und getriebene Arbeiten. Am Spätnachmittage nahm man wohl auch den Tee gemeinsam auf der Insel Elephantine.

Arvid freute sich dieser Ruhe. Er arbeitete an einer Übertragung ägyptischer Märchen und Hymnen nach Photographien alter Papyri. In den stillen Stunden der Arbeit konnte er immer an die Lady denken. Sie war ihm die lebendig gewordene Himmelsgöttin, die Isis, die Sachmet, die Hathor der alten Geschichten. In seiner Phantasie verschmolz ihre Wesenheit völlig mit diesen Göttinnen. Dann war sie ihm nahe und vertraut, näher, als wenn sie körperlich ihm gegenübersaß und von ihrer Gegenwart nur Kälte und Unnahbarkeit ausging.

*

Sonnenglut liegt weiß und flimmernd über Assuan. In ihrem kühlen Zimmer im Cataract-Hotel sitzt Lady Evelyne Hatfield. Sie ist tief in Gedanken. Ihre Züge sind seltsam verändert. Der steinerne Ausdruck ist von ihrem Gesicht gewichen.

Sie sitzt am Fenster und schaut in die hellbeleuchtete Landschaft hinaus. Der Nil zwängt sich zwischen braunschwarzen Granitblöcken hindurch, die überspülten Felsen glänzen in der Sonne wie poliert. Dort unten liegt die Insel Elephantine, das grüne Palmeneiland, und drüben steigen langsam die Wüstenberge auf.

Alles das sieht Lady Evelyne und sieht es auch nicht. Ihre Augen schweifen über das bunte Farbenspiel hinweg in die Ferne. Dort hinten in der flimmernden Sonne da hockt etwas Namenloses, etwas Dunkles. Es regt sich, kommt näher wie eine Welle. Sie fühlt es, bald hat es sie erreicht, der Schemen ihres Geschickes, ihres vergangenen Lebens. Wie es wieder rauscht und flüstert, sich naht und vorüberzieht! Landschaften tauchen auf und verschwinden. Menschen erscheinen und vergehen in flüchtigen Gebilden, bekannte und unbekannte. Erlebtes und nie Gesehenes drängt sich heran.

Die Tage sind wieder da, die Tage ihres Schicksals. Jahr um Jahr zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche kommt diese Welle erhöhten Lebens über sie. Dann fällt die Starre von ihr ab. Alles arbeitet gewaltsam in ihr und fieberhaft. Alles ist greifbar, was sonst wie im Traum um sie lag. Dann fühlt sie sich tief verwachsen mit dem Wesen der Natur, von Ewigkeiten her. Dann versteht sie, warum die Rosen so duften, dann kennt sie den Flug des Vogels, das Wachsen der Pflanzen und fühlt die Wonne des Fisches im Wasser. Dann weiß sie, warum das Raubtier sich nach Blut sehnt . . .

‚Ganze Hingabe an einen einzigen Menschen, einen Gott, eine Idee . . .' Sagte Arvid nicht so? Hatte er die andere Seite ihres Wesens empfunden? O, sie hatte diese Hingabe gekannt, diese grenzenlose, leidenschaftliche Hingabe. Aber immer war eine dunkle Hand gekommen, hatte sie zurückgestoßen von ihrem Glück und das Geliebte vor ihren Augen vernichtet. Und dann jedesmal diese rätselvolle Verwandlung in ihr: Unter Schmerz und mitfühlender Qual ein fremdes, grauenvolles Gelüste, eine wilde Freude über das Todesopfer. Und mit dieser grausigen Freude war immer das Bild eines glühenden Sonnenuntergangs gekommen, rot über einer kahlen, gelben Landschaft, und zugleich überschlich sie das Gefühl einer namenlosen Verlassenheit. Schon als kleines Kind hatte sie beim Sonnenuntergange oft Furcht vor etwas Entsetzlichem, längst Vergangenem empfunden, das sie nicht nennen konnte.

Und die Bilder verdichten sich drohend, grauenvoll: Ja, damals fing es an. Ein Tag mit Frühlingssonne. Alles war so schön. Als kleines Mädchen spielte sie mit einem weißen Kätzchen. Das hatte sie nach sehnsüchtigen Wünschen von den Eltern geschenkt bekommen. Sie liebte es mit der ganzen Inbrunst ihres Kinderherzens, und

Digitized by Google

es war eben in diesen Tagen. Ein Bändchen von roter Seide band sie dem geliebten Tierchen um den Hals. Und am anderen Morgen hatte es sich daran erwürgt. Und sie weinte und konnte nicht verstehen, daß sie doch einen Augenblick Freude darüber empfand.

Und Jahre später, an ihrem elften Geburtstage, da schloß sie mit Mabel Preston einen Bund fürs Leben. Sie wollte die Freundin ganz für sich allein besitzen. Freundschaft bis an den Tod nannten sie es. Sie schnitten Herzen aus rotem Papier und tauschten sie aus. Das sollte das Symbol der Liebe sein. Beim Abschied an der Gartenpforte wehte der Wind Mabel das rote Herz aus der Hand. „O, schnell, Mabel, mein Herz, mein Herz wird überfahren!" Mabel selbst kam unter das Auto, und als sie, das Herz fest in der Hand, blutüberströmt hervorgezogen wurde, mußte Evelyne grell auflachen, und sie erschrak vor sich selbst. Und es war wieder um dieselbe Zeit im Jahre.

Immer neue Gesichte steigen aus ihrer Erinnerung auf. Jetzt der trotzige Blondkopf von Percy Blackwood. Mit vierzehn Jahren liebte sie Percy, den Schüler des Eton College. Und Percy, der große Junge, tat alles, was sie wollte. Einmal, es war ein Frühlingstag wie damals, wollte sie mit ihm im Hydepark spazieren reiten. Percy war sonst immer bereit. Heut mochte er nicht und sträubte sich fast angstvoll. Aber sie wollte ihn ganz zu ihrem Willen zwingen und versprach ihm eine Locke ihres rötlichen Haares. Nun ritt Percy. Als sie aufsitzen wollten, gab er ihr eine rote Rose, und seine Hand zitterte, aber sein Mund lachte. Dann hat er sie angesehen mit einem seltsamen Blick, selig versunken, wie für immer bezwungen. Nie wieder hat sie in Percys Augen gesehen. Sein Pferd scheute, Percy stürzte und blieb im Bügel hängen. Und als sein Kopf auf den Straßen Londons geschleift wurde, stand Evelyne wieder mitten zwischen Grausen und Lust . . .

Von diesem Tage an war die Erstarrung über sie gekommen wie eine dunkle Warnung, kein Wesen mehr zu lieben. Abgestorben war sie gegen alles Leben um sie her. Die Liebe und Sorge der Eltern konnte sie aus diesem Dämmern nicht wieder erwecken. In der Nacht wandelte sie oft im Schlaf umher, ruhelos und suchend. Nur einmal alljährlich um die Nachtgleiche, die Zeit, in der die dunklen Mächte in ihr Dasein griffen, kommt das warme Leben zurück und wühlt in Schmerzen, Erinnerung und Sehnsucht wie heute. Das sind die Tage der Besinnung und der Selbstanklage. Das sind die Tage des Grübelns über ihr Geschick.

In Erstarrung ihrer Gefühle hatte sie Morton Hatfield die Hand gereicht, ohne Liebe, ohne Verständnis für die Liebe des reifen Mannes. Morton war immer gütig gewesen. Mit stets freundlichem Gleichmut ertrug er ihre Eigenart. Oft hatte sie gewünscht, ihm ihr Herz öffnen zu können. Immer hatte eine unerklärliche Scheu sie zurückgehalten. Dann kam Ellen, und ihr Mutterherz erwachte und verlangte danach, das Kind mit ihrer Liebe zu umschließen. Aber Angst, entsetzliche Angst drängte immer wieder ihre Gefühle zurück. In den Tagen, wenn die Welle des Lebens über sie kam, steigerte sich diese Qual, dem eigenen Kinde keine Liebe geben zu können, bis zur Unerträglichkeit. Einmal wieder einen Menschen lieben dürfen! Einmal wieder sein dürfen wie die anderen und die Vergangenheit vergessen!

Und wieder taucht Percys bleiches Haupt vor ihr auf. Ähnelte er nicht Arvid? Unerklärliches hatte sie bei der ersten Begegnung mit Arvid empfunden. Er war ihr nie fremd gewesen. Bei der Erzählung des Märchens aber kam es wie ein Erkennen über sie: Schon von jeher war sie mit ihm verbunden, unlöslich. Er war in allem, was sie je geliebt. Und sie weiß, irgendwann hat er ihr einmal ganz gehört. Starb er damals um sie? Nun muß sie immer an ihn denken. Deutlich sieht sie ihn jetzt wieder vor sich. Sah sie ihn so nicht vor kurzem im Traum? In tiefer Nacht im Mondlicht steht er auf ruhendem Schiff, und sie muß ihm entgegenschreiten wie unter einem fremden Willen. Als er aber die Arme ausbreitet nach ihr, ist er der Pharao, dessen Leben der Sachmet verfiel, und sie wendet sich von ihm ab und schaudert.

Lady Evelyne schaut wieder hinüber auf die Kette der Wüstenberge. Langsam sinkt in roter Glut der feurige Sonnenball. Und dort hinten im schwindenden Licht sieht sie etwas Furchtbares. Aus merkwürdigen Formen löst es sich heraus, aus geflügelten Sonnenscheiben und Schlangenwindungen: Ein bleicher, toter Mann mit zerbissener Kehle unten am Hange der Berge, die rote Krone von Unterägypten auf dem Haupt, und daneben steht ein seltsames Wesen, Tier oder Mensch, sie kann es nicht erkennen, das starrt ihn an, befriedigt und doch in stummer Trauer.

Entsetzen erfaßt Evelyne: So war auch ihr zumute, als Mabel umkam, als Percy starb. Und nun erkennt sie: Dort hinten

Digitized by Google

steht die Löwengöttin vor ihrem Opfer. Und sie fühlt sich ihr tief verwandt. Bin ich selbst eine Sachmet? Muß ich alles morden, was ich liebe? Nein! Arvid nicht! Du sollst nie wissen, wie es in mir aussieht. Lieber in Einsamkeit vergehen, als dich hinunterreißen in mein düsteres Geschick!'

Und langsam kommt die Starre wieder über sie. Sie fühlt, wie eine dunkle Hand ihr Gesicht berührt. Leben und Leidenschaft schwinden wie ein Traum. Unbeweglich, kühl wie Marmor sitzt sie wieder und schaut regungslos über die Wasser des Nil.

Ellen kommt herein mit einem bunten Gewirr von Fächern, Schals und Bändern auf dem Arm.

„Mutter, wir waren im Basar, Arvid und ich. Sieh nur, was ich alles mitgebracht habe! Und wie schwer die Silberschals sind! Arvid hat sie mir tragen müssen. Ach, Mutter, ich bin heute so glücklich, ich kann dir gar nicht sagen wie!"

Lady Evelyne lächelt schmerzlich. „Du hast aber auch wirklich schön gekauft, Ellen."

„Ach, darum doch gar nicht. Denk' dir nur, Arvid ist heute endlich mit seiner Märchensammlung fertig geworden. Nun will er sie bald drucken lassen. Und weißt du auch, wem er das Buch gewidmet hat?"

„Nun, Mister Ballymore wahrscheinlich, der ihn das alles lehrte."

„Nein, dir, Mutter, dir, und darüber freue ich mich doch so."

„Da hätte er es doch lieber dir zueignen sollen, Kind. Du warst doch immer seine treuste Zuhörerin."

Eine leise Röte steigt in Ellens Wangen auf. „Ach laß, Mutter, laß. Arvid versteht nicht, daß ich bald erwachsen bin. Er behandelt mich immer noch als Kind, und das mag ich nicht."

„Ich glaube, Ellen, Arvid hat dich doch ein bißchen lieb."

„Dich hat er aber noch lieber, Mutter. Er will dir selbst die Märchen bringen, jetzt gleich. Darf er kommen?"

„Lieber wäre ich noch etwas allein geblieben, mein Kind. Aber nein, laß ihn nur kommen."

„Ich schicke ihn dir. Er ist bei Vater und Ballymore. Dann will ich Vater gleich meine Einkäufe zeigen. Ich habe auch ein arabisches Messer für ihn."

Ellen rafft ihre Basarherrlichkeiten zusammen und eilt fort.

Lady Evelyne ist aufgestanden. Sie steht mit dem Rücken zum Fenster. Ihr Körper ist angespannt, stark beherrscht, ihr Ausdruck wieder undurchdringlich. Fern hinter dem Höhenzuge tauchte die Sonnenbarke schon unter. Schwarz steht die Wand der Berge, aber der ganze Himmel strahlt noch in feurigem Rot und Gelb.

Die Lady steht aufrecht, starr wie eine dunkle Bildsäule gegen die Abendglut. Arvid ist überwältigt von der Erscheinung. Er sucht nach Worten und stammelt endlich: „Ihnen zuerst, Mylady, möchte ich — ich habe die Märchen vollendet — Ihnen gehören sie — Sie halfen mir, denn Sie waren meine Göttin — seit der Märchenerzählung damals auf der Dahabije."

Lady Hatfield nimmt mechanisch das kleine weiße Heft. Es liegen drei rote Rosen darauf. Arvids Hand zittert.

Eine wehe Erinnerung steigt in Evelyne auf . . . Sie öffnet und liest: „Lady Evelyne Hatfield in Anbetung gewidmet. ‚Du lebst noch, Sachmet, wurdest wieder Fleisch und Blut!'"

Heftig stößt sie das Buch zurück: „Nein! Nicht mir! Ich will nicht Sachmet sein! Nehmen Sie, Mister Holmborg, nehmen Sie! Ich kann nicht. Ich danke Ihnen!"

Arvid starrt entsetzt die Lady an und weiß nicht, was nun werden soll.

Die kalten, fast geschlossenen Augen sagen ihm: Geh! — Stumm gehorcht er.

*

Wieder in Luxor. Mit der Bahn kamen sie zurück. Drei Tage schon tobt Sandsturm, heiß von der Wüste her. Der Himmel ist düster. Die Sonne fehlt. Alle sind müde und schlaff und verstimmt.

Arvid sitzt auf seinem Zimmer und brütet vor sich hin. Es kam alles so anders, als er gehofft hatte. Ballymore war froh gewesen, als er ihm die Märchensammlung zeigte, so froh, wie er ihn seit dem Besuche der Königsgräber nicht mehr gesehen hatte. Auf die Schulter hatte er ihm geklopft. „Aus Ihnen wird doch noch ein rechter Forscher." Aber alle Freude war in ihm zerbrochen. Das Leben schien ihm für immer verdunkelt. Warum nur hatte Lady Hatfield ihn so hart zurückgestoßen? Mit ein paar kurzen Worten hatte sie ihm alle Begeisterung, allen Mut genommen.

Warum lockte ihn denn der Blick dieser kalten Frau so sehr? Warum sehnte er sich so nach ihrer Nähe, daß er seine Göttin darüber fast vergaß, seine große Göttin? Wie kam es nur, daß er diese Frau in der Gestalt der Sachmet sah? Warum kann er sich nicht lösen aus ihrem Bann? Immer gehen seine Gedanken wieder zu ihr dieselbe Bahn . . .

Er sieht nach der Uhr. Gerade erst halb sieben! Eine Stunde noch bis zum gemein-

Digitized by Google

samen Essen, eine lange Stunde! Langsam sucht er seinen Abendanzug zusammen und fängt an, sich umzukleiden.

Es klopft. Ballymore tritt ein. Arvid geht unruhig auf und ab.

„Ruhe, mein Junge, Ruhe! Ich weiß, Sandsturm macht nervös. Morgen wird alles vorüber sein, dann können wir unsere alten Studien wieder aufnehmen. Ich freue mich so darauf. Der stille Aufenthalt in Assuan hat Sie weiter gefördert, als ich erwartete. Ihre allzu heftige Schwärmerei für die Mysterien hat sich in ruhige Arbeit umgesetzt. Wir wollen Ihre hübschen Märchen drucken lassen. Schon lange gehe ich mit dem Gedanken um, mit einem Freunde in London zusammen eine ägyptologische Zeitschrift zu begründen. Zu der wollen wir beide dann von hier aus ständig Artikel senden. Sie sollen, wenn Sie mögen, bei mir wohnen, Arvid, wie mein Sohn. Dann werden schöne Zeiten kommen."

„Ja, lieber Herr Ballymore, ja, von Herzen gern. Ich weiß nicht, ich bin heute so verwirrt. Ja, ich komme zu Ihnen. Aber ich kann heute gar nicht recht nachdenken."

„Das macht die Glut, mein alter Arvid. Morgen wird alles wieder gut sein. Morgen können wir wieder nach Karnak reiten. Ich will noch einmal zum Lord hinübergehen, ich muß noch etwas mit ihm besprechen. Wir werden übrigens heute nur zu dreien beim Essen sein, die Damen fühlen sich krank vom Sturm. Kommen Sie pünktlich!" —

Enttäuscht wirft Arvid sich in einen Sessel. „Also heute den ganzen Tag sie nicht ein einziges Mal sehen! Ach, hätte doch das alles ein Ende!"

★

Es ist Nacht. Und der Sandsturm tobt von der Wüste her. Er rüttelt an Fenstern und Türen. Durch alle Ritzen dringt Schwüle und Sand. Arvid kann nicht schlafen. Halbwache Bilder ziehen an ihm vorbei. Er sieht Ballymore auf der Tempelmauer stehen. Der winkt ihm, aber dazwischen fließt der Nil und dahinter das Meer. Die Göttin Nuth schreitet aus der Wand heraus. Sie hält ihm mit der stilisierten Bewegung die Augäpfel des Horus hin . . . nein, es sind die der Lady, die starren ihn an . . . Und der Ramsestempel tut sich auf. Und da ist ein Standbild der Sachmet errichtet, riesengroß, wie er noch keines sah. Und die Augen der Löwengöttin zürnen ihm. Dann sieht er Ellen von einem Krokodil bedroht, und er darf nicht zu Hilfe eilen, weil die Augen der Göttin auf ihm liegen . . . Er sieht seinen Kaneben sich sitzen, der hält das Tau der Sonnenbarke in der Hand, traurig wie zur Abfahrt. Aber nun ist er in der Heimat, vor ihm das elterliche Schloß, umgeben von Park und Fichtenwald, und der Vater auf der Freitreppe. Und über allem die Augen der Göttin, groß und grauenhaft . . .

„Ich bin krank, ich habe das Fieber," sagt er halblaut, „das sind keine Träume, das sind greifbare Gestalten."

Und nun wieder der Ramsestempel. Und der Kult beginnt. Eine ungezählte Volksmenge, Männer und Frauen, alle wie die eingeritzten Bilder auf den Tempelwänden, drängen sich um das Standbild der Sachmet. Sie erheben beschwörend und opfernd die Arme. Sie wollen Versöhnung erbitten. Die Göttin zürnt. Die Frauen schwingen das Sistrum und tanzen zu einer dumpfen Musik. Unter ihnen tanzt die Lady. Ihre roten Haare flattern um ihr bleiches Gesicht. Schmiegsam folgen ihre Glieder jedem Ton. Sie biegt und windet sich im düsteren Rhythmus. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst, wie trunken in Begeisterung. Jetzt tanzt sie ganz allein um das Götterbild. Alle anderen sind verschwunden. Ihre Bewegungen werden wilder, bacchantischer, lockender . . . Und nun öffnet sie die Augen groß, starr, suchend nach ihm. Er will ihr entgegenstürzen. Da bohren sich wie zwei glühende Strahlen die Sachmetaugen in ihn hinein, und die gewaltige Stimme der Göttin dröhnt, daß die Riesensäulen erzittern: „Zurück! Wehe dem Untreuen! Gericht dem Verräter!"

★

Über Nacht hat der Sturm nachgelassen. Der Morgen bringt Kühlung. Die Natur atmet auf. Ruhiger Glanz wieder auf dem Nil. Und die Sonne bricht hervor wie alle Tage. Von Arvid weicht die Spannung. Die Traumwirren rücken ins Unwirkliche. Er begreift nicht, daß sie ihn so schrecken konnten. Heute ist er ruhig, ganz ruhig. Ballymores gute Worte klingen ihm tröstend nach. Ja, es könnte bald alles gut werden. Die gemeinsame Arbeit würde ihn befreien. Merkwürdig gehoben fühlt er sich heute. Das Glück, wieder in Luxor zu sein, überwältigt ihn fast. Gemeinsam wollten sie heute wieder nach Karnak, aber die Lady hatte abgesagt, wie so häufig in letzter Zeit. So reitet er denn am Nachmittag allein, fast beglückt, daß er die Weihestunde des Wiedersehens mit seinen Lieblingsstätten ungestört genießen kann.

Auf der Widderallee liegt die Nachmittagssonne wie flutendes Gold. Zuletzt ritt er im Mondschein hier, damals, als die

Digitized by Google

Göttinnen ihm Leben wurden ... Heute reitet er durch das große Pylonentor. Seltsam feierlich ist ihm zumute. Und er steht in der großen Ramseshalle im Ammonstempel, wo er im Traum das Standbild der Göttin sah. Und er begrüßt den Hatschepsut-Obelisken, den Thutmosis- und Osiristempel. Er steigt auf den hohen Pylon und schaut von der schwindelnden Höhe weit über das fruchtbare Niltal bis hinüber zur Wüste. Ihm ist, als müßte er alle Schönheiten tief in sich einsaugen, um sie für immer auf dem Grunde der Seele zu bewahren.

Von ferne klingen dünne Kinderstimmen. Eine Schar Fellachenkinder räumt mit kleinen Körben den Schutt der Tempelreste auf. Gewiß war es schon ebenso zur Zeit der Pharaonen, bei den Pyramiden, bei den Tempelbauten: Ein seit Jahrtausenden geknechtetes Volk singt zur Arbeit sein eintöniges Lied im Sonnenbrande, ergeben in sein Geschick.

Dort hinten liegt irgendwo der kleine See, an dem die Göttinnen sitzen. Arvid meidet ihn heute. Er scheut das grelle Tageslicht, den Feind der Träume.

Weiter wandert er durch das Trümmerfeld. Plötzlich steht er vor dem kleinen Heiligtum des Ptah. Kaum Ruine ist dieser Tempel. Vollständig erhalten stehen die Wände, bedeckt vom Dach. Noch nie war er drinnen. Merkwürdig, Ballymore hatte ihm nie davon gesprochen.

Verwundert tritt Arvid in die Cella. Er ist allein. Dämmerndes Dunkel umfängt ihn. Seine Augen sind geblendet von der Wüstensonne. Zu lange tranken sie das goldene Licht. Nun wie erloschen tasten sie an den Mauern. Tasten im Raum, im grauen Raum. Und die Schauer des Schweigens hängen von den Wänden. Und das Grauen des Schattenreiches lauert aus der Dunkelheit. Und ist kein Laut, kein Hauch, und er lauscht und zaudert.

Von oben bricht ein feiner Lichtstrahl herein. Und von der Wand löst sich eine Riesengestalt: Hoch aufgerichtet ein nackter Frauenleib, schlank wie der Lotosstengel in ihrer Hand und die Füße wie vorwärtsschreitend. Und Staunen ist in ihm. Und er steht wie im Traum. Seine Augen schauen hinauf an ihr, tasten, gleiten über die schlanken Arme, die zarten Brüste hinan, voll Sehnsucht aufwärts und suchen das Antlitz ... Ein Löwenhaupt starrt ihn an. Zwei gelbe Augen durchdringen ihn bis ins Innere. Wie ein Kristall durchsichtig fühlt er sich von diesem Blick durchlichtet bis in die Tiefe. Er will entrinnen. Die Augen halten ihn, ziehen ihn magnetisch an — immer näher. Flehend erhebt er die Hände. Auf den Knien kriecht er näher.

„Sachmet, seit du mich wiedererwecktest am Heiligen See aus jahrtausendlangem Schlaf, war mein Sehnen immer nur bei dir. Überall sah ich dich, immer sah ich die Augen, deine Augen, bei Tage und bei Nacht! Und ich weiß es seit jener Stunde: du, Göttin, verlangst nach mir. Darum muß ich dich suchen immer und immer, auch in den Augen der fremden Frau. Dir muß ich folgen, wohin du rufst, wohin du mich führst, muß tun, was du befiehlst, bin dein eigen, immer und immer, bin dir verfallen ... Und noch eines weiß ich seit jener Nacht: du bist kein Stein, du bist Blut und Leben! Du mächtige Göttin! Ich fühle dein heißes Blut! Jetzt, jetzt umtobt es mich!“ Ein Taumel erfaßt ihn. „Jungfrau und Raubtier, erhöre mich! Laß mich einmal dich umschlingen, einmal das Geheimnis deines steinernen, heißglühenden Leibes fühlen! Einmal im Mysterium von Haß und Liebe vergehen ... Dann schlage deine Raubtierzähne in mein Fleisch, trinke mein Leben, grausame Göttin, liebend zerstöre mich, erdrücke mich in Stein und Blut ...“

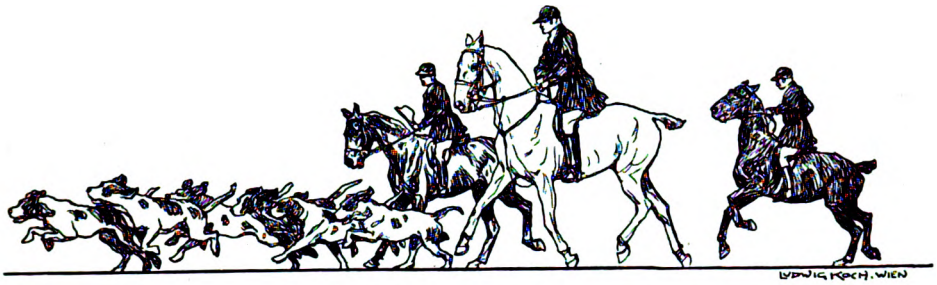
Und er breitet seine Arme aus, atemlos ... Sein Blick hängt an ihr. Unheimlich sieht er ihr gelbes Auge leuchten, es dräut ihn zurück, es zieht ihn zu ihr hin ... Und langsam bewegt sich das Riesenbild schreitend auf ihn zu. Scheu streckt er seine Hand aus, berührt ihren Fuß. Er fühlt ihre kühlen Glieder. Fest drängt er sich an sie und reißt sie an seine Brust ...

Ein dumpfer Fall ... ‚Kriegsgedröhn?‘ denkt er. Ihm schwinden die Sinne. Alles versinkt in Blut und Rausch.

*

Am Morgen wurde Arvid von Ballymore im Tempel des Ptah aufgefunden: Neben seiner Leiche kniete die Lady ... Sie spricht irre Worte. Ihre Augen haften unbeweglich auf dem umgestürzten Götterbild, das ihn erschlug.

Digitized by Google



Reitjagd. Von Wilhelm Müſeler

Mit elf Wiedergaben nach Arbeiten von Ludwig Koch-Wien

Herbſtſtimmung. — Wind fegt die Blätter. Weinrot das Laub. Der Nebel ſteigt. Und wie die Sonne durchbricht, zittern und blitzen die Tropfen im Graſe und an den bunten Sträuchern der Heide hinter der Großſtadt.

Ausritt zur Jagd

Digitized by Google

Das Jagdhorn erschallt: „Hepp — hepp hepp hepp — Horrido!“ —

„Heut geht's auf den Keiler!“ —

Der Master hat schon das Zeichen gegeben und besteigt seinen mächtigen Schimmel. —

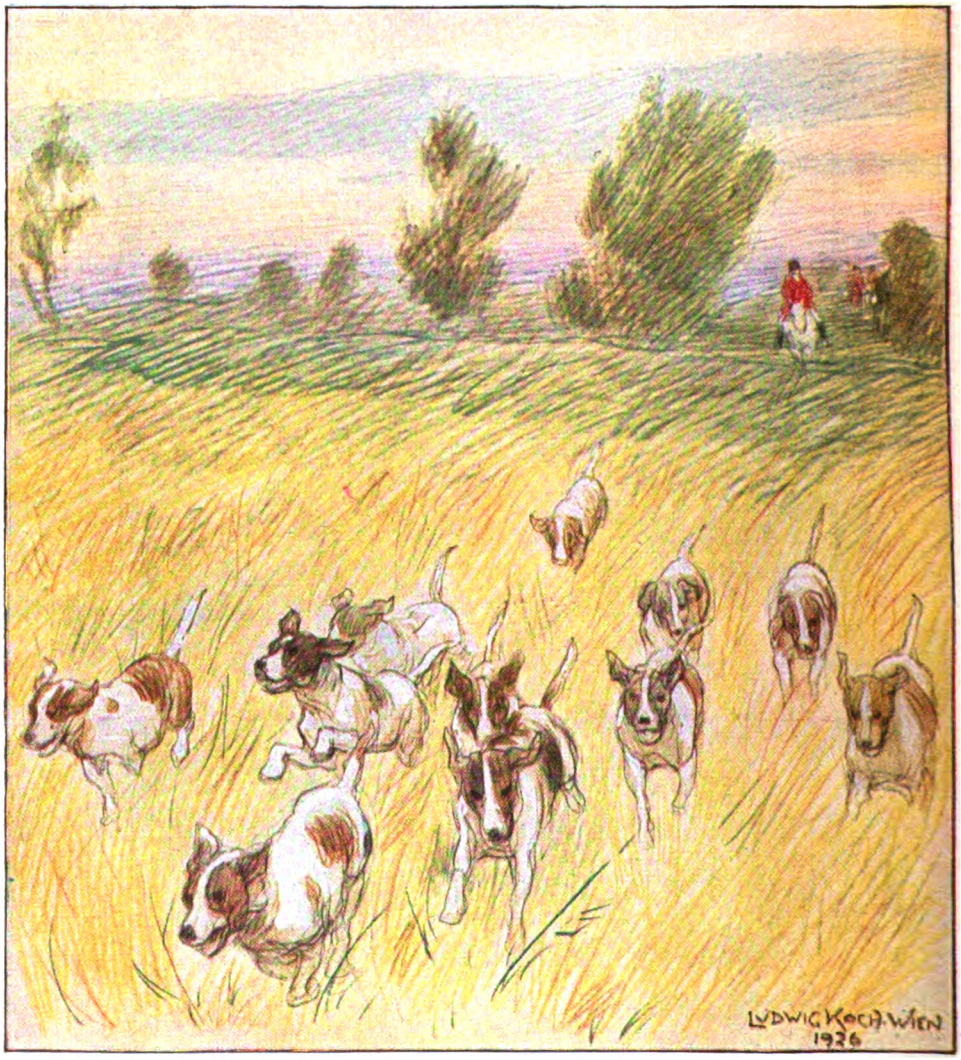
Der Huntsman öffnet der Meute das Tor; 20 Koppeln weiß, braun und schwarz gefleckt, streng im Gehorsam, auf Zuruf und Wink erzogen; nur die zitternden Ruten verraten Erregung.

Jetzt hebt er die Peitsche, im dichten Rudel traben sie an, lautlos und eng aneinandergedrängt.

„Halt!“ — Huntsman und Whips sitzen auf.

Rings harrt schon im Kreise die Jagdgesellschaft. Die Herren in rotem Rock, die Damen in dunklem Kleid, und folgen gespannt und erwartungsvoll jeder Bewegung. — Ob der Rappe gut springt? — — — Wird die Stute heute leichter zu halten sein? Auf keinen Fall darf sie heute wieder am Master vorbei! „Vorsorglich habe ich ihr heute die starke Trense eingelegt, weil sie sich so leicht auf der Kandare festbeißt!“

Der Master hebt jetzt den Arm und — unter Vorantritt der Meute mit Huntsman und Whips, dann der Master und dann im Rudel das ganze Feld, so geht es die alte Buchenallee entlang — noch ein halb-



Erstes Anreiten

Digitized by Google

BRUNO LOERZER A. G.
BERLIN W 8
UNTER DEN LINDEN 18

BANKKONTO DEUTSCHE BANK DEPOSITENKASSE A

POSTSCHECKKONTO BERLIN 41036 / FERNSPRECHER ZENTRUM 12672-12673

UNSERE HERVORRAGENDE WERBEZIGARRE
VON UNGEWÖHNLICHER PREISWÜRDIGKEIT

STÜCK 15 PF.

Digitized by Google

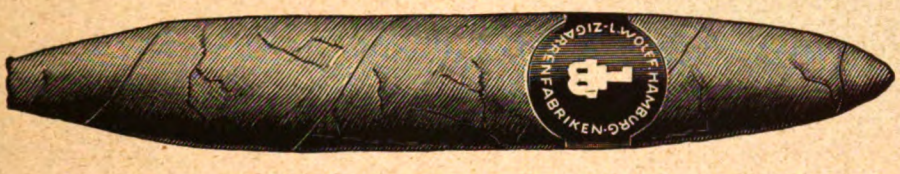
TELINO

ist eine vollendete Hamburger Zigarre (hergestellt von der Firma L. Wolff, Zigarrenfabriken, Hamburg), die wir der verehrlichen Raucherwelt als etwas ganz Außergewöhnliches empfehlen. Unsere sich ständig vergrößernde Kundenzahl beweist, daß unser Bestreben, nur wirkliche Vorteile zu bieten, anerkannt wird. Telino-Zigarren sollen uns weitere Freunde aus solchen Kreisen bringen, die auch in niedrigen Preislagen etwas wirklich Gutes haben möchten. Telino-Zigarren sind aus feinen Sumatra-Sandblättern mit Brasil- und Java-Einlage gearbeitet, von köstlich mildem Geschmack, schneeweißem Brand und wundervollem Aroma. Alles in allem ein Erzeugnis, das in jeder Beziehung als vollkommen anzusprechen und von einer erstaunlichen Preiswürdigkeit ist.

Digitized by Google

TELINO

in Kisten zu 50 Stück



Natürliche Größe

Preis für 1000 Stück . . . . 150 RMk.
Preis für 1 Kiste 50 Stück 7.50 RMk.
Einzelpreis 15 Pfg.
Versand innerhalb Deutschlands portofrei.

Bitte diese Bestellkarte zu benutzen.

Bemerkungen des Absenders:

LL

Postkarte

Bruno Loerzer A. G.

BERLIN W 8
UNTER DEN LINDEN 18

Digitized by Google

Mit unſerem heutigen Angebot bieten wir eine beſondere Leiſtung und wirkliche Vorteile. Deshalb raten wir jedem Freunde einer ſchmackhaften Zigarre einen Verſuch mit Telino-Zigarren zu machen. Wir ſind feſt davon überzeugt, daß dieſe Sorte ſich ſchon binnen kurzer Zeit der größten Beliebtheit erfreuen wird. Außer dieſer Zigarre führen wir eine große Auswahl anderer Sorten in jeder Preislage, die wir auf Wunſch gern geſondert anbieten. In Berlin weilende Abnehmer bitten wir, ſich in unſeren Räumen Unter den Linden 18, von unſerer großen Leiſtungsfähigkeit und tadelloſen Bedienung zu überzeugen.

Ich erſuche um Zuſendung von:

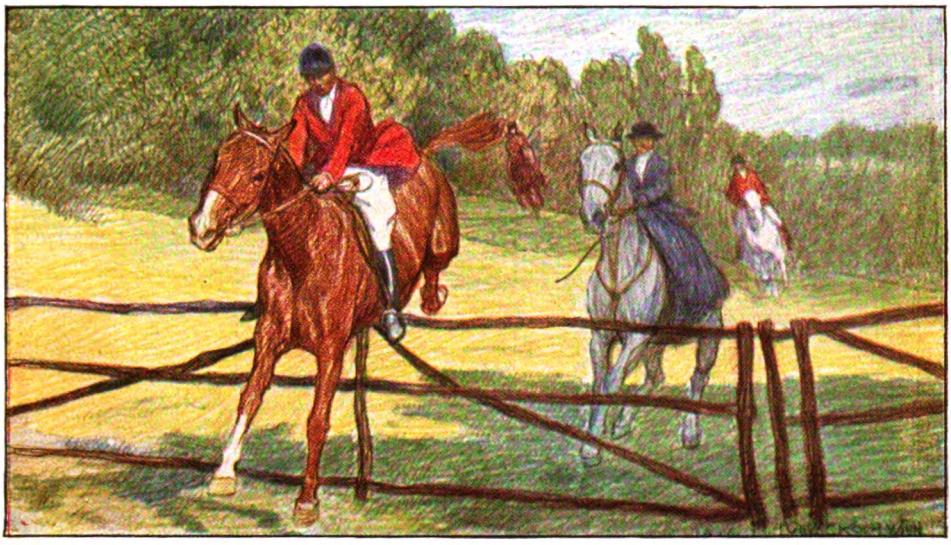
.....Kiſtchen „Telino“ zum Preiſe von RMk. 7.50 für je 1 Kiſtchen.

Der Rechnungsbetrag iſt durch Nachnahme zu erheben.*)

Adreſſe	Wohnort :
	Straße u. Nr.:
Unterſchrift	Tag :
	Name :

*) Sollte Nachnahme nicht erwünſcht ſein, ſo bitten wir, den obigen Satz zu durchſtreichen und den Betrag bei Beſtellung auf unſer Poſtſcheckkonto Berlin Nr. 41 036 einzuzahlen.

Digitized by Google

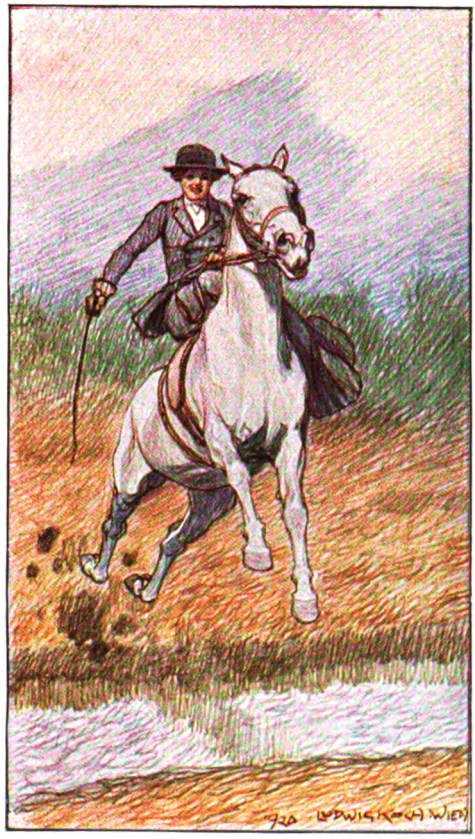


„Dort geht's in die Wiesen und Koppeln ..."

stündiger Anritt, ein kurzer Trab und dann — — —

Hier am Waldrand sind wir zur Stelle. Dort an dem Busch beginnt die Fährte, welche der Schlepper (ein Mann zu Pferde) gelegt hat. Vor einer halben Stunde ist er hier abgeritten, den Korb mit dem von Losung durchtränkten Schwamm hinter sich herschleifend. Heute bei dem diesigen Wetter, da hält sich die Fährte gut, nur starker Wind und zuviel Sonne können sie stören.

Jeder hat seine Zäumung und Sattelung noch einmal geprüft, hier eine Schnalle festgezogen oder den Gurt gelockert, die Hunde werden entkoppelt; und jetzt blasen Huntsman und Whips auf dem runden Jagdhorn die Jagd an. — — ... Jagdruf im Herbst: — — „hepp — hepp hepp hepp — Horrido!" — —



„Jetzt kannst du zeigen, ob du sattelfest bist, dort am Graben ..."

Und wie er verklingt, da schießt die Meute mit lautem Geläut auf die Spur, ein Wettlauf, ein Stürmen und Jagen, ein Hasten ist es; jeder will der schnellste, jeder der erste sein. Die Kopfhunde sind schon am Graben und hinüber und weiter.

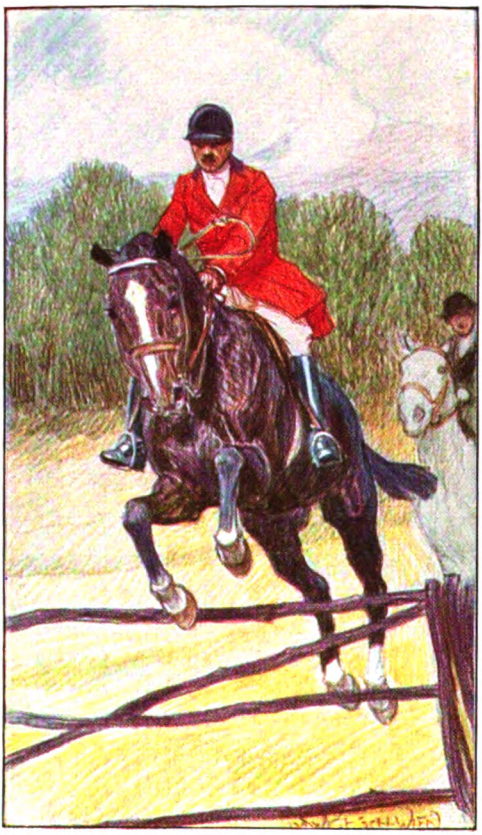
Huntsman und Whips haben die Hörner umgelegt und jagen hinterher, und dann der Master auf seinem mächtigen Schimmel und das Feld — und schon ist alles in flotter Fahrt, in frischem Galopp, horrido — horrido! ...

Jetzt kannst du zeigen, ob du sattelfest bist, dort am Graben; die Ränder sind fest und steil,

Digitized by Google

nur fliegend iſt da zu ſpringen. Gib deinem mächtigen Fuchs die Zügel hin, er wird es ſchon machen, dort wo der Maſter hinüberſprang, gleich neben der Birke! — — Stürzt da nicht einer? — — Was tut es? . . . Nur weiter, er ſteht ja ſchon wieder und ſitzt wieder auf, nur vorwärts und weiter — horrido — horrido!

Die Hunde ſind flink, und die Jagd iſt ſchnell über Stoppeln und Wieſen — unverhofft einer Kiefer zu nah', Schienbeine und Knie vertragen ſolchen Zuſammenſtoß ſchlecht . . . Vorwärts, Rappe, und weiter! Fühlſt du die Schenkel? Die anderen ſind ſchneller als du, und wir dürfen nicht fehlen! Jetzt über die Lichtung und die Schneiſe entlang — gottlob, mein Rappe, wir haben den Anſchluß wieder erreicht. Dort geht's in die Wieſen und Koppeln, da heißt es ſpringen! Die Meute hat ſich lang auseinandergezogen. Die Kopfhunde jagen noch immer in windender Fahrt, und alles folgt, jeder ſo flott wie er kann. — —



Über Ricks und Zäune hinweg . . .

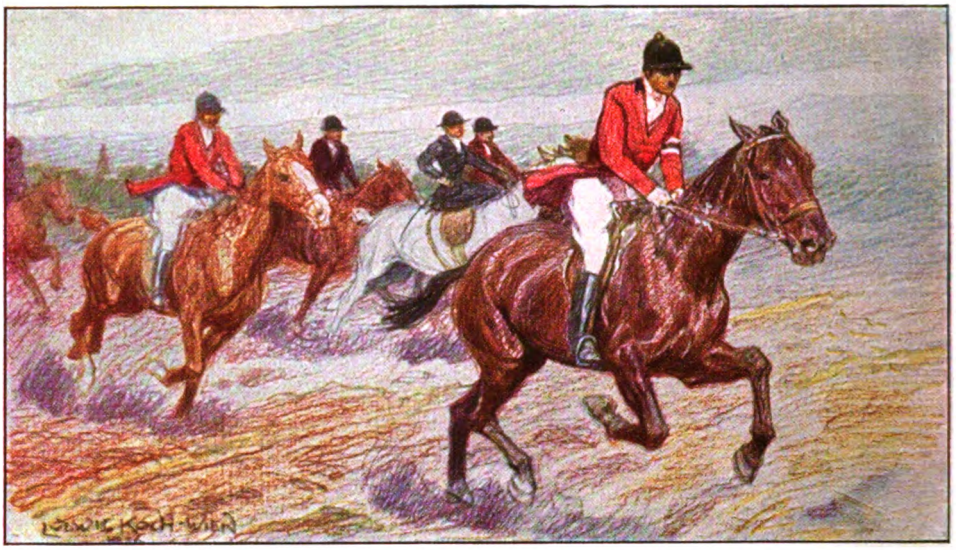
Galopp, Galopp . . . Zwei, drei Gräben ſind im Fluge genommen, die Hunde gehen heute wie der Wind. — So ſchnell war die Fahrt ſchon lange nicht mehr. — Da ſind ſie am Wald, jetzt heißt es heranhalten, um nicht den Anſchluß zu verlieren, beim Halali muß jeder zur Stelle ſein. — — Ehrenſache! — — Leicht iſt es nicht im flotten Galopp ſo quer durch den Wald, nur ungefähr zeig' deinem Rappen die Richtung! Zwiſchen den Bäumen ſucht er ſich ſelbſt ſchon den Weg. Die Bäume ſind hart und weichen nicht aus, das weiß auch der Rappe, und es ſchmerzt wohl gewaltig, kommt man

Gibt's dort einen Stopp? Der Maſter ſieht ſich wie ſuchend um! — — Ach, dort der Kaſten! — Dahinter der Wagen! — Jetzt wird es erſt richtig, dort hat man den Keiler ausgeſetzt. Von nun an hinter lebendem Wild — —!! — Die Hunde haben die richtige Spur ſchon, ſie ſtürzen noch eiliger vorwärts, im großen Bogen über die Wieſen, ſo wie der Keiler gelaufen iſt; da kürzen wir ab und ſind wieder dicht hinterher, und jetzt geht's den Hang an den Kuſſeln hinauf —

Digitized by Google

„Das ist ein Sport! Jetzt weißt du, weshalb du reiten gelernt hast!“

Digitized by Google



Im großen Bogen über die Wieſen ...

horrido — horrido! Das heißt eine Jagd! — Halt dich feſt am Halſe, du rutſchſt ſonſt zurück, dein Pferd iſt zu loſe gegurtet!

Weiter geht es in flotter Fahrt, ängſtlich werden Löcher gemieden, die Karnickel ſich bauten. In eiligem Lauf kreuzt ein Haſe die Spur, ſeiner achtet die Meute nicht, einer der Hunde nur fühlt die Peitſche des Whip, ein ſchmerzliches Heulen, und weiter geht es und vorwärts ...

... Die Meute verſchwindet im dichten Gebüſch einer niedrigen Schonung, das helle Geläut nur zeigt uns den Weg. Vorwärts, hindurch, es bleibt keine Wahl! — Die Äſte der niedrigen Kiefern ſchlagen dir ins Geſicht. Was macht's? Die Kappe ſitzt feſt und immer nur ein Gedanke, vorwärts und weiter! — — Galopp, Galopp!

... Da öffnet die Schonung ſich, vor uns ein kurzer Hang, eine Wieſe, dahinter der Teltow-Kanal mit gemauerten Rändern. Drüben, da ſchütteln die vorderſten Hunde ſich ſchon das Waſſer vom Fell ab, die meiſten ſtreben ſchwimmend mit mächtigen Stößen noch eilends zum anderen Ufer. Hier kommen die Pferde nicht durch, der gemauerte Rand macht's unmöglich. Schon ſprengt der Maſter nach links, ſein Schimmel fühlt plötzlich die Sporen. Hei, wie fliegt er dahin, zum Dorf, dort iſt eine Brücke. Hinüber und auf dem anderen Ufer zurück, — — — grad' ſehn wir die letzten Hunde über die Höhe verſchwinden. — —

Blutrot färbt ſich der Himmel über der weiten Ebene da vorn; die eilenden Hunde, ihr lautes Gebell, die jagenden Pferde, die Braunen, die Schwarzen und Füchſe, dazwiſchen die Schimmel und die roten Röcke der Reiter im herbſtlichen Laub, ein Schmaus der Augen und Tempo und fliegende Pulſe und blitzende Augen — das iſt ein Sport! Jetzt weißt du, weshalb du reiten gelernt haſt, wozu du dir mühſam dein Pferd gedrillt! Vorwärts und weiter — hepp — hepp hepp hepp — Horrido!

Früher, da gab's noch die Jagden des Kaiſers und an militäriſchen Schulen in München, Hannover, in Bruchſal und Bremen. Heute hat der Berliner Parforcejagd-Club die ſtärkſte Meute in Deutſchland. 20 Koppeln, im vorigen Jahre aus England geholt ... Und vorwärts und weiter — hepp — hepp hepp hepp — Horrido!

Über Ricks und Zäune hinweg, eine Mauer am Graben wird manchem zum Schickſal — er reibt ſich den Rücken, ſchaut traurig dem Braunen noch nach — —, der eilt hurtig davon, froh, die läſtige Bürde des Reiters nicht mehr zu fühlen.

Und wieder im Walde, — mit dichtem Unterholz, — wieder heißt es ſich heranhalten, die Hunde jagten ſchon über den letzten Acker mit erhobener Naſe, alſo wohl mit den Augen. Iſt der Keiler in Sicht?

Da, wütendes Heulen, Bellen, Gekläff und Knacken von Äſten und Zweigen, — — ein Kampf auf Leben und Tod!

Jetzt haben ſie ihn — — aber der ſchwarze Junge kämpft wie ein Löwe — — in hohem Bogen flogen die erſten Hunde zur Seite, aber für jeden, den er abſchlägt, faſſen zwei andere zu, und jetzt ſind ſie alle zur Stelle.

Digitized by Google

Geſtellt

Digitized by Google

Halali

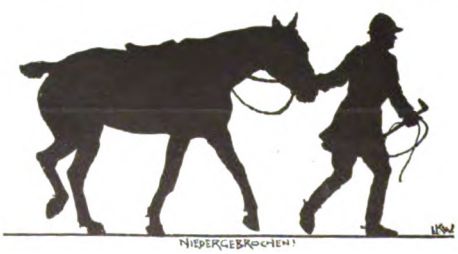
. . . Es sind ihrer zu viele, und sie verstehen ihr Geschäft und packen fest an . . .

Schnell herunter vom Pferde! Schon hat einer der Reiter den linken Hinterlauf ergriffen, ausgehoben — —. Der Master kommt langsam herbei, fast feierlich gibt er den Fang! — — Halali — Halali! — —

Ein jeder empfängt vom Master den Bruch, den Eichenzweig, zur Erinnerung. Die Hunde erhalten zum Lohn das Küree — im Augenblick ist es verschlungen.

Die Sonne versinkt, und der Nebel fällt, und Regen rinnt leise hernieder. Wie frösteln alle beim Heimritt, Reiter und Pferde und Hunde. „Ein Grog oder Kognak, und frisches Stroh und ordentlich trocken gerieben!“ — —

Und sitzest du einstens als alter Mann und schaukelst die Enkel und sie betteln dich, du möchtest von früher erzählen, dann berichtest du vom Herbst und den Jagden, von rotem Laub, von Hundegeläut und von Pferden.



Digitized by Google

Metzelsuppe

Eine kleine Geschichte von Hanns Johst

Es regnet.

Ich weiß nicht, wieviel Tage lang es regnet, aber langsam und unabwendbar besinnt man sich, wie sich Noah seinerzeit beholfen haben mag.

Ich gehe heute nicht in den Wald. Es riecht jetzt nach der Anatomie, nach Wasserstoff und Schimmel.

Ich kann die Stämme nicht mehr sehen, diese gequälten, stummen Zeugen des unheimlichen Ringens unter der Erde, im Bereiche der Wurzeln, diese schmalen, leidenden Stämme, die sich dicht beieinander mit nur allzu geringen Lungen nach Licht sehnen. Einer stellt den andern in den Schatten, in den Verfall.

Übrigens haben auch die Rehe, die einen aufschrecken, ein elendes Gestell, und lieber als ihr nervöses Gespringe ist mir der schäbigste Foxtrott. Die Amseln mögen gehen, diese kleinen Beerdigungsangestellten, mit ihrer servilen Behendigkeit.

Ich denke auch nicht daran, heute in das Moor zu gehen...

Kein Mensch grüßt einen.

Die Arbeiter stehen bis in die Knie im Morast. Ihr Spaten ist dreimal so schwer wie sonst, die Stiche werden nach dem Tausend bezahlt, woher sollten sie die Freude zu einem Gruß nehmen? Im Sommer ist es etwas anderes. Da nicken die weißen und roten Kopftücher von weitem herüber, der Spaten fliegt lustig von der Hand. Die Berge schauen blau und verwegen zu.

Heute sieht man kaum die Birken, diese verkrüppelten und verkommenen Kreaturen, die auf Inseln von Land stehen, das sie trägt, bis sie schwerer und schwerer werden und auch sie einsinken in das gefräßige, gurgelnde Moor.

Die Birken dienen den verworrensten, gespenstigen Wolkengesichtern zu Zahnstochern. Ich werde mich hüten, in das Moor hinter das Dorf zu waten.

Ich denke auch nicht daran, die Distriktsstraße abzuklappern. Ja, wenn ein Frühlingstag wäre, die Sonne sich auf ein paar puderweiße Wolken stützt und so behaglich wie eine Henne auf ihrem Nest einem auf dem Buckel brütet. Ja, wenn die erneuerte Chaussee schön blank zwischen frischen und bunten Wiesen, zwischen bestellten Feldern läge, wenn dann die hitzigen Autos wie Libellen an einem vorüberschnurren und man den dicken und aufgeblasenen Bäuchen die Zugluft gönnt, ja dann.

Aber heute, oh, ich kenne es seit sieben Jahren, ist die Straße aufgeweicht wie ein Schwamm, in den ein verprügeltes Schulkind alle seine Tränen sammelte, weil es sein Schnupftuch vergaß.

Die Bauern fahren Mist.

Die Krähen höhnen und prophezeien von triefenden Telegraphendrähten, die alles zum Zuchthaus vergittern, Lungenentzündung. Und die Autos! Ich rate jedem höflichen und gebildeten, dabei muskulösen und normalen Menschen, sich einmal bei Regenwetter auf eine offene, viel befahrene Landstraße zu stellen. Die Dreckspritzer verkleistern Nase, Augen, Ohren, dazu hat man das Gefühl, man bekommt die komplette Landstraße serviert wie eine Creme, man muß immer schlucken, sonst droht einem der Schlund vermauert zu werden.

Nein, liebe Natur, ich habe viel für dich übrig, aber im Herbst versagst du!

Du beliefert einen sozusagen zu ergiebig, wie bei einem katastrophalen Riesenausverkauf, mit Trübsal, Valetstimmung, Sterbegedanken, Influenza, Melancholie, Zahnschmerzen und Hexenschuß.

Immer hat man, als ob man an einem offenen Grabe stünde und nicht niesen dürfe, obwohl es juckt, kalte Füße und einen drohenden Tropfen unter der Nase.

„Nein, natürlich, alte Liebe," sage ich heute, „ich danke! Ich packe mein Köfferchen und suche deine Konkurrenz auf, das steinerne Meer, wie die irrsinnigen Lyriker sagen, oder kurz und schlecht die Statistiker: die Stadt!"

Ich muß ein wenig eilen, aber ich werde ihn erreichen, den letzten Dampfer, der mich, zwischen einem roten und einem grünen Licht, mit breiten Räderschaufeln hinüber nach Starnberg schwankeln wird.

Haha! Dann mag sich der Sturm die Nacht über an meinem Ziegeldach erproben!

Die Käuzchen sollen schreien. Die guten Nachbarn sollen sich in ihren schweren Betten quälen, hinaushorchen in die tragische Nacht.

Ich werde im Hotel liegen. Einen Stoß Zeitungen aus allen Lieblingsstädten aller Welt auf der Bettdecke. Wiener Klatsch, Berliner Sensation, römische Bagatellen und Pariser Bonmots werden sich zu lustigen Träumen bei der Hand nehmen.

Von der Straße her, deren Asphalt wie Speckschwarte glänzt, werden Elektrische behaglich gurren und Menschenbrüder, über-

Digitized by Google

füllt von dem lieblichen Bockbier, werden heitere Weisen zwischen den hallenden Häuserfassaden fortpflanzen.

Oh, Stadt!

Aber vorher? Was werde ich vorher anstellen?

Ich bin am See.

Es wird schon dunkel.

Wie ein nasses Tuch glänzt die Fläche an dem Ufer und klatscht im Winde.

Ekelhaft!

Wasser von oben und unten!

Wohin werde ich also gehen? Varieté? Bar? Kino? Theater?

Nein, nur kein Theater! Man denkt immer, aus Versehen, mitten im abgedroschensten Stück, man hätte es selber geschrieben, neben einem säßen lauter Kritiker, die aufgebracht wären, enttäuscht, die sich vor seelischem Schmerz über unfaßliche Impotenz krümmten. Man liest zwischen den begabtesten Schauspielerbeinen schon sämtliche Verrisse von der nächsten Frühe... Nein, nein, kein Theater!

Kintopp?... Kintopp! Wenn man dann auf die Straße tritt, flimmert die ganze Welt im verlängerten Film gratis weiter...

Auf dem Dampfer wird man die ersten Menschen wieder sehen, nach immerhin einigen Wochen.

Manchmal sehen sie zwar alle aus, als ob sie aus der Sammelmappe des „Simplicissimus" ausgerissen, manchmal aber auch, als ob sie nur den „Fliegenden Blättern" verloren gegangen wären.

Heute werde ich sie zärtlich ansehen, alle. Mit der Liebe alter, Nürnberger Meister werde ich ihnen Charaktere verleihen, Bedeutung und menschlichen Inhalt.

Ich werde meinen Hut leidenschaftlich höflich ziehen und jedem Einzelnen viel Angenehmes sagen.

Vielleicht wird eine schöne Frau mitfahren?

„Hihi!" sage ich zu meiner Seele.

Aber die schönen Frauen sind selten, beruhige ich die weltstädtischen Vorstellungen meiner bedrohten Innenarchitektur. Zumal bei Regenwetter, da sind die Damen vom Land so arg praktisch angezogen.

Das ist im Kino etwas anderes...

Die letzte Wegkrümmung, ja, ja, es ist so — selbst der Weg krümmt sich in der Trostlosigkeit dieser verregneten, abendlichen Landschaft...

Zum Teufel, was ist das?

Der Stegwart kommt mir entgegen.

„Grad ist er hinaus!" torkelt es aus seinem schadenfrohen Gesicht.

Ich hasse Dampfer, die mit breiter Rußfahne in Nacht und Nebel verschwinden! ! Und von denen man nur das Nachsehen hat.

Der Wald ist schwarz, der Weg ist schwarz, meine Gedanken treten alle als Mohren auf die Schwelle des Bewußtseins.

Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gefunden habe.

Ich reiße fast die Klinke ab, wie Bismarck in großen Momenten.

Da, da... es riecht nach Thymian, nach Majoran, nach Lorbeer, nach Nelken, nach Pfeffer, nach frisch gekochtem Schweinefleisch, nach Wurstfett, kurz nach Metzelsuppe.

Metzelsuppe!

Die Griechen sollen, als sie, ich weiß nicht warum, das Meer entdeckten: „Trallala, Trallala" geschrien haben. Wie leer dieser Enthusiasmus.

Ich schreie: „Metzelsuppe!"

Ich stürze in die Küche.

Das strahlende Gesicht der Köchin dampft über dem Herde.

Der Nachbar hat geschlachtet!

Ich höre, wie der Wirt ein frisches Faß anzapft.

Ich setze mich an den Tisch, binde mir mit der Serviette den Kopf fest an den Hals, sonst möchte er mir wie ein Kinderballon vor Aufregung an die Decke schweben. Ich starre mit dem Messer in der Faust auf die kommenden Genüsse.

Plötzlich geht die Tür lautlos auf.

Ich springe vom Stuhl.

Drei Herren treten ein, mir vertraut und doch persönlich unbekannt.

„Was verschafft mir die Ehre?"

Der eine schnuppert mit beiden Nasenflügeln in der Luft herum.

Diese sächsische Nase sollt' ich doch kennen! Dieses altfränkische Haar, diese Stirn und diese Augen, in denen tausend und aber tausend plauderselige Idyllen einander umranken. Der Vatermörder ist von der quecksilberigen Beweglichkeit des Kopfes ramponiert. Die Hände, vom Berühren unheimlich zarter und zärtlicher Dinge schmal geworden und weiß, rückten sich einen Stuhl zurecht.

Der andere poliert mit einem roten Schnupftuch die rundliche Schwabennase. Ein Bratenrock umspannt den behaglichen Bauch.

Auf einmal wußte ich, wen ich zu Gaste hatte.

Ich zitterte in den Knien.

Ich lud die Herren lautlos ein, sich zu setzen. Meine Stimme versagte völlig.

Zuerst setzte sich Ludwig Richter, dann Schwind, zuletzt Mörike.

„Hier in der Nähe war ich schon," sagte

Digitized by Google

ganz alltäglich Schwind mit einer Stimme, die wie reinstes Aquarell klang.

„Bei meinem Nachbar, da drunten —“ ich wies devot in der Richtung, in der ich das alte Schloß des Grafen Pocci wußte.

„Was verschafft mir die Ehre?“ wiederholte ich hilflos meine Frage von vorher, um die Stille klein zu kriegen, und verbeugte mich hinter ihr her wie ein Ladenjüngling, der seinen Chef bedient.

Mörike riß seine Augen auf, daß die polierte, eirunde Stirn in lauter Falten und Scherben zerschlug: „Die Metzelsuppe, lieber Collega!“

„Collega!“ hatte er gesagt! Mir rauscht noch jetzt alles Blut in den Ohren.

Ich mußte es der Köchin sagen, daß wir Gäste hatten. — Ich sprang in das Treppenhaus. Da trat sie mir entgegen, das sachliche Gesicht umdampft vom Brodem der Schüssel, die sie in beiden Händen trug.

„Ich komme ja schon!“ strahlte sie, „ich komme ja schon!“ und setzte die volle Schüssel auf den leeren Tisch, um den drei Stühle wie erloschen standen.

„Gesegnete Mahlzeit!“ sagte sie und verschwand, ebenso wie Ludwig Richter, Schwind und Mörike.

Jedoch die Metzelsuppe, die stand wahr und wahrhaftig dampfend auf dem Tisch und blieb stehen.

Nein, auch sie verschwand spurlos, jedoch ... das ist eine andere Geschichte ...

Erinnerung. Von Walter Gerhard

War damals nicht,
will ich meinen,
alles erhellt?
Unser Kindergesicht
von dem Scheinen
des Tages umstellt?

Die Augen — im Licht
von Mären
und Sagen erstaunt?
Das Herz — vom Gedicht
ihrer Lehren
heimlich durchraunt?

Und war alles voll
von Güte
und liebenden Händen.
Kein Muß und kein Soll;
alles blühte
in unseren Geländen.

Wo war das nur?
Ist uns das Wissen
um jenes Land entschwunden?
Führt eine Spur
aus den Finsternissen
unserer Stunden?

Wie war das doch?
Wir suchen und schreiten
zurück und klimmen —
Fern in den Weiten
sehn wir ein Lichtlein glimmen:
Weißt du noch?

So soll es sein. Von Arthur Meltzer

Dies eine bitt' ich dich, nun wir nach Jahren
Uns wiedersehen wollen,
Nun ich so viel des unruhvollen
Leid's meiner Sehnsucht hab' erfahren
Und eine große Einsamkeit:
Es sei in einer fremden Stadt und um die Abendzeit —
Laternen brennen schon mit trübem Schein
Und nur der Wind gibt uns Geleit —
So soll es sein ...
In einer fremden Stadt und um die Abendzeit —

An einem Kindergrab. Von Th. Birt

Du unruhvoller
Kleiner Toller,
Ob laut, ob sacht,
Du kleiner Lacher
Und Lärmenmacher
Bei Tag und Nacht,
Des Plappermündchen
Zu keinem Stündchen
An Ruh' gedacht:
Wohin, ach, die Stimme?

Der Tod, der grimme,
Deckte dich zu.
Nun ist kein stummerer
Schlummerer
Als du.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hans Grimm: Volk ohne Raum (München 1926, Albert Langen) — Gorch Fock: Sämtliche Werke (Hamburg 1926, M. Glogau) — Frank Thieß: Das Tor zur Welt (Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger) — Karl Federn: Hundert Novellen (Berlin 1926, Gebrüder Paetel) — Ernst Zahn: Schritte ins Dunkel (Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt) — Johanna Wolff: Der Liebe Gott auf Urlaub (München 1926, Georg Müller) — Friedrich Bethge: Pierre und Jeanette (Schlawe 1926, Nationale Verlagsgesellschaft) — Hans Richter: Turmstadt (Berlin 1926, Ernst Keils Nachfl. Scherl)

Daß die Miene des deutschen Schicksals heute kaum weniger ernst ist als kurz nach dem Zusammenbruch, scheint in unserer verhetzten und verjazzten Gegenwart nur noch wenigen ganz zum Bewußtsein zu kommen. Um so nachdrücklicher muß auf Bücher hingewiesen werden, die den werten Zeitgenossen rütteln und zur Besinnung bringen, zumal wenn sie nicht streiten, nicht politische Parteiweisheiten und abgezogene Lehren zum besten geben, sondern Tatsachen und Erlebnisse sprechen lassen. Ein solches Werk liegt in Hans Grimms Roman Volk ohne Raum auf dem Tisch der Bücher und verweist ein paar Dutzend andere Neuerscheinungen in den Schatten. Das ist zunächst wörtlich gemeint, denn dieser zweibändige Koloß zählt nicht weniger als 1356 ziemlich klein gedruckte Seiten. Es ist ein hohes Lob für den ja freilich schon durch seine „Südafrikanischen Novellen", den „Gang durch den Sand" und die „Olewagen-Saga" vorteilhaft bekannten Erzähler Grimm, wenn ich zugestehen muß, daß der Wälzer, in den fast zehn Tagen, die ich an ihm las, mich kaum einen Augenblick ermüdet hat. Wohl aber erquickt, gespannt, nachdenklich gemacht und schließlich — mit dem Verfasser — empört.

Die Hauptperson, man kann in diesem Fall auch wirklich sagen: der Held, ist Cornelius Friebott, aus des Dichters Heimat, dem Weserland, in der Gegend von Lippoldsberg. Er stammt aus einer alteingesessenen Familie, seine Vorfahren waren Lehrer und Pfarrer, sein Vater Kleinbauer, für ihn selbst ist bald kein Raum mehr in der Heimat, wo er sich den Unzufriedenen zugesellt hat und für eine aufrührerische Rede drei Monate Gefängnis erhält. Aber der Dichter entläßt ihn nicht aus der Heimat, ohne vorher um sein herbes Schicksal hier ein Liebesidyll von beglückender Lieblichkeit und keuscher Zartheit, gleich einer blühenden Rosenranke, gewoben zu haben. Melsene — so ihr klingender Name — und „Nelius" lieben sich wie Vrenchen und Sali in Kellers Meisternovelle, aber sie vereint nicht der Tod, sie trennt das Leben ... Die Oberförsterstochter wird von der Mutter für zu gut befunden, diesem behafteten Kleinbauerssohn zu gehören, wird an einen wohlhabenden Verwandten verheiratet, während Cornelius seine vier Jahre bei der Marine abdient. Das erleichtert ihm den Abschied von der Heimat. Er geht nach Südafrika, und nun beginnt ein wechselvolles, abenteuerliches Leben, dessen Fülle und Mannigfaltigkeit hier nur angedeutet werden kann. Ursprünglich Modelltischler, wird er Arbeiter auf einer Burenfarm, Soldat, Diamantschürfer, Farmer; durch Wüsten und Schlachtfelder, schließlich durch englisch-afrikanische und portugiesische Kerker führt sein mühevoller Zickzackweg — und immer spürt er (vor dem Kriege noch) einen stillen, zähen Widerstand gegen das Deutschtum. Fast alle europäischen Völker findet er dort vertreten, der Engländer sitzt immer vorne, an den maßgebenden und einträglichsten Stellen, aber auch die anderen lassen die Deutschen nicht gern an die Krippe, schon weil sie meistens die bestgeschulten und fleißigsten Arbeiter sind. Am empfindlichsten und unter unsäglichen Schikanen spürt Cornelius dies während des Weltkrieges, wo die englischen Beamten nicht eher ruhen, als bis sie ihm die Todesstrafe zudiktieren können. Zu zehnjährigem Zuchthaus „begnadigt", gelingt es Cornelius wie durch ein Wunder zu entfliehen. Unter furchtbaren Mühen, Leiden und Gefahren schleicht er, steckbrieflich verfolgt, ein halbes Jahr durch Öden, Wüsten und Plantagen, bis er endlich bei einem Schweizer Missionar kurze Erholung findet. Er kommt auf portugiesisches Gebiet, wo er, verhaftet, in schmutzigen Gefängnissen sitzen muß, bis er endlich mit Hilfe eines wohlwollenden portugiesischen Offiziers und der spanischen Gesandtschaft nach Hause gelangt. Dort empfängt ihn die Nachkriegszeit mit ihren Leiden und das Übelwollen der einstigen Parteigenossen, deren Lehren er draußen in der Fremde als falsch und verderblich erkannt hat. Tiefdurchdrungen von der Notwendigkeit, das Volk aus seiner Verirrung herauszureißen, wird er Wanderredner und endigt durch den Steinwurf eines ehemaligen Genossen. Aber vorher lächelt ihm

Digitized by Google

noch einmal das Glück der Liebe, ein Absenker aus jener „Rosenranke" seiner frühen Jugend. Melsene ist wiedererstanden. Eine Tochter, die der Mutter Namen trägt und ihr aufs Haar gleicht, schenkt ihm ihre Liebe, schenkt ihm Heimatglück und ein Söhnchen. Von dessen Schicksal spricht die Mutter, die ganz in der Ideenwelt ihres gefallenen Mannes lebt, das trübe Wort: „Und das ist gewißlich wahr: deutsche Kinder werden immer kürzer lachen, noch schwerer als wir . . . ohne deutschen Raum."

Hans Grimm ist kein Eiferer, kein Parteipolitiker, kein Doktrinär. Wenn er spricht, meint man das Leben selber raunen zu hören und seine Deutung zu verstehen. Seine Sprache ist ernst und felsig, fast in Sagenform gemeißelt und erhält eine eigene Wucht mittels stilistischer Eigenarten, wie das Staffeln einer Meinungsäußerung durch ein nach bestimmten Absätzen immer wieder anhebendes: „Er (oder sie) sagt:". Deutsche aller Parteien sollten Grimm hören — und nicht nur Deutsche, denn es handelt sich hier um europäische, um weltpolitische Fragen von größter Bedeutung, um die Frage der weißen Rasse, obwohl und gerade weil hier unverkennbar ein deutsches Herz in Not und Sorge pocht, eine deutsche Stimme spricht. Sie spricht klar, ruhig und — überzeugend.

Mit Bedacht setzen wir gleich hinter diesen Hinweis die Anzeige von der Gesamtausgabe der Werke Gorch Focks, die ein wenig spät, aber doch nicht zu spät, in fünf schmucken Bänden erschienen ist. Denn wie Grimm im Sand, hat Fock auf dem Wasser als Mann seine Tüchtigkeit bewährt und jene nachhaltige, allem Schein abgewandte Kraft bewiesen, die den besten Deutschen eignet, und die auch ein Volk ohne Raum und ohne Glück, wenn sie ihm treu bleibt, vor schmählichem Untergang bewahren wird.

Wenn man nach langer Zeit Focks bedeutendsten Roman „Seefahrt ist Not" noch einmal vornimmt, erstaunt man, wie alles wieder frisch und lebendig wird. Dem Leser ist, als stände er an der Reling, von frischer Nordseebrise umweht, und mit dem Schwinden des Landes dahinten fiele die letzte Kette ab —: voraus aber fliegt der Blick, voraus das Herz mit den Möwenschwingen, die über der rauschenden Weite aufblitzen. Da glaubt man Klaus Mewes ragende Gestalt oben am Steuer zu sehen, der im Sturme singt und mit lachendem Auge noch in den Tod geht, da den kleinen Klaus Störtebecker neben ihm, dem Seefahrt allein not ist, und der zu dem Vater mit hellen Augen aufblickt: „Bang bün ick ne, Vadder!" ruft er noch, wenn die Sturzwelle über ihn hinbricht. Der alte Hansageist lebt in diesem Finkenwärder Jungen, wenn er auch nur ein kleiner Ewerführer ist, seine freie Stirn, seine lachenden blauen Augen zeugen von frischem Seemannsgeist, von heißer Liebe zur Heimat, vor allem aber zum Meer und fröhlichem Seilen (Segeln). Indessen hinter diesem Frohsinn des kleinen Klaus Störtebecker und seines Dichters (die eine Person sind) barg sich kein Leichtsinn, keine zielllose Schwärmerei. Von dem jungen Gorch Fock stammt das Wort: „Du kannst dein Leben nicht verlängern, noch verbreitern: nur vertiefen, Freund."

Im Skagerrak, wo Klaus Mewes mit der Hand winkend versank — denn er sah in der hereinbrechenden Todesnacht noch den kleinen Störtebecker von weitem und rief ihm zu: „Fahr glücklich, mien Jung', sieh zu, daß du dein fröhliches Herz behältst!" — ist bekanntlich auch Gorch Fock gefallen in der großen Seeschlacht, die nach dem Skagerrak ihren unvergänglichen Namen hat. Vorher, als der Krieg ausbrach, hatte er noch in sein Tagebuch geschrieben: „Komme, was kommen mag: ich halte mehr in Händen, als ich zu halten glaubte, und kann doch sterben, wenn Deutschland sterben soll! Deutschlands Schicksal ist auch mein Schicksal! . . . Aber auch dann, wenn viele Deutsche wieder in ihren Alltag zurücksinken, wenn sie das schöne Gleichgewicht wieder verlieren sollten, so wollen wir, will ich doch festhalten, will gerade dann und deshalb treu sein und bleiben. Die Saat dieser Zeit soll mir niemand vertreten und kein Unkraut soll mir dazwischen kommen."

Ist es nicht, als hörte man eine Stimme aus einer anderen Welt? Und doch sollte diese Stimme auch uns klingen und mahnen an das „schöne Gleichgewicht", das für immer verloren scheint. In diesen fünf Bänden klingt sie hell und freudig, so hört man lange noch mit innerem Ohr das Lachen des Seemanns, der im Sturme singt und die Stimme des kleinen Klaus: „Bang bün ick ne, Vadder!"

Auch an dieser Jugend wird Frank Thieß nicht vorübergehen dürfen, wenn er sich jetzt das große Ziel gesteckt hat, den Weg unserer heutigen Jugend in vier Büchern zu zeichnen. Er veröffentlicht jetzt den zweiten Band: Das Tor zur Welt, dem als dritter „Der Leibhaftige" und als vierter „Die Feuersäule" folgen werden. Der erste Band „Abschied vom Paradies" kommt als Buch erst im Frühjahr 1927 heraus. Weshalb? Unseren Lesern sei das Geheimnis verraten: dieser Roman, wie alle vier in sich abgeschlossen, wird vorher in unseren Monatsheften erscheinen, und zwar im Dezember und Januar. Aus diesem Grunde enthalte ich mich vorläufig auch noch eines näheren Eingehens auf „Das Tor zur Welt". Der Leser wird eine Besprechung besser verstehen und mit größerem Anteil verfolgen, wenn er die Voraussetzungen kennt, wenn sein Interesse durch den ersten Band geweckt ist. Denn immerhin hängen die vier Bücher geistig und auch zum Teil durch die Wiederkehr der gleichen Personen eng zusammen. Nur soviel sei heute schon gesagt, daß dieser

Digitized by Google

vorliegende zweite Band Frank Thieß auf der Höhe seiner längst anerkannten und von uns wiederholt gewürdigten Erzählungskunst steht. Es ist eine Gymnasiastengeschichte voll Gärung und Drang, alle die Rätsel und Widersprüche, die Empörungen, der Jubel und die Schwermut des Jünglings, die dunklen Triebe in des Mädchens Reifezeit zur Liebe sind hier mit schonungsloser Wahrheitsliebe gestaltet. Sobald der erste Band erschienen ist, werden wir auch auf diesen zweiten zurückkommen.

Frank Thieß steht nicht allein mit seinem Hang und Drang zur Bücherreihe. Karl Federn hat auch eine Flucht von mehreren Bänden vorgesehen mit seinen Hundert Novellen. Man erschrickt bei dieser Zahl und findet sein Gleichgewicht erst wieder, wenn man beim Aufblättern findet, daß der bisher erschienene erste Band ihrer nur dreißig enthält und darunter einige wohlbekannte, so „Die beiden Edelleute", die vor drei Lustren etwa in diesen Monatsheften zuerst sich befehdeten und versöhnten. Alle Novellen Federns zeichnen sich durch ihre Kürze aus und — was noch anerkennenswerter ist — durch eine außerordentliche Kunst, in knappster Form die Geschehnisse zusammenzufassen. Es ist wirklich eine Art Decamerone, und sicherlich hat Federn mit der Zahl hundert die Erinnerung an Boccaccio wecken wollen. Auch er behandelt, wie der große italienische Dichter, alle möglichen Menschenklassen und Persönlichkeiten, tragische und komische, wunderbare und rührende (wenn auch nicht so schlüpfrige) Stoffe. Darum wollen wir Federn noch lange nicht mit Boccaccio vergleichen; dieser Brauch, immer sogleich mit der Parallele einer Berühmtheit aus der Weltliteratur bei der Hand zu sein — bei Verlegern auf den Reklamezetteln allenfalls verständlich, wenn auch nicht entschuldbar — degradiert nachgerade die deutsche Buchkritik. Hundertmal hat man schon Dichter wie Kleist, Keller, Storm, Maupassant, Dickens in Buchbesprechungen wiederauftauchen gesehen, wenn sie auch meistens nach einigen Jahren wieder versunken und vergessen waren. Nein, „sans comparaison" aber mit unverkürzter Anerkennung sei Federn der Preis eines ausgezeichneten Novellisten zugestanden, der die Fülle seiner Gesichte und Geschichten, die Mannigfaltigkeit seiner Seelenregungen und Bilder mit gelassener Sicherheit und doch, wo es der Stoff erfordert, warmem Gefühl zu Lebensausschnitten formt. Ich las zuerst in der Absicht, ein paar der besten Novellen hervorzuheben, hatte mir auch schon „Der Flibustier", „Jean Bouche der Lakai", „Bürger Tassendieu", „Die beiden Edelleute" und andere notiert, aber schließlich erwiesen auch viele der anderen ihre besonderen Vorzüge, so daß der rund 400 Seiten starke Band als Ganzes empfohlen sei.

Auch Ernst Zahn wartet diesmal mit einer Novellensammlung auf, freilich bescheidenerer Art. Es sind nur vier kleine Erzählungen, die er unter dem Deckblatt Schritte ins Dunkel der Novellenreihe „Unsere deutschen Erzähler" (von Walter Hamberger herausgegeben) überlassen hat. Aber die verinnerlichte Erzählungskunst Zahns, seine echte und schlichte Art, den Leser mitzunehmen, übt er auch in diesen kleinen Gaben wohltuend aus. Seine innige Liebe zur heimatlichen Alpenwelt und seine Kunst, deren einfache Menschen treu und wahr darzustellen, zeichnet die Geschichte des Bergführers Lori aus, dessen Ende im Schneesturm eine epische Meisterleistung ist. Hier, wie in der zweiten Novelle „Der Sieger" bildet die heimatliche Liebe wortkarger und bescheidener Menschen, die doch einen stillen Sonntag in sich tragen, den eigentlichen Gehalt, während die dritte, „Sommervogel", mit gesundem Humor den ehrsamen Schuhmacher Gottfried Aeschlimann in seinen Nöten und Sorgen gegenüber dem heißen Wunsch seiner Tochter Linette, zur Bühne zu gehen, belauscht. Schließlich gibt er nach, er läßt seinen „Sommervogel" ausfliegen; er hätte ihn ja doch nicht behalten können, sagt er sich zum Trost, aber dabei zittern seine Lippen im Barte, als hätte der Mund hart an etwas zu beißen . . .

★

Wie schon eine erkleckliche Anzahl anderer Schriftsteller, führt Johanna Wolff uns in ihren Erzählungen Der Liebe Gott auf Urlaub mit verheißendem Lächeln in das Himmelreich und zeigt uns den lieben Gott als freundlichen Großpapa und Petrus als knurrig-gutmütigen Himmelspförtner, dem der Herrgott es förmlich abtrotzen muß, daß er einmal einen kleinen Erdenbummel machen will. „Ich kann mich hier zu wenig betätigen," meint er und will seinen alten braunen Rock anziehen, aber dem fehlen die Knöpfe. Da bringen die Engelein zwölf Funkelsterne, die Petrus an den Rock näht, so daß sich der Herrgott jetzt sehen lassen kann unter den Menschen, wenn leider sein Rock auch recht unmodern geworden ist. In diesem Ton ist die Einrahmung des Ganzen, betitelt „Im Himmelreich", gehalten. Es folgen nun auf Erden vierzehn Begegnungen Gottes, der als „der Mann im braunen Rock" erscheint, mit allerhand Typen der Menschheit und sogar der Tierwelt, die er in ihrer Not tröstet durch einen seiner Sternknöpfe oder durch einen großen roten Himmelsapfel, die er in der Tasche mitgebracht hat. Diese Erzählungen sind im Stil, im Tonfall, ja selbst in einzelnen Worten so von „Also sprach Zarathustra", namentlich vom vierten Teil beeinflußt, daß ein Mißverhältnis zwischen der Form und dem oft etwas verbrauchten und schal gewordenen Inhalt entsteht. Vieles liest man mit innerer Freude, sogar mehr als die Hälfte, weil

Digitized by Google

man in allem ein gütiges Herz verspürt, einen Verstand, der, um zu helfen, auf das Gute zusteuert, und eine behutsam formende Hand — aber als Ganzes enttäuscht das Buch, zumal wenn man (S. 234) den lieben Gott sich über seine Zwecke äußern hört, die vor denen eines Almosengebers oder eines verständigen Pfarrers im engen Wirkungskreise kaum etwas voraushaben. Wer sich an ein so schwieriges Thema wagt, sollte wenigstens von seinen Vorgängern hierin gelernt, zum mindesten sollte er sie kennengelernt haben. Was die humoristische Fassung anbelangt, so hat sich einer der größten deutschen Humoristen, John Brinckmann, jahrelang mit seinem „Uns Herrgott up Reisen" gequält, ohne etwas Bedeutendes fertigzubringen, mit ernsterer Absicht ist noch kürzlich Ricarda Huch ähnliche Wege gegangen. Mit beiden ist das vorliegende Buch, so nahe es einem manchmal rein gefühlsmäßig kommt, nicht zu vergleichen; es ist dem Stoff in keiner Weise gewachsen.

... Aus Schlawe kommt ein Büchlein mit Ostwind auf den Tisch geflogen: der Verfasser Friedrich Bethge hat sich schon durch Gedichte, Dramen und verständige Theaterkritiken bekannt gemacht, und die zwei novellistischen Versuche, die er hier vorlegt, zeugen von seiner Begabung auch auf diesem Felde, namentlich die Erzählung, nach der er das Heftchen benannt hat: Pierre und Jeanette. Ein belgisches Dorf im Kriege. Der Tagelöhner Mélard, ein großer, roher Gewaltmensch, hat in schwerer Hungerszeit zu Beginn des Krieges sein zartes und einziges Töchterchen veranlaßt, sich mit den Preußen abzugeben, so übersteht er die mageren Jahre ohne große Beschwerde. Aber der Chauvinismus und die Roheit jenes belgischen Bauernvolkes heischen furchtbare Sühne: Jeanette wird schwer mißhandelt, und man drückt ihr, als der Feind abgezogen ist, das glühende Eisen der Schande als bleibendes Mal auf die Stirn. Als ihr Bräutigam Pierre, ein junger Schmied, der von alledem nichts weiß, aus dem Kriege zurückkommt, in dem er sich sehr ausgezeichnet hat, ist sein Entsetzen groß, aber die Liebe ist größer, er heiratet Jeanette trotzdem und kümmert sich wenig darum, daß die Hochzeitsgäste fehlen. Doch glimmt die Wut und Rachsucht des Volkes heimlich fort, und als das verfemte Paar zur Einweihung des Kriegerdenkmals zu erscheinen wagt, kommt es zu einer Schlägerei, in der Pierre erstochen und Jeanette so schwer verletzt wird, daß auch sie bald abscheidet, nicht ohne vorher mit ihren matten Händen ein Lichtlein der Versöhnung in dem heimgesuchten Dorf entzündet zu haben. Die andere Erzählung „Waska" behandelt das bekannte Enoch Arden-Motiv mit einigen Abweichungen, sie ist nicht so ausgereift und innerlich ins Gleichgewicht gebracht wie diese, auch gibt es da einige Unklarheiten und Unwahrscheinlichkeiten, die mir freilich beabsichtigt scheinen, sie sollen dem Ganzen eine geheimnisvolle Deutung im kleistischen Sinne geben, wie denn das große Vorbild Kleist unverkennbar bei Bethge ist. Gewiß zeugt das von wählerischem Geschmack, aber wie alle Großen, ist auch Kleist ein gefährliches Vorbild: vieles von dem, was diese Genien an bleibenden Werten schufen, ist schon auf anderen Wegen und Leitröhren in unser Schrifttum übergegangen, manches aber läßt sich nicht mehr so, wie es früher an seiner Stelle stand, in die Gegenwart herübernehmen.

Aber im ganzen betrachtet, ist Bethge, der zu den Jungen gehört, ohne sich durch Mätzchen, Cliquenwirtschaft und parteipolitische Weisheitsspenden um den künstlerischen Kredit zu bringen, eine Begabung, mit ernstem Künstlerwillen, dem Zug ins Große und sehr beachtenswertem Können.

Schwer zu ertragen sind nachgerade die zahllosen phantastischen Zukunftsromane, die in Wundern der Technik, der Erfindungen und Entdeckungen schwelgen, Wahn-, Trug-, Traum-, Schein-, Schreck-, Schatten- und Luftgebilde, Gaukelspiele vertrackter Hirngespinste vor uns aufsteigen lassen, wie eine Wolke von bunten Seifenblasen. Es kommt ja doch anders, ihr Herren, die Wirklichkeit bleibt immer originell und anziehender als eure Fabelflugzeuge, die einander gleichen, wie ein Windei dem anderen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es doppelt anerkennenswert, daß Hans Richter seine Turmstadt mit Geschmack und unter weiser Abmessung der Tragfähigkeiten eines so schwanken Grundes gebaut hat. Der Roman behandelt die einleuchtende Möglichkeit der großen Vertrustungen. Turmstadt ist die Leitstelle und Machtzentrale eines neuen Europas. Der Ingenieur Northen, ein genialer, hochstrebender Mann, der selbstlos seine Kraft an die große Sache hinschenkt, will dem despotischen Ungeheuer mechanischer Vollendung Sinn und Seele geben, aber dem widerstreben der Generaldirektor und seine Leute mit aller Macht — und die ist groß. Intrigen werden gesponnen, und an alle schwierigen Posten wird Northen gestellt. So schicken sie ihn, als die Kohle auszugehen droht, nach dem Balkan, um eine dortige Wasserquelle auszunutzen, aber dieser ehrgeizige Mann findet auf seiner Expedition eine andere Kraftquelle, die freilich schließlich nur für ihn und ein Geschlecht ausreicht, das der Turmstadt, diesem Abgott und Dämon, entschlossen den Rücken wendet und in nordischen Ländern ein neues Glück und eine neue Heimat sucht. Die symbolische Handlung ist klar und folgerichtig aufgebaut, die Sprache voll schlichter Kraft und die Zeichnung der Gestalten, namentlich auch der beiden Frauen, die um Northen ringen und dieser selbst, folgt bester Überlieferung.

Digitized by Google

René Fülöp-Miller: Geist und Gesicht des Bolschewismus

Von Prof. Dr. Erich Obst

Wenn man jahrelang dem russischen Problem nachgegangen, vom Eismeer bis hinunter zum Kaukasus gepilgert ist, um die russische Sphinx kennen zu lernen, so greift man begierig nach jedem Werk, das sich mit diesem großen Rätselland beschäftigt. Selten nur findet man wahrhafte Befriedigung, denn die Gefahr, dem Schein und dem Schlagwort zu verfallen, ist wohl nirgend größer als in Sowjet-Rußland. Und dazu sind die Dinge im moskowitischen Ostreich derartig im Fluß, daß es wirklich außerordentlich schwer ist, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Das vorliegende Werk des Amalthea-Verlags (Zürich, Leipzig, Wien) — monumental schon im primitiven Sinne des Umfangs und über die Maßen glänzend ausgestattet — ist ein Erlebnis. Auf ein umfassendes Wissen gestützt, hat uns René Fülöp-Miller eine ebenso tiefgründige wie formvollendete Analyse der modernen russischen Kultur beschert, das Werk über das kulturelle Leben in Sowjet-Rußland. In der gesamten Weltliteratur finden wir nichts Ebenbürtiges. Mit einer einzigartigen Einfühlungsgabe hat er das Wesen der russischen Kultur erfaßt, mit bewundernswerter Schärfe, erstaunlichem Weitblick schweißt er tausenderlei Einzelheiten zu einem großen Ganzen zusammen, mit wahrhaft künstlerischer Fertigkeit formt er aus allen seinen Feststellungen ein grandioses Gemälde des kulturellen Lebens, wie es dem Sowjet-Staat eigen ist. Wer den Bolschewismus als schicksalschweres Problem unserer gesamten Kultur begreifen lernen will, der vertraue sich dem hervorragenden Werk Fülöp-Millers an.

Fülöp-Miller behandelt zunächst die grundlegenden soziologischen und philosophischen Vorstellungen des Bolschewismus. Der „kollektive Mensch" wird hier in allen seinen Wesenszügen skizziert. Nicht etwa die Entwicklung der Seele, so sagt der Bolschewist, kann zu einer wahren Wiedergeburt der Menschheit führen, das Heil ist vielmehr allein aus der mechanischen und äußeren, rein additiven Verbindung aller einzelnen durch die Organisation zu erzielen. Weg darum mit dem „seelenbehafteten" Einzelmenschen, dem üblen Relikt einer fluchbeladenen individualistischen Vorzeit. Alles nur für die Masse und durch die Masse, die Bahn frei für die Entwicklung eines neuen Menschentyps, des „Kollektivmenschen". Das Individuum hat im allgemeinen keine Existenzberechtigung; nur die Gesamtheit des Volkes, diese Kraft, die alle materiellen Dinge hervorbringt, ist zugleich die Quelle alles Geistigen. — Wohin dieses „überpersönliche" Ideal der Bolschewisten naturnotwendig führen muß, hebt Fülöp-Miller knapp und klar hervor: „In Rußland ist eine Welt im Entstehen ohne persönliche Freude am Leben, mit Bildern ohne Farbe, mit Musik ohne Wohlklang, Weltanschauung ohne innere Stütze des Geistes, eine mechanisierte Welt, in der es nur mehr seelenlose Maschinen geben wird."

Dieser Versuch, die Menschheit in einen ungeheuren Automaten zu verwandeln, beruht natürlich auf einem verhängnisvollen Nichtverstehen des Marxismus. Was im Marxismus bloß als wirtschaftliche Voraussetzung des eigentlichen ideellen Zieles gemeint gewesen war, wurde in den Augen der Bolschewiken zum Ziele selbst. Ihre Sehnsucht nach einem irdischen Reiche der Seligkeit führte sie dahin, daß sie den ökonomischen Kollektivismus selbst als die Erlösung der Menschheit von allem Übel betrachteten und zum alleinigen Inhalt ihrer Heilslehre machten. Anderseits war gerade diese Hoffnung auf ein Reich der völligen geistigen Unverantwortlichkeit des einzelnen vielleicht eine der stärksten Triebfedern, welche die russischen Massen zu der bolschewistischen Theorie hindrängte und dieser einen so raschen Erfolg sicherte.

Masse, Maschine! Wie heißt es doch in einem der bezeichnenden Aufrufe Gastjeffs: „Nehmen wir den Sturm der Revolution in Sowjet-Rußland, vereinigen wir ihn mit dem Puls des amerikanischen Lebens und tun wir unsere Arbeit wie ein Chronometer!" Nur die einzigartig faszinierende Führerpersönlichkeit eines Lenin konnte imstande sein, sich mit einem solchen Motto in einem Lande durchzusetzen und zu behaupten, dessen Bevölkerung zu acht Zehnteln aus unwissenden, weltabgewandten Bauern besteht.

Als höchstes Ziel der zu schaffenden neuen proletarischen Kultur gilt es seit 1917/18, einen möglichst imposanten und machtvollen Ausdruck für das Reich der Masse zu finden. Mit einer Art revolutionärer Siegesallee begann die neue Kunst. Riesendenkmäler von Raditscheff, Schewstenko, Herzen, Marx, Engels, Lenin und andern mehr „schmückten" die Straßen und Plätze, Riesenplakate „zierten" die Häuserfassaden, die Eisenbahnwagen usw. Durch übertriebene Vergrößerung der althergebrachten Formen wollte man das Monumentale betonen und ausdrücken. Dann versuchte man eigene neue Formen zu finden, schuf kubo-futuristische Denkmäler, um bald darauf einzusehen, daß auch dieser Weg nicht zum Ziel führte, weil man eben nicht der inneren Stimme des Künstlers folgte (wie Einzelgänger, z. B. der Maler Jurji Annenkoff), sondern sich

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von B. Straßer

Digitized by Google

Digitized by Google

zum Büttel politischer Agitation degradiert hatte. Zudem verherrlichte jede noch so radikale kubo-futuristische Siegesallee im Grunde den individuellen Heroismus und verleugnete damit die Ergebnisse proletarischer Historik. So kam man mählich zum „Monument der Maschine", zur „dynamischen Maschinenmonumentalkunst" unter Verwendung lediglich der „revolutionären Baustoffe" Eisen, Beton und Glas. „Bauet Bewegung," so lautete jetzt die Losung, „verherrlicht die unpersönliche Masse in grandioser, technischer Architektur" usw. Pläne über Pläne, Proklamationen und Projekte! Aber die Taten blieben bei diesen Träumern der Technik aus. Inmitten der erbitterten Fehden der einzelnen Schulen und Richtungen wirkte es wie ein befreiendes Wort, wenn Trotzki sogar offen bezweifelte, ob es eine proletarische Kunst überhaupt gäbe.

Unorganisch, unkünstlerisch letzten Endes auch die Umgestaltung des russischen Theaters durch Stanislawski, Mayerhold und Wachtangoff. Alle drei gewiß echte Künstlernaturen, aber kaum einer von ihnen frei von der Neigung, die Bühne in den Dienst der politischen Agitation zu stellen, sie zum Forum politischer Kampfreden zu machen und ihr die Verhöhnung des bürgerlichen Gegners als wesentliche Aufgabe zuzuweisen. Die Bühne soll die Masse kollektiv organisieren helfen, sie hat an die Stelle des Individuums die Massenpsyche zu setzen und damit der revolutionären Idee zu dienen. „Das neue Theater," sagt Mayerhold, „verneint und verwirft alles, was nur schmückt oder nicht unmittelbar praktisch fördert; es kommt nicht aus dem Leben, sondern soll in das Leben wirken, deshalb dürfen in seinem Rahmen auch die technischen Schöpfungen der Gegenwart, Maschinen allerart, Automobile und Kanonen, nicht fehlen, um so weniger als diese Gegenstände auch die Dynamik des Vorstellungslebens verstärken." Noch toller treibt es Eisenstein mit seiner „Proletkultbühne" oder der Leiter des „Projektionstheaters". Dynamik über alles! Die Aufführung findet in der Mitte des Saales statt, das „Stück" ist nichts anderes als ein dreistündiges Turnen, Springen, Hin- und Herlaufen. Wehmütig, aber treffend bemerkt Fülöp-Miller: „Somit ist die russische Bühnenkunst bei akrobatischen Darbietungen angelangt, bei Salto mortale, Riesenwelle und Seiltanzen, bei Jonglieren und höherer Equilibristik, also bei den Hilfsmitteln der Jahrmarkt-Dramaturgie. Von hier aus soll, wenigstens nach dem Dekret jener Männer, denen das Wohl und Wehe des Theaters anvertraut ist, der Weg zu wirklicher und wahrer „sozialistischer" Kunst führen! Dem Europäer bleibt nichts übrig, als zu hören, zu schauen, zu staunen und sich immer wieder klarzumachen, daß alles, was in Rußland geschieht, in allen seinen Äußerungen von unseren Traditionen und unserem Empfinden grundsätzlich verschieden ist." — Von der Mechanisierung der modernen russischen Dichtkunst, von den „Leistungen" etwa der revolutionären „Volksbarden" Bednji, Majakowski und Marienhof braucht hier nicht ausführlich berichtet zu werden. Es genügt, als Beispiel eine Stelle aus Majakowskis „150 Millionen" zu zitieren:

„Nieder mit der Welt der Romantik!
Nieder mit den defaitistischen Klagepsaltern!
Dem pessimistischen Väterglauben!
Nieder mit dem Besitzwahn, in welcher Gestalt auch!...
Athletisch kühn sein, die Muskeln gestrafft,
Voll von der Religion der Aktivität!
Deine Seele:
Dampf, Preßluft, Elektrizität!!!...
Den Almosenspendern, Nabelbeschauern,
Die Axt ihnen über die Glatze tanzen lassen!
Erschlagen! Erschlagen!
Bravo: und Schädelschalen sind gut zu Aschenbechern.
Knall' die Faust dem frackgedrechselten Wohltätigkeitsherren dort in die Fresse!
Den Schlagring aufs Nasenbein!
Tabula rasa!
Schleif dein Gebiß,
Beiß ein dich in die Zeit,
Durchnage das Gitter!...
Neue Antlitze!
— — — — — — — — — — — — — —
An alle, die da die Brust sich schlagen,
Bekennen:
„Lange genug gefüttert mit Verwesungsgestank!
Wie lange noch!
Satt! Satt!
Genug! Genug!
Schluß! Schluß!
Wir wollen,
Wir können nicht mehr ..."
Sammelt euch!
Tretet heraus aus der Jahrtausende Dunkel!
Gleichschritt! Marsch!
(Hier deine Unterschrift, Kamerad,
Wenn du mir zustimmst...)
Rache ist der Zeremonienmeister.
Hunger der Ordner.
Bajonett. Browning. Bombe...
Vorwärts! Tempo!"

Sollen wir weiter berichten, was Fülöp-Miller über die bolschewikische Musik, über die sozialen Probleme, über die religiösen Strömungen im neuen Rußland oder über das Schulwesen, die Gerichtsbarkeit, die Moral des Bolschewismus usw. ausführt? Vergebliches Bemühen! Ein solches Werk kann und darf man nicht aus einem notgedrungen dürftigen Referat kennenlernen, man muß es vielmehr selbst lesen. Jeder aber, der unbefangen den Darlegungen Fülöp-Millers folgt, wird dem Verfasser rechtgeben, wenn er seine Erlebnisse mit den folgenden Worten zusammenfaßt: „Der Bolschewismus zielt auf mehr als auf die Konfiskation des Privateigentums: er will die Menschenwürde überhaupt konfiszieren, um alle freien Vernunftwesen schließlich in eine Horde willenloser Sklaven zu verwandeln. Welche maßlose Mißachtung des Menschen liegt doch darin, in dieser allgemeinen Unterdrückung den Weg zum Heile sehen zu wollen! Es ist dieselbe Sprache, mit der Dostojewskis nihilistischer Sozialist Schigaleff in dem Roman ‚Die Dämonen' und später, in einer vergeistigten Steigerung in den ‚Brüdern Karamasoff', der jesuitische ‚Großinquisitor' für die Beglückung der Welt durch die organisierte Tyrannis eintritt."

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Ein neuentdecktes Lutherbildnis — Neue Innenkunst von Prof. E. Fahrenkamp — Moderne Keramiken aus Dresden und Kiel — Die Lichtbildkünstlerin Gertrud Munckel — Der Goldschmied Clemens Dahmen — Schmuck von Rudolf Feldmann — Zu unsern Bildern

Cranach hat, oft von seinen Schülern unterstützt, die Züge des Reformators auch nach dessen Tode noch häufig festgehalten. War es doch der Wunsch vieler Gemeinden und Fürstlichkeiten, ein Bild des starken Gottesstreiters zu besitzen. Das hier wiedergegebene Porträt gehört zu den besten, die der alte Cranach geschaffen hat. Luther wirkt hier nicht ganz so vierschrötig wie auf manchem, als besonders ähnlich gerühmten Porträt. Seine Züge sind durchgeistigt und haben trotzdem etwas von dem Bauerntrotz, der sich gegen eine feindliche Welt durchzusetzen vermochte.

★

Ähnlich wie vor einem Menschenalter der Jugendstil hat sich auch der Expressionismus als unfähig zur Schöpfung eines neuen kunstgewerblichen und architektonischen Stils gezeigt. Aber genau wie damals erweisen

Martin Luther. Ein neuentdecktes Gemälde von Lucas Cranach (53.6×34.8 cm)
Mit Erlaubnis der neuen Kunstzeitschrift „Der Sammler", Kopenhagen. (Aus dänischem Privatbesitz)

Digitized by Google

Kinderschlafzimmer. Entwurf von Prof. E. Fahrenkamp

sich einzelne seiner Anregungen überraschend fruchtbar, nachdem er selbst längst verblichen ist.

In dem Haus, das Professor E. Fahrenkamp mit sorgfältiger Liebe und reicher Phantasie in Barmen ausgestattet hat, wird ein altmodischer Besucher nichts finden, was sein künstlerisches Gefühl beirrt. Und dennoch begegnet er auf Schritt und Tritt Kühnheiten in der Ornamentierung der Wände und Decken wie der Gestaltung der Möbel, Formen, die noch vor einem Jahrzehnt den meisten verwegen erschienen wären und deren Schönheit heute sich jedem Auge mühelos und wie selbstverständlich erschließt. Fahrenkamp gehört zu den Architekten, die an dem Gelingen der Düsseldorfer Ausstellungsbauten auf der Gesolei hervorragenden Anteil haben.

★

Auf Seite 349 bringen wir einige Bilder von der Tanzschule in Laxenburg bei Wien. Hier werden die Hellerauer Bestrebungen, die den Auftakt zu einer in un-

Digitized by Google

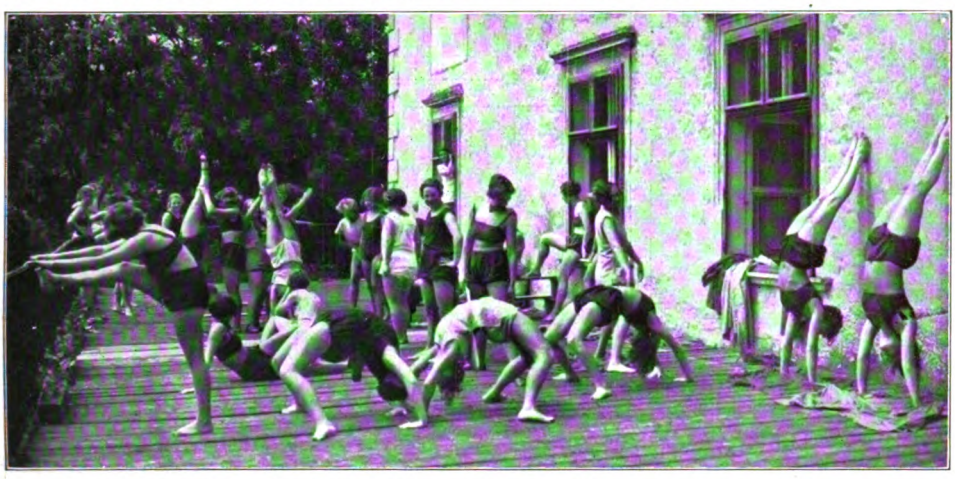
Wohn- und Musikzimmer. Entwurf von Prof. E. Fahrenkamp

übersehbare Breite gegangenen Bewegung gebildet haben, gepflegt. Das ist ja das Eigentümliche all der vielen modernen Tanzschulen, daß sie mehr sein wollen als Lehranstalten für eine Technik. Überall schwingt der Wille zu einer Lebensreform mit, die man aus dem Geiste der Musik, des Rhythmus, des Tanzes erhofft und die ihre wesentliche Stärke aus dem neugewonnenen Gefühl von dem Segen körperlicher Zucht und Selbstbeherrschung gewinnt. Dieser Gemeinschaftsgedanke kommt auf dem Bilde, das die Übungen der jungen Menschen zeigt, besonders klar zum Ausdruck.

★

Die nächste Seite vereinigt Keramiken aus Dresden und Kiel. In Dresden hat der Landschaftsmaler Max Schleinitz Töpfereien geschaffen, die in Anlehnung an alte Vorbilder dem Käufer die Freude an einfachen und gefälligen Formen und stilgerechter Ornamentik erneuern wollen. Grade auf dem Gebiet der Töpferei finden wir noch viele billige und teure Erzeugnisse, die mit eitlem

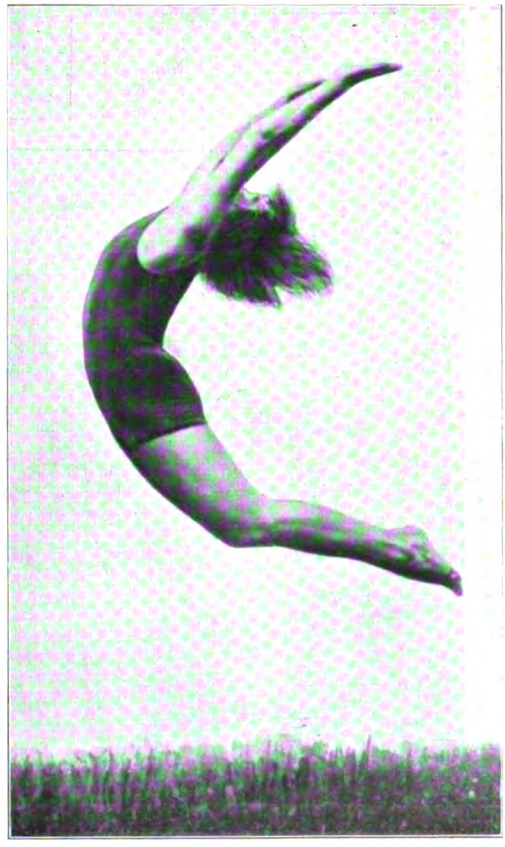
Digitized by Google



Aufnahmen in der Tanzschule Schloß Laxenburg bei Wien. Photographie Brühlmann

„Dekor" Käufer und Beschauer blenden wollen. Gegen diesen Schund wenden sich die Schleinitz-Keramiken, deren schöne tiefblaue Stücke bereits museumsreif geworden sind.

Ähnliches strebt man in Kiel an. Unter Beteiligung der Stadt wurde eine Gesellschaft gegründet, die die Überlieferungen der altberühmten Kellinghuser Keramik in neuzeitlichem Sinne fortführt. Zum Leiter wurde der ehemalige Karlsruher Direktor Karl Danner berufen, der eine Anzahl guter Künstler um sich versammelte. Unter ihnen ragen zwei Künstlerinnen Marquardt und Kaiser durch glückliche und eigentümliche Entwürfe auf dem Gebiet der Bau- und Kunstkeramik hervor. Es ist den Werkstätten gelungen, Werke zu schaffen, die im Adel der Form und im Glanz der Glasuren den Vergleich mit den alteinheimischen Erzeugnissen nicht zu scheuen brauchen.



Aufnahmen in der Tanzschule Schloß Laxenburg bei Wien
Photographie Brühlmann

Mit Vergnügen werden unsre Leser die Bildnisphotographie von Gertrud Munckel betrachten. Ist es doch für alle, die selbst photographieren, immer wieder ein anspornender Reiz zu sehen, welcher Wirkungen die Kunst der Kamera fähig ist, sobald man sie mit seelischem Verständnis und mit handwerklicher Fertigkeit ausübt.

★

Der Rennpreis aus der Werkstatt des Hofjuweliers Clemens Dahmen in Köln beweist, daß die alten Formen noch lange nicht so abgebraucht sind, wie die grundsätzlichen Anhänger alles Neuen verkünden. Diese silberne Blumenschale bietet in der Form nichts Neues. Sie ist barock, aber ein tüchtiger Künstler hat sie entworfen und eine kunstfertige Hand hat sie ausgeführt. Die Arbeit ist meisterhaft gelungen, und der Prunk, den sie entfaltet, steht dem reiterlichen Sport,

Digitized by Google

läßt sich auch nicht hinter den Edelsteinen, die es schmücken, verstecken. Es ist in einem scharf betonten Sinne ehrliche und darum auch eindrucksvolle Arbeit, die hier geleistet wurde.

★

Unter den Kunstbeilagen bedarf vor andern das Titelblatt einer knappen Einführung. Sein Schöpfer,

den sie gekrönt hat, nicht übel an.

★

Neue Wege schlägt der Bielefelder Goldschmied Rudolf Feldmann mit seinen Schmuckstücken ein. Er ist ein phantasievoller Former, der sich jeder verwickelten Technik enthält, weil er sich in die echte Schmiedetechnik verliebt hat. Er formt, wie uns ein Kenner seiner Arbeitsweise berichtet, kleine Silberstücke, biegt sie, setzt sie zueinander in Beziehung, hämmert, lötet. Man sieht diesen Arbeiten den Hammerschlag an. Das Handwerk

Oben: Arbeiten der Werkstätte Kieler Kunst-Keramik
Unten: Bemalte Töpfereien von Max Schleinitz, Dresden

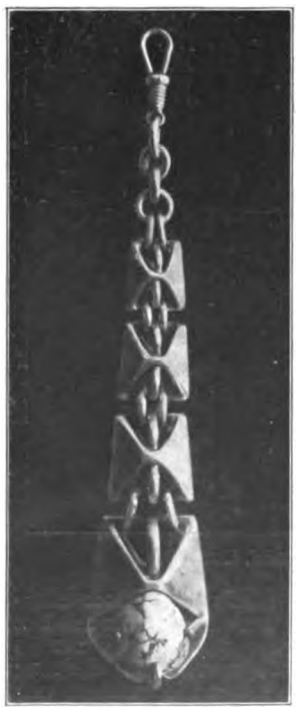
Digitized by Google

Bildnisphotographie aus der Werkstätte von Gertrud Munckel, Berlin W

der Düsseldorfer Werner Heuser, gehört zu den elf Künstlern, die das Planetarium der Gesolei mit Gemälden geschmückt haben. Wer sich mit Schlagworten zufrieden gibt, wird ihn der neuen Sachlichkeit einordnen. Wir sind sicher, daß sein „Bibliotheksraum" manchem Widerspruch begegnen wird. Man kann mühelos sehen, daß die räumliche Vorstellung unklar, die Farbe reizlos ist, sobald man ältere Maßstäbe anlegt. Trotzdem glauben wir uns den Dank der Leser zu verdienen, daß wir sie erneut mit einer hoffnungsvollen Leistung der jüngsten Kunst bekannt machen, und wem es gelingt, das Bild vorurteilslos zu betrachten, wird erkennen, daß der ungewöhnlich gestaltete Raum die Blicke mächtig an sich zieht und daß die harten und trockenen

Digitized by Google

Farben einen neuen Reiz ausstrahlen, den der Bestimmtheit, den wir noch vor wenigen Jahren nirgend genießen konnten. — Groß in der Form ist der Bergführer des Schweizers Maximilian Schels (zw. S. 248 u. 249). Aus seiner lichtdurchfluteten Einsamkeit führt uns Walter Miehe in den flimmernden Glanz großstädtischer Vergnügungen (zw. S. 256 u. 257). Arthur Kampfs „Venus und Adonis“ (zw. S. 264 u. 265) ist ein Genuß für jeden, der die Herrlichkeit klassischer Linienführung nachempfinden kann. Adolf Münzers „Bacchanale“ (zw. S. 296 u. 297) zeigt, wie temperamentvoll der Düsseldorfer Meister ein vielfiguriges und reichbewegtes Bild zu komponieren versteht. Der „Schäferhund“ von Emil W. Herz (zw. S. 320 u. 321) ist ein Stück naturalistisch gesehener Wirklichkeit und ausgezeichneter Malerei. Die Eleganz des Damenbildnisses von Benjamin Strasser (zw. S. 344 u. 345) läßt uns ahnen, woher der Künstler kommt: aus Wien. Er hat sich viel umgetan in der Welt, vor dem Kriege war er in Paris und in Holland, danach hielt er sich in Berlin, Leipzig und Hamburg auf, sogar nach Portugal riefen ihn Aufträge. Seinen Wohnsitz hat Benjamin Strasser seit dem Jahre 1912 in München. Wahrscheinlich ist er jetzt in Neuyork. Er will als Porträtist die Welt kennen lernen und hat seine Freude daran, wie verschieden die Menschen sind, die echte Freude des Bildnismalers. Die Bilder zu dem Aufsatz über die Schnitzeljagd hat Prof. Ludwig Koch in Wien geschaffen. Wie kaum ein zweiter lebender Künstler beherrscht er das Pferd, dem immer ein großer Teil seines Studiums, seiner Liebe gegolten hat.



★

Im nächsten Heft beginnt ein Roman von Frank Thieß, einem der wenigen jungen Erzähler, denen es gelungen ist, mit ihren Werken über den engen Kreis der Literaturkenner hinaus in ein breites Publikum erfolgreich zu dringen. **P. W.**

Oben: Silberne Blumenschale. Entwurf und Ausführung von Clemens Dahmen, Köln a. Rh.
Unten: Silberne Anhänger aus der Werkstatt Rudolf Feldmann, Bielefeld

Digitized by Google

41. Jahrg. / Dezember 1926 / 4. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

SCHWER
VERSILBERTE

WMF

BESTECKE
NEUES REICHSPATENT
№384285

WÜRTTEMBERGISCHE METALLWARENFABRIK GEISLINGEN-STEIGE

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Dezemberheftes:

	Seite
Das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Von Prof. Dr. Karl Schaefer. Mit 20 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden usw.	353
Abschied vom Paradies. Ein Roman unter Kindern. Von Frank Thieß	369
Ballade vom geretteten Knaben. Von Karla Höcker	393
Weihnachten im Erzgebirge. Von Kurt Meltzer. Mit 12 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	394
Stille Nacht, heilige Nacht. Gedicht von Karl Berner. Umrahmung von Herbert Arnold	401
Schöne Formen. Von Wilhelm Ostwald. Mit 13 Abbildungen	402
Eine Geschichte von Sachen allein, mit einem Hund und einer Kinderstimme am Schluß. Von Ina Seidel.	409
Rund um die deutschen Sportmeister 1926. Von Hans-Caspar v. Zobeltitz. Mit Federzeichnungen von Walter Wellenstein	415
Herberge zur halben Hoffnung. Novelle von L. Schwenger-Cords	421
Winter. Gedicht von Gustav von Festenberg	439
Hafenbilder: Amsterdam. Gedicht von Berend de Vries — Die alte Zille. Gedicht von Friedrich Wischmann — Hamburger Hafen. Gedicht von Ludwig Beil	440

Digitized by Google

Seite

Das Frauenkleid in Mode und Malerei seit zwei Jahrhunderten. Von Dr. Wolfgang Bruhn. Mit 29 farbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen 441

Neues vom Büchertisch: Romane und Novellen. Von Karl Strecker — Das Buch auf dem Weihnachtstisch. Von Dr. Georg Giesecke — Neue Theaterliteratur. Von Dr. Paul Legband 457

Illustrierte Rundschau: Proben aus Velhagen & Klasings Monographien — Papierplastiken von Adolph Musz — Glasarbeiten von W. von Eiff und Glasfenster von Sepp Frank — Nadelmalereien von Edda Wiese — Zu unsern Bildern 465

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . 5—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Madonna mit der Wickenblüte. Mitteltafel eines kleinen Flügelaltars . . . Titelbild

Wintertag. Gemälde von Otto Bauriedl . . . . 384—385

Die Christnacht. Aquarell von Ludwig Richter . 400—401

Verzauberte Mühle. Gemälde von Prof. Carl Strathmann . . . . . 432—433

Kunstbeilagen in Tondruck:

Bildnis. Gemälde von Prof. Wilhelm Schnarrenberger . . . . . 376—377

Bogenschütze. Bildwerk von Prof. Selmar Werner . 392—393

Durchbrechende Sauen. Gemälde von Alfred Weczerzick . . . . . 424—425

Die Zeche. Künstlerische Aufnahme von Dr. A. Eyermann-Dortmund . . . 464—465

Geschäftliche Anzeigen:

Weihnachtsbüchertisch . . . 1—10

Vorderer Anzeigenteil . . 1—40

Rückwärtiger Anzeigenteil . 1— 8

Umschlag . . . . . 2— 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

Töchterpensionate . . . 16

Unterrichtsanstalten . . 16—17

Hotels und Pensionen . . 17

Heilanstalten . . . . . 17—18

Wintersport u. Winterkur 19—20

Digitized by Google

Madonna mit der Wickenblüte. Mitteltafel eines kleinen Flügelaltars
(Köln 1410—1420)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
41. Jahrg. / Dezember 1926 / 4. Heft

Das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln

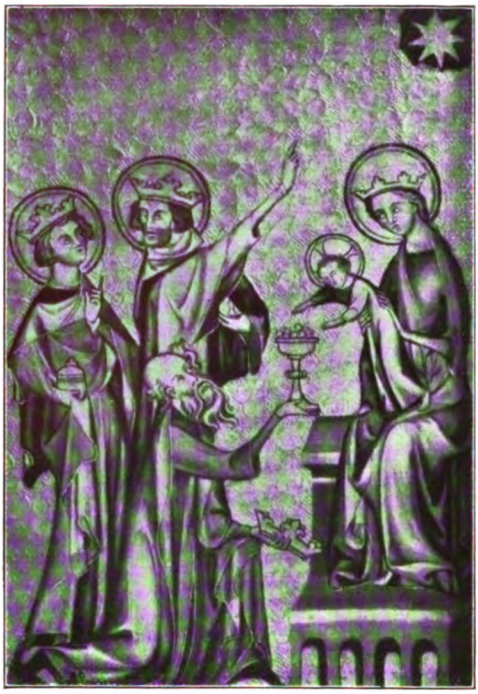
I. Von Museumsdirektor Prof. Dr. Karl Schaefer

Am 12. März 1924 konnten die Kölner Museen ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Es war der Erinnerungstag an den Tod des Kanonikus Prof. Franz Ferdinand Wallraf, der als Professor und letzter Rektor der alten, 1797 von den französischen Eindringlingen aufgehobenen Universität in einem langen entbehrungsreichen Gelehrtenleben in vier Jahrzehnten die Schätze zusammengetragen hatte, die heute noch den breiten Grundstock der Kölner Sammlungen bilden. Er war ein Polyhistor, wie die Goethezeit sie eben hervorgebracht hat, sammelte völkerkundliche und naturgeschichtliche Kuriosa mit demselben Eifer wie Bücher, Kupferstiche oder Gemälde. Gerade die lehrhafte Vielseitigkeit seiner Sammlung, die er von vornherein seiner Vaterstadt zu hinterlassen gewillt war, sollte zugunsten Kölns ins Gewicht fallen, als zwischen Bonn und Köln der Streit um die Wiederherstellung der rheinischen Universität entstand. Von Friedrich Schlegel, der seit 1804 vier Jahre lang in Köln tätig war und in seiner vielgelesenen Zeitschrift „Europa" als erster begeistert und eindrucksvoll den Ruhm des mittelalterlichen Köln verkündet, und von den Brüdern Boisserée erst hat Wallraf die Bedeutung der alten Kölner Malerschule kennengelernt. Sein geistliches Amt, sein Ansehen als allseits verehrter Mensch haben ihm das Sammeln leichtgemacht zu einer Zeit, als durch die Aufhebung so vieler Klöster und Kirchen aus dem übervollen Vorrat des alten heiligen Köln fast alles in Bewegung geriet und herrenlos wurde, was die Jahrhunderte an frommen Stiftungen zusammengetragen

Farbige römische Gläser aus dem 2. bis 4. Jahrhundert n. Chr. Kölner Bodenfunde

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google



Anbetung. Vom linken Flügel des Triptychons aus dem Clarakloster Köln um 1330

hatten. Nicht weniger als 1616 Gemälde zählte man im Nachlaß Wallrafs, als nach seinem Tode die Stadt dieses unvergleichliche Erbe übernahm und das erste Verzeichnis aufstellen ließ. Wenn darunter auch nur etwa 250 der Blütezeit der Kölner Malerei angehörten, das übrige künstlerisch nicht immer bedeutende Werke des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders Bildnisse waren, so bildete das Ganze doch ein einzigartiges, schier unübersehbares Geschenk, für das noch späte Geschlechter dem unvergleichlichen Stifter danken werden.

Die Sorge um die würdige Unterbringung des kostbaren Erbes hat dann Jahrzehnte hindurch Beratungen und unausgeführte Pläne hervorgerufen, bis 1854 der Kaufmann J. H. Richartz sich entschloß, den unfruchtbaren Überlegungen ein Ende zu machen, indem er der Stadt die Mittel zur Errichtung des heute noch bestehenden Museumsgebäudes zur Verfügung stellte. — Trotzdem im Lauf der Jahrzehnte seit der Errichtung des Wallraf-Richartz-Museums beträchtliche Teile aus dem Gesamterbe ausgeschieden worden sind — sie wurden bei der Gründung des Kunstgewerbe-Museums und des Historischen Museums diesen als Grundstock überwiesen, nachdem schon zuvor der Bibliothek und den naturhistorischen Sammlungen aus Wallrafs Nachlaß das ihrige übergeben worden war — ist im wesentlichen dem Gebäude sein alter Inhalt verblieben: „Das römische Kabinett," die Sammlung von Sarkophagen, Grabmälern, Altarsteinen, von Gläsern, Tongefäßen der mannigfachsten Art, von Bronzen, Münzen und anderen Kleinfunden aus dem römischen Köln, von Mosaikbildern vom Schmuck des Fußbodens römischer Bauten, füllen den alten Kreuzgang und die darübergelegene Galerie. Die Archäologen haben festgestellt, daß es einheimische Werkstätten waren, in denen die meisten dieser keramischen Erzeugnisse und die Gläser in der schnell aufgeblühten Colonia Agrippina hergestellt worden sind. Unvergleichlich an Umfang und Reichtum, an Schönheit und technischer Vollendung ist besonders die Sammlung der

Madonna in der Rosenlaube
Gemälde von Stephan Lochner

Digitized by Google

Maria mit dem Kind im Grünen. Köln um 1410

Glasgefäße, die nirgends sonst in solcher Zahl unbeschädigt aus den Steinbehältern der Gräber zutage gekommen sind.

Außer dieser Abteilung enthält das Museum die Sammlung der Handzeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte im Seitenflügel des Erdgeschosses. Die oberen Geschosse, meist hohe Oberlichtsäle, sind den Gemälden und Skulpturen gewidmet. Unter diesen werden allezeit die Werke der Kölner Malerschule den wesentlichen Kern des ganzen Museums bilden.

Digitized by Google

Ausschnitt vom l. Flügel des Kreuzaltars vom Meister des Bartholomäus-Altars. Köln um 1500

Die Kölner Malerschule und ihr Zusammenhang mit der übrigen deutschen Kunst einerseits und mit den so nahe benachbarten Niederlanden anderseits — das ist die Hauptaufgabe für die Galerie alter Meister in Köln. Zwei Jahrhunderte hindurch hat diese Schule geblüht; sie hat trotz der natürlichen Einflüsse, die von Westen her Frankreich und Burgund, vom Norden die Niederlande, vom Süden die oberrheinische Kunst ihr wiederholt zugeführt haben, ihre Eigenart durch die Geschlechter hin behauptet und selbst starke Persönlichkeiten wie Lochner gefangengenommen. Nur das

Johannes und Maria des Kruzifixus vom Meister des Marienlebens

Digitized by Google

eine war ihr versagt: als am Ende des Mittelalters die große schöpferische Generation der Zeitgenossen Dürers aus den malerischen Erfahrungen der Spätgotik den Weg zu der Freiheit und Reife persönlichsten Stils fanden, die deutsche Kunst zu ihrer höchsten Vollendung führend, da fehlte in Köln der Mann, dem gleiches hätte gelingen können; die eigene Kraft versagte. — Aus der breiten Menge der Gemälde von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Renaissancezeitalter, wie sie sich in geschichtlicher Folge geordnet in den Sälen der Galerie darbieten, liest der Beschauer anschaulich und sehr bequem den Verlauf der großen Entwicklung ab: Am Anfang

Das Jüngste Gericht. Gemälde von Stephan Lochner. Um 1435

Digitized by Google

herrschte jener flächige dekorative Stil, der zwischen Wandgemälde, Glasmalerei und Tafelbild keinen Unterschied kennt; der geboren ist unter der Herrschaft des gotischen Kirchenbaus, monumental in seiner Liniensprache, aber körperlos, raumlos flächenhaft, mehr ein Symbol als eine Wiedergabe der Natur. Die Kreuzigung aus dem Clarakloster, wertvoll schon als eines der frühsten Werke deutscher Tafelmalerei überhaupt, ein ausgezeichnet erhaltenes Triptychon, das um 1330 entstanden sein wird, zeigt diesen Stil der Hochgotik noch in reiner Unvermischtheit: Der Goldgrund läßt nicht die mindeste Vorstellung aufkommen von dem Raum, in dem die Handlung vor sich geht; wie vor einem Vorhang drängen sich die Gestalten vor ihm; sie stehen schattenlos mit ihren Füßen auf dem unteren Rand der Bildtafel. Selbst die thematisch so notwendige Scheune bei der Geburt des Christkindes in dem einen Flügelbild fehlt ganz. Der Maler bescheidet sich, weil ihm die Vertiefung der Szene durch das Dach und das Pfostenwerk der Architektur die Fläche seines Bildes zerstört hätte. Eine lineare Abbreviatur der Wirklichkeit genügt ihm.

Engel vom Thomas-Altar des Meisters vom Bartholomäus-Altar. 1501

Langsam runden sich in den folgenden Jahrzehnten die Körper, Licht und Schatten beginnt man anzuwenden. Ansätze von Fliesenfußböden helfen dazu, den Raum anzudeuten, oder primitiv abgekürzte Bäume heben sich als Andeutung des Landschaftshintergrundes vom Golde des Grundes ab; der Rasen, aus einzelnen Büscheln und Blumen dargestellt, ist gegen 1400 schon geläufig in den Kölner Werkstätten.

Das ist die Epoche, in der sich jenes Ideal herausbildet, das die Romantiker einst so begeisterte, und das auch uns heute noch als Ausdruck jener mystisch hingegebenen Gottseligkeit und Demut ergreift. Die Maria mit der Wickenblüte, die aus Wallrafs Besitz in das Museum kam, also 1824 schon in öffentlichen Händen und ganz fraglos ein wohlerhaltenes Werk der Zeit um 1410, ist von jeher als das Werk angesehen worden, in dem das Wesen der Kölner Malerei sich besonders deutlich ausprägt: Der kindlich unschuldsvolle Körper, schmalbrüstig mit abfallenden Schultern, der große Kopf mit der hohen Stirn und die Zierlichkeit von Mund und Kinn, die matte Eleganz der hilflosen Hände, die Blume in spitzen Fingern gehalten, das freundliche Spiel des Kindes, das ergibt jenen der stillen Lyrik sienesischer Kunst verwandten Eindruck holdseliger, gottergebener Anmut und überzarter Lieblichkeit. Wie die Kölner Theologen für die Poesie der Mystik den starken Anstoß gegeben haben, so hat die Kölner Malerei in ihren Themen die Madonna im Paradiesgarten, von Engeln oder von heiligen Frauen umgeben, lieber und feiner als andere deutsche Schulen geschildert, und der ungewöhnliche Sinn für wohlklingende, fein getönte Farbenharmonien steigert diese Werke zu erlesenen Blüten gotischer Kunst.

Die Jahrzehnte bis 1430 dienten der Eroberung der Wirklichkeit, der Sammlung von Erfahrungen in der Perspektive, Beweglichkeit der Figuren, lebendigen Verteilung der Gestalten im Raum. Zahlreiche Meister, von denen wir weder Namen noch Lebensdaten kennen, sind mit Entdeckereifer am Werk, durch solche Neuerungen den Vorrat künstlerischer Möglichkeiten zu mehren. Da tritt in ihren Kreis der Mann, der alle diese Errungenschaften zusammenfassend die Kölner Kunst zur reifsten Höhe führt, deren diese Jahrzehnte diesseits der Alpen fähig waren, Stephan Lochner.

Er war um die Wende des Jahrhunderts in Meersburg am Bodensee geboren. Daß wir seinen Namen kennen, verdanken wir jener kurzen Eintragung in Albrecht Dürers Reisetagebuch, der sich im Herbst 1520 eigens für zwei Weißpfennige die Tafel des Meisters Stephan aufsperren ließ, die in der Ratskapelle stand, das heutige Dom-

Digitized by Google

Abendmahl. Aus der Lyversberger Passion. Köln um 1475

bild. In diesem monumentalsten Werk, das der deutschen Tafelmalerei je gelungen ist, vollendet sich der Idealstil der Kölner Malerei in großartigster Reife. Wirklich und naturnahe genug, um die schemenhaften Erscheinungen des 14. Jahrhunderts gänzlich vergessen zu lassen, aber unrealistisch großartig in der festlichen Majestät ihrer Gestalten und Gebärden sind die Figuren auf Lochners Dombild in der Tat eine himmlische Schar von nie übertroffener Idealität, die wir als Offenbarung deut-

Digitized by Google

Madonna mit St. Bernhard. Vom Meister des Marienlebens. Köln um 1460—1490

schen Geistes getrost neben Fra Angelicos Geschöpfe setzen dürfen. Wahrscheinlich sein frühestes Kölner Werk ist Lochners Jüngstes Gericht in der Galerie des Museums. Es muß in seiner naiven Anschaulichkeit auf Zeitgenossen und Nachwelt starken Eindruck gemacht haben. Noch mehr als 30 Jahre nach seinem Entstehen hat Memling, der sich in Köln aufgehalten haben muß, die liebenswürdige und an feinen seelischen Einzelerfindungen reiche Szene vom Einzug der Seligen in die Himmelspforte in freier Abwandlung auf seinem Danziger Triptychon wiederholt. Ein überreiches gotisches Kirchenportal, auf dessen Zinnenkranz Englein musizieren, öffnet seine Pforte zu dem in größter Helle strahlenden Himmelssaal. St. Peter, der mit seinem großen Schlüssel die Tür geöffnet hat, ist zum Empfang der feierlich schreitenden seligen Scharen hin-

Digitized by Google

Madonna mit der Nuß
Gemälde vom Meister des Bartholomäus-Altars. Um 1500

Digitized by Google

Die heilige Barbara und die heilige Dorothea
Mittelstück eines Triptychons des Meisters der heiligen Sippe. Köln 1510

ausgetreten und mit ihm einige langgewandete Engel, die Ankommenden zu begrüßen. In der gegenüberliegenden Ecke zieht der höchste der Teufel Vertreter aller Stände in sein Reich, während in der Mitte in einer räumlich kühn gesehenen Massenwirkung die Menge der Auferstandenen nach vorn drängt zum Gericht. Über diesen drei Szenen und den drastischen Einzelgruppen des Vordergrundes thronen festlich groß in den Umrissen und in der tiefen Klarheit der Farben Maria und Johannes zu seiten des Richters. Als Flügel gehören zu dieser Altartafel die kleinfigurigen Bilder mit dem Martyrium der Apostel, die heute im Staedel in Frankfurt aufbewahrt werden.

Wie sehr Lochner sich in Stimmung und Art der Kölner Malerschule eingelebt hat, zeigt am schönsten das kleine, in jeder Hinsicht köstliche Bild der Maria in der Rosenlaube, eine der strahlendsten Perlen der Kölner Galerie. Geschmeidehaft erglänzen die heiteren Farben, lieblich und voller Poesie ist die Erfindung, die Engelschar, der sich öffnende Vorhang, durch den man das himmlische Idyll erblickt, die Majestät und kindliche Anmut zugleich der Gottesmutter. Mit der gesteigerten Naturkenntnis und der sehr überlegten Komposition wirksamen Aufbaus bereichert und vollendet er, was ein Menschenalter zuvor die Kölner begannen.

In wenigen Schnellzugsstunden legt der Reisende heute den Weg von Köln nach Gent und Brügge zurück; und in den Zeiten der Hanse trug der verkehrsreiche Rheinstrom täglich befrachtete Kähne auf dem Niederrhein denselben Weg hinauf und hinab; niederländische Schiffer waren die Unternehmer, die von Köln z. B. die Menge der Steinzeugkrüge in regelmäßigen Fahrten in die Niederlande und weiter nach den Ufern der Nordsee verluden. Daß trotzdem in Lochners Tagen die Kölner Maler nichts von den unerhörten, großartigen Erfolgen zu wissen scheinen, die in den Niederlanden zu der Erneuerung der europäischen Kunst geführt haben, bleibt verwunderlich. Erst

Digitized by Google

Die heiligen Christina und Gudula empfehlen die Stifterinnen Christine Hackeney und ihre Tochter
Flügel des Triptychons vom Tode Mariae. Gemälde von Joos van Cleve. 1515

nach 1450, nach Stephan Lochners Tode, tritt der Umschwung ein, der nun mit einem Male die Kölner Maler völlig zu Hörigen der großen Niederländer macht. Weniger die Eycks als Rogier van der Weyden in Brüssel und namentlich Dirk Bouts in Löwen werden als Führer verehrt, bei denen die Kölner Malergesellen ihre Lehrjahre verbringen. Was sie da Neues lernen, das ist der klare, scharfsichtige Wirklichkeitssinn, der den Goldgrund zu verschmähen beginnt, die Landschaft mit ihrer Raumtiefe liebt, die in duftigem Blau sich verfärbt, Gewänder mit ihren Stoffmustern, die Tracht und den Kopfputz in modischem Schnitt, Waffen und Gerät mit greifbarer Deutlichkeit aller Zierate und Einzelformen abbildet und schließlich aus jedem Kopf ein Bildnis macht. Dieser Realismus und das brüchige Faltengeknitter der Gewänder, das zugleich im Drang nach reichster Bewegung entsteht, zerstören jene klassische, festliche Ruhe und Größe, die Lochner als letzter Erbe der monumentalen Gotik sich gewahrt hatte. Damit beginnt zugleich eine Verweltlichung des einst so überirdisch gottseligen Wesens der alten Kölner Malerei, eine anfangs nur leise Störung der Harmonie gefühlvollen Überschwangs innerlich erschauter Schönheit.

Der Meister des Marienlebens — vielleicht war sein Name Hans von Düren — ungemein fruchtbar und bahnbrechend in seiner langen Tätigkeit von 1460 bis gegen 1490, ist der Führer des neuen Geschlechts. Eine Reihe von großen Altären und kleinen Andachtsbildern seiner Hand besitzt das Museum. Und wahrscheinlich sind auch die acht Tafeln aus der Leidensgeschichte Christi in seiner Werkstatt entstanden, die nach ihrem früheren Besitzer die Lyrersbergische Passion genannt werden. Wie die Naturbeobachtung verfeinernd und bereichernd die Ausdrucksmittel des Malers gesteigert hat, verraten Köpfe und Hände am schönsten: unvergleichlich im Ausdruck sind die Hände des heiligen Bernhard, der, ein stiller Gottesmann, väterlich und doch

Digitized by Google

Himmelfahrt der S. Maria Egyptiaca. Gemälde von Hans Baldung-Grien. (Ein durchgehender Streifen von etwa 20 cm am linken Rande des Bildes ist um 1600 erneuert)

Buch hält, in dem er zuvor studiert hat. In solchen Kabinettstücken kleinen Umfangs spricht das Können dieser verfeinerten Kunst sich oft stärker und freier aus als in den großen Altartafeln. Nicht weniger fruchtbar wie dieser, dem Ideal der Renaissance schon näher und darum nicht mehr so dünn und eckig in der Zeichnung, nicht mehr so gehemmt in den Bewegungen ist der bis nach 1510 tätige Meister der hl. Sippe; er dankt seinen Namen dem großen kostbaren Triptychon, das er 1505 für den reichen Finanzmann und Kriegszahlmeister Kaiser Maximilians, Nicasius Hackeney, gemalt hat, und in dessen Mittelbild die damals so beliebte Darstellung der Verwandtschaft des Christkinds dargestellt ist: Maria und Anna und die Frauen und Männer der Sippe mit ihren Kindern in freundlich sonntäglicher Versammlung. Auf den Flügeln sieht man vor einer Rheinlandschaft, in der ich die Formen des Siebengebirges zu erkennen meine, die Stifter des Gemäldes kniend mit ihren Patronen, die sie den himmlischen Herrschaften auf dem Mittelbilde empfehlen. Reicher Aufwand an Brokat und Gold, gewählte Pracht der Gewänder und der Architektur, festliches Gedränge als Motiv der Komposition lassen die dekorative Begabung des Meisters erkennen, dem bezeichnenderweise auch jene vortrefflichen Glasgemälde im Nordschiff des Kölner Doms zu verdanken sind, die zwischen 1506 und 1510 entstanden.

ein wenig scheu und behutsam dem Christkind seine Rechte liebkosend auf die Beinchen legt, während die Linke geruhsam das

Aber die stärkste Persönlichkeit in dieser

Digitized by Google

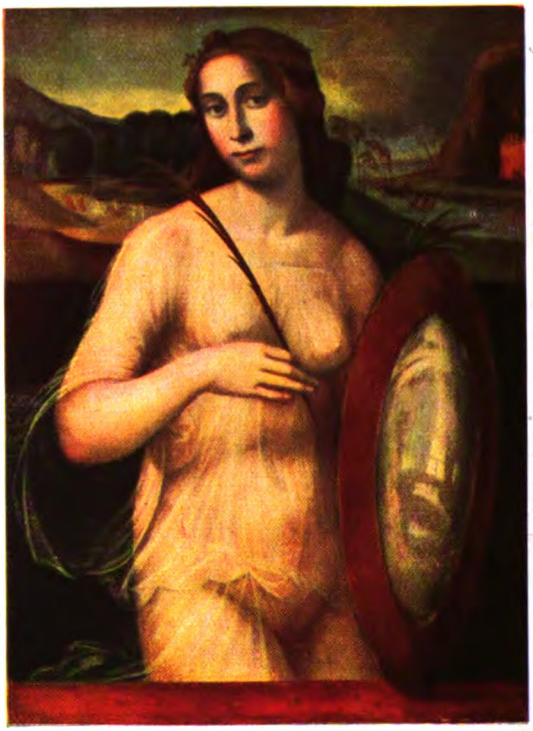
Generation ist der Meister des Bartholomäusaltars, von dem das Museum drei Meisterwerke besitzt: zwei Flügelaltäre, die 1500—1501 für den Lettner der Kölner Kartause gestiftet wurden und das kleine Marienbild, das wir hier abgebildet haben. Schon in der Erfindung seiner Bilder sträubt er sich gegen Typus und Schablone; seine Zeichnung ist von einer schongauerhaft zierlichen Schärfe und Lebendigkeit, goldschmiedehaft preziös; und das strahlende Email seiner hellen blumigen Farben ist unvergleichlich; ein Meister, der wohl wenig mehr Anteil hat an dem frommen Stimmungsgehalt seiner heiligen Motive, dessen einzige Leidenschaft das Malen ist. Fast könnte man von Virtuosität sprechen, wenn diese Malerei nicht von so unerhört solidem Handwerk wäre. Die Hautfarbe der Rothaarigen, der unschöne, drollige Kinderkörper eines zufälligen Modells, die meisterhaft gemalte Walnuß auf der Fensterbank, sind Kennzeichen dieser Wesensart des Meisters, dem das himmlische Blau des Marienmantels und die köstlichen kleinen Landschaftsausschnitte ebenso gelingen, wie der scheinbar aus Silber getriebene Baldachinbogen über der Maria und der schummerig weiche Brokat des Thronhintergrundes. —

Mit diesem großen Unbekannten, der noch einmal die überlieferte Schönheit der alten Kölner mit neuem Zeitgeist belebt hat, ist die innere zusammenhängende Entwicklung der Schule zu Ende. Der Meister von S. Severin und seine Schüler bringen aus holländischen Quellen fremde, fruchtbare Neuerungen und schlagen mit einem harten Realismus der Zeichnung und einer Vorliebe für starke Betonung von Licht und Schatten andere Wege ein, während in Süddeutschland die große Zeit der deutschen Malerei angebrochen ist, in der die großen in Köln fehlenden Malercharaktere von stärkster persönlicher Prägung das Erbe der Gotik zur höchsten Reife bringen. Von Albrecht Dürer ein Gemälde zu besitzen, das schon mehr als 200 Jahre in Köln seine Heimat hat, ist der Stolz des Museums: es ist die eine Hälfte des Jabbachaltars, der um 1503 entstanden sein wird; das Gegenstück, das mit dieser Tafel ein Diptychon bildet, wird im Städel-

Pfeifer und Trommler. Gemälde von Albrecht Dürer. Um 1503

Digitized by Google

schen Institut in Frankfurt aufbewahrt. Es stellt den am Boden kauernden Hiob dar, dem seine Frau einen Scheffel Wasser überschüttet; von dem roten Gewand dieser Frauengestalt ist ein Stück noch auf unsrer Tafel sichtbar. Trommler und Pfeifer, die Dürer mit wohlerwogenem dramatischen Geschick so zusammengestellt hat, daß die führende Gestalt schlank in wellig bewegtem, sehr lebendigem Umriß, farbig akzentuiert, sich abhebt von dem breit und ruhig dahinter stehenden Begleiter,



Allegorie der Keuschheit.
Gemälde von Giacomo Francia (1486—1557)

sind also die Musikanten, die Hiobs Gemüt erheitern sollen.

Sehr wahrscheinlich besitzt das Museum auch ein Werk von Dürers Jugendgenossen und Freund Hans Baldung. In einer deutschen Waldlandschaft von üppigem Grün kommt der Kardinal von Alexandrien in die Einöde, um die Heilige zu besuchen, die dort 40 Jahre ohne Kleidung und Nahrung als Büßerin gelebt hat; da sieht er grade, wie die Engel sie in den Himmel entführen. Ein dritter unter den großen

Verkündigung aus der Folge der Ursulabilder des Meisters von S. Severin

Digitized by Google

Venus mit Amor als Honigdieb. (Er hält eine Honigwabe in der Hand und wird von Bienen verfolgt)
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. 1531

Meistern der deutschen Renaissance, der Wittenberger Lukas Cranach, ist mit drei Werken vertreten: er hat das neue Zeitalter des Humanismus am stärksten erlebt; und wie er der Reformation mit offenem Sinne zugetan war, so hat er auch aus dem „heid-

Digitized by Google

nischen" Wesen der Gelehrten am sächsischen Hofe Anregungen gewonnen für die Stoffe seiner Gemälde. Wie er als unbeirrter Gotiker Frau Venus zu einem zierlich schreitenden schlanken deutschen Mädchen macht, mit Kopfputz, Halsschmuck und Schleiertüchlein, gehört zu den köstlichsten und persönlichsten Erfindungen deutscher Maler.

Nicht eigene Italienfahrten oder andere unmittelbare Berührung mit italienischer Kunst haben in den Kölner Werkstätten die Renaissance bekannt gemacht; den Anstoß zu dem Umschwung gaben vielmehr die Niederlande. Joos van Cleve aus Antwerpen führt um 1515 für jenen Bankier Hackeney die beiden Gemälde vom Tode Mariae aus, von denen das eine in München, das andere in der Kölner Galerie aufbewahrt wird. Auf den Flügeln des Triptychons in ruhiger weiter Landschaft knien die Stifter und Stifterinnen, von ihren Namenspatronen empfohlen, als vollendete Renaissancebildnisse. Derartige Werke waren es, in denen Architektur und Kostüm, Gebärden und Posen des neuen Stils in Köln zuerst bekannt wurden.

Während der Einfluß der Antwerpener Manieristen im Figurenbild jene überzeugende ausdrucksvolle Innigkeit der Gotik gründlich zerstört, blüht dafür das Bildnis unter den Händen des geschickten und produktiven Bartel Bruyn in seltener Vielseitigkeit auf. Mit seinen Söhnen endigt die Blütezeit der Kölner Malerei.

Wie der übrige Besitz an alter Malerei im Kölner Museum größtenteils bodenwüchsige eigene Kunst ist, so ist die kleine Gruppe von italienischen Werken des 15. und 16. Jahrhunderts, die einen Saal der Galerie füllen, mehr zufälliger Art: Einige Sienesen der Frühzeit, einige große Altartafeln von repräsentativer Haltung, ein reicher Paris Bordone mit prunkender Renaissancearchitektur im Hintergrund versammelt um ein Altarrelief der Robbiawerkstatt geben wenigstens einen Begriff von dem Wesen italienischer Malerei, so wie anderseits die Niederländer von Bosch und Scorel bis Hemskerk und die Vlamen durch eine Anzahl charakteristischer Werke vertreten sind.

In einem zweiten Aufsatz wird Prof. Dr. H. F. Secker die nachmittelalterliche Malerei des Wallraf-Richartz-Museums bis zur Gegenwart behandeln.

Bildnis der Frau Helena Salsburg
Gemälde von Bartholomäus Bruyn. 1549

Digitized by Google

Abschied vom Paradies

Ein Roman unter Kindern / Von Frank Thieß

Für den Sommer des Jahres 19 .. prophezeiten alle Zeitungen schlechtes Wetter. Besonders der Juli sollte kalt und regnerisch werden. Die Bauern wurden bedauert und gewarnt, indem man sie auf die Gefahren überraschenden Hagelschlags aufmerksam machte. Freilich ließen sich die Bauern und Landwirte nicht zu sehr davon beeindrucken. Größeren Einfluß hatten diese ungünstigen Voraussagungen auf die Städter. Jedenfalls beschloß Architekt Brassen, die Schulferien seines Sohnes, des Gymnasiasten Wolf, heuer nicht in der Schweiz oder in Oberbayern zu verbringen. Er wählte vielmehr einen kleinen Ort an der Südostecke des Harzes, Leinefelde genannt, zum gemeinsamen Sommeraufenthalt.

Dieses Leinefelde lag lieblich an einem Flüßchen, dessen Bedeutung in der Geographie nicht übermäßig unterstrichen zu werden pflegte. Jenseits zeigte zwischen Pappeln, Buchen und Fliederbüschen eine Niederlassung ihre Ziegel- und Strohdächer, während diesseits, tiefer im freundlichen Wiesental, die Mühle lag, eine Art Hotel, das der ehemalige Hofgärtner Bitterfeld gekauft und umgebaut hatte.

Wolf Brassen, dem vierzehnjährigen Sohne, war es nicht recht, daß die Eltern in einen obskuren Ort, den niemand kannte, reisen wollten. In seiner Klasse pflegte der Lateinlehrer vor Beginn der Sommerferien alle Schüler auszufragen, wohin sie dies Jahr führen. Die, welche lange Reisen unternahmen, wurden ersucht, ihm Ansichtspostkarten zu schicken, die andern hingegen oder gar die, welche zu Hause blieben, mit gleichgültigem Nicken abgespeist. Als Wolf Brassen nun auf die an ihn gerichtete Frage seines Lateinlehrers „Leinefelde" antwortete, fragte dieser: „Wo liegt denn das?", und als er sagte: „Am Harz", nickte der Lehrer und wandte sich an den nächsten. Der fuhr natürlich nicht nach Leinefelde, sondern nach Venedig. Der Lateinlehrer rief: „Ah, Venedig!" und setzte hinzu: „Ich hoffe, von dir eine hübsche Ansichtspostkarte zu erhalten."

Dies war die Ursache, warum Wolf Brassen ungern nach Leinefelde reiste.

Außerdem schien die Prophezeiung der Redakteure sich erfüllen zu wollen. Der Tag, an dem Architekt Brassen mit Frau und Sohn den Zug bestieg, ließ sich übel an. Der Himmel hing voller Wolken; es begann zu regnen. Wolf schaute mißgelaunt und stumm aus dem Fenster. Als sie dann gegen Nachmittag mit dem Wagen von der Station abgeholt wurden und die fruchtbare Landschaft im vollen Grün des Juli, erfrischt von der Feuchtigkeit, ihnen entgegen atmete, ging ein frohes Schauern über sein Herz. Sogar der Vater, dessen Gesicht in bösen Falten lag, schaute erstaunt auf den großen Fleck blauen Himmels, in den sie mitten hineinfuhren.

„Nun, siehst du," sagte Frau Brassen zu ihrem Mann, „warum hast du die ganze Reise über das Wetter geklagt? Es wird schön, die Sonne kommt heraus."

„Warte nur ab," antwortete Brassen düster. „Wolf, zieht es nicht dort? Setz' dich lieber hierher."

Wolf schüttelte den Kopf. Was, ziehen! Ein Mann fürchtet nicht gleich etwas Wind im Nacken. Aber der Vater hatte natürlich vor allem Angst.

Inzwischen ging es lustig über die Felder, die Pferde rochen gut nach Pferd, das Leder knarrte, der Kutscher schnalzte, immer heller wurde die Natur. Frau Brassen, die aus allen Dingen das Tröpflein Honig zu saugen verstand, sah mit ihren klugen blauen Augen heiter in die wogende Landschaft. Es war die Gegend, in der Bürger seine „Lenore" gedichtet, sich gehärmt und geschwärmt hatte. „Welch tiefes, deutsches Land," sagte sie leise. Doch Wolf nahm dieses Wort als eine Äußerung des Patriotismus und mißbilligte es, obwohl er seine Mutter sehr liebte und ihrer Stimmung gegenüber der pessimistischen des Vaters den Vorzug gab.

Um die Teestunde langten sie in der Pension an. Frau Bitterfeld empfing sie an der Pforte des alten Hauses. Man bezog die Zimmer, öffnete die Koffer und nahm in der Veranda den Tee ein. Jetzt stellte sich auch Herr Bitterfeld, der Eigentümer der Mühle, ein, machte eine Verbeugung und postierte sich in devoter Haltung neben einen Stuhl, dessen Lehne seine rechte Hand umklammerte. Er sah unbedeutend aus, war eingebrannt, glatzköpfig und richtete seine ausdruckslosen, hellblauen Augen bald auf Herrn Brassen, bald auf seine Frau. Er hatte früher einmal einen Sonnenstich bekommen und zeigte seitdem schlechte Gesundheit. Die Hauptarbeit im Hause lag

Digitized by Google

auf den Schultern seiner betriebsamen Gattin. Er selbst schrieb mit ungelenker Hand Briefe, Rechnungen und Akzepte. Während die Familie Brassen Tee trank, erzählte er, daß sie nicht die einzigen Gäste im Haus seien; o nein, es wohnten schon einige in der Mühle. Beispielsweise Frau Bankdirektor Mirtiz mit Tochter, ferner eine Oberlehrerin am Lyzeum in Halle (er sagte: Lizeum), sie heiße Fräulein Säuberlich, und endlich ihre Freundin, eine verwitwete Frau Hauptmann Küster aus Berlin. Jedes Jahr käme Frau Kaufmann Gray aus Annenstedt herüber, begleitet von ihrem fünfzehnjährigen Sohne.

„Vielleicht ein Spielgefährte für unseren Wolf?" meinte Frau Brassen.

„Gewiß," bestätigte Bitterfeld.

„Nun, und das Wetter?" fragte der Architekt, „was wird mit dem Wetter? Die Zeitungen haben Hagelschlag prophezeit."

„Ich glaube, es wird sich aufklären," erwiderte der Wirt, „die Bauern sind zuversichtlich."

„Siehst du," wandte sich Frau Brassen an ihren Mann.

„Wart' nur ab," sagte er, „das Barometer steht nicht gut. Haben Sie ein Barometer im Hause?"

„Jawohl, gleich am Eingang zum Speisesaal." Damit empfahl sich Herr Bitterfeld. Auch Wolf stand auf, um ins Freie zu gehen.

„Lauf nur nicht zu weit, es kann regnen!" rief ihm der Vater nach.

„Nein doch," brummte Wolf böse. „Ich werd' schon nicht krepieren." O, er haßte des Vaters Angst um seine Gesundheit. Alle sagten, er sei zart, weil er keinen Zentner wog, sondern schmal und ein wenig blaß war. Doch er fühlte sich gesund, lebenshungrig und begierig nach Abenteuern, denen er lieber in den Pampas von Südamerika als im sanften Laubwald des Einetales nachgegangen wäre. Hier gab es ja nicht einmal Schlangen, geschweige denn wilde Affen oder Ureinwohner, vor denen man sich in acht zu nehmen hatte. Deutschland war in dieser Hinsicht ein spießiges Land, in dem kein Heldenstück mehr vollbracht werden konnte.

Fürs erste beschloß Wolf, die Gegend zu rekognoszieren und dies möglichst unbeobachtet zu tun. Ein Blick zum Himmel belehrte ihn, daß seines Vaters Unkenrufe lächerlicher Einbildung entsprungen waren. Die Sonne schien hell über den Wiesenweg, dessen Rain sich mit vielen bunten Blumen bestickt hatte. Wolf bog nach wenigen Schritten seitlich zum Walde ab, stieg quer durch Gehölz und Tannenpflanzungen bergauf und gelangte zu einer Lichtung, von der sich ein weiter Blick ins Flußtal öffnete. Jenseits des Ufers wogten gelbe Roggenfelder, darüber hinaus hob sich die Landschaft sanft zu bewaldetem Höhenzuge empor. Dunstig standen am Horizont, halb im Gewölk verborgen, die Harzberge. Als er sich umsah, bemerkte er keine zehn Meter entfernt eine Bank, auf der die Worte Juliusruh zu lesen waren. Die Bank verstimmte ihn. Nein, in Deutschland gab es nichts Wildes mehr. Trotzdem nahm er auf der Bank Platz, doch so, daß seine Füße auf dem Sitz standen, während er selbst die Lehne als Bank erwählte.

Kaum hatte er es sich auf diese Weise unbequem gemacht, als er Stimmen vernahm, die den Weg zur Juliusruh heraufkamen. Er sprang von der Lehne und versteckte sich im Gebüsch.

Durch die Zweige eines dichten, verwilderten Holunderbusches erkannte Wolf in dem langen, dünnen Menschen, der vielgeschwätzig mit einem andern voran ging, den Neffen des Herrn Bitterfeld, dem sie begegnet waren, als sie ihre Zimmer verließen. Sein Begleiter sah klug und schweigsam aus. Er trug sein Blondhaar etwas effektvoll zurückgekämmt und hielt in der Rechten ein Buch. Hinter ihm gingen zwei Mädchen, von denen die eine, schlank und braun, ein feines Dirndlkostüm trug. Die jüngere glich der Illustration zu einem Märchenbuch. Sie hatte zwei lange hellblonde Zöpfe, wasserblaue Augen und jenen Ausdruck ahnungslosen Nichtwissens, der nur in Kindesgesichtern liegt, in denen noch nichts erwacht ist.

Als die vier vor der Bank standen, nahmen drei sofort Platz. Der junge Mensch mit dem Buch aber trat vor die Halde und schaute ins Tal hinunter.

Wolf rührte sich nicht. Die Zöpfe der kleinen Blonden waren so nah, daß er sie mit einem Stöckchen hätte berühren können. Es zwackte ihn der Wunsch, dies zu tun.

„Vorlesen, Dietrich!" rief jetzt das braune Mädchen in dem Dirndlkleid. „Etwas recht Trauriges!"

Der Neffe des Herrn Bitterfeld legte den Arm um das blonde Kind und rief mit gemachter Wehmut: „Etwas zum Weinen, ja? Huhuhu."

Die Kleine lachte. Doch das braune Mädchen verwies es ihm.

Dietrich drehte sich von der Landschaft ab und sagte: „Also Susanne will etwas Trauriges, Ewald will weinen, und was willst du, Zis?"

Digitized by Google

Die Kleine lachte. „Bonbons!“ rief sie.

Wolf erschrak. Weiß Gott, er trug in seiner Tasche Bonbons noch von Berlin her. Wundervolle saure Drops in einer weißen Tüte. Wenn er jetzt dem Kinde diese Bonbons zuwürfe —

„Haben wir nicht, du Freßsack!“ rief Ewald, der Dünne, und zeigte zum Beweis seine leeren Hosentaschen. Aus der linken fielen ein großer Nagel, eine Schnur und ein paar hübsche Kiesel.

Dietrich hob entschuldigend sein Buch: „Liebes Zischen, wenn ich zaubern könnte, dann hättest du jetzt eine volle Tüte.“

Indem flog vom Gebüsch her ein harter Gegenstand in weißem, etwas fleckigem Papier an den blonden Zöpfen der Kleinen vorüber auf die Erde. Die drei auf der Bank schrien auf, sprangen hoch und stürzten sich auf die Tüte, welche etwa ein Dutzend völlig verklebter, bereits weich gewordener Drops enthielt. Ein Wunder war geschehen.

Nein, es war kein Wunder geschehen, denn die Zweige hinter dem Holunderbaum knackten, man konnte deutlich eilige Schritte hören, die sich schleunigst entfernten. Dietrich und Ewald nahmen die Verfolgung auf. Wolf Brassen, des Weges unkundig, wurde vor einer Tannenschonung erwischt und den Mädchen gezeigt.

„Hurra!“ rief Ewald. „Haben ihn!“

„Wo hast du denn die Bonbons her?“ fragte Dietrich.

„Vom Baum gepflückt,“ sagte Wolf und versuchte, sich zu wehren. Doch als er vor den Mädchen stand, ließen sie ihn frei.

Die kleine Blonde trat lutschend vor ihn hin, knickste und sagte: „Danke schön.“

„Es sind Drops,“ versetzte Wolf verlegen.

Susanne betrachtete ihn aufmerksam. Sie bemerkte, indem sie die Hände auf den Rücken legte: „Deine Bonbons waren aber ganz zusammengeklebt.“

„Ich hatte sie in meiner Hosentasche gehabt,“ verteidigte sich Wolf.

„In seiner warmen Hosentasche,“ erläuterte Dietrich lächelnd.

„Na, ich danke,“ sagte Susanne und ging zur Bank.

Wolf bemerkte, daß Franzlskas Appetit durch diese Entdeckung nicht vermindert worden war. Sie zerknackte krachend einen neuen Bonbon und bot ihm selber vom Rest an. Er lehnte ab. Auch Susanne lehnte ab, wobei sie ihre kleine Hand leicht abwehrend emporhob. Ewald und Dietrich griffen zu.

Wolf war es nicht ganz gemütlich. Er sagte „adjüs,“ wollte gehen. Doch die Kinder ließen es nicht zu, und Franziska hängte sich sogar an seinen rechten Arm.

„Bleib doch,“ bat sie.

Da blieb er.

Susanne sagte: „Nun hat ja Zischen ihre Bonbons bekommen, und wir können ans Lesen gehen. Los, Dietrich, lies jetzt mal was vor, oder sind deine Seiten auch verklebt?“

Dietrich verneinte und fragte, ob denn der neue Gast, dessen Namen sie noch nicht einmal wüßten, nichts dagegen hätte.

„Mir ist's egal,“ sagte Wolf. „Ach so: ich heiße Wolf Brassen.“

„Ich bin Dietrich Gray.“

„Ich Ewald Dümmler, und das da ist meine Kusine, die kleine Zis, und jene junge Dame ist Fräulein Mirtiz.“

Alle lachten. Susanne zeigte Ewald einen Vogel an ihrer Stirn, indem sie dazu „rrrrr“ machte.

„Susanne Mirtiz,“ sagte er.

Wolf fühlte sich verpflichtet, nach dieser Vorstellung allen die Hand zu reichen. Als er Franziskas Hand in der seinen hielt, klebte sie, Susanne aber nahm eine hochmütige Haltung ein und beobachtete ihn scharf, während er ihre kleine braune Hand zaghaft drückte.

„Also los jetzt!“ rief Ewald und knipste mit den Fingern.

Franziska nahm noch rasch einen Bonbon. Dietrich trat vor die Landschaft, schlug das Buch auf und las:

„Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen —“

„Ach nö, das nicht,“ unterbrach ihn Susanne, „das haben wir gerade in der Schule auswendig gelernt. Hat er nicht sonst noch was geschrieben?“

„Es soll doch traurig sein?“

„Nein, meinethalben auch lustig.“

„Du wolltest vorhin etwas Trauriges lesen,“ sagte Ewald.

Dietrich blätterte und hub an:

„Stimme des Regens

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Und plötzlich wankt die Distel hin und wider,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.“

Digitized by Google

Das Gedicht fand allgemeinen Beifall. Susanne wollte noch mehrere hören, womöglich solche, in denen ein Sonnenuntergang geschildert würde, doch Franziska widersprach, auch Ewalds Bedarf an Poesie war gedeckt, und man einigte sich auf ein Pfänderspiel, in dem Wolf mithalten mußte.

Die Zeit schritt voran, die Kinder wurden warm und schlossen Freundschaften. Wolf hielt einmal mit lautem Trara die beiden strohblonden Zöpfe Franziskas in seinen Händen und fühlte, als er ihr erhitztes Gesicht sah, große Hingegebenheit zu den reinen Zügen. Auch benutzte er einen stilleren Augenblick, um seinen Arm über ihre Schultern zu legen. Es sah dies niemand außer Susanne, die sich rasch abwandte.

Die Sonne sank tiefer, ein ruhiger Juliabend machte sich daran, das Tal in warmen Dunst zu hüllen. Von Leinefelde her begann ein Glöcklein zu läuten.

„Horcht," sagte Dietrich und hielt inne. Alle lauschten. „Welch feierliche Stille! Hört ihr das Abendgeläut?"

Ja, alle hörten es. Sie drängten sich vor den Blick ins Tal und schauten hinüber zu den fernen Harzbergen. Wolf sah Franziska an.

„Wie alt bist du?" fragte er sie leise.

„Ich werde zehn," antwortete sie.

„Ich bin vierzehn," sagte er.

Dietrich deklamierte:

„Drüben will die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief,
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich so still, so tief ..."

Susanne drehte sich um, streifte Franziska mit dem Ellenbogen, daß sie „au" rief, und sagte: „Ich geh' heim!"

Damit machten sich alle auf und gingen ins Tal. Die zwei Mädchen voran, die drei Knaben hinterdrein.

Abends lernte Wolf jenes Fräulein Säuberlich kennen, von dem Herr Bitterfeld berichtet hatte. Er fand sie alt und abgeschmackt: ein üppiges Fräulein zwischen dreißig und vierzig mit aufgebauschter Frisur und viel unnötigen Bewegungen. Als sie Dietrich sah, rief sie: „Herr Gray!" und übergab ihm ein Buch, um das sie dieser angeblich gebeten hatte. Es war „Mozarts Reise nach Prag", und Fräulein Säuberlich fand die Novelle „meisterlich". Dietrich versprach, sie zu lesen. Er hatte eine verschlossene und ruhige Haltung, die Wolf gefiel. Sein blondes zurückgestrichenes Haar glänzte messingfarben.

Jetzt nahm auch Frau Hauptmann Küster am Tische Platz und zog ein falsches Lächeln auf, als sie Dietrich Gray im Gespräch mit ihrer Freundin sah. Wolf wandte sich verächtlich ab und hörte stirnrunzelnd, wie sein Vater die Suppe schlürfte.

Architekt Brassen, ein bereits grauhaariger, nervöser und überarbeiteter Herr, hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, das ihm vorgelegte Essen in größter Geschwindigkeit zu verzehren. Er nahm auf gute Formen keinen Bedacht, da er meistens verstimmt war oder an etwas anderes dachte. Alles Flüssige schlürfte er mit einem der Charybdis würdigen Geräusch. Seine Frau runzelte die Stirn, hob die schwachen Augenbrauen und sagte schließlich: „Warum so hastig, Wilhelm, es geht ja auch mit geringerem Dampf. Sieh, jetzt hast du die ganze Suppe schon heruntergegessen, obwohl sie so heiß war."

„Nun, laß mich schon essen, wie ich esse," versetzte er gereizt.

„Aber du weißt nicht, welchen Lärm du dabei gemacht hast," meinte sie lächelnd mit leisem Vorwurf.

Er schob den Teller fort. „Natürlich, immer ich, immer ich!" gab er gekränkt zurück und schaute böse aus dem Fenster in den Garten.

„Ich mache dir ja gar keinen Vorwurf," versetzte Frau Brassen müde.

Er schwieg. Plötzlich zog er sein Taschentuch und schnaubte sich unter lauter Detonation die Nase.

Wolf blickte brennend beiseite, doch niemand beachtete ihren Tisch. Unweit saßen Frau Bankdirektor Mirtiz und Susanne, die ein rotes Kleidchen trug. Frau Bankdirektor Mirtiz war weißhaarig und schön, wie vornehme alte Damen sind. Sie sprach wenig und nur leise. Man konnte nichts verstehen. Susannes Nacken war eingebrannt, sie hatte ihr Haar zu einem Knoten aufgesteckt, benahm sich sehr erwachsen. ‚Ich finde das lächerlich,' dachte Wolf.

Draußen lief mit eingeknickten Knien und schlechter Brusthaltung der lange Ewald Dümmler vorüber. Er stieß einen mißtönigen Indianerlaut, ähnlich „ahuahu", aus und verschwand im Pferdestall.

Nach Tisch spazierte Wolf durch Garten und Wiesen bis an die kleine Brücke, welche über die Eine führte. Der gelblich überhauchte Abendhimmel glänzte im Wasser des Flüßchens wider. Eine ruhige Stunde glitt über die Landschaft.

Wolf hatte bestimmte Pläne; er hoffte Franziska zu treffen. Sollte er sie nicht treffen, wollte er sehen, wie er über eine

Digitized by Google

Furt ans andere Ufer käme, wollte drüben die Stelle bezeichnen, an der er den Fluß passiert hatte, und dann vorsichtig gegen Leinefelde zu schleichen. An der Brücke wurde er aber von Dietrich Gray gefaßt und in ein Gespräch verwickelt, das gemeinsamen Schulerlebnissen galt. Darüber vergaß er sein Vorhaben. Erst als es dunkelte und eine Pause im Gespräch eintrat, fragte er mit scheuer Bewegung den anderen, ob er Franziska schön finde. Gewiß, antwortete Dietrich, es sei ein Dornröschen, und er möge sich nur nicht den Finger am Dorn ritzen.

„Ich kann eigentlich die Weiber nicht leiden, aber die Kleine gefällt mir," versetzte Wolf nachdenklich, und indem er das sagte, fühlte er, wie ihm heiß wurde.

„Ja, ja," erwiderte Dietrich, „man soll lieber die Finger davon lassen."

„Wo — olf, wo bist du?" vernahmen sie die Stimme des Architekten vom Hause her.

„Natürlich, mein Vater hat Angst um mich, ich könnte in den Bach gefallen sein," begehrte Wolf ärgerlich auf.

„Gehn wir," schlug Dietrich vor, „die Macht ist einstweilen noch bei den Alten. Einmal wird auch das anders werden." Es klang wie eine Drohung, und Wolf gab ihm aus überzeugtem Herzen recht.

Am folgenden Morgen, der mit blauem Himmel in die Welt sprang, war Wolf früh auf. Der Kaffee wurde in mühsam zurückgedrängter Hast eingenommen. Er hatte eine Schaukel und Turngerüste entdeckt, an denen er sich trotz des väterlichen Verbotes üben wollte.

Nachdem er am Barren einige Grätschen und am Reck mehrere Kniewellen ausgeführt hatte, erblickte er Franziska, die aus dem Gemüsegarten kam und ein Körbchen mit Erdbeeren trug. Sie blieb stehen und sah ihm zu. Da entschloß er sich, eine Bauchwelle zu riskieren. Sie gelang. Auch eine zweite gelang. Bei der dritten hatte er nicht mehr Kraft genug. Er sprang ab und rief: „Das Holz ist feucht geworden."

„Kannst du aber gut turnen," bewunderte ihn Franziska.

„Es geht," gab Wolf bescheiden zurück. „Das muß noch besser werden. Kannst du die Riesenwelle?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann sie auch noch nicht, aber ich werde sie können. Mein Bruder kann sie glänzend. Sogar ein paarmal hintereinander. Wieviel Klimmzüge kannst du machen?"

„Ich weiß nicht," sagte Franziska.

„Na, schließlich bist du ja ein Mädchen und brauchst sie nicht zu können, aber sie sind ganz leicht. Willst du sie mal probieren?"

Sie stellte das Körbchen mit den Erdbeeren hin und sah ihn an.

„Ach so, du kommst nicht da rauf, du bist zu klein. Komm, ich will dich hochheben."

„Nein, nein," sagte Franziska zurückweichend.

„Du brauchst keine Angst zu haben, ich tu' dir nichts. Hast du Angst vor mir?"

„Nein."

„Du brauchst auch keine Angst zu haben. Ich schütze dich, wenn dir jemand was tun will. Komm, los!" Damit faßte er sie entschlossen um die Taille und hob sie zum Reck hinauf. Franzska schrie leicht und breitete die Hände aus. Er belehrte sie, wie die Stange zu fassen sei und wie sie, wenn sie hing, sich emporzuziehen habe. Doch die Belehrungen blieben ohne Erfolg. Die Kleine schwankte hin und her, zu einem Klimmzug kam es nicht. Da umfaßte sie Wolf wieder vorsichtig und setzte sie auf den Boden.

„Du bist man bloß aus Porzellan," sagte er bedauernd und beglückt darüber, daß es ihr nicht gelungen war. Sie lächelte verschämt, er wollte ihr etwas Besonderes sagen, wußte aber nichts, was ihm würdig schien gesagt zu werden, also sprang er ans Reck und machte mehrere Klimmzüge hintereinander. Dann stellte er sich vor sie hin und fragte: „Sind das eure Erdbeeren?"

Sie nickte.

„Kriegen wir die heute zu Mittag?"

„Ja." Sie lachte. Viele weiße Zähnchen lachten mit. Ach Gott, wie märchenhaft sie war.

Plötzlich fragte Wolf: „Bist du schon versprochen?" Sie wurde rot und antwortete nicht.

„Hast du schon einmal jemand einen Kuß gegeben?"

„Gewiß," lachte sie verlegen. Und dann griff sie zum Erdbeerkörbchen und entschuldigte ihr Fortgehen damit, daß die Mutter auf sie warte.

Wolf wurde nachdenklich. Er ging zum Eineufer, ohne eigentlich zu wissen, was er wollte. Da fand er in einer schattigen Stelle des Gartens seine Mutter lesend in der Hängematte. Sie erkannte ihn gleich und nickte ihm zu. Er kam, setzte sich ins Gras. „Die kleine Zis ist aber hübsch, Mutti."

Frau Brassen dachte einen Augenblick nach, um den Zusammenhang zu finden, dann versetzte sie: „Ein liebes Kind, schade nur, daß sie etwas schielt."

Digitized by Google

Erschreckt fragte Wolf: „Sie schielt?“

„Hast du das noch nicht bemerkt?“

„Nein, ich glaube, du irrst dich, Mutti.“

„Du hast sie wohl noch nicht scharf angesehen. Übrigens tut das doch gar nichts. Es kommt nicht darauf an, wie die Augen stehen, sondern ob das Herz auf dem rechten Fleck ist.“

Wolf antwortete nichts.

Nach einer Weile erhob er sich, sagte, daß er ein wenig ins Dorf hinüber gehen wolle, und verließ seine Mutter.

An der Brücke schnitt er sich mit dem Taschenmesser einen Erlenzweig ab, säuberte ihn vorsichtig von seinen Blättern bis auf die grüne Spitze und schwenkte ihn ein paarmal durch die Luft. Am Geländer stand er und sah ins Wasser. Ein Gedanke ging in ihm auf, wuchs und nahm Besitz von seinem Herzen. Es erschien ihm absurd, daß Franziska schielen sollte, er hatte es ja nicht bemerkt, nur die Erwachsenen, welche immer Dinge sahen, von denen die Kinder nichts wußten und die sie am Ende erst dadurch in die Welt brachten, daß sie sie sahen. Hier galt es, einen Entschluß zu fassen, der ihm allein gehörte. Kurzerhand ließ er die Rute ins Wasser fallen, wandte sich ziemlich gleichgültig zum anderen Geländer, um festzustellen, ob die Strömung sie davonführe, drehte dann nach Hause um und holte aus seiner Kommode einen kleinen Beutel, den er im Blusenausschnitt seines Matrosenanzuges verbarg. Dann nahm er abermals den Weg zur Brücke, blieb nur einen Augenblick am Geländer stehen, spuckte hinein, sah der Fahrt dieses Produktes flüchtig interessiert nach und machte sich ins Dorf auf.

Ein Stück hinter der Brücke, dort wo der Fußweg die Landstraße kreuzte, begegnete ihm ein Revierjäger mit geschulterter Büchse. Ein schmucker Mann, dessen Schnurrbartenden leicht angehoben waren. Er schaute den Knaben mit seinen etwas melancholischen schwarzen Augen gedankenlos an und ging vorüber. Nach einigen Schritten blieb er stehen und zündete sich eine Zigarette an.

‚Das wäre auch ein Beruf für mich,‘ dachte Wolf, ‚vielleicht der einzig anständige in Deutschland für einen Mann. Er belauert die Tiere des Waldes und schießt auf Wilderer, die wiederum ihrerseits auf ihn schießen. Er befindet sich in ständiger Lebensgefahr, jeden Augenblick kann eine Kugel angeflogen kommen. Schade nur, daß es keine Raubtiere mehr in diesem Lande gibt, Löwen, Hyänen und Krokodile. Da hätte man als Förster Aufgaben, die denen der Präriejäger in Amerika nicht nachstünden.‘

Doch wurden diese Vorstellungen bald von lieblicheren abgelöst. Er befand sich vor den ersten Häusern des Dorfes und mußte zusehen, daß er einen Laden fand, der die Ware feilhielt, welche er suchte. Schließlich entdeckte er einen Krämer, der in einem schmalen Fensterchen allerlei Zeug, wie Leinewand, Gummikragen, Chemisettes, Nähgarn und Durchziehband ausgelegt hatte. Auch Schokolade führte er und kleine Fläschchen, aus denen rote und grüne Limonade vermittelst eines Lutschers gesogen werden konnte.

Wolf betrachtete zunächst eingehend das Schaufenster. Es gefiel ihm, es war bäuerlich simpel und hatte nichts von der verschwenderischen Fülle großstädtischer Auslagen. Auch Schreibpapier und Tinte gab es hier zu kaufen, Hosenträger und kleine bunte Bälle, die neben Samentüten lagen. Entschlossen zog Wolf seinen Geldbeutel aus dem Blusenausschnitt, öffnete das von Körperwärme angeheizte Ledertäschchen und prüfte die Barschaft. Es befand sich, zu seiner Befriedigung stellte er es fest, noch ein guter Teil des monatlichen Taschengeldes darin, fünfundachtzig Pfennige, außerdem ein Perlmutterknopf und eine Telephonmarke, die man schlimmstenfalls auch in Zahlung geben konnte. ‚Also gut, gehen wir hinein,‘ rief er sich zu. Die Tür öffnete sich mit gellendem Geklingel. Eine jüngere Frau erschien und fragte nach seinem Wunsch.

„Ich möchte Zopfbänder haben,“ sagte er.

„In Seide?“ fragte die Frau.

Er erschrak. Diese Frage hatte er sich noch nicht gestellt. Mein Gott, ein Zopfband muß natürlich aus Seide sein, zumal wenn man es verschenken will. Aber mit fünfundachtzig Pfennigen Zopfbänder aus Seide kaufen, das kam ihm selbst undurchführbar vor. Immerhin ließ er sich einstweilen nichts von seiner Besorgnis merken und nickte.

„Welche Farbe?“ fragte die Frau.

Auch dies war zu überlegen. Es gibt rote, grüne, blaue, lila Zopfbänder, alle möglichen Farben gibt es. Man muß die Farbe wählen, welche dem Zopf am besten steht. Er schloß halb die Augen und vergegenwärtigte sich das Flachsblond der kleinen Zis. Blau mußte schön darauf aussehen. Auch grün. Vielleicht könnte man auch ein gesprenkeltes oder in Quadrate eingeteiltes Band erhalten, in dem mehrere Farben beisammen waren.

Nein, ein solches Band gab es nicht.

Digitized by Google

Doch hübsche moireeseidene grüne, rote und hellblaue Zopfbänder.

„Wieviel soll's denn sein?“ fragte die Bäuerin.

„Für zwei lange Zöpfe,“ erwiderte er.

„Na, auf die Länge kommt's wohl nicht an,“ meinte sie lachend, „ist wohl die kleine Schwester, was?“

Wolf nickte.

„Auch so blond wie du?“

„Viel blonder. Ganz helles Haar hat sie.“

„Da würde ich rot oder grün nehmen, was?“

Sie rollte das rote Seidenband von der Spule und faltete es zu einer hübschen Schleife, die steif und glänzend wie ein großer Schmetterling auf ihren groben Fingern saß.

Wolf fragte bebend nach dem Preis der Ware und erschrak. Zwei Zopfbänder, die nach Meinung der Bäuerin gut ein Dreiviertelmeter Länge haben müßten, kosteten mehr, als er im Beutel trug. Auch die Telephonmarke rettete ihn nicht.

„Und das blaue?“ fragte er.

„Das blaue ist auch hübsch,“ sagte die Frau, „kostet dasselbe.“

Das blaue Band war wundervoll, ganz hell wie Märzhimmel, dabei breit und glänzend. Es mußte dem hellblonden Haar des Mädchens herrlich stehen, hatte sie doch auch ganz dieselben Augen, lichtes Frühlingsblau. Ach Gott, ihre armen Augen. Ihm fiel das entsetzliche Urteil der Mutter ein, Kümmernis beschlich ihn.

„Ich nehme,“ sagte er unter erleuchtetem Einfall, „nur einen halben Meter. Das reicht dann für einen Zopf, kann aber schlimmstenfalls oben auf dem Kopf angeheftet werden. Meine Schwester trägt manchmal solche Schleifen oben auf dem Kopf.“

Die Frau war zufrieden und ergriff eine Schere.

„Hat das Schwesterchen denn Geburtstag?“ fragte sie.

„Ja, ja,“ antwortete Wolf.

Auf der Gasse steckte er Lederbeutel und Zopfband in den Blusenausschnitt und lief, ganz taumelig vor Glück, eilig heim. Er wollte das Geschenk sofort Franziska überreichen.

Um die Mittagszeit wußten es alle, daß Wolf Brassen der kleinen Franziska Bitterfeld ein seidenes Zopfband geschenkt hatte. Vor Tisch erwischten die Kinder ihn am Flußufer und stellten ihn sofort.

„Du bist ein vornehmer Kavalier,“ lobte Dietrich onkelhaft.

Susanne sah ihn an und schwieg. Zu Dietrich meinte sie geringschätzig: „Das Band ist schön, aber die Zis ist ja viel zu dumm dazu. Die versteht ja gar nicht, was sie damit hat.“

Franziska trug das Zopfband als Schleife am Hinterkopf, so wie es sich Wolf gedacht hatte. Sie lachte, strahlte und war lustig wie alle Tage. Susanne mochte recht haben mit ihrer Behauptung, daß sie von diesem Geschenk nichts verstünde.

Ewald Dümmler aber, der Neffe des Wirtes, sagte zu Wolf: „Au Wetter, da wird der Herr Karsten ein Gesicht machen!“

„Pfui!“ rief Susanne.

Auf Wolfs fragenden Blick fuhr er schadenfroh fort: „Der Revierjäger heißt Karsten. Das ist Zischens Bräutigam.“

„Ist ja nicht wahr,“ rief Franziska verlegen und drehte sich auf dem Absatz um.

„Ist doch wahr!“ schrie Ewald. „Hat er nicht neulich gesagt: ‚Dich heirat' ich mal, wenn du groß bist?' Also mach' dir man keine Hoffnungen, Wolf, die kriegst du doch nicht.“

Diese Erklärung hatte peinliche Stille zur Folge. Wolf wußte nichts zu sagen, fühlte nur Wut gegen Ewald Dümmler, der diesen Satz laut, grob und mit proletarischer Handbewegung vorgebracht hatte. Doch auch die Wut erschien ihm nebensächlich angesichts der großen Enttäuschung und der großen Beschämung, die über ihn kam. Natürlich, der Revierjäger! Ahnte er es nicht, als er ihn heute vormittag traf? Ach nein, nichts hatte er geahnt. Er war ins Dorf gelaufen und hatte von seinem Taschengeld für die Braut eines Fremden ein himmelblaues Zopfband gekauft.

„Es macht nichts,“ versetzte er beherrscht, „mit diesem Zopfband komme ich dem Förster nicht ins Revier. Aber, du verstehst das natürlich nicht.“

Damit wandte er sich ab und ging auf das Haus zu.

Beim Mittagessen hatte er, da es seinem Vater am Fenster zog, das Pech, so zu sitzen, daß er gerade auf Fräulein Säuberlich schauen mußte. Sie lächelte ihm widerwärtig zu, hob den Zeigefinger und drohte, als wollte sie sagen: Schlaumeier! oder: du bist mir der Richtige! Wolf tat kurzsichtig und zeigte ein verschlossenes Gesicht.

Nach Tisch setzte er sich auf die Schaukel. Er dachte an das Unglück, welches ihm widerfahren, und wie er als Mann darüber hinwegkäme. Es war beschämend für ihn, vor allen Leuten als der hoffnungslose Werber um eines dummen Mädchens Gunst dazustehen. Gegen den Revierjäger kam er

Digitized by Google

nicht an. Wie sagte Dietrich? ‚Die Erwachsenen haben einstweilen noch die Macht. Einmal wird auch das anders werden.' Dietrich hatte recht: sollte er sich vielleicht mit dem Revierjäger Karsten schießen? Karsten würde ihn auslachen und davongehen. Es gab nur einen Weg, und diesen wollte er beschreiten.

Indessen trat Susanne wie zufällig in das Rondell, näherte sich ihm und meinte leichthin: „Der Ewald ist ein ungebildeter Mensch. Du solltest dir nichts daraus machen."

Wolf blickte etwas erstaunt auf das braune Mädchen, das ihm bisher nur ablehnend begegnet war.

„Ach du lieber Himmel," rief er, „den habe ich längst vergessen!"

Susanne schwieg und kratzte nachdenklich mit ihrem Nagel an einem Splitter der hölzernen Schaukelstange.

„Liebst du Franziska sehr?" fragte sie kratzend.

„Nein. Außerdem schielt sie."

„So? Ich weiß nicht. Jedenfalls sieht es keiner. Sie ist hübsch, aber noch eine dumme Göre. Sie versteht von allem nichts."

Wolf schwieg. Auch Susanne hörte mit der Bearbeitung der Holzstange auf, legte die Arme auf den Rücken und sah ihn mit ihren graublauen Augen traurig an.

„Kannst du gut schaukeln?" fragte Wolf das Mädchen. „Ich meine: hoch?"

„Gewiß, ich habe eine Eins im Turnen."

Er sprang vom Sitz ab: „Schaukle mal," forderte er sie auf.

Susanne setzte sich und begann erst langsam, dann immer stärker und leidenschaftlicher hin und her zu schaukeln. Schließlich sauste sie durch die Luft, daß ihr Röckchen bis an den Hals flog.

„Es ist gut," sagte Wolf und drehte sich, plötzlich rot geworden, um.

Sofort ließ Susanne die Schaukel ruhiger gehen. Sie sprang ab.

„Kannst du auch Klimmzüge machen?" fragte sie.

„Ja."

„Wieviel?"

„Es kommt darauf an. Nach Tisch nicht soviel wie vor Tisch."

„Das kann ich mir denken," lachte Susanne, „du ißt wohl mächtig viel, was? Jungens müssen viel mehr essen als Mädchen, sie verbrauchen mehr."

Wolf nickte zerstreut.

Schritte näherten sich. Wolf sah seinen Vater im Gespräch mit einem Herrn, der, wie ihn Susanne belehrte, Dietrichs Papa, der Konservenfabrikant Gray, war. Übrigens ein lauter und ungebärdiger Mann. Er war gerade mit dem Wagen aus Annenstedt angekommen und schalt auf die schlechten Wege.

Architekt Brassen rief seinen Sohn heran. Es kam zu einer langweiligen Vorstellung, bei der Herr Gray ihn nach seinen Erfolgen in der Schule fragte.

Susanne war davongelaufen.

Nachmittags machte Wolf einen Spaziergang mit Dietrich, der den Vorfall nicht berührte. Sie erzählten sich allerlei und sprachen von den Hoffnungen der deutschen Literatur. Wolf liebte Gedichte und gestand, daß er schon einige Balladen verfaßt habe.

Ob er sie auswendig könne?

Nein.

Wovon sie handelten?

Eine handelte von der Prärie. Ein Waldläufer durchreite die Prärie, verfolgt von einem Indianerstamm. Er komme in große Lebensgefahr und rette sich nur dadurch, daß er die halbe Nacht auf einer hohen Kiefer sitze. Doch die Indianer entdeckten ihn schließlich auf der Kiefer und beschlössen, den Baum abzuhauen. Er aber spränge lautlos von dieser Kiefer auf eine andere und fliehe davon. Wie nun morgens der Baum fällt — ist er verschwunden. Außerdem habe er noch aus der nordischen Sage Stoff zu zwei Balladen entnommen, die kürzer seien. Dann habe er eine Reihe Aphorismen und Gedankensplitter geschrieben. Dietrich interessierten diese Angaben sehr. Er hoffte, so sagte er in seinem etwas gönnerhaften Stil, in ihm einen jungen Goethe entdecken zu können. Wolf möge ihm nur die Manuskripte zusenden, er wolle sie gewissenhaft kritisieren.

Übrigens habe er, Dietrich, gestern abend ein Poem in Hexametern erhalten, in dem er aufgefordert werde, ebenfalls in klassischen Versmaßen zu antworten. Ob er raten könne, von wem dieses Poem sei.

Von Susanne?

Du lieber Gott, nein, von keinem der Spielgefährten, sondern von Fräulein Säuberlich. Else Säuberlich, Oberlehrerin an einem Lyzeum in Halle.

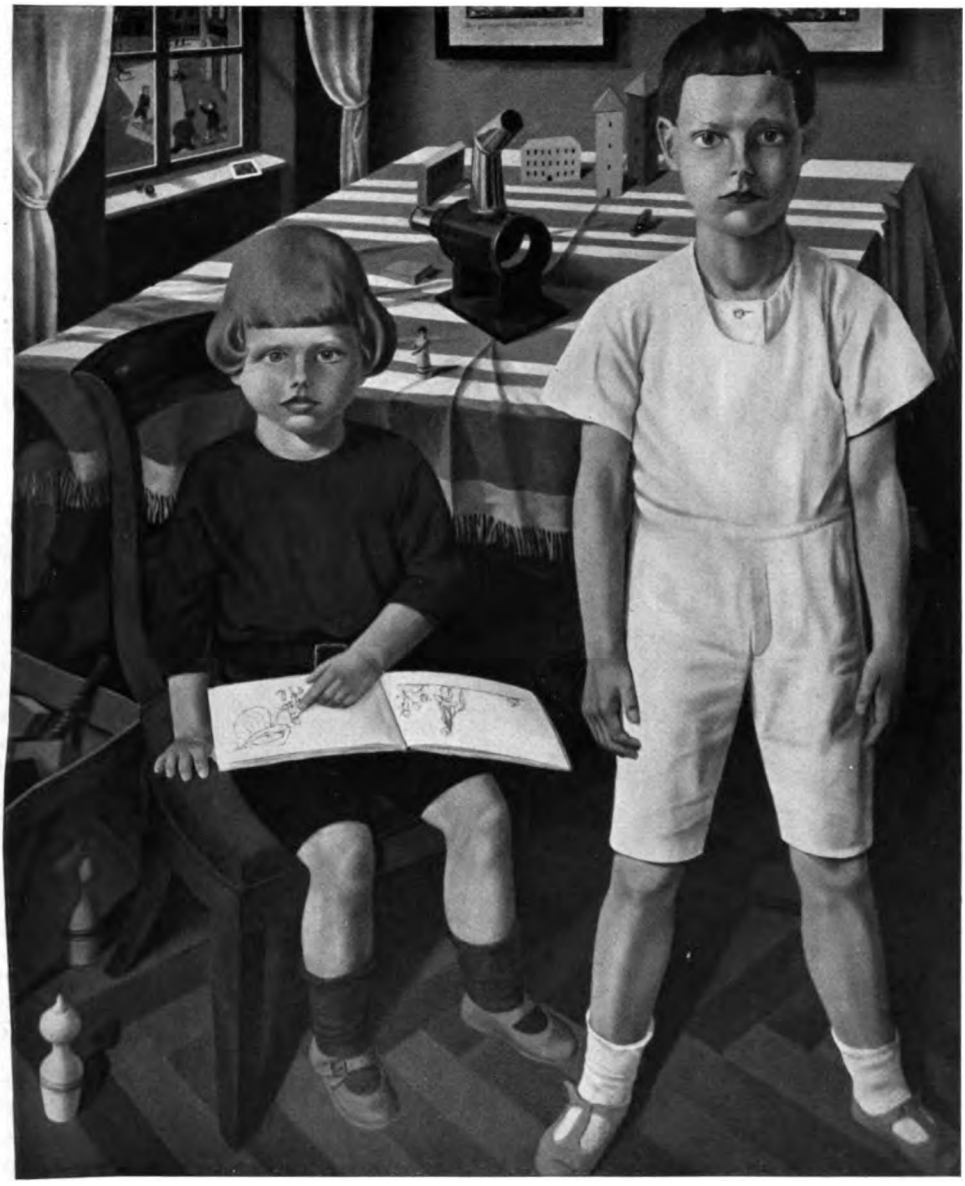
Wolf heuchelte Interesse.

„Immerhin," sagte Dietrich, „sie hat es nicht übel gemacht. Die Versmaße sind richtig, wenn auch nicht homerisch. ‚Andra moi ennepe, musa, polytropon . . .' Ihr habt doch schon Griechisch?"

„Selbstredend."

„Die Verse sind richtig, doch es fehlt der Fuß der Muse. Sie sagt zum Beispiel:

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde von Prof. Wilhelm Schnarrenberger

(Mannheim, Ausstellung „Neue Sachlichkeit")

Digitized by Google

Digitized by Google

Stürmend durcheilte mein Fuß des Harzes grünende Wälder,
Nirgends fand ich die Ruh', welch' meine Seele begehrt."

„Abscheulich," bemerkte Wolf. „Alte Frauen sollten sich nicht mehr in durchsichtige griechische Gewänder stecken."

„Ich bin ähnlicher Ansicht und will sie in meiner Antwort die ‚Sappho von Leinefelde' nennen. Vielleicht merkt sie was."

Wolf winkte gelangweilt ab. ‚Was wird die schon merken?' dachte er.

Indessen hatte sie der Weg an eine von Gebüsch und Waldung locker umrahmte Wiese geführt, die sich zur Eine abwärts senkte. Die Landschaft verlor den weiteren Blick auf Hügel und Harzberge und verengte sich zu blühendem Idyll. Der Himmel war tiefblau, und weil er so blau war, wußte auch das Wasser des Flüßchens nichts anderes anzufangen und war ebenfalls blau. In diese blaue Stille stiegen die Lerchen und trillerten ihre zuckende Luft in den Raum.

Die beiden blieben stehen und überlegten, welche Richtung sie wählen sollten. Da schlug Dietrich vor, sich ans Wasser zu legen und in den blauen Himmel zu schauen. Sie liefen über die Wiese und versuchten Rad zu schlagen, was keinem von ihnen gelang. Doch Dietrich konnte einen leidlichen Handstand zu Wege bringen.

Plötzlich rief er: „Du, ob wir baden?"

Wolf dachte an seinen Vater, der bei diesem Vorschlag in Schreie des Entsetzens ausgebrochen wäre, und stimmte begeistert zu. „Mein Vater sagt, man darf nachmittags nie baden. Der ist ja zu pimplig. Ekelhaft."

„Du brauchst es doch deinem Vater nicht zu erzählen," riet ihm Dietrich, der schon Rock und Stiefel ausgezogen hatte.

„Auch noch," spottete Wolf. „Was geht das wohl die Väter an, was wir tun! Fällt mir nicht ein. Überhaupt, wenn der wüßte, was ich alles tue!"

„Du bist gewiß ein gefährlicher Verbrecher," lächelte Dietrich gutmütig.

Wolf gab darauf keine Antwort, sondern dachte dazu, daß er sich jetzt seine Hosen ausziehen müsse. Er fühlte darüber ungewisse Scham und schob diesen Akt, soweit es ging, hinaus.

Dietrich stand schon im Hemd. Jetzt fragte er: „Ob hier junge Damen gucken?" Gleich darauf warf er das Hemd zu den übrigen Kleidungsstücken, die ein kleines Bündel im Grase bildeten. Dann stieß er einen wilden, sehr jungenhaften Juchzer aus und lief zum Wasser. Sogleich hatte auch Wolf seine wenigen Kleider vom Körper gezogen. Einen Augenblick blieb er stehen und verglich seine Figur mit der des Kameraden. Dietrich war von kräftigerem Knochenbau und gebräunter als er, dessen helle Haut das Stadtkind verriet.

Die Sonne hatte noch die volle Kraft des Hochsommers. Er fühlte ihre Wärme wie einen durchsichtigen Mantel über seinem Leibe. Plötzlich überkam ihn eine unbekannte Lust. Es war, als ob alle Störungen, alle Erlebnisse, die der Tag gebracht, wesenlos wie Schatten bei den Kleidern lägen und nichts mehr von ihnen in ihm selbst zurückgeblieben sei. Er selbst aber war ein anderer und doch erst ganz er selbst. Er war sein Ich in gereinigter Form. Ach, es war herrlich, nackend über die grüne Wiese zu rennen und mit einem Sprunge Dietrich auf dem Nacken zu sitzen.

Der suchte ihn abzuschütteln, doch weil Wolfs Schenkel und Arme ihn fest umklammerten, lief er kurz entschlossen in das klare Wasser des Flüßchens und legte sich mit samt seiner Last hinein. Wolf schrie auf, und Dietrich lachte, und dann lachte Wolf, und Dietrich schrie und lachte noch mehr, denn ein ungeheures Spritzen hub an, bei dem sich Wolf in einen Wasserschlauch verwandelte, dessen Nähe zu meiden war. Nach einer Minute waren beide so gründlich und ausreichend naß, daß selbst ein Untertauchen im Flusse nichts mehr an ihnen verändert haben würde.

„Ob man hier schwimmen kann?" fragte Dietrich.

„Ich kann nicht schwimmen," sagte Wolf traurig.

„Lernst du in einer Stunde. Komm mal her."

Wolf kam, Dietrich ging mit ihm tiefer in den Fluß, faßte ihn um die Hüfte, legte ihn horizontal. Wolf zappelte, versuchte indessen gehorsam die vorgeschriebenen Bewegungen zu machen. Doch als jener ihn probeweise fallen ließ, lag er auch unmittelbar darauf im Wasser und schnappte saufend nach Luft. Um sich zu rächen, griff er nun Dietrich ans Bein, der, völlig überrascht von diesem Angriff, sich sofort mit platschendem Knall hinsetzte und gleich Wolf wassersaufend nach Luft schnappte. Dieser hatte inzwischen die Flucht ergriffen, Dietrich raste hinterher, eine wilde Jagd über die Wiese begann. Die längeren Beine des Älteren siegten. In der nun folgenden Rauferei lag Wolf trotz tapferster Gegenwehr nach kurzem auf dem Rücken. Er mußte sich als überwunden erklären und tat es, umsichbeißend, aber lachend und prustend vor Seligkeit.

Digitized by Google

„Mensch, ist mir heiß!“ rief er aufstehend und sein Sitzfleisch befühlend, „du Schwein hast mich auf eine Distel gelegt.“

Dietrich schlug ein Höllengelächter an.

„Meterlange Stacheln sitzen in meinem Podex,“ schimpfte Wolf.

„Komm, ich zieh' sie dir 'raus!“

„Jawoll,“ erwiderte Wolf und faßte ihn, als er sich näherte, mit voller Kraft um die Hüfte, entschlossen, die Niederlage von vorhin durch einen Sieg, bei dem der andere in den Disteln saß, wettzumachen. Dietrich wehrte sich und hätte Wolf zum zweitenmal niedergerungen, wenn er nicht plötzlich anderen Sinnes geworden wäre. Er gab vorsichtig nach, stürzte und rollte nun seinerseits übers Gras. „Au, au!“ schrie er, „Hund! Mensch!“ Stieß Wolf fort und faßte sich mit beiden Händen an den Rücken.

„Ist ja Schwindel,“ sagte jener mißtrauisch. „Du hast ja gar nicht drauf gelegen.“

Und plötzlich brachen beide in helles Gelächter aus.

Ein Wölkchen legte sich vor die Sonne, die Farben der Wiese verblaßten. Die Knaben faßten sich unter, gingen zum Ufer zurück und sahen den Forellen zu, die schwerelos durch das helle Wasser blitzten. Danach liefen sie noch einmal in den Fluß, um Strömung und Tiefe zu untersuchen. Sie stellten fest, daß die Eine wirklich kein Fluß sei, sondern ein Bach, sagen wir ein größerer Bach. An einer Stelle konnte man zum Beispiel durchwaten. Sie wateten auch durch, bestiegen aber nicht das andere Ufer, weil es in dichten Nesselstauden wucherte. Indessen konnten sie von hier aus Mägde sehen, die auf dem Felde arbeiteten. „Huhuju!“ schrien sie ihnen wild zu und duckten sich gleich darauf.

Als sie wieder auf ihrer Wiese lagen und ihre feuchten Körper in der Sonne reckten, fragte Wolf: „Machst du dir was aus Mädchen?“

Dietrich dachte nach, schob die Unterlippe ein wenig vor und schüttelte den Kopf.

„Ich auch nicht,“ versetzte Wolf nachdenklich, „sie sind mir ganz egal.“

„Aber du hast doch der kleinen Zis heute ein Zopfband geschenkt?“ Er lächelte vieldeutig.

„Ach Gott! Dies Zopfband! Man kann doch mal einem Kinde was schenken. Die begreift ja außerdem gar nichts.“

Dietrich schwieg.

„Ich glaube überhaupt nicht, daß Mädchen was begreifen.“

Und nach einer Weile: „Hast du viel Freunde, Dietrich?“

„Nein, warum fragst du?“

„Man kann nicht viele Freunde haben, höchstens einen, zwei; allerhöchstens drei. Bei den alten Griechen hatte jeder Held auch immer nur einen. Der Achill den Patroklos oder der Kastor den Pollux.“

Dietrich blickte in den Himmel. Er hatte ein Bein aufgestützt und das andere darüber geschlagen. Wolf lag der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche und rupfte Gras. So ging der Nachmittag vorüber, ruhig, besonnt vom Juli. Die Vögel zwitscherten in den Büschen am Ufer. Sie waren eilfertig dabei, Nahrung für ihre Kleinen zu holen. In glücklich bewegter Stille atmete die Natur.

„Ich glaube,“ hub Wolf nach einer Weile an, „daß von zwei Freunden der eine immer etwas älter als der andere sein muß, auch ein bißchen stärker als der andere. Sie dürfen nicht ganz gleich sein wie Zwillinge.“

„Ja,“ sagte Dietrich, wandte aber nicht den Blick vom Himmel ab.

Wolf schwieg, drehte sich um und schaute ebenfalls in den Raum, der ohne Ende ins Blaue flog.

„Ach Gott,“ seufzte er auf.

Dietrich wandte ihm langsam sein braunes Antlitz zu und sah ihn mit den hellen, durchdringenden Augen an.

Wolf fühlte, wie er glühendrot wurde. Er sagte nichts mehr, sondern starrte ins Gras. Dietrich nahm seinen Kopf in beide Hände, küßte ihn auf die Stirn und erhob sich ruhig, um sich zu seinen Kleidern zu begeben.

Der Jüngere blieb bewegungslos liegen. Als er aufstand, war sein Freund schon angezogen. Doch er schämte sich nicht seiner Nacktheit, sondern lächelte und fühlte sich erfüllt von wunderbarem Beben.

Susanne Mirtiz stand in der Frühe am offenen Fenster und bürstete ihre Haare, bürstete sie sorgfältig und gleichmäßig. Die Morgensonne, welche ins Zimmer flutete, färbte sie kupferrot, und sie bauschten sich, gelockert vom gleichmäßigen Strich, wellig auf. Von diesem Fenster aus hatte man einen weiten Blick, bis über die Dächer von Leinefelde hinaus, ja fernhin bis zu den blauen Harzbergen konnte man das sommerliche Land umfassen. Es mochte um die achte Stunde sein, taufrisch und besonnt glänzten die Gewächse des Gartens.

Indessen war es Susanne ersichtlich nicht um den Rundblick zu tun, wenn sie häufiger in ihrer Tätigkeit innehielt, sondern mehr und heftiger ward ihr dies ein Kummer, daß ihre Haare nicht recht wachsen wollten.

Digitized by Google

Sie waren nicht kurz, aber lang waren sie erst recht nicht. Die Franziska zum Beispiel hatte, obwohl sie vier Jahre jünger war, zwei lange, bis zum Gürtel reichende Zöpfe. Mit einem Haar aber, wie sie, die Susanne, es hatte, war nichts Rechtes anzufangen. Das wußte natürlich der dumme Wolf und darum sah er geflissentlich an ihr vorüber oder war verlegen, wenn sie zu ihm sprach.

Frau Bankdirektor Mirtiz, die inzwischen ihre feinen weißen Hände in Salmiakwasser getaucht und dann sorgfältig mit hübschen Feilen und Scherchen behandelt hatte, unterbrach die Tätigkeit ihrer Tochter mit dem sanften Befehl, Bürste und Kamm endlich beiseite zu legen, den Zopf zu flechten und ihn, so wie es sich gehörte, überm Kopf festzustecken.

„Ach, Mama, was mache ich nur, daß sie länger werden?“ fragte Susanne weinerlich. „Man kann ja so gar nicht herumlaufen, ohne sich jeden Augenblick dem Vorwurf der Lächerlichkeit auszusetzen.“

Die Mutter blieb ernst, obwohl es sie nach dem Gegenteil gelüstete. Sie erkundigte sich also, woher denn seit einiger Zeit diese Ungeduld komme. Jedes Wachsen von Wert ginge langsam vor sich, nur die Fliegen und die Regenwürmer wüchsen schnell, aber was wären das auch für dürftige Kreaturen.

„Ach Gott, Mammi,“ sagte Susanne. Sie fühlte sich von der mütterlichen Beweisführung nicht überzeugt.

Nach einer Weile fragte sie: „Findest du blond schöner als braun, — oder auch als schwarz?“ setzte sie noch rasch hinzu.

„Ich entdecke an meiner Tochter Anzeichen einer Eitelkeit, die mir bisher unbekannt gewesen ist. Doch um deine Frage zu beantworten: keine Haarfarbe ist schöner als die andere, nicht blond, nicht braun und nicht schwarz. Es kommt auf den Menschen an, der sie trägt. Der liebe Gott hat dir braunes Haar gegeben und andern hat er blondes Haar gegeben. Du darfst darüber ruhig sein, daß er genau weiß, warum er es tat. Und nun putz' dir die Zähne gleich und nicht erst, wenn du dein Kleid angezogen hast, sonst gibt es wieder Spritzer auf der Bluse. Und drücke keine so lange Wurst aus der Tube, ein Drittel davon genügt vollauf.“

Susanne schwieg. Es dünkte sie besser, zu schweigen, da bei einer Unterhaltung mit der Mama heute für sie doch nur Belehrungen herausgekommen wären. Indessen beunruhigte sie darum ihre Angelegenheit nicht weniger. Wolfs Verhalten erschien seit einigen Tagen auffällig. Dabei war es ersichtlich, daß er sich auch um Franziska nicht mehr kümmerte. Gewiß hing dieses Verhalten mit der unglücklichen Kürze ihrer Haare zusammen. Am besten wär's schon, man schnitte sich die paar Fransen ganz ab und trüge einen Pagenkopf wie die Rotraut oder die Sigune oder gar die Thea, deren Haare überhaupt geschoren waren. Da konnte keiner mehr sagen: ‚Deine wachsen aber nicht.‘ Da hieß es denn einfach: ‚Die geht modern, die geht hygienisch.‘ Doch mit Mama war ja nicht zu reden, und der Papa, welcher sie bestimmt verstanden hätte, war schon lange tot.

Indessen unterbrach sie ihre Meditationen, sich selbst überraschend, durch einen Freudenschrei: „Hurra, ich habe meinen Ring wieder!“

„Wo lag er denn?“

„In der Schublade, ganz hinten! So weit hinten gibt's ja gar nicht, wie der sich verkrochen hat.“

Zärtlich nahm sie das silberne Ringlein mit den in Herzform angeordneten kleinen Türkisen, steckte ihn an ihren schmalen Finger und betrachtete die Hand, indem sie sie weit abhielt, zärtlich. Ein reizender Ring; übrigens etwas angeschwärzt. Sie ergriff ihn, entließ aus ihrem Mund eine große Speichelflocke, und begann sie mit dem Taschentuch auf dem Ringe zu verreiben.

„Aber Susanne, so reinigt man kein Silber! Gib ihn her. Ganz vollgespuckt hast du ihn. Trockne ihn erst einmal ab. Manchmal hast du Manieren, die mich für deine Entwicklung das Schlimmste befürchten lassen.“

Susanne dachte nur ‚Aha‘ und ‚Da krieg' ich's schon wieder,‘ sagte indessen nichts, sondern sah zu, wie ihre Mutter das Ringlein mit Silberseife, die sie einer kleinen Zelluloidbüchse entnahm, putzte und es ihr dann mit den Worten zurückgab: „So, da hast du ihn. Nun verliere ihn nicht wieder.“ Doch überraschend setzte sie noch hinzu: „Wie sehen denn deine Nägel aus? Das nennst du Pflege? Das sind ja Laubsägen, aber keine gefeilten Nägel. Und die Ecken schwärzlich wie bei Kohlenträgern. Jetzt setz' dich einmal hierher, ich werde deine Hände fürs erste in flüchtige Reparatur nehmen. Sie werden nunmehr jeden Morgen von mir kontrolliert. Seh' ich sie noch einmal in diesem vernachlässigten Zustand, setzt es was, mein Kindchen.“

‚Ein wahrhaft süßer Morgen,‘ dachte Susanne. ‚Mama ist in heroischer Stimmung.‘ Widerwillig ließ sie die Hände der mütterlichen Maniküre.

Digitized by Google

Nach einer kleinen Zeit geduldigen Ausharrens sagte sie: „Ich weiß nicht, warum du dich so um meine Fingerspitzen sorgst. Du willst mich wohl verheiraten?“

„Nein, aber in eine Erziehungsanstalt stecken, wenn du noch weiter ins Kraut schießest.“ Susanne seufzte auf.

Darüber vergingen noch einige Minuten. Die Feile schabte und die Schere stach. Am Ende schien es für heute in Ordnung zu sein. Frau Mirtiz gab ihrer Tochter einen Kuß und entließ sie. Susanne tobte ab. Die Mutter hörte das donnernde Geräusch ihrer Sprünge eine Treppe tiefer mit einem Metalltablett zusammenstoßen, das Frau Bitterfelds Mädchen an die Wand gelehnt hatte.

„Dafür kann ich nichts!“ schrie Susanne entschuldigend nach oben. „Das hat mir im Wege gestanden!“

Von diesem göttlichen Gepolter erwachte Wolf Brassen aus unruhigem Traum. Er hatte die Nacht schlecht geschlafen, gegen Morgen eine Zeit wach gelegen und dann von Dietrich geträumt. In diesem Traum war Dietrich mit Susanne verlobt oder gar verheiratet. Sie gingen eng umschlungen und hatten viele Geheimnisse vor ihm. Susanne war überdies blond, nicht braun und trug Zöpfe wie das Gretchen in dem illustrierten Faust, der in des Vaters Bücherregal stand. Auch auf der Schaukel sah er sie sitzen und furchterregend schaukeln. Sie flog durch die Luft, die Röcke wehten. Es war grauenvoll, weil er um sie Angst hatte. Und es war süß, sie so zu sehen. Und dann kam sein Lateinlehrer Schiche, richtete den Zeigefinger auf ihn und krächzte: „Weiter, Brassen! Nun? Inde ubi.“ Und er begann wie wahnsinnig zu schnurren: „Ind' ubi clára dedit sonitum tuba finibus.„ „Falsch! Setzen! Die Fünf steht schon in meinem Notizbuch,“ krächzte Lateinlehrer Schiche. In dem Augenblick fiel Susanne mit entsetzlichem Gepolter von der Schaukel. Wolf erwachte und war über die Maßen schlechter Laune.

Nachdem er gefrühstückt, heiterte sich seine Laune wieder auf, obwohl er gehört hatte, daß Dietrich schon in der Frühe nach Annenstedt gewandert sei, von wo er erst am folgenden Tage mit seinem Ponygespann zurückkehren werde.

So beschloß Wolf, auch seinerseits bis Mittag eine Wanderung zu unternehmen. Vielleicht erlebte er ein Abenteuer, vielleicht hatte er Gelegenheit, Mut und Geistesgegenwart zu erproben. Er wollte eigentlich hinter Leinefelde ins Hügelland hinauf, doch als er über die Brücke spaziert war, sah er einen Mann, dessen Gebaren ihn sofort fesselte. Es war Revierjäger Karsten, der mit geschulterter Büchse rasch auf dem Fußpfad aus dem Einegehölz heraus ins Freie trat, sich umblickte, und dann ebenso schnell wie vordem weiterging.

Dieses Sichumblicken erregte Wolfs Verdacht. Er warf seinen Vorsatz um und beschloß, Karsten ungesehen zu verfolgen. Da der Revierjäger auf einen Knaben kaum achtete, war es leicht, an ihn heranzukommen. Wolf hörte, daß Karsten vor sich hin sang. Doch dies erschien ihm als bewußter Täuschungsversuch des Jägers, der unschuldig tun wollte. Immerhin galt es, auf der Hut zu sein. Der Pfad führte wieder zum Flüßchen, an ihm entlang, lief zwischen Gebüsch und Erlenpflanzungen quer über eine Wiese. Am Ende der Wiese aber duckte sich ein einsames Haus mit rotem Dach. An diesem Haus zog die Landstraße, welche Leinefelde durchquerte, vorbei. Wolf stellte mit zufriedenem Kopfnicken fest, daß Karsten nicht die Landstraße, sondern den verborgenen Fußpfad benutzt hatte. Sollte das nichts zu bedeuten haben? Man durfte ihn nicht aus den Augen lassen. Vielleicht stand er in Verschwörung mit Wilderern, und diese Wilderer erwarteten ihn in dem Hause. Wolf duckte sich also hinter ein Gebüsch. Hielt den Atem an. Beobachtete den Jäger. Karsten ging... wirklich er ging auf das Haus zu, pfiff und betrat es durch eine Gattertür des Gemüsegartens.

Wolf wartete in Hockstellung, doch nichts geschah. Karsten befand sich im Hause.

Vortrefflich. Nun mußte festgestellt werden, mit wem er drinnen Verschwörung abhielt. Wolf schlug einen Haken und pirschte sich dann unbemerkt an die Gartenseite. Auf einer Leine hingen Wäschestücke, die er als weibliche ansah. Jedenfalls trugen seines Wissens Männer so etwas nicht. Er schlich um das Gärtchen, konnte aber nichts Verdächtiges bemerken. Auch erkannte er in dem ausgetretenen Wege nicht mehr, wieviel Männer hier ihre Fußspuren eingedrückt hatten. Als er sich indessen zum Haupteingang begab und durch die Scheiben der Flurtür schaute, sah er im Vorraum einen Schlapphut, eine Windjacke und ein Jagdgewehr hängen. Leider fand er keinen Namen an der Tür des Hauses, aber vor den Stufen zum Eingang lag ein leerer, bereits beschmutzter Briefumschlag. Auf ihm stand nichts weiter als „An Herrn Friedrich —“, und das war durchgestrichen. Da kam Wolf ein Gedanke. Er suchte in seinen Taschen, fand zwischen einer Fülle von anderen Gegenständen auch die Reste eines Bleistiftes

Digitized by Google

und schrieb auf den Briefumschlag mit verstellter Handschrift: „Hütet euch!“

Warum er das eigentlich schrieb, wußte er nicht. Schließlich wollte er die Wilderer, falls es solche waren, ja nicht festnehmen, sondern beunruhigen, in Schrecken setzen. Den Umschlag heftete er mit einer Sicherheitsnadel an die Tür. Dann eilte er fort, kauerte sich hinter das Flußgebüsch und wartete.

Verdammt langweilig dieses Warten, doch man mußte schon eine angefangene Aufgabe durchführen, war sie auch noch so schwer. Darüber mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein, als abermals Revierjäger Karsten aus dem Hause trat. Und abermals verließ er das Haus durch die Gartentür. Er ging über die Wiese, aber langsam, gemächlich, keineswegs so schnell wie vordem. Er schien keine Eile, kein Ziel zu haben. Wolf erhob sich, verließ seinen Posten, schlich unter Schwierigkeiten am feuchten Ufer der Eine entlang, lief dann mit langen Sätzen auf den Fußpfad zu. Er war entschlossen, dem Revierjäger zu begegnen.

Und er begegnete ihm. Karsten sah geradeaus. Den grünen Hut hatte er in den Nacken gesetzt. Sein Auge ging durch den Knaben hindurch. Er bemerkte Wolf nicht.

Da blieb Wolf unter plötzlichem Einfall stehen und sagte mit aufspringendem Herzklopfen: „Guten Tag, Herr Karsten! Sie kommen wohl von Franziska?“

Er erschrak über sich selbst. Denn noch eine Sekunde vorher war es ihm verborgen, daß er eine solche Frage an den Jäger richten wollte.

Karsten hielt inne. Sein Auge fand sich vor einem etwas blassen Jungen, der ihm soeben die Frage vorgelegt hatte, ob er —

Er starrte Wolf an. Wolf biß die Zähne aufeinander, zum Äußersten entschlossen.

Auf einmal lachte der Jäger laut auf, fuhr dem Jungen flüchtig über die Haare, schüttelte den Kopf, ging davon.

Nach drei Schritten drehte er sich noch einmal um. Sein Gesicht sah traurig und verquält aus.

„Wie heißt du denn?“ fragte er und lächelte spöttisch.

„Das möchten Sie wohl wissen!“ gab Wolf hochmütig zurück. Machte kehrt und verließ ihn.

Wieder lachte der Jäger auf. Dann rückte er die Büchse zurecht und nahm seinen Weg flußabwärts in die Richtung, aus der er vordem gekommen.

Nachmittags fand Wolf sich mit Susanne zusammen. Sie hatte nichts vor, auch er hatte gerade nichts zu tun, sie mußten sehen, wie sie sich unterhielten. Er fühlte seit einigen Tagen ihr gegenüber eine Scheu, die ihn veranlaßte, ihr auszuweichen. Heute war er, vielleicht unter dem Einfluß seines Traumes, in nachgiebiger Stimmung. Er betrachtete Susanne von der Seite. Sie trug das Dirndlkostüm, welches er kannte und hübsch fand. Gott, sie war nur ein Mädchen, doch als Mädchen etwas Besseres als die anderen. Im Turnen hatte sie beispielsweise eine Eins. Im Betragen nicht, und das gefiel Wolf. Mädchen, die ein löbliches Betragen hatten und ihren Lehrern zur Ehre gereichten, verachtete er.

Flüchtig dachte er: ‚Ob ich ihr das Abenteuer mit dem Revierjäger erzähle?‘ Doch schien es ihm geraten, einstweilen darüber zu schweigen. Es war eine Männersache, obwohl seine letzte Bemerkung mit der Franziska bereits... Immerhin, man muß schweigen können.

„Weißt du wohl, wer in dem Hause dort drüben wohnt?“ Er beschrieb das Haus mit dem roten Dach, dessen Einwohner er heute gewarnt hatte, genau.

„Nein,“ sagte Susanne. Warum er denn frage.

Ach nur so. Es erschien ihm da etwas verdächtig in dem Hause.

„Gehen wir einmal hin!“ schlug sie vor.

Wolf war über ihren Mut erstaunt. Er erwähnte die Gefahr. Er kalkuliere, daß dort ein Wilderer mit seinen Komplizen wohne.

Susanne interessierte sich sehr dafür. Ob er es genau wisse?

„Nö, genau nicht. Aber — na, Schluß!“

Was denn? Eine gewaltige Neugierde schoß ihr ins Blut.

Er dürfe eigentlich nicht darüber sprechen, bis er alles festgestellt habe, doch weil sie Mut und Entschlossenheit zeige, wolle er ihr sagen, daß Revierjäger Karsten dort hineingeschlichen sei, nachdem er sich vorsichtig umgeguckt habe.

Wirklich?

„Effektiv,“ sagte Wolf. „Hingeschlichen, über den Zaun gestiegen, im Hause verschwunden.“

„Und dann?“

Ja dann — nichts. Er, Wolf, habe das Haus umlauert und mancherlei Verdächtiges feststellen können. Ein anderer Mann mit Schlapphut und Büchse sei ebenfalls dort gewesen.

„Glaubst du, daß das ein Wilderer war?“

Wolf zögerte. „Ich glaubte es,“ sagte er.

Digitized by Google

„Jetzt bin ich nicht sicher. Man muß Karsten weiter beobachten."

Susanne stand nachdenklich da. Ihre Arme hatte sie auf dem Rücken verschränkt. Die lustigen blaugrauen Augen blickten kühn in die Richtung, welche Wolf bezeichnete.

„Warum bist du jetzt nicht mehr sicher, daß es ein Wilderer war?"

Wolf sah ein, daß er um den Bericht der ganzen Geschichte nicht mehr herum kam, und erzählte seinen Dialog mit dem Jäger. Freilich schmückte er ihn leicht aus. Er sagte, er wäre dem Revierjäger entgegengetreten, hätte ihm halt geboten und dann Rede stehen lassen. Karsten sei erbleicht.

Susanne schwieg. Plötzlich sagte sie: „Wir müssen heraus kriegen, wer in dem Hause wohnt. Komm!"

Wolf war's zufrieden, mit ihr ein gemeinsames Ziel zu haben. Er führte sie über die Brücke und wollte ebenfalls den Pfad von heute morgen wählen, als sie beide fast mit Franziska zusammenliefen, die, ihr Körbchen am Arm, aus Leinefelde kam.

„Halt!" rief Susanne, „weißt du, wer in dem Hause dort wohnt?"

Die Kleine war zunächst etwas erschrocken, dann faßte sie sich, ließ sich das Haus beschreiben und sagte: „Frau Dußka."

„Frau Dußka? Wer noch?" erkundigte sich Wolf.

„Niemand sonst," sagte Zis.

„Niemand sonst? Wo ist Herr Dußka?"

„Der ist doch tot," sagte Zis.

„Seit wann?" fragte Wolf. „Ist er vielleicht totgeschlagen oder gar erschossen worden?"

Franziska bekam etwas Furcht, doch Wolf beruhigte sie, Susanne und er seien in Eile, sie hätten etwas Wichtiges herauszukriegen. Also seit wann sei das mit Herrn Dußka passiert?

„Der ist doch schon voriges Jahr begraben worden," antwortete sie.

„Totgeschossen?"

„Nein, ganz gewöhnlich gestorben."

Wolf dachte nach. „Gut," sagte er, „kannst gehen." Dabei zog er unter „Klingling" an ihren blonden Zöpfen. Sie lief davon.

Die beiden sahen ein, daß ein Besuch des geheimnisvollen Hauses fürs erste unterbleiben konnte, doch um das Bedeutende des Vorgangs nicht verwelken zu lassen, forderte Wolf Susanne auf, niemand in der weiten Welt davon auch nur ein Sterbenswort zu sagen.

„Gewiß nicht!" versprach Susanne.

„Schwöre!"

„Nein, nein."

„Doch, du mußt schwören, Susanne!"

Susanne schwor, daß die Geschichte ein Geheimnis von ihr und Wolf bleiben solle. Sie schwor es bei Gott und tat es, weniger um der Geschichte willen, als weil es ihr schön erschien, mit Wolf zusammen ein beschworenes Geheimnis zu hüten.

Nach dieser etwas feierlichen Minute schlug Wolf vor, sie sollten zum Turnplatz gehen und einige Übungen machen. Susanne war einverstanden.

„Ich habe heute von dir geträumt," erzählte er.

„Von mir?" lachte sie.

„Ja, du warst mit Dietrich verlobt —"

„Hoho," schrie sie auf, „mit dem!"

„Ja, verlobt und sahst eigentlich gar nicht richtig so aus, wie du aussiehst. Du hattest zum Beispiel zwei lange blonde Zöpfe."

Susanne sagte darauf kein Wort.

Wolf berichtete Einzelheiten des Traumes, doch sie schwieg hartnäckig.

Als sie am Turnplatz standen, fragte sie, geradeaus blickend: „Du liebst wohl langes, blondes Haar?"

„Warum?"

„Und kannst wohl kurzes nicht leiden?"

„Ach, du meinst deinetwegen? Hast du denn kein langes Haar? Du trägst doch deinen Zopf aufgesteckt?"

Sie hatte die Augen voller Tränen.

„Na, darum würde ich mir kein Bein ausreißen," tröstete Wolf. „Das Klingling vorhin hab' ich auch nur zum Spaß gemacht."

„Aber bei mir kannst du nicht Klingling machen," antwortete sie leise. „Ich habe kein langes Haar."

Wolf verstand sie nicht. „Schade," sagte er, „doch laß nur, das wird gewiß noch wachsen."

Da drehte sich Susanne um und lief mit brennenden Augen nach Hause. Flog die Treppen empor, öffnete ihr Zimmer, nahm die Nadeln aus dem Schopfe, ergriff eine Schere und schnitt rechts und links und hinten und unterhalb der Ohren ihre Zöpfe ab. Wie es am Nacken aussah, wußte sie nicht, da sie nicht wagte, den Handspiegel zu erheben und die Frisur zu betrachten. Es war auch schon alles gleichgültig. Was konnte noch viel kommen! Sie warf sich, wie sie stand, auf ihr Bett und schluchzte, einen Teil der abgeschnittenen Haare fest mit der Hand umklammernd, ihren Schmerz in die Kissen.

Dietrich Gray kam aus Annenstedt mit dem Ponywagen. Das Pony hieß Aute, es erregte sofort die helle Begeisterung aller Anwesenden. Aute hatte einen sehr steilen, dicken Hals mit bürstenartiger

Digitized by Google

Mähne, einen großen Kopf und dunkelblaue Augen. Der Leib war klein und glänzend, die Füße kurz, sehr kurz. Man achtete im Pony Aute die selbstherrliche Persönlichkeit eines Pferdes, welches nur seinem eigenen Willen untertan war. Spazierfahrten standen unter wechselndem Stern, und es hing von Aute ab, wohin sie führen und wie lange sie währen sollten. Aute blieb stehen, wenn sein Geist ihn dazu trieb, kehrte um, wenn er es für nötig hielt, und gehorchte, solange es ihm angemessen schien, sich in dienender Haltung zu bewegen. Wie Dietrich mit diesem Ponywagen, Aute voran, von Annenstedt nach Leinefelde, anderthalb Stunden weit, hatte fahren können, blieb ein Rätsel.

Fräulein Säuberlich, die sonst vor Pferden eine ungewisse Furcht empfand, beklopfte mit zaghaften Fingerspitzen den glänzenden Rücken Autes wohlwollend und pries ihn. Frau Hauptmann Küster trat heran, grüßte herablassend, sagte: „Ein liebes Tierchen“ und: „Wie alt ist es denn?“ Nachdem Dietrich höflich geantwortet, erzählte sie von dem Reitpferd ihres verstorbenen Mannes, einer Stute, die man Laura rief.

Natürlich gruppierten sich auch die Kinder um den Wagen und taten das ihrige, um diese Ankunft als Ereignis zu feiern.

Wolf hatte Zucker gestohlen und fütterte Aute, der mit fletschendem Gebiß die weißen Stückchen ergriff und dumpf knirschend zerkaute.

„Pfui, wozu denn!“ ertönte die vorwurfsvolle Stimme des Architekten Brassen, „was gehst du denn so nah an das Pferd, Wolf! Du kannst nicht wissen, ob es beißt.“

„Aute beißt gar nicht,“ beruhigte ihn Dietrich.

„Nun, vielleicht schlägt er aus. Tritt lieber zur Seite.“

Wolf warf das letzte Stück Zucker erbost in den Sand. Er gehorchte, aber er schämte sich seines Vaters und dachte, daß er diesen läppischen Mann längst getötet hätte, wenn es nicht sein Vater gewesen wäre.

Um Wolf zu trösten, lud ihn Dietrich für morgen vormittag zu einer Fahrt in den Wald ein. „Soweit Aute damit einverstanden ist,“ setzte er hinzu.

„Können Sie denn kutschieren?“ fragte Architekt Brassen mißtrauisch.

„Na, er ist doch ebend von Annenstedt hierher kutschiert!“ rief der lange Ewald. Er sagte „ebend“, weil er die Grammatik nicht beherrschte. Daneben imponierte es ihm, daß Herr Brassen den Dietrich mit Sie anredete. Vermutlich wegen seiner langen Hosen.

Herr Brassen quälte sich ein Lächeln ab. „Nachher kommt ihr nicht zurück, das Tier reißt aus und weiß der Kuckuck, was noch alles geschehen kann.“

Wolf bebte. „Und im Walde frißt uns Aute auf. Laß schon, ich lege mich wieder in meine Kinderwiege, dann kannst du mich schaukeln.“

Fräulein Säuberlich lachte hellauf, aber Frau Hauptmann Küster erwartete eine strenge Rüge des Vaters. Sie blieb aus. Vielmehr ging Herr Brassen um den Wagen, untersuchte ihn und entdeckte, daß eine Radspeiche beschädigt war.

„Kann dies Rad nicht brechen?“ fragte er.

„Ach so!“ sagte Dietrich. „Das bricht nicht, Herr Brassen.“

„Na, und wenn schon,“ meinte der lange Ewald Dümmler, „dann wird heim geritten. Hopphopp.“ Er ahmte, indem er sein Hinterteil herausstreckte, einen Reiter nach. Danach schlug er eine Lache an.

Die kleine Franziska war in den Wagen geklettert, während Dietrich das Pony ausschirrte und in den Stall führte. Frau Mirtiz trat herzu und begrüßte ebenfalls die Ankömmlinge.

„Wo ist denn Susanne?“ fragte Franziska.

„Sie hat Stubenarrest,“ antwortete Frau Mirtiz.

„Warum denn?“

„Das wirst du schon merken, wenn du sie morgen wiedersiehst,“ gab die alte Dame zurück. Auch Ewald und Wolf waren neugierig, doch Frau Mirtiz hüllte das Verbrechen ihrer Tochter einstweilen in ein Geheimnis. Den Damen aber sagte sie, als sich alle zur Veranda zurückbegaben: „Susanne hat sich sage und schreibe ihre Haare abgeschnitten.“

Ein Aufschrei Fräulein Säuberlichs.

„Aus welchem Grunde, mein Gott?“ erkundigte sich Frau Hauptmann Küster.

„Ach, liebes Herz, da fragen Sie eine Mutter zuviel. Aus Sensation, aus Eitelkeit, vielleicht aus mißgeleitetem Spieltrieb, sie ist ja noch das reine Kind, und man muß bei ihr stets mit dummen Streichen rechnen.“

„Ratzekahl abgeschnitten?“ fragte Fräulein Säuberlich.

„Nein, à la Pique-Bube. Der Schaden läßt sich soweit reparieren, daß sie nicht wie eine Kranke aussieht. Ich habe beschlossen, sie angesichts ihrer Missetat und eines Spiegels auf unserem Zimmer einzuriegeln,

Digitized by Google

morgen aber mit Hilfe von Schere und Brenneisen notgedrungen der kurzen Mode anzupassen, die zu meinem Mißvergnügen jetzt unter der Schuljugend mehr und mehr grassiert. Susanne hat Freundinnen, die à tout prix einen Bubenkopf tragen sollen. Die Eltern wollen es so."

„Nun," rief Frau Küster, „dann ist es der schlechte Einfluß dieser Freundinnen gewesen, der Ihre Susanne bestimmt hat, sich die Haare abzuschneiden."

„Die hübschen langen Haare!" klagte Fräulein Säuberlich. „Sie sah so possierlich mit dem Dutt auf dem Kopfe aus!"

Frau Brassen hatte sich inzwischen bei ihrem Tee und einem Wollschal, an dem sie mit klappernden Elfenbeinnadeln häkelte, in der Veranda aufgehalten. Als sie Susannens Streich erfuhr, lachte sie und meinte: „Was schadet es schon, Frau Bankdirektor! Sie hätte sich ja auch die Nase abschneiden können. In ihren Jahren wachsen die paar Zoddelchen dreimal nach."

Wie nun beim Abendtisch Wolf von seiner Mutter hörte, was Susanne getan, fiel ihm das Gespräch ein, welches sie miteinander bei den Turngeräten geführt hatten. Er begriff die Tat nicht; denn was sich Susanne gewünscht, waren ja lange Haare gewesen. Er erzählte seiner Mutter von diesem Gespräch. Sie nickte und sah lächelnd in Wolfs helles Gesicht. Eine Antwort gab sie ihm nicht. Er erwartete sie auch kaum, sondern empfand lediglich Neugier, das Mädchen mit dem abgeschnittenen Zopfe zu sehen.

Als Susanne am folgenden Tage verwirrten Blickes im Speisesaal erschien, erlebte sie, daß aus Tadel Entzücken wurde. Sie ertrug unfroh Fräulein Säuberlichs Umarmung, sah flimmernden Auges an Wolf vorüber und ließ es mit dumpfer Scham geschehen, daß die Mutter ihr noch einmal mit einem weißen Kämmchen am Nacken den nunmehr sauber geschnittenen Schopf glättete.

Ewald machte einen Luftsprung, der bei seiner schlechten Haltung und den langen Beinen unwürdig wirkte. „Bravissimo!" rief er und schlug mit den Nägeln der beiden Daumen aufeinander. Franziska umhüpfte lachend die ältere Freundin.

Susannes scheues Gesicht bekam einen abwehrenden Zug, als sie den unerwarteten Effekt ihrer Tat, deren Motive sie selbst nur dunkel ahnte, sah. Es war für sie mehr geschehen, als die Erwachsenen wußten. Sie hätte es nicht erklären können, was geschehen war. Als aber Wolf vor sie hintrat und in leidlich geordneter Verlegenheit seine Meinung ausdrücken wollte, lief sie mit jäher Drehung davon, ehe er noch den Satz beendet.

In der Tür zum Gemüsegarten traf sie Dietrich, der sie begrüßte und nach ein paar freundlichen Worten wohlwollend feststellte, daß sie unter die Jungens gegangen sei. Als er ihr Erröten sah, nahm er sie bei der Hand und führte sie in den Stall, wo Aute langsam seinen großen Kopf nach den Gästen drehte. Ja, Aute, das Pony, war gut. Susanne umarmte den dicken Hals; sie fühlte eine große Liebe zu dem schweigsamen Tier, das sie nicht quälte mit Fragen und nicht verletzte mit Komplimenten.

„Aute," flüsterte sie, „da bist du ja wieder. Lieber Aute, fahren wir zusammen aus, ja?"

„Gewiß," antwortete Dietrich. „Wenn sich das Wetter aufhellt, schon am Nachmittag. Aute liebt nicht bewölkten Himmel."

„Du liebst nicht bewölkten Himmel? Denkst du, daß es dir auf deine Bürste regnet? Wart' nur, bald ist die Sonne wieder da."

Dietrich lehnte sich an einen Stallpfosten und betrachtete die beiden. Er zeigte sein väterliches Lächeln und fragte vorsichtig: „Darf Wolf mitfahren?"

Susanne ließ den Pferdekopf los. Drehte sich ab.

„Ich hab' ja nichts zu erlauben."

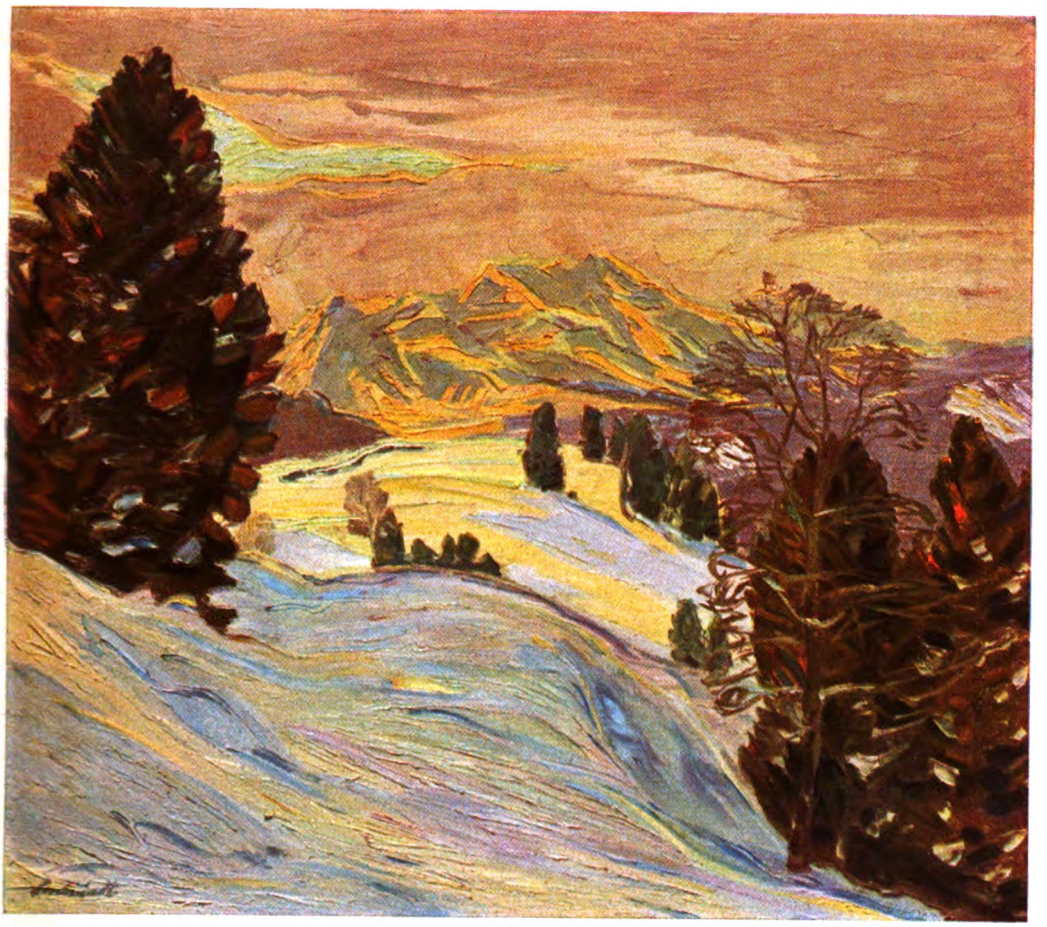
„Gut, dann fahren wir allein."

Susanne ging schweigend zur Tür, blickte in den Himmel hinauf, dessen Wolken sich im Westen aufhellten.

„Von mir aus," sagte sie im Gehen, „soll er mitkommen. Ich fresse nicht kleine Jungens."

Den ganzen Tag hat es geregnet. Die Stimmung der Gäste in der Leinefelder Mühle ist schlecht. Die Damen sitzen zusammen und sticken oder häkeln, sie wissen sich noch zu helfen. Doch Architekt Brassen geht alle Augenblicke zum Barometer, das an der Tür zum Speisesaal hängt, und klopft mit dem Zeigefinger ans Glas. Der schwarze Zeiger rückt ein wenig nach rechts, doch, wenn man noch mehr klopft, rückt er wieder nach links. Schließlich erscheint ihm beides als Sinnestäuschung, der Zeiger rückt weder nach rechts, noch nach links, er zuckt nur gehorsam, wenn der Zeigefinger Herrn Brassens ans Glas schlägt, und steht weiterhin wie ein Soldat zwei Strich über Veränderlich. Gerade dieser Umstand beunruhigt den Architekten. Er versteht das Barometer nicht, das seiner Meinung nach auf Regen und Wind stehen müßte. Darum

Digitized by Google



Wintertag. Gemälde von Otto Bauriedl

Digitized by Google

Digitized by Google

geht er zu Herrn Bitterfeld, winkt und fragt: „Ist Ihr Barometer entzwei?“

„Nein,“ sagt Bitterfeld. „Warum?“

„Es steht über 760. Das ist doch Unsinn. Es ist doch unmöglich, daß das Barometer gut steht, während es draußen gießt.“

„Lassen Sie man, Herr Bauinspektor,“ tröstet Bitterfeld, „das weiß schon, wo's zu stehen hat. Wird ja bald wieder gut werden.“

„Ja, das sagen Sie. Ich sage, wir kriegen Landregen.“

„Ach, woher denn, Herr Architekt! Warten Sie man ab, die Sonne kommt heute noch heraus.“

Herr Brassen stößt verächtlich die Luft durch die Nase und erwidert: „Sagen Sie, was Sie wollen. Ich sage Ihnen, wir bekommen Landregen. Die Zeitungen haben für den Juli sogar Hagelschlag prophezeit. Passen Sie auf, es kommt, so wie ich sage, wir müssen den ganzen Tag auf unseren Zimmern hocken.“

Bitterfeld schüttelt müde den Kopf. Man muß abwarten, daß die Natur selbst die Sache in die Hand nimmt.

Architekt Brassen aber begibt sich wieder zu seinen Zeitungen, die er kennt, steinalten Zeitungen, sehr zerlesen und unhygienisch. „Scheußlich,“ seufzt er. „Außerdem ist es empfindlich kalt. Kann man denn hier überhaupt heizen?“

Fräulein Säuberlich, in deren Nähe dieser Ausspruch gefallen, verneint bedauernd. Nein, weiß der liebe Himmel, man könne nicht heizen. Auch sie fröstle ein wenig, habe schon einen kleinen Schudder gehabt.

„Frieren Sie, Fräulein Säuberlich?“ fragt Frau Hauptmann Küster.

„Ja, ein bißchen,“ antwortet sie klagend, „der Herr Architekt friert auch.“

„Scheußlich kalt,“ sagt Brassen.

„Ein naßkaltes Wetter,“ bestätigt Frau Küster.

„Was sagt denn das Barometer?“ fragt Frau Mirtiz.

Der Architekt winkt ärgerlich ab: „Ist kaputt! Bitterfeld hätte es längst reparieren lassen sollen.“

„Hier wird nichts repariert. In meinem Zimmer ist noch nicht einmal die Klingel repariert,“ klagt Frau Küster. „Ich muß jedesmal die Tür aufmachen und rufen, wenn ich warmes Wasser haben will.“

Frau Brassen schweigt, hört dem Gespräch zu und häkelt an ihrem weißen Wollschal. Die Elfenbeinnadeln klappern. Von Zeit zu Zeit breitet sie den Schal aus und betrachtet das Muster.

„Gott, wie weit Sie schon sind, Frau Brassen!“ ruft Fräulein Säuberlich.

Auch die andern Damen heben den Kopf.

Inzwischen hat sich draußen unbemerkt der Regen verdünnt, ein feuchter Dunst liegt in der Luft.

Dietrich und Wolf, die an der Stalltür stehen, beschließen auf diese Veränderung ein paar Schritte hinauf zur Juliusruh zu wagen. Die Luft ist reingewaschen, sie duftet nach Gras, Tannen und nassem Holz. Wie sie aber in den Wald treten, quillt ihnen mit den fallenden Tropfen der scharfe Hauch durchregneten Nadelwaldes entgegen.

„Bleib einmal stehen,“ sagt Dietrich, „und atme tief die Luft ein.“

Wolf tut es gehorsam. „Ja, alle Wetter,“ lobt er, „das ist fein nach dem Regen.“

„Tief ausatmen und tief einatmen,“ rät Dietrich. „Alle schlechte Luft raus aus der Lunge und dann die gute rein. Ja, das ist schon der Harz, was? So marschierte auch Goethe durch die Wälder.“

Ein freier Blick öffnet sich aufs Tal. Fern tauchen die Berge bläulich aus dem Gewölk.

„Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll ...“

deklamiert Dietrich mit leichtem Pathos. „Liebst du Goethe?“

„Ja.“

„Kennst du den Werther?“

„Teilweise.“

„Lies den Werther, mein Junge, das ist ein Buch für uns. Das ist unsere Liebe da drinnen, von der wissen die Eltern und Erzieher nichts.“

„Unsere Liebe?“ fragt Wolf leise.

Dietrich nickt. „Es gibt eine Liebe, die nur uns gehört und von der die andern nichts verstehen. Sie ist ohne Verrat und ohne Zwecke, ganz rein, wie die Berührung der sich öffnenden Knospe mit dem Tautropfen, verstehst du den Vergleich? Ich meine, sie ist wie die der Blumen zueinander oder der ersten Menschen, ehe Gott sie aus dem Paradiese trieb.“

Wolf fühlte sich durch diese Worte sehr betroffen. Er blickt starr in den heller werdenden Horizont, nickt ein paarmal mit dem Kopfe. Sagen kann er nichts.

„Wir wissen nicht, von wannen sie kommt und wohin sie geht. Wir sind die Schiffe, auf denen sie fährt. Das Steuer aber hält Gott in der Hand.“

„Und später, meinst du, hält ein anderer das Steuer?“ fragt Wolf.

Digitized by Google

„Ja, Der Mensch selbst oder auch niemand, glaub' ich. Wenn sie dann untergehen, schimpfen sie, daß Gott das Steuer verlassen hat."

„Ja, und warum hat er es denn verlassen?"

„Er hat es nicht verlassen, ehe nicht der Mensch ihn verließ."

Wolf denkt nach. „Schlägt dich dein Vater?" erkundigt er sich zaghaft.

„Ach nein, so nicht," antwortet Dietrich verschlossen.

„Ich weiß, was du mit dem Verlassen Gottes meinst," sagt er verstohlen. „Aber ausdrücken könnte ich es nicht. Dietrich, sage mir, bitte, sind wir Freunde?"

Der Ältere sieht in die erschreckten Augen des Jüngeren. „Ja, das sind wir," nickt er und faßt seine Hand, die kalt und feucht ist.

„Ich hielte das Leben nicht aus, wenn es keine Freundschaft gäbe. Mein Vater versteht mich nicht. Die Lehrer sind Schufte, nur Mama ist gut zu mir."

Dietrich sieht ins Tal. „Die Väter sind immer unsere Feinde, aber die wenigsten führen einen anständigen Krieg. Mein Alter schmeißt mit Gegenständen nach mir."

„Und deine Mutter?"

„Schreit ‚huch' dazu."

Dietrich hat das ‚huch' gellend mit Fistelstimme herausgeschmettert. Wolf hört es und muß darüber sehr lachen. Und weil er so hellauf lacht, fängt auch Dietrich an, ihn zu akkompagnieren. Das Gelächter der beiden trompetet durch den Wald. Zwei Mädchen, die den Weg heraufkommen, hören es. Sie erkennen die Stimmen, laufen zu und werfen die Knaben mit Tannenzapfen.

Nach kurzem Gefecht steigen alle vier zur Juliusruh hinauf, doch die Bank ist noch naß. Nur die Jungen können sich setzen. Sie tun es, stehen aber bald wieder auf, mit den Händen ihr Gesäß berührend. Feucht.

Wolf sieht immer Susanne an. Er findet sie wunderschön. Sie hat etwas Knabenhaftes, Fremdes. Außerdem ist sie ernster geworden, was ihn seltsam anmutet. Er wünscht, zärtlich zu ihr sein zu können, findet aber keine Worte. Darum dreht er ihr den Rücken zu und albert mit Franziska.

Plötzlich wendet sich Susanne an Wolf und fragt: „Weißt du, wer Frau Dußka ist?"

Wolf erschrickt. Er sieht sie an.

„Ich weiß es. Soll ich es sagen?"

„Ja."

Sie blinzelt ein wenig: „Die Braut des Herrn Revierjägers Karsten. Da hast du es."

„So?"

„Ja. Deswegen und so weiter. Haha." Sie lacht, faßt Dietrich unterm Arm, zieht ihn fort: „Wir wollen die beiden allein lassen. Franziska ist ja jetzt frei."

Wolf weiß gut, daß Susanne ihm die Nachricht von der Dußka nicht darum gebracht hat, damit er sich nun mit Franziska verloben könne. Franziska ist ihm gleichgültig, sie ist ein Kind, das sich über ein geschenktes Zopfband gefreut hat und dieses Zopfband sonntags trägt. Er aber ist kein Kind mehr, und wenn er sich mit dem Revierjäger geirrt haben sollte, so wäre das nur menschlich, weil Irren menschlich ist. Aber Susanne hat ihn kränken wollen, und das ist unmenschlich. Vielleicht ist sogar alles Schwindel, und der Karsten ist gar nicht der Bräutigam von Frau Dußka. Man wird der Sache auf den Grund gehen müssen. Aber nicht mit Susanne zusammen, sondern mit einem Manne, mit Dietrich.

Er läßt sich indessen nichts merken, daß Susanne ihn verletzt hat. Nur beim Pfänderspiel, wo er ihr einen Kuß geben soll, sagt er: „Ich mache mir nichts aus Küssen, legst du Wert darauf?"

„Nee," erklärt Susanne.

Wolf beißt die Zähne zusammen. ‚Ich denke nicht daran, dich jemals zu küssen, obwohl du hübsch bist. Wenn du kein Mädchen wärst, würde ich mich rächen und dann hättest du nichts zu lachen.' Dies sagt er zu sich voller Ingrimm, während er nach außen freundlich tut.

Indessen hält das gemeinsame Spiel nicht mehr lange an. Sie werden gestört. Fräulein Säuberlich erscheint und fragt, ob sie mitspielen dürfe. Die Kinder sind befangen. Dietrich rettet die Situation, indem er erklärt, daß bereits die Paare vergeben und somit einstweilen nichts mehr zu erreichen sei.

„Wem sind Sie denn vergeben, Dietrich?" fragt Fräulein Säuberlich erheitert.

„Ich? Franziska Bitterfeld."

„Haha," lacht das Fräulein. „Küsterchen," ruft sie, „hier werden Verlobungen gestiftet." Langsam nähert sich Frau Hauptmann Küster mit Architekt Brassen, der gegen die von den Bäumen fallenden Tropfen seinen Regenschirm aufgespannt hat.

Wie Wolf den Regenschirm sieht, verschwindet er. Es ist ihm unmöglich, im Augenblick die Ratschläge seines Vaters entgegenzunehmen.

Tiefer im Walde, macht er einen Bogen nach dem Hange zu, klettert durch das feuchte Gras abwärts und läuft zur Eine, die, vom Regen angeschwollen, eifriger dahinströmt. Er fühlt seine nassen Füße und freut sich darüber, daß sie naß sind.

Digitized by Google

Am folgenden Morgen geht die Sonne in zartem Dunste auf. Das Tal dampft, die Nebel steigen, ein herrlicher Sommertag bricht an.

Dietrich schirrt Aute an, der Wagen wird geputzt und gebürstet. Es soll eine Spazierfahrt in den Wald unternommen werden. Es scheint, daß Aute mit den Plänen Dietrichs einverstanden ist. Er wiehert kurz und scharrt mit den kleinen, glänzenden Hufen.

Dietrich fordert Wolf und Susanne auf, mitzufahren.

„Gern," sagt Susanne, doch Wolf werde ja wohl keine Zeit haben, setzt sie hinzu. Der Revierjäger Karsten sei soeben in Richtung auf Frau Dußkas Haus am Hotel vorbeigegangen. Wenn er ihm folgen wolle, müsse er sich beeilen.

Wolf fühlte tiefe Schamröte ins Gesicht treten. Er wendet sich ab und schweigt. Er weiß, daß Dietrich alles anstellen würde, ihn mitzubekommen, falls er sich jetzt weigern sollte, die Fahrt zu unternehmen. Darum benutzt er einen Augenblick, in dem Dietrich den Stall aufsucht, und läuft fort. Vor der Veranda trifft er die kleine Zis.

„Hör', Franziska," sagt er, „fahr doch statt meiner auf dem Ponywagen spazieren. Ein Platz ist noch frei. Ich habe keine Lust, ich geh' spazieren."

Franziska sieht ihn erstaunt an, dann saust sie spornstracks fort, ihre Mutter um Erlaubnis zu fragen.

‚Gut so.' Wolf nickt und dreht zur Eine um. ‚Jetzt können sie mich suchen.'

Er schlägt einen kurzen Dauerlauf an, nimmt den Weg über die Wiese und sucht rasch am Flüßchen entlang zu kommen. Er hat kein Ziel, er will nur fort, nur nichts mehr von Susanne sehen. ‚Mögen sie suchen, sie werden mich nicht finden. Dietrich wird ein bißchen traurig sein, aber um Franziskas Freude willen schließlich das Suchen aufstecken.'

Es fällt ihm ein, daß Susanne ihm geschworen hatte, die Sache mit der Frau Dußka als Geheimnis im Herzen zu bewahren. So hütet man kein Geheimnis. Gut, sie hat den Schwur nicht gebrochen, doch gehalten hat sie ihn auch nicht. Sie hat etwas begangen, was er nicht begreift, etwas Böses, Grausames. Er versteht nicht, was er ihr getan hat. O, er bereut tief, ihr jenes Geheimnis anvertraut zu haben. Was ist es ihm nun noch wert! Ein Geheimnis, über das der andere lacht, hat seinen Wert verloren. Schließlich — es kommt ihm nicht aufs Geheimnis an, sondern auf die Beleidigung, welche ihm zuteil geworden. Wenn sie ein Junge wäre! Bei allen Göttern, glühende Rache wäre gewiß. Doch sie ist ein schwaches Mädchen — er kann nichts tun, als schweigend ihr den Rücken drehen.

Indessen ist die grüne Landschaft so erfüllt von Glanz, daß es nicht angeht, länger von ihr abzusehen und den eigenen Groll zu pflegen. Wolf mußte sich gestehen, daß er unter normalen Verhältnissen jetzt Frau Dußkas Haus umschleichen und die Wirkung seiner Warnung beobachten würde. Nun war es mit der Lust an diesem Abenteuer vorbei, es erschien ihm fade, ja dumm. Mochte es gefährlich sein, er begehrte es nicht. Der Ausspruch eines törichten Mädchens hatte ihm die männliche Abenteuerlust genommen, seine Schwingen gelähmt.

Die Stimmung, in der er sich befand, blieb, obschon vergoldet durch das gute Wetter, melancholisch gedämpft. Eine Unruhe saß da, gekränkter Stolz, mehr als dies, etwas Unbekanntes und Bedrückendes.

Wie er aber über diesen Meditationen den Weg erkannte, ward er mit Vergnügen sich bewußt, daß er zu jener Wiese führte, auf der sie vor acht Tagen nackt herumgesprungen, er und Dietrich. Und Dietrich hatte ihn zwar im Ringkampf überwältigt, doch nicht verlacht, vielmehr waren danach wunderbare Dinge geschehen, die ihn auch jetzt wieder mit Beglückung erfüllten. Noch wußte er nicht, was es mit alledem auf sich hatte und warum er bisweilen nachts oder vor dem Einschlafen sich gerade diese Szene vorstellte, sie ausmalte und in seiner Phantasie fortführte, er wußte nur, daß er einen Freund besaß, dem er sich in allen Nöten anvertrauen konnte. Dietrich war sehr klug, war wissend und hatte viel gelesen. Dietrich würde ihm verschiedenes erklären können, das er noch nicht verstand, obwohl es ihn bereits mit Scham anfiel und das Blut in alle Poren strömen ließ.

Wolf nahm sich vor, die Wiese aufzusuchen und auch heute im Flusse zu baden, wie er mit Dietrich gebadet hatte; dann sich unter einen Strauch, unter eine blühende Hecke, irgendwohin, kurzum, nackt an den Busen der Natur zu legen. Er hatte diesen Ausdruck einmal gelesen, er gefiel ihm und er fand, daß es passend war, ihn anzuwenden.

Jenseits der Eine waren Bauern dabei, ihr Getreide zu schneiden. In der blauen Luft standen wie schwirrende, zitternde Punkte selige Lerchen. Nein, sie standen nicht, sondern stiegen höher und höher. Und je höher sie stiegen, um so durchsonnter wurde ihr Gesang. Wolf hielt an und sah ihnen zu. Als er den Kopf wieder senkte, flim-

Digitized by Google

merten ihm die Augen vor lauter Glanz. Ach, es war schön, durch die Natur zu gehen, und er wünschte, ein Wanderbursche zu sein, den nichts mehr bände, nichts in Fesseln schlüge, der frei ausschreiten könnte, neuen und abenteuerlichen Zielen zu.

Da war die Wiese. Die Schatten lagen anders als neulich, denn die Sonne stand hoch und hellte sogar die dunklen Gebüsche am Ufer auf.

Er lief, um nicht bemerkt zu werden, seitlich am Rande des Gehölzes entlang zum Flusse, sah sich um und fand sich allein. Auch das Feld drüben, auf dem damals die Mädchen gearbeitet, schien leer zu sein. Er konnte ohne Furcht seine Kleider ablegen und diese Welt als die seine betrachten.

Während er sich auszog, sah er sich im Geiste auf glühender Savanne. Er wollte sich einbilden, nicht im Herzen Deutschlands, sondern irgendwo in Südamerika oder Kalifornien zu sein, etwa dort, wo einer der Helden Sealsfields auf seinem Mustang durch die Prärie am Jacinto geritten, in jener paradiesischen, leuchtenden, von prangenden Bauminseln gesegneten Landschaft. Er spürte es deutlich: dort hätte es Aufgaben gegeben, die seiner wert waren, hier in Deutschland mußte er täglich unbrauchbare väterliche Ratschläge einstecken und sich mit einem Mädchen herumquälen, das seine Verachtung verdiente.

Wieder tauchte ihr Bild vor seinem Auge auf, sogar auf dieser Wiese, die doch ihm und Dietrich gehörte. Er konnte es nicht hindern, daß er daran denken mußte, wie sie nun auf dem Ponywagen durch den Wald fuhr, schlank und braun und ein wenig hochmütig, weil sie abgeschnittene Haare trug. Er sah ihr feines Gesicht mit den blanken Augen, den knabenhaften Pagenkopf; auch das Dirndlkleidchen sah er und auf ihrem Finger einen silbernen Ring mit hellblauem Herz.

Wolf legte seine Kleider sorgfältig zusammen, hängte das Hemd an einen Ast und tat die Strümpfe in die Sandalen, in jede Sandale den dazugehörigen Strumpf. Danach trat er aus dem Schatten des Baumes ins Licht. Herrlich war es, die Wärme der Julisonne auf der Haut zu spüren. Er fuhr mit der Hand über seine Glieder, betrachtete seine Beine und bog den Arm, um die Muskeln zu prüfen. Dann machte er einige Klimmzüge an einem Erlenast, stemmte mehrere Male einen schweren Stein und lief ins Wasser des Baches, der ihm auch jetzt nicht würdig schien, Fluß genannt zu werden.

Als er gebadet, gelaufen und müde von Bad und Lauf sich ins fette Gras gelegt hatte, fiel ihm abermals Susanne ein. Er legte sich die Frage vor, was er tun würde, wenn sie überraschend hier auftauchte. Würde er sich schämen? Zu den Kleidern stürzen? Ihr entgegen gehen? Oder sie nicht beachten, tun, als sähe er sie nicht? Das letzte schien ihm die angemessenste Haltung zu sein. Susanne würde ihn nicht erkennen, würde blumenpflückend über die Wiese schlendern und plötzlich vor ihm stehen. Er würde sie ruhig anlächeln, denn schließlich brauchte er sich ja nicht zu schämen, war s i e doch zu ihm gekommen. Sie würden vielleicht miteinander sprechen und er sie auffordern, auch zu baden. Zuerst würde sie zögern, doch wenn er ihr erst erklärt hätte, daß nichts dabei wäre und niemand auf die Wiese käme, würde sie sich ebenfalls entkleiden und gleich ihm ins Wasser gehen. Er vergegenwärtigte sich diesen Augenblick und sah deutlich die schmale, nackte Susanne mit ängstlichen Füßchen über die Steine am Ufer gehen. Ihr weißer Körper glänzte wider im klaren Wasser. Hell hob er sich vom dunklen Gebüsch ab. Ein zierlicher, porzellanfarbener Leib, knabenhaft und doch wieder anders, geheimnisvoll, unbekannt und eigentlich fremd, ja feindlich.

Wenn Susanne dann aus dem Wasser käme, würde er ihr raten, herumzulaufen; beide würden über die Wiese springen und die Sonne ihre Leiber umkränzen. Dann aber würde er ihr sagen, daß sie ihn tief beleidigt habe und daß sie ihn um Verzeihung bitten müsse. Sie aber würde trotzig den Kopf schütteln, ihr kurzgeschnittenes Haar würde um- und herumfliegen und sie würde ihm vielleicht einen Stoß vor die Brust versetzen. Dann könnte er sie umschlingen, sie niederringen und, da er der Stärkere sei, sie auf beide Schultern legen. Doch weil sie kein Junge, sondern nur ein Mädchen wäre, würde er dies bei aller notwendigen Kraft zart und vorsichtig ausführen müssen, damit ihr kein Leid geschähe und sie sich kein Glied bräche. Und wenn sie dann auf dem Rücken läge, würde er sich auf sie setzen und Abbitte verlangen. Und wenn sie keine Abbitte leistete, trotzig schwiege oder gar seine Hände zu beißen und seine Schenkel zu zerkratzen versuchte, dann würde er sie mit eherner Gewalt auf den Boden drücken, sich unerbittlich über sie beugen und geradeswegs auf den Mund küssen.

Wolf hob den Kopf. Eine dumme Träumerei. Unwürdig eines Mannes. Genug!

Aber die Wiese war darum doch leer und blieb leer, und in diese Leere klopfte ungewiß der Schlag seines Herzens.

Digitized by Google

Wieder legte er sich zurück, schloß die Augen und gab sich dem Gefühl hin, ganz der mütterlichen Erde anzugehören, an ihrem Busen zu ruhen, wie er es hingebungsvoll nannte. Dieses Gefühl war gut und warm, wohlig war es, vielleicht sogar süß wie Südwein. Er gedachte des Riesen Antäus, dem im Kampfe mit Herkules nur dann Kraft zuströmte, wenn er sich in Berührung mit der Erde befand. Auch Wolf fühlte diese Kraft, sie erfüllte ihn tief und durchdrang seine nackte Haut bis ins Blut. Das Blut stieg auf und stieg zum Herzen und wogte auf und ab, bis es wieder wundersam unterhalb des Leibes in eine unbekannte Tiefe stürzte und dort erregend zu kochen begann.

Er sprang auf. Nein, dies alles war falsch. Er war gewiß, daß diese Träume nicht gut genannt werden durften. Es ergab sich die Forderung, gegenteilig zu handeln. Gegenteil war Kampf und Sammlung aller Kräfte auf eine Leistung. Träumen gehört den Mädchen, der Mann hat eine Tat zu tun. Doch wie er nach dieser Tat fragte, fand er sich abermals in beengter Gegebenheit gefangen. Er wollte sich in Tapferkeit und List bewähren, beweisen, daß er nicht der verzogene Sprößling eines ängstlichen Vaters war, doch überall wichen die Widerstände. Ein liebliches Land breitete sich aus, es gab Spiel und Spazierfahrt, Wanderschaft und Gespräche, kurzum, immer wieder nur weiche Dinge, welche ihn heftiger anzuwidern begannen, wenn er überlegte, wie groß die Welt war und wieviel herrliche Gefahren es in ihr gab. So beschloß er in dieser Stunde, der markloſen Seßhaftigkeit des Daseins, die sich in der Existenz all der Erwachsenen und Würdigen rings um ihn ausdrückte, abzuschwören und mit der Stunde seiner Freiheit ein Wanderer zu werden, der die Größe der Welt an der Kraft seines Armes maß. Und er beschloß, den Mädchen nicht anzuhängen und nachzulaufen, um ihretwillen keinen Tag zu verlieren, vielmehr in Stunden der Not und Lebensgefahr sich eines Freundes zu erinnern, beispielsweise Dietrichs, der sein Herz mit gleichem Wohllaut erfüllen konnte, ja mit tieferem, denn er war nicht sein Feind und quälte ihn nicht, obwohl er stärker war. Doch Susanne quälte ihn und war seine Feindin, obwohl sie schwächer war als er.

Mitten in diesem Tanz der Gedanken erschrak er heftig: ein Mann tauchte links hinter ihm auf. Der Mann mußte sich lautlos übers Moos geschlichen haben. Er aber konnte seiner schon darum nicht gewahr werden, weil er an einem Baumstamm lehnte und geradeaus über die Wiese schaute. Jetzt hatte er nicht aufgepaßt, man hatte ihn überrascht, es konnte etwas geben.

Und plötzlich erschrak er abermals. Er erkannte den Mann, es war der Revierjäger Karsten in seiner grünen Uniform mit der geschulterten Büchse.

Karsten blieb vor Wolf stehen, überflog ihn und fragte: „Hast du gebadet?“

„Ja,“ sagte Wolf.

„Die Wiese gehört dem Bauern Nülle, wenn der das sieht, macht er Krach.“

Wolf, der einen Augenblick im Zweifel war, ob er sich nicht anziehen sollte, diesen Gedanken aber verwarf, weil der Revierjäger seinen Abgang als Flucht hätte ansehen können, antwortete mit einem Achselzucken.

„Hast du keine Furcht?“

„Nee. Was kann er mir schon tun!“

„Das ist ein rabiater Kerl, der geht auf dich mit der Sense los.“

„Dann stelle ich ihm ein Bein. Vor den Rabiaten haben nur Mädchen Angst.“

Karsten lachte. Das sei nicht dumm, gab er zur Antwort. Ja, die Mädchen, die hätten wohl am meisten vor den Rabiaten Angst. Die Ruhigen, das sei nichts für die Weiber.

Wolf nickte.

Karsten blickte über das besonnte Feld und schien nachdenklich zu werden. Plötzlich drehte er den Kopf wieder zu Wolf. Wolf sah ihn an. Sein Gesicht war braun, hübsch mit dunklen Augen und einem schwarzen Bärtchen.

„Haben wir uns nicht schon gesehen?“ fragte der Jäger.

„Ja,“ antwortete Wolf.

Der andere dachte nach. „Ich erinnere mich,“ sagte er lächelnd, „du warst der Junge, welcher mir die Frage nach Franziska stellte. Aha. Willst du mir nicht erzählen, warum du mich das fragtest?“

Wolf wußte, daß er noch vor acht Tagen geantwortet hätte: ‚Weil Sie mit Zischen versprochen sind,‘ doch wie er diesen Gedanken streifte, erschien er ihm kindlich, dumm. Das war Unsinn. Revierjäger Karsten war nicht mit Franziska verlobt. Doch schien es ihm, als ob er auch schon damals, als er die bewußte Frage an ihn richtete, daran nicht mehr geglaubt und etwas anderes gemeint hätte. Doch was dies andere gewesen und was er eigentlich gemeint, das wußte er nicht.

Karsten sah ihn immer noch an. „Nun?“

„Es ist mein Geheimnis,“ antwortete Wolf.

Digitized by Google

„Kann ich es dir nicht abkaufen? Hier, du darfst mal mit der Büchse schießen."

Wolf trat zurück. Er hätte leidenschaftlich gern mit Revierjäger Karstens Büchse geschossen, doch ein Geheimnis verkauft man nicht. Übrigens war es gar kein Geheimnis, es war eine Ausrede, also gar nichts.

„Nein," antwortete er nach kurzer Überlegung, „aber ich sage es Ihnen, wenn Sie mir erzählen, was Sie im Hause von Frau Dußka tun."

Der Jäger glotzte ihn an. Einen Augenblick schien es, als ob der Mann da sich in einer unbegreiflichen Erregung befände. Wolf sah seinen Verdacht wachsen, aber er fühlte dumpf, daß es nicht gut wäre, jenen zu reizen. Also drehte er entschlossen bei und versetzte leichthin: „Man erzählt, daß Sie mit Frau Dußka verlobt seien . . ."

Der Revierjäger starrte auf Wolf. Auch Wolf begegnete seinem Blick ruhig, denn er wußte, daß alles darauf ankam, ein ruhiges Auge zu behalten. Auch Löwen zähmte man mit dem Auge.

Indessen geschah nichts weiter. Karsten betrachtete ihn, warf seine Büchse über und sagte: „Du bist ein hübscher Junge, aber deine Beine sind zu dünn."

Und nachdem er das gesagt hatte, ging er, ohne sich umzublicken, geradeswegs in den Wald hinein.

Wolf errötete vor Zorn und Scham, ballte die Fäuste, lief zu seinen Sachen, kleidete sich an. Dies Wort wollte er ihm nicht vergessen. Alles, aber dies nicht.

In der Mühle sind neue Gäste angekommen. Gäste, die mit Ansprüchen auftreten und beachtet sein wollen.

Da ist zunächst Kammersänger Lefman-Hofer von der Dresdner Oper, Heldentenor, der aus Überarbeitung einige Zeit inkognito, still, ungestört auf dem Lande zubringen will. Er hat eine Saison hinter sich, man weiß, was das heißt. Sein glattrasiertes, etwas fahles Gesicht ist leicht gedunsen. Mühsam gebändigtes Kraushaar fällt gelegentlich auf seine breite Stirn. Die Augen sind blau, sie starren sein jeweiliges Gegenüber scharf an, es ist kein Ausweichen vor diesem Blick. Trotzdem gewinnt man nach kurzer Zeit den Eindruck, daß dieser majestätische Blick einen mehr dekorativen Charakter hat. Er pflegt alles so anzusehen, auch das Kaffeegeschirr.

Kammersänger Lefman-Hofer ist groß, breit, mit gewölbtem Embonpoint. Sein Alter? Unbestimmt. Übrigens hat er eine Dame mitgebracht. Es ist seine Frau. Sie ist sehr klein, fast zerbrechlich, lieber Himmel, neben ihm das reine Nichts. Schwarzhaarig, mandeläugig. Ihre Lippen sind purpurrot, eine Tatsache, die Fräulein Säuberlich zu kritischen Randbemerkungen Anlaß gibt. Dabei ist Fräulein Säuberlich keineswegs von vornherein gegen das Ehepaar Lefman-Hofer. Sie versteht nur nicht, daß ein ersichtlich bedeutender Mann wie der Kammersänger eine so unbedeutende kleine Frau, die sich obendrein schminkt, heiraten konnte. Schließlich, sie erinnert sich, daß es ja eigentlich stets die eindrucksvollen und klugen Frauen sind, welche nicht geheiratet werden, daß die Törichten und Nichtigen dagegen große Männer bekommen. Man denke an Goethe und Christiane. Man denke an diese und jene. Sie erzählt ihre Gedanken der Frau Hauptmann Küster, und Frau Hauptmann Küster gibt ihr in gewissem Sinne recht.

Einen Tag nach Lefman-Hofers Ankunft erschien ein Redakteur aus Halle, namens Lippich. Er hatte eilige Bewegungen, sprach schnell und trug einen Klemmer mit schwarzem Hornrand. Kaum war er in der Mühle angelangt, fragte er schon, ob man von ihr aus ein Ferngespräch anmelden könne. Ein Ferngespräch nach Halle. Herr Bitterfeld führte ihn in sein Privatkontor, wo Briefe, Rechnungen und Akzepte ziemlich wild durcheinander lagen, zeigte ihm den Telephonapparat und stellte die Verbindung mit dem Amte her. Währenddessen sah Redakteur Lippich den Anmeldezettel des Ehepaars Lefman-Hofer auf Bitterfelds Tische liegen.

„Lefman-Hofer?" fragte er.

„Ja, ein Kammersänger aus Dresden mit seiner Frau Gemahlin."

Lippich sah Bitterfeld durch seinen Hornklemmer nachdenklich an: „Ja, ja, kenne ich. Ist mir bekannt, der Herr. Lefman-Hofer, Dresden. Gewiß, gewiß. Kammersänger? Kammersänger? Hm, hm, soso. Ist mir weniger bekannt."

„Hier steht aber Kammersänger. Ich kann es Ihnen auch aus seinem Brief zeigen."

Redakteur Lippich, der das Arrangement durchschaute, hielt Bitterfeld am Ärmel fest. „Geschenkt," sagte er.

Unterdessen hörte man von oben eine sonore Tenorstimme Skalen schmettern.

„Organ hat er," meinte Lippich. „Singt er auch nachts?"

„Nein."

„Nachts pflege ich nämlich zu schlafen."

„Nein, er singt heute zum erstenmal ein bißchen."

„Sie meinen, er übt. Na, lassen wir ihm

Digitized by Google

sein Vergnügen. Also wenn Halle kommt, rufen Sie mich. Ich sitze im Speisesaal und lese Zeitungen. Übrigens, was Sie da an Blättern haben, ist ja reineweg von Anno dunnemals, hören Sie. Man bleibt ja völlig unorientiert."

Herr Bitterfeld versprach, Zeitungen aus Halle und Annenstedt abonnieren zu wollen.

Auf die Kinder machten die Neuankömmlinge geringen Eindruck. Allerdings blieb auch hier Kammersänger Lesman-Hofer nicht ohne Wirkung. Jedenfalls war Ewald Dümmler überzeugt, in ihm einen der größten Männer unserer Zeit zu sehen. Er hob rechtwinklig den Arm in Schulterhöhe, wedelte mit der Hand hin und her und sagte feuchten Mundes zu Dietrich: „Hast du den singen gehört? Mensch, hat der 'ne Stimme! Und die Kraft, wenn der so dasteht, was?"

„Ein Held der Ilias," bestätigte Dietrich ironisch.

„Die Frau geht angetuscht," ergänzte Wolf.

„Wo denn?" fragte Ewald wütend.

„Im Gesicht."

Susanne und Franziska standen dabei und lachten. Hurra, großartig.

Und weil auch Susanne lachte, setzte Wolf noch hinzu: „Außerdem muß sie in einen Parfümerieladen geplumpst sein. Wenn die vorbeigeht, hältst du dir die Nase zu."

Ewald, der die Gäste seines Onkels nicht beleidigt sehen wollte, näherte sich Wolf und sagte: „Was du schon davon verstehst. Eine gebildete Frau riecht ebend gut." Wieder sagte er ‚ebend'.

„Na, ich kann's nicht leiden," bemerkte Wolf reserviert. „Soll sie sich doch ordentlich waschen, dann braucht sie nicht zu riechen."

Auch hierüber lachten die andern mit Ausnahme von Ewald. Wolf war glücklich, denn obwohl er nicht hinsah, spürte er Susannes Augen auf sich gerichtet.

Die Sonne kam heraus, die Kinder beschlossen, an die Eine zu gehen. Ewald blieb zurück. Er mußte zu Hause helfen.

„Wollen wir baden?" fragte Wolf.

„Au ja!" rief Franziska.

„In der Pfütze kann man doch nicht baden," entgegnete Susanne.

Wolf antwortete nicht.

„Kannst du schwimmen?" fragte Dietrich Susanne.

„Selbstredend. Aber wer kann denn hier schwimmen!"

Wolf zögerte, von seiner Sonnenwiese zu erzählen. ‚Vielleicht,' dachte er, ‚fängt Dietrich davon an.' Doch Dietrich schwieg.

Am Flüßchen stießen sie zu ihrer Überraschung auf zwei Hängematten, in denen das Ehepaar Lesman-Hofer lag.

„Halt, kleines Gemüse!" rief der Sänger. „Un moment! Wer von euch ist ein Engel und holt mir eine Zitronenlimonade?"

Die Kinder blieben verdutzt stehen. Dietrich lächelte mokant. Wolf stellte sich schwerhörig. „Geh, Zischen, und bring's ihm schon," sagte Susanne.

Franziska senkte ihren Blondkopf und ging sichtlich mißgestimmt ab.

„Ich denke," riet Dietrich, „wir verduften, sonst kommen wir mit Zigarren an die Reihe."

Ohne sich umzusehen, verließen alle drei mit entschlossener Drehung das Ufer. Im Garten trafen sie Frau Brassen und Frau Mirtiz. Die Damen saßen auf einer Bank. Frau Mirtiz hatte ihren hellgrünen Sonnenschirm aufgespannt.

„Susanne," rief sie, „auf einen Augenblick!"

Susanne lief ab. Wolf sah ihr nach. Sie war sehr schlank, ihr kurzes Haar flog beim raschen Lauf. Sie trug keine Strümpfe, doch ihre Beine waren von der Sonne so gebräunt, daß es aussah, als seien sie bestrumpft. Wolf stellte dies nachdenklich fest. Er bemerkte auch, daß die Kniekehlen weiß und zart waren wie die Innenseite ihrer Arme.

Er und Dietrich gingen langsam weiter. Susanne schien keine große Eile zu haben, ihnen zu folgen. Natürlich nicht. Wolf wunderte sich nicht mehr darüber.

„Komm," bat er, „gehen wir auf den Berg und lassen wir die Weiber."

Trotzdem sah er sich nach hundert Schritten verstohlen um. Susanne saß auf der Bank. Ihr Blick folgte ihnen, doch als er sich umdrehte, blickte sie weg.

„Ob wir nicht doch warten?" fragte Wolf.

Dietrich lächelte, blieb stehen. „Susanne? Kommst du noch?" rief er.

Wolf hielt den Kopf gesenkt.

„Geht nur!" winkte Susanne zurück.

Die Freunde haben einen sonnigen Wiesenhang gefunden, der rücklings vom Hochwald begrenzt ist. Heidenelke, wilder Lattich und Graslilie flechten im ungemähten Gras bunte Muster in den sommerlichen Teppich. Der blühende Hang senkt sich sanft zu einem alten, überwucherten Steinbruch ab. Unten ragt ein Birken- und Tannenstand mit seinen Wipfeln in den weiten Blick hinein, der das Einetal umschließt.

Dietrich wirft sich ins Gras. Wolf schlägt einen Purzelbaum und liegt neben ihm.

Digitized by Google

„Hier ist's schön, was?"

Wolf nickt. Er denkt, daß auch Susanne dieser Platz sehr gefallen hätte. Seine Augen suchen das Tal ab. Linker Hand entdeckt er das rote Dach der Mühle. Die großen, schweren Wipfel der Kastanien schatten es ein. Der Garten sieht in der Verkürzung unbedeutend aus. Auf dem Mittelwege gehen zwei Herren. Wolf taxiert auf seinen Vater und den neu angekommenen Redakteur.

Susanne ist nicht zu sehen.

Ringsum Stille.

Eine Frage quält ihn lange. Er überwindet sich und spricht sie aus, starr in die Ferne blickend: „Dietrich, glaubst du, daß Mädchen treu sind?"

„Überhaupt? Meinst du: alle?"

„Nein. Doch. Ich meine im allgemeinen."

Dietrich denkt nach. „Ja," antwortet er, „das kommt wohl auf dich an."

Wolf versteht ihn nicht.

„Ich meine," sagte Dietrich, „es kommt gar nicht darauf an, daß sie treu sind."

„Worauf denn?"

„Auf dich selbst. Auf dein eigenes Gefühl. Wenn ich ein Mädchen liebe, frage ich nicht, ob sie treu ist. Ich frage nach meiner Liebe."

Dieser Gedanke erscheint Wolf wunderbar und unbegreiflich. Ein unsinniger Gedanke. Dietrich versteht ihn nicht, redet von etwas anderem. Es hat keinen Zweck, darüber zu sprechen. Trotzdem fängt er nach kurzer Zeit von neuem an.

„Du bist doch . . . wie soll ich das nennen? Du weißt doch über alles Bescheid?"

„Über alles?"

„Ja, über Geburt und so weiter."

Dietrich nickt.

„Ich weiß es natürlich auch. Ich habe es teils von Schulkameraden, teils aus Büchern. Es interessiert mich wenig, und ich finde es ekelhaft. Glaubst du, daß es auch Susanne weiß?"

Dietrich zuckt die Achseln.

„Ich glaube es nicht. Ich habe Susanne beobachtet. Das ist das Herrliche an ihr, daß sie ganz rein ist. Sie weiß natürlich, daß die Kinder nicht vom Storch kommen, und daß, wenn zwei sich heiraten, Babies geboren werden. Doch das Drum und Dran weiß sie nicht."

„Mag sein."

„Ich glaub's sicher."

Dietrich nimmt Wolfs Hand. Er will ihn anscheinend etwas fragen, doch nein, er ist still.

Darüber vergeht eine kleine Zeit.

„Sage mal, Wolf, könntest du Susanne nicht lieben, wenn sie das ‚Drum und Dran' wüßte?"

Wolf schüttelt den Kopf. „Nein, dann könnte ich sie nicht lieben."

„Liebst du sie sehr?"

Wolf antwortet nicht. Seine Augen füllen sich mit Wasser. Die Spitzen der Birken und Tannen verschwimmen.

Stille.

„Sieh die Lerchen!" sagt er. „Daß die nicht müde werden, so zu flattern, was?"

Dietrich schaut in den blauen Sommerhimmel. Auch Wolf läßt seinen hilflosen Blick auf dem zarten, weißen Gewölk ruhen, das die Bläue des Tages mit damastenen Streifen durchwirkt. Die Stunde ist zeitlos und ohne Pendelschlag. Ein zaghafter Windhauch weht bisweilen den süßen Duft von Klee und Ackerwinde her.

Jenseits am anderen Eineufer werden Garben geschichtet. Die Knaben hören den Ruf der Stimmen bis in ihre Höhe. Weiterhin fliegen Felder und Wiesen zum fernen Walde, der blau und dunstig seine Hügel krönt.

Wolf spürt das Flimmern der Luft durch seine Haut treten. Eine süße Müdigkeit tastet ihn ab. Es tut gut, so zu liegen und dem Freunde alles zu sagen. Er fühlt die Notwendigkeit, sein Herz zu enthüllen. Doch hier stockt das Wort. Die Knospe ist fest geschlossen, nicht einmal seinem eigenen Blick ist es gegeben, in den Kelch zu schauen.

„Hast du schon mal ein Mädchen geküßt, Dietrich?"

Der andere legt den Kopf ins Gras: „Zum Scherze. Mag sein."

„Ich habe das Küssen verachtet. Ich fand es unsauber."

„Und jetzt?"

„Gott, es kommt auf den Mund an."

Dietrich lacht leise. „Ja, das ist es, mein Söhnchen, es kommt immer auf den Mund an. Es gibt kein Gesetz."

„Heute nacht," fährt Wolf nach einer Weile fort, „habe ich von Susanne geträumt. Ein Traum, ich weiß nicht, ich schäme mich, daß man so etwas träumen kann. Dabei war es eigentlich blödsinnig schön, ich weiß nicht, wie ich das nennen soll . . ."

Indessen stieg die Sonne höher. Die Freunde legten sich in den Schatten der Haselnußsträucher. Müdigkeit tropfte aus den silbern umrandeten Wolken auf das übersonnte Tal. Mitten in einem Nachdenken merkte Wolf, daß ihm die Fäden aus den Händen glitten. Er schloß die Augen.

Dietrich sah, daß er eingeschlafen war, blickte ihm mit seinen hellen Augen in das offene Gesicht, das keinen Zug von Unruhe

Digitized by Google

Bogenschütze. Bildwerk von Prof. Selmar Werner

Digitized by Google

Digitized by Google

trug, strich ihm leis über Stirn und Haar und legte sich ebenfalls tief ins Gras. Zuerst ließ ihm das Geigen und Schwirren der Insekten keine Ruhe, auch Wolfs Beichte zog noch einmal durch seinen Sinn. Doch dann hörte er einen sanften Laut, der ihn mit großer Friedfertigkeit erfüllte. Es war das Rauschen einer nahen Pappel, die noch jung, ein wenig oberhalb ihres Lagerplatzes stand. Der linde Mittagswind spielte in ihren Blättern. Süß war der Duft der Blüten. Die Gräser raschelten, und die Bienen summten ihr Schlummerlied dazu.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Ballade vom geretteten Knaben

Von Karla Höcker

Niemand wußte, wie es geschehen war.
Die Nacht war dunkel, Winde tobten ums Haus —
Plötzlich löschten die flackernden Lichter aus,
Und alle spürten: irgendwo droht Gefahr.
Niemand dachte
An den Knaben, der sicher längst schon schlief.
Erst als draußen die Mutter nach ihm rief,
Immer ängstlicher rief, weinte und lachte —
Da sprang die Gefahr wie ein Funken mitten in alle.
Türen wurden geöffnet, man fragte und lief —
Einer stand wie erstarrt in der Mitte der Halle,
Eine Kerze umklammernd — — —

Und dann kamen die Schritte, ruhige Schritte,
Beinah schwebend durch das nächtliche Graun.
Keiner der Wartenden wagte aufzuschaun —
Nicht aus Angst vor dem Schrecken (es war nichts geschehn),
Nur weil jeder fühlte: ein Gott ist im Haus — — —

Draußen hatte es aufgehört zu wehn,
Und es klang wie Musik, verzückt, um das Haus.
Langsam ließ ihn die Mutter zu Boden gleiten;
Wasser tropfte noch lange von Stirne und Haar.

Wer wagt zu fragen, wer sein Erretter war?
Wer wagt zu sagen, Engel sind es gewesen,
Liebestrahlend niedergestürzt in das Meer?
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Nicht nur aus Sternen, die wir allnächtlich lesen,
Kommt die ewige Botschaft her!

Digitized by Google

Weihnachten im Erzgebirge

Von Kurt Melzer

Die erzgebirgischen Spielsachen kennt jedermann, und es sind nicht bloß die Kinder, die daran ihre Freude haben. Es gibt erwachsene und verständige Menschen, die sie sammeln, die Häuser und Bäume, die Wagen und Marktbuden, die Tiere und Menschen, und wenn sie einmal, vielleicht in den Weihnachtstagen, einen müßigen Nachmittag haben, dann bauen sie sich die kleine Stadt auf, die seit Jahr und Tag in einer Riesenschachtel schlummerte. Die Milchwagen mit den blanken Kannen fahren zum Dorf hinaus, und die Holzwagen ächzen aus dem Walde. Die Kinder fahren Karussell und drängen sich vor dem Kasperletheater. Der Hirt hütet seine Herde, und dem billigen Jakob kaufen die Frauen seine Herrlichkeiten ab. Vor der Kirche aber steht der Pfarrer und nimmt ein Brautpaar in Empfang. In einer wunderbaren Schimmelkutsche kommt es gefahren. Alt und jung staunt über soviel Glanz. Die Hunde bellen, und an der Ecke stehen Wandermusikanten und blasen: „Dies ist der Tag des Herrn."

So schön ist eine erzgebirgische Spielzeugstadt, und sie paßt zu dem Christbaum, unter dem sie steht, genau so gut wie die Lichter tragende Engelprozession, die zu dem Christkindchen wallt, um dessen Krippe sich konzertierende Bambinos versammelt haben, mit Beckenschlag und Paukenkrach, mit Flötentönen und Geigenjubel. Wie fröhlich ist das alles und wie anspruchslos, und dennoch: in dieser bescheidenen Kunst lebt mehr als handwerkliche Fertigkeit, mehr auch als Treue zur überlieferten Form. Die Dinge wären längst tot, wenn sie nichts als Form wären, und sie leben, weil Menschen hinter ihnen stehen, aus ihnen sprechen, die sich trotz Not und Sorge die Freude an Tand und Spiel erhalten haben, die Kinder und deshalb Künstler sind.

Die Anfertigung von Spielwaren aus Holz setzt den größten Teil der eigentlichen Gebirgsbewohner in Nahrung. Es ist ein spärliches Brot, das sie finden, und es ist gut, daß wir den kleinen Figuren, wenn sie blitzsauber im Laden und lustig auf dem Weihnachtstisch stehen, nicht anmerken, wieviel Kummer an ihnen hängt. Aber wenn

Figuren für eine Weihnachtskrippe von Studienrat Hugo Martin, Grünhainichen

Digitized by Google

Die Weihnachtskrippe

das Christfest naht und die bunten holzverschalten Häuser sich in den Schnee bergen, der ihre tief herabgezogenen Dächer monatelang bedeckt, dann zieht die Vorfreude in die engen Stuben. Die Frauen halten Großreinemachen. Die Männer basteln am „Weihnachtszeug“ herum, und die Kinder machen große Augen, denn aus Schachteln und Kästen steigen all die Wunderdinge, die jedes Jahr neues Entzücken wecken, wenn sie aufgebaut werden. Sobald es dunkelt, werden die Kinder selbst zu Spielzeug. Als Könige und Schäfer verkleidet, so wie sie Hugo Martin in niedlichen Figürchen nachgebildet hat, ziehen die Knaben von Haus zu Haus und führen ein Weihnachtsspiel auf. Knecht Ruprecht als Weihnachtsmann fordert zum Lobgesang auf. „O du fröhliche“ ertönt. Den Hirten verkündet der Engel die große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Es jubelt der himmlische Lobgesang. Der schwarze König grüßt den Heiland der Welt, und dieser selbst mit Petrus verkündet, daß der Himmel offen steht. Ruprecht verteilt an die Kinder seine Gaben, und weiter wandert der festliche Zug zum nächsten Haus, wo fromme Kinder sind.

Die Glocken läuten. Die Kinder treten vor die Tür, um die heiligen Klänge mit ins Haus zu nehmen. Dann endlich wird „abgebrannt“, und nirgend leuchten soviel Kerzen auf wie hier. Das ganze Jahr hat man gespart, um diesen Abend hell zu haben. Kein Vorhang schließt das Fenster ab. Jeder soll teil an der Freude des Nachbarn haben. Der Hausvater hat die „Permätl“, die Pyramide, gerichtet, einen Drehleuchter von drei bis sieben Stockwerken. In jedem Stockwerk dreht sich eine mit bunten Figuren besetzte Scheibe. Unten marschieren die heiligen drei Könige mit

Die „Bergspinne“, ein sechs- oder achtarmiger Leuchter

Digitized by Google

ihrem Troß. Hirsche, Rehe, Hasen retten sich eilig vor dem Jäger. Wiederum ein Stockwerk höher ist die Bergparade stattlich aufgebaut. Glückauf den Wackern in weißen Hosen, schwarzen Kutten und grünen Hüten! Reiter stürmen kriegerisch dahin. Eine friedliche Schafherde weidet, von Hirten und Hunden betreut. Ganz oben aber schwebt der Engelschor. Wenn die Kerzen der Pyramide brennen, beginnt sie sich zu drehen, und die bunte Schau läuft im Kreise mit.

Ihr Glanz ist nicht der einzige, der die niedre Stube erfüllt. Selbstverständlich fehlt der Christbaum nicht. Er ist reich mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen behängt, damit „das Leben recht süß" werde. Alt und jung können es brauchen, daß der Aberglaube Wahrheit wird. Er strahlt, doch unser neugieriger Blick gilt einem sechs- oder achtarmigen Kronleuchter aus Holz, dessen Lichte der älteste Junge der Familie angezündet hat. Es ist die „Bergspinne", die früher aus dem Zinn gefertigt wurde, das man namentlich in Altenberg so reichlich fand. Ich habe noch so ein altes Stück. Es ist wohl 70 Jahre alt, und mein Haus hat es heilig gehalten. Mit Lebensgefahr hat es mein Großvater aus einem Brande gerettet.

Engel mit Lichterbogen

Die hölzerne Bergspinne ist ungemein farbenfroh. Aus einer grün-weiß-rot bemalten Spindel winden sich Schlangenarme, die an den obern Enden rote Kerzenhalter tragen. Blumen und Figuren schmücken die Arme, klingelnde Glöckchen hängen daran.

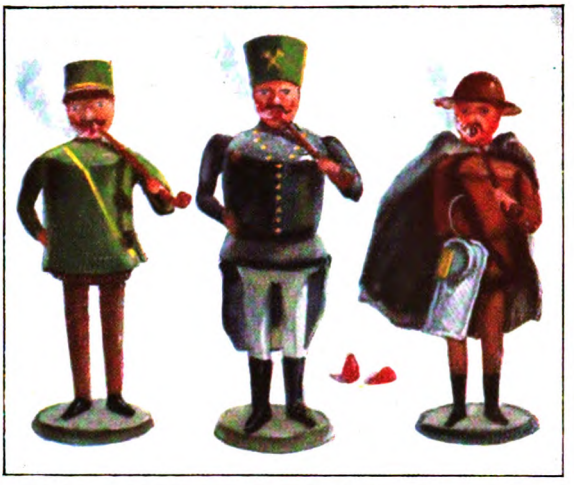
Aber ist nicht die Krippe noch schöner als Pyramide und Bergspinne? In alten Familien haben Vater, Großvater und Ahnherr daran gearbeitet, und noch jetzt kommen alljährlich neue Figuren zu den Hundert hinzu. Der Hintergrund ist meist gemalt. Wir sehen Bethlehem, die kleine Stadt, aus der das große Heil gekommen ist. Vorn ist der Stall aufgebaut, über dem die Engel schweben, um den sich Hirten und Könige drängen. Kaum jemals haben wir so tief gefühlt wie hier am erzgebirgischen heiligen Abend, daß das göttliche Wunder der Christnacht den Armen vor den andern offenbart worden ist. Mit wieviel Liebe und Kunst haben diese einfachen Künstler verstanden, den Märchenglanz dieser einzigen Nacht in ihrer Welt zu spiegeln! Und wie fest halten sie sich dabei an die Wirklichkeit! Ein Hirt ist wie erstarrt vor der Erscheinung des himmlischen Herolds, ein andrer wendet sich erschrocken ab, ein dritter schützt sein Antlitz vor dem Glanz aus der Höhe. Selbst

Die „Permätl", die Weihnachtspyramide

Digitized by Google

Schafe und Widder ducken sich vor der Offenbarung der Glorie des Herrgottes.

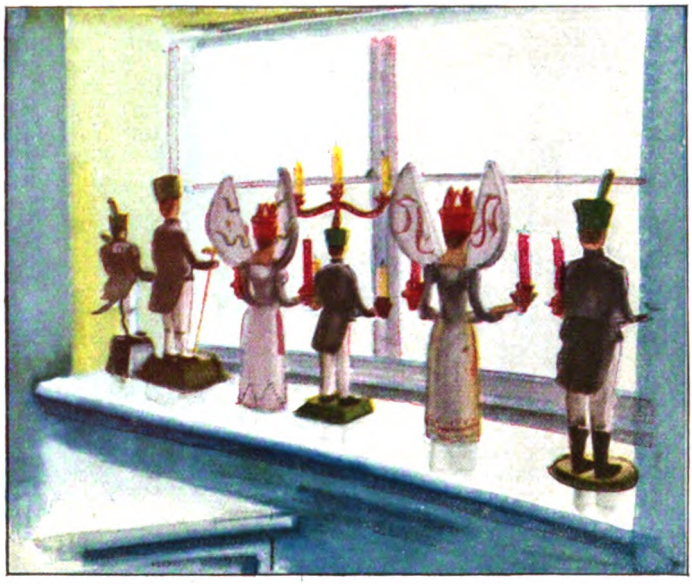
Der Herrlichkeiten ist aber noch längst kein Ende. In den Fenstern stehen Bergleute und Engel als Kerzenträger. Jeder Junge muß zu Weihnachten einen Bergmann, jedes Mädchen einen Engel haben. Wer die Leuchter zählt, kennt den Kindersegen des Hauses. Die Bergleute gab es früher auch aus Zinn, jetzt sind diese sehr selten geworden, und die holzgeschnitzten und bunt bemalten sind eigentlich auch viel vergnüglicher. Da stehen sie in ihrer knappen Tracht und halten sich stramm gerade, und die Engel tun es ihnen gleich mit den enggeschnürten und höchst unmodernen Kleidern. Diese Figuren haben Stil. Sie sind fast Ornament geworden und hängen trotzdem noch mit dem Leben eng zusammen. Manchmal steht ein besonders schön ausgeführter Bergmann auf einem Ehrenplatz in der Stube. Er hat Festgala angelegt. Von der grünen Kappe weht der hohe Federbusch. Das weiße Nackentuch ist betreßt, die schwarze Kutte reich besetzt.



Figuren von Bergleuten

Weihnachtsabend im Hause. Auf dem Tisch das „Heiligabendlicht"

Digitized by Google



Engel- und Bergmannsfiguren mit aufgesteckten Lichtern am Fenster

An dem goldgestickten Gurt hängt die Zscherpertasche. Stattlich steht der Herr Obersteiger da, das Steigerhäckchen in der Rechten und in der vorgestreckten Linken eine Kerzendelle. — Dem alten Bergmannsgruß „Glückauf!“ antwortet die lichterfüllte Christnacht mit dem Ruf: Empor zum Licht! Große Engel tragen Bogen, die mit Kerzen in heiliger Siebenzahl besteckt sind. Auf dem strahlenden Bogen stehen die mahnenden und verheißenden Worte: Friede auf Erden! Dem Duft der Kerzen und des Tannengrüns darf kirchlicher Weihrauchdunst nicht fehlen. Ein Bergmann oder ein Jäger ist das „Racherkerzelmah“, aus dessen offnem Mund der Rauch in langen Schwaden qualmt. Neben den vertrauten Gestalten der geliebten Heimat kommen Fremde herbei: der Slowakenrastelbinder, der einst als Topfeinstricker und Mausefallenhändler oft das Gebirg durchzog, stellt sich ein und neben ihm der langberockte Türke, von dem man nicht recht weiß, ob er zum Gefolge der heiligen Könige gehört oder ein Zeuge jener Zeiten ist, als der Großherr noch der Schrecken des Abendlandes war und mit seinen Janitscharen die Stadt mit dem Stefansdom berannte. Vielleicht ist er weder das eine noch das andre, sondern bloß eine Märchengestalt, im fernen Osten daheim, wo das Licht aufgeleuchtet ist, das in dunkeln Wintertagen auch die Stube des Erzgebirglers erhellt.

Der Tisch ist gedeckt. Von einem Zinnleuchter strahlt das schönbemalte Heiligabendlicht. Es bleibt auch nach dem Essen stehen samt Salz und Brot, damit in der Nacht die armen Seelen eine Erquickung finden. Für die Lebenden gibt es neunerlei und jedes Gericht

Figuren für die Verkündigung der Weihnachtskrippe

Digitized by Google

hat seinen Segen: zunächst Semmelmilch, damit die Nase nicht tropfe im neuen Jahr; Knödel und Linsen, auf daß weder großes noch kleines Geld fehle; Bratwurst mit Sauerkraut, um Kraft und Herzhaftigkeit zu erhalten; Schöpsenfleisch mit Weißkraut, damit das neue Jahr nicht sauer werde; Pilze, um das Glück zu bannen, und endlich Apfelsalat mit Heringen, um sich des Lebens zu freuen. Üppig geht es zu! Aber auch das liebe Vieh wird nicht vergessen. Jedem Stück strahlt eine Kerze im Stall und Brot mit Salz wird als besondrer Leckerbissen gereicht. Liebe tut sich noch immer nicht genug. Sie geht in den Garten und schmückt jeden Baum mit einem Seil aus Stroh. Sie füttert den Zeisig im Bauer mit Pfefferkuchen. Sie vergißt das Wild im

In der Christmesse am Morgen des Weihnachtstages

Digitized by Google

Walde nicht und tut die doppelte Portion duftigen Heus in die Raufen.

Luſtig geht es nach dem Eſſen zu. Die Mädchen klopfen an den Hühnerſtall und fragen:

„Kräht dr Hoh, kriegt ſe än Mah;
Gackert de Henn, kriegt ſe känn;
Gackert weder Henn noch Hoh,
Wird ſe bald zu Grab getroh."

Oder ſie werfen den Pantoffel hinter ſich und fragen: „Schukel aus, Schukel ei, wo werd' ich übers Jahr wöhl ſei?" Liegt der Pantoffel mit der Spitze nach der Stube zu, ſo erſcheint im neuen Jahr der Erwartete und die Spitze zeigt nach der Gegend, von wo er kommt. Ruprecht tritt ein, und die Kinder beten:

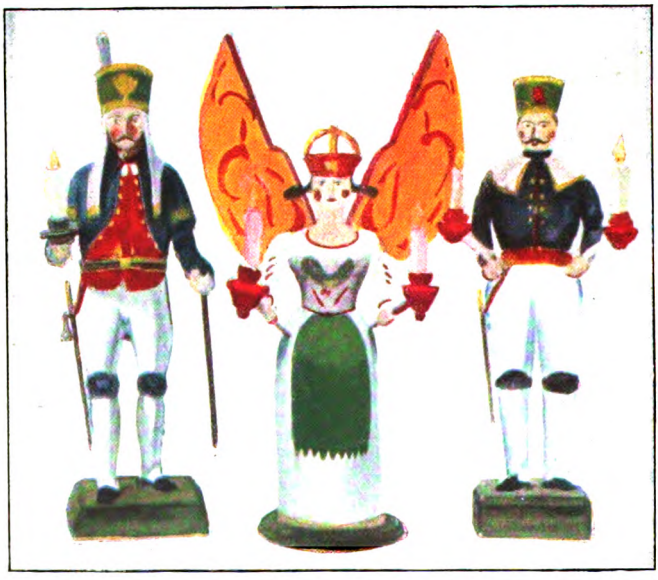
„Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Daß de mich fei net vergißt!
Ich will dr ah mol ſogn,
Was mei Mogn ka noch vertrogn:
Appel, Karpen, Butterſtollen,
Niſſ, die in dein Sack rinrollen.
Meine Strimp ſei oh zerriſſn,
Die Stiefeln hohn die Meiſ zerbiſſn,
In mein Huſn is a Loch,
Un ah Handſching fahln mr noch."

Sind die Kinder zu Bett, ſo gehen die Alten noch ein wenig „hutzen": ſie beſuchen die Nachbarn, um zu ſehen, wie der Hennerlieb den neuen Leuchter angepinſelt oder der Hansjakob ſeine Krippe geſchnitzt hat. Das junge Volk ſingt und lacht beim Rummelfried. Da wird Blei gegoſſen, und an fromme Lieder ſchließen ſich ſcherzhafte an:

„Un heiling Omd um Mitternacht,
Da läfft ſtatt Waſſer Wei.
Wenn ich mich när net färchten tät,
Ich holt mer än Topp vull rei."

Türke mit Friedenspfeife

Dieſe Nacht hat kein Ende. Denn früh um fünf wallt alles zur Frühmette in die Kirche. Im tollſten Schneegeſtöber finden ſie den Weg in das ſtrahlende Gotteshaus. In feierlichem Zuge mit Geſang wandern Engel, Hirten und Weiſe durch die Nacht. Es ſind die Konfirmanden. In der Kirche drängen ſich die Menſchen. Vor jedem Platz ſteht eine Kerze. Vorm Altar wird das alte Hirtenſpiel geſprochen, es endet mit dem ſeligen Friedensſang dieſer heiligen Nacht. Dann erſt, wenn der Gottesdienſt vorbei iſt und alle wieder daheim ſind, wenn ſie Kaffee getrunken und „Butterſtolln", lang wie die Ofenbank, gegeſſen haben, beginnt die Beſcherung. Das „Bohmkindel" meint es gut, auch mit den Armen, denn der Glanz dieſer winterlichen Stunden, er ſtrahlt durchs ganze lange, mühſelige Jahr. Er heiligt die Arbeit und krönt ſie mit Freude.



Engelfigur und zwei Oberſteiger mit Lichtern

Digitized by Google

Die Christnacht. Aquarell von Ludwig Richter
(Dresden, Kupferstich-Kabinett)

Digitized by Google

Digitized by Google

Schöne Formen / Von Wilhelm Ostwald

Das Gefühl für schöne und unschöne Formen ist im allgemeinen gut entwickelt, fast ebensogut wie das für wohl- und übelklingende Tonharmonien. Zwar schien es in den letzten Jahren zuweilen, als sei es verschwunden oder unterdrückt, da der Öffentlichkeit Formen als schön angeboten wurden, die das Gefühl nicht billigte. Aber das hat sich als eine vorübergehende Welle erwiesen, als ein bald mißglückter Versuch, die Naturgesetze der Formenschönheit zu mißachten oder zu vergewaltigen.

Naturgesetze der Formenschönheit? Gibt es denn wirklich solche? Dann müßte man ja durch Beobachtung dieser Gesetze gewissermaßen „künstlich" schöne Formen schaffen können! Das ist doch grundsätzlich unmöglich! Denn schöne Formen schafft doch nur der Künstler, der gottbegnadete!

Gemach! Von der allerhöchsten Kunstleistung führt eine ununterbrochene Stufenleiter herab bis zu den einfachen Gestalten der unbelebten Welt, den Kristallen. Wer zweifelt daran, daß die Kristalle schön sind? Und zwar alle. Es gibt überhaupt keine häßlichen Kristalle. Zwar ist der Grad ihrer Schönheit verschieden, aber Häßlichkeit kommt bei ihnen nicht vor. Selbst wenn ihre Formgestaltung vielfach gestört ist, wie etwa bei den Eisblumen auf der befrorenen Fensterscheibe, entzückt uns doch das Walten der natürlichen Formgesetze, das wir auch dort empfinden, wo wir erkennen, daß die Grundlinien des Gebildes von den Strichen mit dem Wischtuch gebildet werden, das vorher über die Glasscheibe geführt worden war. Woher rührt die ausnahmelose Schönheit der Kristalle? Niemand ist im Zweifel darüber, daß es die geometrische Gesetzlichkeit ihrer Formen ist, auf denen ihre Schönheit beruht. Selbst bei der vielfach gestörten Kristallisation der Eisblumen ist diese Gesetzlichkeit immer erkennbar und bedingt ihre Wohlgefälligkeit. Denn jedes Spitzchen ohne Ausnahme ist nach dem Gesetz gebildet, welches zwischen den kleinsten Teilchen des Eises waltet und die Gestalt ihres Nebeneinander bestimmt. Gerade diese restlose Betätigung des Formgesetzes des Kristalls bedingt seine Schönheit. Versucht man künstlich durch Schleifen die Schönheit der Kristalle zu erhöhen, wie das bei den Edelsteinen geschieht, so kennen wir dafür nur den einen Weg: die Form unter Wahrung der Gesetzlichkeit tunlichst reich und mannigfaltig zu gestalten. Ungesetzliche Formen würden das Kleinod sofort wertlos, weil unschön, machen.

Hält man sich diese wohlbekannten Tatsachen vor Augen, so sieht man sich zu dem Schlusse geführt, daß die Schönheit dieser Gebilde auf der Gesetzlichkeit ihrer Formen beruht. Man fühlt sich bei diesem Ausspruch ein wenig überrascht, da man sich vielfach gewöhnt hat, zwischen Gesetz und Schönheit einen Gegensatz zu empfinden. So sei betont, daß es sich hier nur um die ganz elementaren und primitiven Schönheitsgefühle handelt und handeln kann, um eine Ästhetik „von unten", wie sie schon vor einem halben Jahrhundert G. T. Fechner, der geniale Begründer der Psychophysik, gefordert hat. Was bei höheren und höchsten Kunstwerken noch hinzukommt, ist eine Angelegenheit besonderer Art, die eine besondere Untersuchung erfordert. Sie ist hier nur erwähnt worden, damit der Gedanke an sie nicht die einfachen Betrachtungen stört, auf die wir uns hier bewußt beschränken wollen.

Wenn wir nun den Satz aussprechen: Gesetzlichkeit bewirkt Schönheit, den wir rein erfahrungsmäßig gefunden haben, so entsteht sofort die Frage, ob er allgemein gilt. Bewirkt jede Gesetzlichkeit Schönheit? Bewirkt Gesetzlichkeit immer Schönheit? Gibt es ohne Gesetzlichkeit keine Schönheit?

So allgemein kommt uns die Bejahung dieser Fragen sehr bedenklich vor. Immerhin können wir doch die Erfahrung fragen, ob und wieweit sie zutreffend ist.

Die Erfahrung lehrt nun, daß wirklich alle diese Fragen bejaht werden können und müssen. Jede Gesetzlichkeit bewirkt Schönheit, und immer, und keine Schönheit besteht ohne Gesetzlichkeit.

Wie verfährt die Wissenschaft, um solche allgemeine Sätze zu prüfen? Man kann doch unmöglich alle Fälle untersuchen, weil ihre Zahl unendlich ist.

Sie verfährt so, daß sie willkürlich einige Fälle untersucht, tunlichst solche, bei denen die Geltung des Satzes unwahrscheinlich aussieht. Trifft dann der Satz jedesmal zu, so wird der Schluß gezogen, daß er wohl allgemein zutrifft. Dabei besteht immer der Vorbehalt, daß vielleicht doch künftig einmal ein Gegenfall gefunden werden könnte. Dann wird dieser besonders sorgfältig untersucht und führt früher oder später zu einer geeignet abgeänderten Gestalt jenes allgemeinen Gesetzes, die sowohl die vielen zutreffenden wie die wenigen abweichenden Fälle umfaßt.

Wir stellen also den Versuch an und wählen irgendeine beliebige Form, z. B. die eines Komma (Abb. 1), der Deutlichkeit wegen etwas groß. Was können wir Gesetzliches damit anfangen?

Abb. 1

Die Antwort ist: es wiederholen. Denn alles Gesetz bestimmt eine Gleichartigkeit des Seins oder Ge-

Digitized by Google

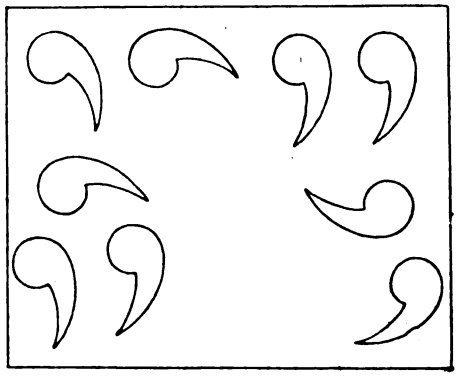


Abb. 2

schehens, d. h. eine Wiederholung, nämlich jene, welche das Gesetz angibt.

Wir wiederholen also das Komma, etwa indem wir es mit einem Stempel oder einer Schablone irgendwie in einem Felde anbringen. Das Ergebnis (Abb. 2), ist sicher-

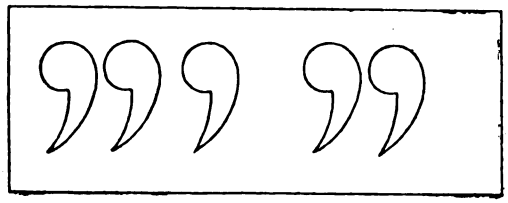


Abb. 3

lich nicht schön zu nennen. Der Satz scheint widerlegt. Die bloße Wiederholung tut es nicht.

Warum nicht? Weil sie nicht gesetzlich genug ist. Die Ordnung und Verteilung der gleichen Form war willkürlich, also ungesetz-

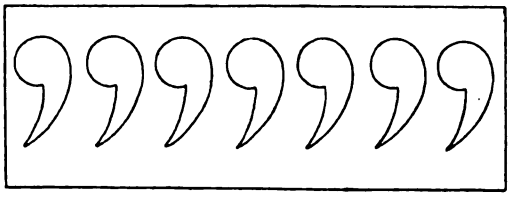


Abb. 4

lich. Wir setzen also die gleichen Formen parallel längs einer geraden Linie aus (Abb. 3). Das Ergebnis ist noch immer nicht gut, aber wir sehen schon deutlich, warum. Es sind die willkürlichen Abstände, welche unschön sind. Sobald wir auch die Abstände gesetzlich, d. h. gleich gemacht haben (Abb. 4), ist alsbald die Schönheit da. Zwar eine sehr bescheidene und schlichte, aber doch unverkennbare Schönheit. Wie ist dies alles zu deuten?

In allen früheren Wiederholungen des Kommas waren zwar gewisse Gesetzlichkeiten zur Geltung gekommen, wie die gleiche Größe, der Parallelismus, aber es war immer auch ein ungesetzlicher oder willkürlicher Anteil vorhanden geblieben. Dieser hatte die Entstehung der Schönheit verhindert. Erst als alle Bestimmungen gesetzlich geregelt waren, erschien plötzlich die Schönheit, wie eine Blume, die sich erst entfaltet, nachdem alle Bedingungen ihrer Bildung erfüllt sind. Somit erweist sich die Willkür als der tödliche Feind der Schönheit. Dies ist ein Ergebnis von größter Wichtigkeit, dessen Bedeutung für Kunstwerke höherer Art seinerzeit eingehend untersucht werden soll. Für das hier untersuchte Gebiet hat es die Bedeutung, daß die Gesetzlichkeit, welche als Bedingung der Schönheit wirken soll, eine so vollständige sein muß, daß für die Willkür kein Raum gelassen wird. Wir werden später die Voraussetzungen kennenlernen, unter denen diese Forderung eingeschränkt oder bedingt werden kann. Das Ergebnis mag schon hier angedeutet werden: je einfacher die Art der Schönheit ist, um so einfacher und eindeutiger muß die Art der Gesetzlichkeit sein, auf der sie beruht.

Was wir hier beobachtet haben, läßt uns die Entstehung des Ornaments erkennen. Das einfachste technische Verfahren, eine Fläche zu schmücken, sei es eine Matte, eine Wand, der Deckel eines Kastens, beruht auf der Anwendung eines Druckstempels oder einer Schablone, welche beide ohne weiteres Zutun die erste Bedingung erfüllen, nämlich lauter gleiche Formen zu ergeben; sie müssen nur in gerader Linie und gleichabständig angesetzt werden, damit auch den anderen Bedingungen Genüge geschieht. Das Muster, welches so entsteht, ist ein Bandmuster, das eine gewisse Breite hat, der Länge nach aber beliebig ausgedehnt werden kann. Indem man die nötige Anzahl Bänder quer zu ihrer Richtung nebeneinander legt, kann man so jede beliebige Fläche bedecken. Meist führt man aber das Band nur als Rahmen um die Fläche herum, deren inneres Feld man dann entweder leer lassen, oder mit einem besonderen Schmuck ausfüllen kann, je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes.

Die Arbeitsweise der Wissenschaft fordert zunächst, das beschriebene Verfahren der Wiederholung mit einem bestimmten Namen zu bezeichnen. Wir nennen es Schiebung. Sodann zu fragen: ist die Schiebung die einzige Art der Wiederholung oder gibt es noch andere? Die Antwort auf diese Frage ist: es gibt noch zwei andere Arten der Wiederholung, nämlich die Spiegelung und die Drehung.

Die Erscheinung der Spiegelung ist jedermann bekannt. Der Spiegel wiederholt den

Digitized by Google

Gegenstand zwar auch, wie die Schiebung, aber in umgekehrter Ordnung, so daß Gegenstand und Spiegelbild im allgemeinen sich nicht überdecken lassen, wie die nebeneinander liegenden Formen bei der Schiebung, sondern sich verhalten, wie die rechte Hand zur linken. Deshalb läßt sich mit dem gleichen Druckstock das Spiegelbild nicht drucken. Mit der Schablone geht es; doch muß sie umgewendet und von der anderen Seite bemalt werden, um das Spiegelbild zu ergeben.

Abb. 5

Diese etwas verwickeltere Beziehung zwischen der Form und ihrem Spiegelbild bewirkt, daß bereits eine Verbindung von beiden ohne weitere Wiederholung einen primitiven schönheitlichen Eindruck macht. Ein jedermann aus den Kinderjahren wohlbekanntes Beispiel sind die Erzeugnisse der „Kleksographie". Faltet man ein Blatt Papier, macht auf die Innenseite nach der Falte zu einen reichlichen Tintenklecks, legt es zusammen und reibt den Klecks aus, so daß er sich möglichst reich entwickelt, so findet man beim Auseinanderfalten eine aus Bild und Spiegelbild bestehende „symmetrische" Figur, etwa wie ein Wappenadler oder ein Schmetterling, die unmittelbar angenehm wirkt, so gesetzlos der einzelne Klecks auch an sich ist. Seine spiegelbildliche Wiederholung auf der anderen Hälfte, namentlich wenn beide Bilder an der Falte, der „Spiegellinie", zusammentreffen, enthält Gesetzlichkeit genug, um jenen willkommenen Eindruck zu bewirken, der den Anfang alles Schönen darstellt. So primitiv diese Schönheit ist, hat es doch Leute gegeben, welche sich ausgiebig daran erfreut haben. So der Dichter und Geisterseher Justinus Kerner, der sich dickbändige Sammlungen solcher Gebilde anlegte, da ihm die Ursache ihrer Reize nicht klar und ihre Schönheit ihm daher etwas Geheimnisvolles war. Abbildung 5 zeigt ein solches Kleksogramm.

Höhere Grade der Schönheit werden erreicht, wenn man die gespiegelte Form nicht willkürlich oder zufällig nimmt, sondern ihrerseits nach einem gewählten Gesetz gestaltet. Naturbeispiele für diese Art Schönheit bieten die Schmetterlinge dar. Man betrachte nacheinander nur die eine Seite eines aufgespannten Schmetterlings unter Zudecken der anderen Seite, und dann den ganzen Schmetterling, der um die Körperlinie spiegelbildlich oder symmetrisch gebildet ist. Obwohl in der Verteilung der Farben und Formen schon auf der einen Seite die organische Gesetzlichkeit ihrer Bildung leicht erkennbar ist, wird die schönheitliche Wirkung nicht nur verdoppelt, sondern um ein Großes vervielfacht, wenn man das ganze Gebilde aufdeckt.

Eine sehr bedeutende Steigerung der Schönheit wird erzielt, wenn die Spiegelung mehrfach wiederholt wird. Man bewirkt dies, indem man zwei Spiegel unter einem Winkel zusammentreffen läßt, der ein ganzer Bruchteil des „gestreckten" Winkels von zwei Rechten ist. Während der Gewinn bei der Teilung ½ (Winkel der beiden Spiegel 90°) nur mäßig ist, wird er bei ⅓ (Winkel 60°) und ¼ (Winkel 45°) schon sehr erheblich. In dem bekannten optischen Spielzeug Kaleidoskop, das auf solcher mehrfacher Spiegelung beruht, ist von dieser Wirkung Gebrauch gemacht, und es ist bekannt, daß ganz zufällige Grundformen: Federn, bunte Glasstückchen, Gewebflicken usw. so zu den hübschesten Gebilden verbunden werden. Da den Grundformen gar kein Schönheitswert zukommt, beruht die Wirkung ausschließlich auf der gesetzlichen Wiederholung der gleichen, an sich eindruckslosen Form, die in gleichen Winkelabständen um den Mittelpunkt geordnet ist.

Auch hier kann man durch Vermehrung der gesetzlichen Beziehungen stark gesteigerte Wirkungen erhalten. Wenn man beispielsweise die bunten Glasstückchen so wählt, daß ihre Farben untereinander harmonisch sind, kann man eine Fülle der entzückendsten „Rosen" erzeugen.

Die Technik bedient sich längst dieses Hilfsmittels zur Gewinnung von Mustern vermittelst des Winkelspiegels, zweier Spiegelplatten, die durch ein Scharnier verbunden sind und leicht auf den gewünschten Winkel eingestellt werden können. Stellt man ihn auf irgendein Gebilde, so bilden dessen gesetzliche Wiederholungen ein sternförmiges Muster, das durch Verschieben die mannigfaltigsten Umbildungen erfährt, so daß man eine unbegrenzte Auswahl von Vorlagen sieht. Auch hier wird man bald die Wahrnehmung machen, daß solche Muster die schöneren sind, bei welchen sich noch eine besondere, gleichsam überflüssige Gesetzlichkeit geltend macht. Abbildung 6 zeigt das Komma im Winkelspiel ⅓.

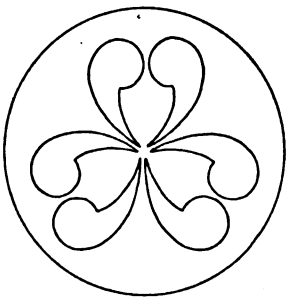


Abb. 6

Diese Art der Ordnung ist nun keine einfache Spiegelung mehr, sondern ein Fall jener dritten Art der Wiederholung, die oben als Drehung erwähnt worden war. Die Drehung besteht darin, daß man zu der gewählten Grundform einen Punkt, den Drehpunkt, bestimmt und um diesen die Form wiederholt, nachdem man sie einen gan-

Digitized by Google

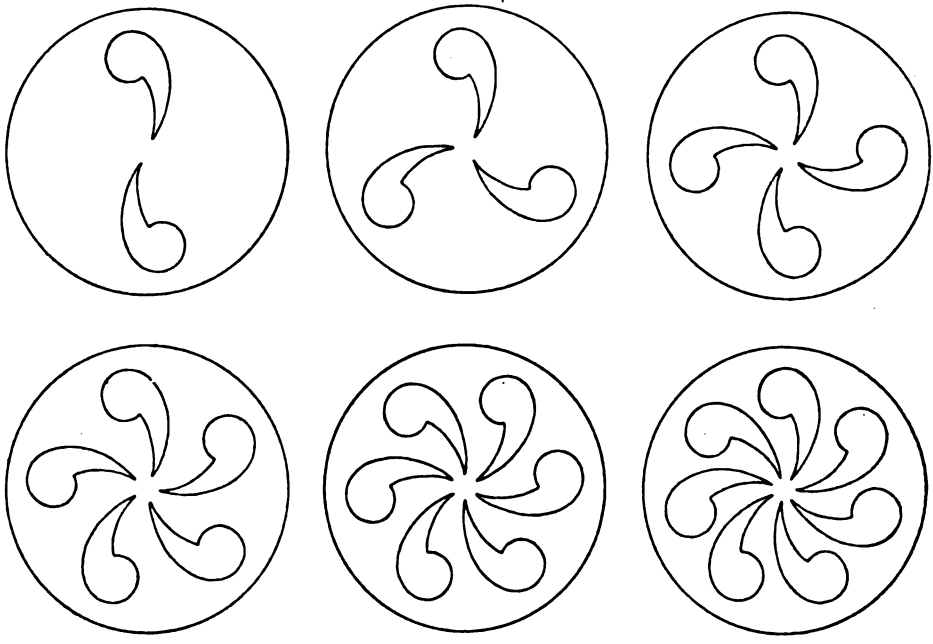


Abb. 7a bis 7f

zen Bruchteil des Kreises gedreht hat. Je nachdem man die Bruchteile $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$, $^1/_6$, $^1/_7$, $^1/_8$ usw. wählt, erhält man zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtzählige Drehlinge. Während im Abendlande fast nur vier- und achtzählige Drehlinge in Ornamenten verwendet worden waren, finden sich drei-, fünf- und siebenzählige in den Ornamenten des nahen und fernen Ostens. Insbesondere bedient sich die chinesische Schmuckkunst gern und oft der siebenzähligen Drehlinge. Für die Kunst der Mauren sind zwölf- und sechzehnzählige Drehlinge kennzeichnend.

Abbildung 7, a bis f, zeigt zwei- bis achtzählige Drehlinge, wie sie aus unserer vielbenutzten Grundform, dem Komma, entstehen. Jeder Drehling hat im allgemeinen einen bestimmten Drehsinn, der sich umkehrt, wenn man statt der Grundform ihr Spiegelbild benutzt, oder den ganzen Drehling spiegelt. Spiegelt man diese zweite Form, so entsteht wieder die erste, wie bei allen Spiegelungen. Ist aber die Grundform selbst symmetrisch und liegt der Drehpunkt in der Spiegellinie, so gibt es nur eine Form des Drehlings ohne Drehsinn, die von ihrem Spiegelbild nicht verschieden ist, und auch gleich ist dem Muster, das sich durch geeignete Anwendung des Winkelspiegels ergibt. Abbildung 8 zeigt einen solchen symmetrischen Drehling, wie er aus dem Komma entsteht. Es sind dieselben Schmuckformen, die der Winkelspiegel erzeugt. Unsymmetrische Drehlinge entstehen im Winkelspiegel nicht.

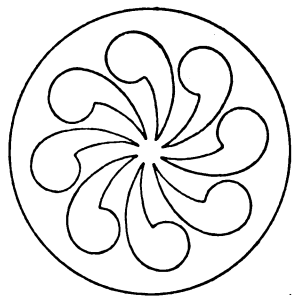


Abb. 8

Alle diese Formen lassen sich durch Schiebung zu endlosen Bändern und durch Schiebung der Bänder nach einer anderen Richtung zu unbegrenzten Flächenmustern entwickeln, wobei je nach Wahl der Abstände und der Richtung die verschiedenartigsten Gebilde entstehen, bei denen man mannigfaltige Nebengesetze zur Geltung bringen kann. Alle diese Muster sind schön, ohne jede Ausnahme. Allerdings in verschiedenem Maße, das von den gewählten Sondergesetzen abhängt. Aber doch so unzweifelhaft, daß wir sicher sind, hier die Quelle der ornamentalen Schönheit aufgedeckt zu haben. Denn die ausgesprochenen Grundsätze finden sich in aller Schmuckkunst angewendet, von der um Jahrtausende zurückliegenden, sehr früh entwickelten der Ägypter bis zu den wildesten Auswüchsen des Expressionismus von heute, oder vielmehr von gestern.

Allerdings decken die dargelegten Bildungsgesetze noch nicht das ganze Gebiet der Ornamentik. Wir haben bisher die Flächenmuster aus den Bandmustern durch Querverschiebung entstehen lassen. Eine andere, unmittelbarere Art der Flächenmusterung entsteht durch restlose Teilung der Ebene. Die Geometrie lehrt uns, daß von allen

Digitized by Google

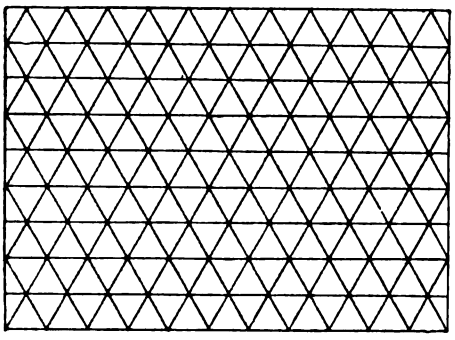


Abb. 9a

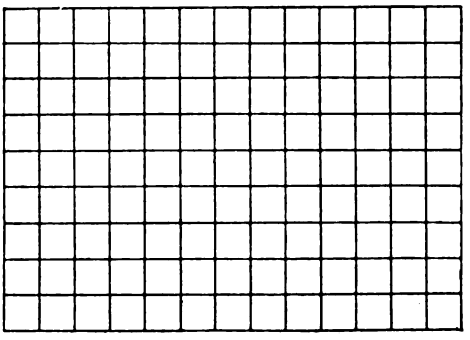


Abb. 9b

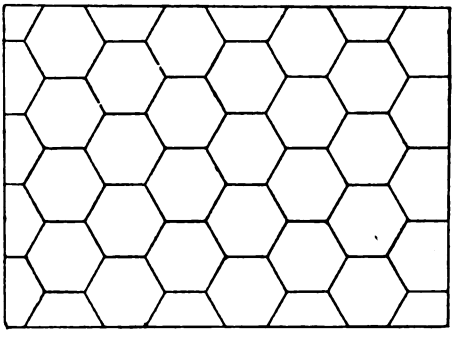


Abb. 9c

regelmäßigen Vielecken nur die Dreiecke, Vierecke und Sechsecke die Fähigkeit haben, die Ebene lückenlos zu bedecken; Abbildung 9, a bis c, zeigt die entsprechenden „Netze". Indem man unter Wahrung der zugehörigen Symmetriegesetze wohlgeordnete Linien zwischen den Netzpunkten zieht, erhält man eine gewaltige Fülle schönster Flächenmuster, von denen nur ein ganz kleiner Teil durch die bisherige Schmuckkunst entdeckt worden war; die wissenschaftliche Bearbeitung öffnet uns den ganzen Schatz. Um zu zeigen, um was es sich handelt, sei ein Beispiel aus tausenden durchgeführt.

Wir gehen von den Punkten des Dreiecknetzes (Abb. 9a) aus und bemerken, daß um jeden Punkt sich je sechs gleiche Dreiecke durch Drehung versammelt finden. Das ist das Grundgesetz der Dreieckmuster. Ferner finden sich in jedem Dreieck drei Spiegellinien, die aus jeder Ecke nach der Mitte der Gegenseite führen und das Dreieck in symmetrische Hälften teilen. Das sind hier die obwaltenden Formgesetze. — Wir legen uns nun selbst das Gesetz auf, daß unser Muster als „Thema" nur Linien enthalten soll, die zwischen zwei Netzpunkten verlaufen. Hierfür ist es nötig, eine Anzahl von elementaren Netzdreiecken zu größeren Dreiecken zusammenzufassen, innerhalb deren sich freie Netzpunkte finden, zwischen denen eine Themalinie gezogen werden kann; wir wählen das Dreieck, dessen Seite vier Maschen enthält; es ist aus $4 \times 4 = 16$ Grunddreiecken zusammengesetzt.

In Abbildung 10a ist ein solches Dreieck mit seinen Netzpunkten und seinen drei gestrichelten Spiegellinien dargestellt. Als Thema wählen wir die Linie a b, die eine Ecke und einen inneren Knotenpunkt verbindet. Wegen der drei Spiegellinien vervielfältigt sich das Thema, indem insgesamt sechs solche Linien entstehen. Abbildung 10b zeigt diese sechs Linien innerhalb des Dreiecks, die sich zu einem Stern mit drei Spitzen ordnen. Stellt man solche Dreiecke unbegrenzt zusammen unter Fortlassung der Dreieckseiten, die ja nicht zum Muster gehören, so entsteht das wunderschöne Muster Abbildung 10c. Es ist meines Wissens neu; denn es ist mir nicht gelungen, es in den umfassenden Werken von O. Jones, Racinet oder Bossert aufzufinden. Man staunt über die Schöpferkraft der Wissenschaft, der es mit einfachsten Mitteln möglich ist, zu schaffen, was die gesamte Künstlerschaft aller Zeiten und Völker nicht gefunden hat. Und dies Muster ist nur eines von tausenden, die sich bei methodischer Durcharbeitung des Grundgedankens ergeben.

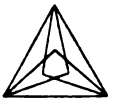


Abb. 10a und 10b

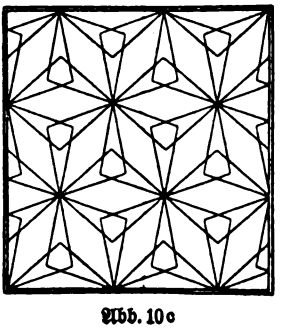


Abb. 10c

Natürlich ist mit dieser nüchternen Ausführung des Grundgedankens seine Fruchtbarkeit noch bei weitem nicht erschöpft; sie ist vielmehr überhaupt noch nicht in Anspruch genommen worden. Man kann ja statt der geraden Linie zwischen den Endpunkten a b irgendeine andere, irgendwie gestaltete

Digitized by Google

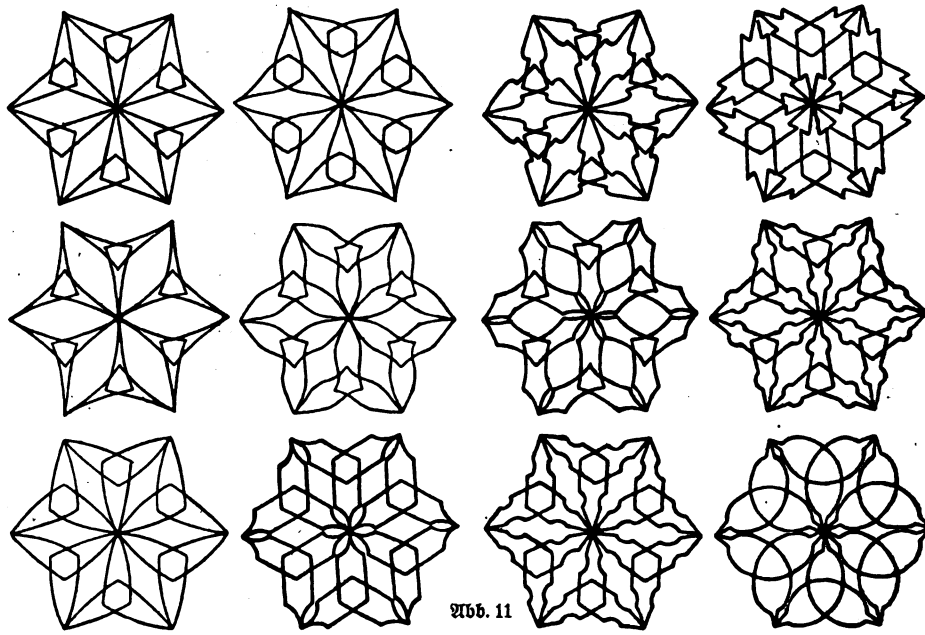


Abb. 11

Linie als Thema einführen und unter Berücksichtigung der Spiegelverhältnisse mit ihr das Muster ausarbeiten, und bekommt jedesmal ein neues, schönes Gebilde, dessen starke Wirkung darauf beruht, daß alle seine mannigfaltigen Formen aus jener einzigen Themalinie abgeleitet sind. Statt aller Worte weise ich auf Abbildung 11 hin, deren zwölf Formen in der angegebenen Weise aus der ersten entstanden sind. Diese ist das gleiche Muster, welches in Abbildung 10 als unbegrenztes Flächenmuster entwickelt wurde, nur eingeschränkt auf die sechs Dreiecke, die um jeden Eckpunkt herum liegen. Jeder kann nach dieser Anleitung entsprechende Muster in beliebiger Anzahl entwickeln und wird erstaunen über den ungehemmten Reichtum an Schönheit, der ihm aus dieser einen Quelle entgegensprudelt. Und solcher Quellen gibt es tausende.

Von den Werken der Kleinkunst wenden wir uns zu denen, wo die Kunst die größten Massen zu gestalten hat, der Architektur. An Reichtum und Schönheit der Formen übertrifft die Gotik alle anderen Baustile. Dabei sind ihre Meisterschöpfungen trotz ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit von einer Einheitlichkeit der Gestaltung, welche um so stärkere Bewunderung erregt, je tiefer wir uns in sie versenken. Bekanntlich handelt es sich bei den großen Domen um Sammelschöpfungen, zu denen in den Bauhütten zahlreiche Künstler in mehreren Generationen organisiert waren. Wie kam trotzdem die ungeheure Einheitlichkeit jener Schöpfungen zustande?

Durch die strenge Durchführung eines Grundgesetzes aller Abmessungen.

Man denke sich eine lange wagerechte Linie gezogen und von ihrem linken Ende unter dem Winkel von 45° (einem halben Rechten) eine zweite Gerade erhoben. Beide Linien seien so lang gezogen, daß man die ganze Höhe des Gebäudes, etwa eines Domes bis zur Turmspitze, in den Winkel so hineinstellen kann, daß der andere Schenkel durch diese Spitze geht. Dann wird vom Fuß des Turms, genau senkrecht unter dem Berührungspunkt, eine Senkrechte auf den zweiten Schenkel gezogen. Von dem Punkt, wo dieser getroffen wird, fällt man wieder eine Senkrechte auf den ersten Schenkel, von deren Fußpunkt eine Senkrechte auf den zweiten Schenkel und so fort, bis die so entstehenden Maße auf ein Millimeter herunter gegangen sind.

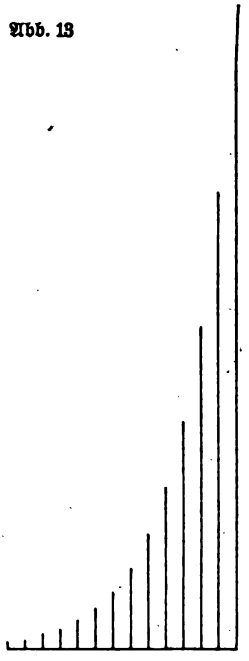
Allerdings kann man diese Zeichnung nicht in natürlicher Größe ausführen. Man macht das größte Stück in einem stark verjüngten Maßstabe, etwa 100 : 1, und geht an geeigneter Stelle zu 10 : 1, und dann zu 1 : 1 über. Abbildung 12 gibt eine Vorstellung von dem Aufbau dieses Maßstabes. — Für die Ausführung des ganzen Werkes ergaben nun die so erhaltenen Strecken die Maße, die sorgsam eingehalten wurden. So waren alle Einzel-

Abb. 12

Digitized by Google

formen untereinander und mit dem ganzen Werk durch ein strenges Gesetz verbunden, das ihre Zusammengehörigkeit sicherte, so frei und mannigfaltig auch die Einzelheiten behandelt wurden. Man gibt sich beim Beschauen des Gesamtwerkes nicht bewußt Rechenschaft von dem Walten des Gesetzes, fühlt aber unterbewußt die große Einheit des Ganzen und empfängt den entsprechenden starken Schönheitseindruck.

Abb. 13



Was den genaueren Ausdruck dieses sich gesetzmäßig verjüngenden Maßstabes anlangt, so lehrt eine einfache geometrische Betrachtung, daß jedes dritte Maß die Hälfte des ersten Maßes ist, während zwischen zwei aufeinanderfolgenden Maßen das Verhältnis besteht, wie zwischen den Längen der Diagonale und der einer Seite eines Quadrats, zahlenmäßig rund 7 : 10. Hiernach kann man von jeder gegebenen Hauptlänge die kürzeren Maße durch folgeweise Hälftung und Einschaltung der Zwischenwerte im Verhältnis 10 : 7 · 07 berechnen.

Um dem Laien eine Anschauung zu geben, sind in Abbildung 13 die nebeneinanderstehenden senkrechten Linien in der beschriebenen Weise abgestuft. Man fühlt alsbald die schöne Gesetzlichkeit der Reihe.

Aus den mitgeteilten Beispielen — denn es sind nur Beispiele aus einem breit entwickelten System, welches alle Formgebung bis zur freiesten Naturwiedergabe umfaßt — kann man die Tragweite der Gleichung Gesetzlichkeit = Schönheit abschätzen: sie ist unübersehbar weit. Es erhebt sich alsbald die Frage: welche Gesetzlichkeit? Und die Antwort lautet: jede. In der Unterrichtsstunde über praktische Dichtkunst, welche der erfahrene und tüchtige Poet Hans Sachs dem eigenwilligen Junker Walter in Wagners Meistersingern erteilt, werden diese Verhältnisse mit Klarheit dargelegt. Auch dort fragt der Junker, woher denn die Regel stamme, nach der er sein Gedicht einrichten soll. Und die Antwort lautet: Ihr stellt sie selbst, und folgt ihr dann. Der Gesetze, nach denen ein Gedicht, ein Bild, eine Schmuckform gestaltet werden kann, gibt es in jedem Falle eine große, wenn auch abzählbare Menge. Je nach dem Gefühl oder der Stimmung, die zum Ausdruck gebracht werden soll, wird der Künstler die eine oder die andere wählen, und er wird um so sicherer die ausdrucksvollste finden, je vollständiger sein Überblick über die vorhandenen Möglichkeiten ist. Das ist seine Freiheit. Hat er aber das Gesetz seiner Form einmal gewählt, so ist nun seine Aufgabe, es so rein und fehlerlos wie möglich durchzuführen. Denn dadurch unterscheidet sich der Dilettant vom Künstler, daß jener überall mit dem Gesetz in Konflikt gerät, weil er nicht die Mittel kennt, ihm zu genügen, während der Künstler sich frei innerhalb der selbstgewählten Formen bewegt, die ihn kleiden, wie ein schönes und zweckmäßiges Gewand, während sie dem Dilettanten Ketten sind, die bei jeder Bewegung drücken und klirren.

Das Bemerkenswerteste an diesen Betrachtungen ist, daß sie ermöglicht haben, von dem Urgeheimnis der Schönheit einen Zipfel zu lüften. Es ist zwar nur ein bescheidenes und primitives Gebiet, zu welchem wir Zutritt gefunden haben. Aber um ein so mannigfaltiges und vielverzweigtes Problem zu lösen, darf man nicht mit seinen höchsten und verwickeltsten Erscheinungsformen beginnen, sondern muß umgekehrt mit seinen einfachsten, verbreitetsten und daher zugänglichsten anfangen. Denn ein Gebäude kann man nicht von der Spitze abwärts errichten, sondern man muß mit der Legung haltbarer Fundamente beginnen. In solchem Sinne, im Sinne der von G. Th. Fechner geforderten „Ästhetik von unten", die ich lieber Kalik nennen möchte (vom griechischen kalos, schön), um sie grundsätzlich von der „Ästhetik von oben" zu unterscheiden, sind die vorstehenden Betrachtungen angestellt worden.

Digitized by Google

Stille Nacht, heilige Nacht

Süßes Lied, du machst mein Sinnen weich;
Aber — ach! — ich bin nicht Kindern gleich —
Heißes Heimweh brennt, wenn Glocken schallen;
Kühle Ruhe winkt, wenn Flocken fallen ...
Stille Nacht, heilige Nacht,
Hast mir ein Lächeln und Tränen gebracht.

Keiner wandert mit auf dunkler Flur;
Müde tickt in meiner Brust die Uhr,
Kündet, daß die letzten Stunden eilen,
Daß im kühlen Grund die Wunden heilen —
Stille Nacht, heilige Nacht,
Heute sind all meine Toten erwacht.

Heimlich flüstern sie von dem, was war;
Mutterhände streicheln graues Haar —
Einem blonden Kinde lohten Kerzen,
Und ein Alter darf die Toten herzen ...
Stille Nacht, heilige Nacht,
Hast mir ein Lächeln und Tränen gebracht.

Karl Berner

Digitized by Google

Eine Geschichte von Sachen allein, mit einem Hund und einer Kinderstimme am Schluß

Von Ina Seidel

Das Zimmer war sehr klein, aber es hatte angenehme Verhältnisse und war nicht zu schmal für seine Länge. Seine Wände waren vor kurzem graublau gestrichen und dort, wo die rein geweißte Decke begann, zog sich eine schmale Goldleiste herum. Tür und Fenster waren in vernünftigen Maßen eingeschnitten; aus dem Fenster sah man zwischen gelblichen Leinenvorhängen hindurch auf den Hof hinaus. Hier stand ein Kastanienbaum, und die hohe Brandmauer gegenüber war von wildem Wein berankt. In dem Zimmer wohnten einige anständige, aber durchaus nicht sehr neue Möbel. Schräg gestellt vor die Ecke rechts neben dem Fenster stand der eichene Tisch mit dem Stuhl davor. Auf dem Tisch stand die elektrische Lampe mit der grünen Glaskuppel. Der andere Stuhl befand sich am Fußende des Diwans, der die gegenüberliegende Wand zum größten Teil einnahm. Er war eine Sprungfedermatratze auf vier Füßen mit Auflage und einer Decke von blauem Kochelleinen darüber. Da, wo er aufhörte, stand eine Waschkommode aus Mahagoni, die war das älteste Stück im Zimmer. Wurde sie aufgeklappt, so fand sich eine viereckige Höhlung, in der das Waschgeschirr wohnte; es war aus Steingut und hatte eine blaue Mäanderverzierung und geheime Beschädigungen, die seinen Preis herabgedrückt hatten. Für gewöhnlich war die Höhle zu. Unter ihr hatte die Kommode ein Schränkchen für Schuhe. Es war ein altes Möbel, aber praktisch. Doch roch es leider seltsam. Der Ofen darf nicht vergessen werden, er hätte eher erwähnt werden müssen: ein hoher weißer Kachelofen, gegenüber der Kommode in der entsprechenden Ecke, und zwischen ihnen war die Tür, die nach außen schlug. Zwischen dem Ofen aber und dem Schrank — dem Kleiderschrank an der Wand gegenüber dem Diwan — da hing ein ovaler Spiegel. Sein Rahmen war mit geblümter Kretonne überzogen, und in seinem Glas war so gut wie gar nichts zu sehen, denn er bekam zu wenig Licht. Der Kleiderschrank war neu und ganz hübsch. Wo nun der Schrank aufhörte, fing nach einem halben Meter der Schreibtisch an, und somit wären wir herum. Jedoch lag ein kleiner Teppich zwischen Diwan und Schrank auf dem Fußboden, Wollplüsch oder dergleichen, moosgrün mit roten Arabesken und nur ganz wenig abgenutzt. Dafür war das Ziegenfell unter dem Tisch ziemlich kläglich daran, es hatte geradezu kahle Stellen, wo das Leder zutage trat. Doch fiel das dort ja wirklich wenig auf. Im Schrank waren rotbezogene Kissen und Deckbetten, auch eine Kamelhaardecke. In der Schieblade des Schreibtisches war eine alte, tintenbeschmutzte Stahlfeder.

Jetzt aber frage ich: um Gottes willen, was geht von den Möbeln aus, die keinem dienen? Ist ein unbewohntes Zimmer weniger geheimnisvoll als die Grabkammer eines Pharao? Die blinden Dinge, die vor sich hinstarren ...

Die Tür bewegte sich jeden Tag auf und zu, es kamen Stiefel und Schuhe ins Zimmer, und mit ihnen Strümpfe, Kleider, Anzüge, Mäntel, Hüte ... Jedesmal kam ein Paar ausgetretener Hausschuhe mit und ein Schlafrock — grauer Flanell, ganz weich und alt, mit Rändchen von Kaninchenfell um beide Ärmel. Jeden Tag gingen die Stiefel und Schuhe schnell wieder hinaus mit allem, was dabei war, und nie kamen die gleichen wieder. (Bis auf die alten, die ausgetretenen mit dem Schlafrock, nicht wahr! Zu ihnen gehörte noch einiges, — mancherlei, — ein Witwenring zum Beispiel, eine stahlgefaßte Brille, eine Leibbinde, unsichtbar, auch Flanell ... Und manchmal liefen zwei rote Kinderschuhchen nebenher, die jedesmal schnell wieder verscheucht wurden.) Aber eines Tages kamen ein Paar schwarze Rindslederhalbschuhe, fest, jedoch nicht unelegant gearbeitet, mit halbhohen Absätzen, Damenschuhe, wie ersichtlich. Sie brachten lange, graue Strümpfe mit, die an einem Gurt befestigt waren, der zu unterst aller der übrigen Kleider saß, und direkt über ihm hatte ein Höschen seine wohlbefestigte Position und über diesen Sachen ein Hemd. Beides war nicht das, was man feine Wäsche nennt, war aber aus sehr gutem Stoff, vorzüglich gearbeitet und geschmackvoll verziert. Darüber war eine kurze weiße Bluse gezogen mit weiten Ärmeln, sie war aus einem rauhen, körnigen Zeug, Krepp genannt, wie ich glaube, und die weiten Ärmel der Bluse schlüpften durch die Armlöcher eines grau und schwarz gestreiften Kittelkleides, das über den Schultern breiter geschnitten war als über den Hüften. Es war aus Frottierstoff, und der herbstliche braune Mantel dar-

Digitized by Google

über war weit, nicht zugeknöpft, sondern mit einem Riemen zusammengehalten. Kleid und Mantel hörten mindestens vierzig Zentimeter über den erwähnten Halbschuhen auf, ließen also ein gut Teil Strumpf sehen. Schließlich kam ein großer, schwarzer Filzhut mit, ein wahrer Pilgerhut, und eine Handvoll großer, gewellter Haarnadeln — ja, und eine silberne Doppelnadel mit runden Knöpfen, vorn in der Bluse, und ein silberner Ring mit einem flachen grauen Stein, der aussah wie ein geschliffener Bachkiesel, vielleicht auch einer war.

Diese Halbschuhe also mit diesem Drum und Dran machten drei oder vier lange Schritte durch das ganze Zimmer, blieben am Fenster stehen, blieben am Schreibtisch stehen. Es war noch etwas mit ihnen gekommen: ein ledernes Täschchen. Es ging auf, es enthielt einen Brief, ein Taschentuch, ein silbernes Döschen. Das Döschen, gezwungen, das Täschchen zu verlassen, entließ seinerseits ein rosa Puderquästchen zum Dienst: ein schattenhaftes, bewegtes Puderquästchen im Spiegel — ein Duft nach Origan in der Luft ...

Die ausgetretenen Hausschuhe samt dem Schlafrock schlurften hinaus. Die schwarzen Halbschuhe taten schöne Schritte hinaus. Tür ging zu. Sachen wieder allein. —

Die schwarzen Halbschuhe kamen am gleichen Tage noch wieder. Sie waren von einem Koffer begleitet — von zwei Koffern, einem großen aus Rohrplatten, einem kleinen aus abgeschabtem braunen Leder. Nichts verändert die Atmosphäre eines Zimmers mehr als der Eintritt von Koffern! Welche Erinnerungen rufen sie auf, wie stempeln sie den Raum als Reisestation, als Durchgangsort fließenden Schicksals! Zudem trug der kleine Koffer, der abgeschabte, wunderschöne bunte Hotelmarken, Namen, wie „Le Lion blanc“ hier, und „Aquila Nera“ dort, und dergleichen mehr. Demnach war er schon in vieler Herren Ländern gewesen und hatte sich mit den Härten und Ecken fremden Bodens herumgeschlagen. Der andere, der große, war neu, es war deutlich zu sehen. Die Kürze seiner Dienstzeit schied ihn scharf von seinem Bruder, sowie von den meisten der eingeborenen Möbel. Es kamen auch aus ihm nur Kleider und Wäschestücke heraus, ein paar langweilige Bücher, „Leitfaden der Geschichte der Philosophie“ und dergleichen, Kollegshefte, ein Spirituskocher, ein samtenes Hütchen, modefarben und schon mehr ein Barett als ein Hut, elegant, aber ein klein wenig schäbig. Endlich mindestens drei Paar Schuhe, alle vom Ausmaß jener ersten, die dauernd im Zimmer umherliefen. Eins davon war braun und eins ausgeschnitten und hatte silberne Schnallen. Die Schuhe bezogen das Schränkchen in der Waschkommode zusammen mit dem Spirituskocher; die Wäsche kam in die Schublade darunter. Das Bettzeug aus dem Schrank kam in den leeren Koffer, in dem es von nun an die Tage verbrachte: nachts aber bildete es ein Bett auf dem Diwan. Die Kleider schließlich, die nicht einzeln genannt werden können, kamen in den Schrank, und die langweiligen Bücher und Hefte auf den Schreibtisch. Nun aber, nachdem der große Koffer seinen Platz in der freien Ecke am Kopfende des Diwans gefunden hatte, tat der kleine Koffer sich auf: da war ein rotirdener chinesischer Teetopf drin und drei hellblaue Teeschalen ohne Henkel; fünf Apfelsinen, und das Buch eines toten jungen Dichters; die Büste einer ägyptischen Prinzessin und eine dreiarmige Florentiner Lampe aus Bronze; ein Haufe von Briefen, mit Spagat zusammengebunden, aber auch eine kleine, grüne Ledermappe mit einer Anzahl von Briefen für sich, alle in derselben Handschrift. Es waren bunte Zigarettenschachteln darin und ein kupfernes Weihwasserkesselchen, ein versteinertes Ammonshorn, eine silberne Damenuhr ohne Kette. Eine Okarina aus weißblauem Porzellan kam heraus, viele beschriebene Blätter, ein Puderdöschen (Origan de Coty), viele Sachen, die zur Pflege des menschlichen Körpers dienen, wie Schwämme, Seife, Bürsten, Kämme und verschiedene Flaschen mit kräftigen Essenzen. Endlich ein schwarzer Badetrikot, ganz geschlechtslos, ein Kimono aus leichtem weißen Stoff mit schwarzen fliegenden Reihern bedruckt, ein Paar blauer Saffianpantoffeln, ein Rosenkranz aus silbernen Filigranperlen mit einem Amethystkreuz daran und gewiß noch viel mehr. Wenn in der Folge etwas erwähnt wird, was nicht in den Rahmen des großen Koffers paßt, so stammt es eben aus dem kleinen. Als der kleine ausgepackt war, roch es im ganzen Zimmer unbeschreiblich anders als zuvor, aber besser. Er wurde dann auf den Deckel des großen gestellt, der kleine, und hinfort diente er angetragener Wäsche zum Aufenthalt, angetragener, sage ich ganz bewußt, denn schmutzig war sie noch nie, wenn sie hineinkam. Unter der Wäsche aber lag ein Briefumschlag mit Geldscheinen darin. Waren sie klein, so waren's eine ganze Menge, waren sie groß, so waren's ihrer gewöhnlich zwei zu Anfang des Monats, die dann bald fortgingen und kleineren Platz machten. Im letzten Drittel des Monats war der Briefumschlag immer leer.

Digitized by Google

Es ist nun nicht einfach, es ist fast unmöglich, die Geschichte von so vielen Sachen zu erzählen, es könnte leicht alles bunt durcheinandergehen. Ich will aber versuchen, eine gewisse Ordnung hineinzubringen, indem ich sie, die Sachen, nach den einzelnen Möbeln einteile, denen sie zugeordnet wurden. Die Möbel erlebten manches, dem sie bis dahin nicht beigewohnt hatten. Die Waschkommode zum Beispiel hatte nie einen derartig großen Schwamm und eine so breite, feste Haarbürste beherbergt, von den übrigen Dingen zu schweigen; auch hatte bis jetzt nie die Annäherung einer Gummibadewanne an sie bestanden, wie sie nun jeden Morgen geschah. Ebenso kannte der Wasserkrug mit dem blauen Mäandermuster und den geheimen Schäden eine solche Inanspruchnahme seines Inhaltes nicht, wie sie täglich Tatsache wurde. Alle die Gegenstände im obersten Fach der Waschkommode konnten nicht von verfehltem Beruf sagen. Schwamm, Frottierlappen und Nagelbürste wurden nicht trocken, die Seife (englische Badeseife) schmolz dahin wie der abnehmende Mond und verjüngte sich wieder, die kräftigen Essenzen hatten keine Ruhe in ihren Flaschen. Die Gummibadewanne ergoß sich alle vierundzwanzig Stunden in den grauen Emailleeimer, und nachdem Kamm und Bürste ihre Arbeit getan hatten, schwamm oben auf dem Seifenwasser regelmäßig ein blondes Haarlöckchen mit silbrigem Schein.

Die Schuhe im zweiten Fach mußten sich täglich alle bereit halten, es war nie vorauszusehen, welches Paar Dienst haben würde. Zuweilen standen sie am Abend alle vier in erschöpften und verzweifelten Stellungen im Zimmer herum. Der Spirituskocher konnte zwar auch nie voraussehen, wann er gebraucht werden würde, jedoch hatte er es ungleich ruhiger als seine Mitbewohner. Auch die Wäsche im untersten Fach mußte immer auf dem Quivive sein. Von geregeltem Dienst keine Rede, manchmal täglich, manchmal alle zehn Tage, aber wie gesagt, schmutzig, das, was man so richtig schmutzig nennt, wurde sie nie; das kannte sie nicht. Ein Wort noch über Strümpfe. Sie waren aus dem Koffer zunächst in die unterste Schieblade der Kommode übergesiedelt, hielten sich dort aber nicht lange auf, sondern befanden sich bereits in den nächsten vierzehn Tagen an den verschiedensten Orten verstreut, gleichsam in der Diaspora lebend, paarweise zusammengeknotet oder in kleinen Rudeln und Häufchen einzelner Exemplare durcheinandergeringelt und vielfach beschädigt, denn sie waren alle sehr zarter Natur. Dort, wo Schäden gewesen waren, hatten die Strümpfe später oft entstellende Narben. Sie waren dann in flüchtige Berührung mit einer von den Nadeln und mit Fäden des seidenen Stopfgarns gekommen, die ein unauffälliges Dasein in einer Rolle von grünem Seidenstoff führten, zusammen mit einer Schere, einigen Nähröllchen und sogar einem Zentimetermaß. Diese Rolle lag oben im Kleiderschrank bei den beiden Hüten und den Handschuhpaaren aus festem, aber abgenutztem Leder. Hier stand auch die Büste der ägyptischen Prinzessin, ganz im Dunkeln.

Es hing da der Mantel, den wir schon kennen, und ein zweiter Mantel, maulwurfsfarben, aus schwerem Tuch, aber von flottem Schnitt und auch äußerst kurz. Es hing da ein Kleidchen mit Pelzbesatz an den langen Ärmeln und an dem sehr hohen, vorne bis tief auf die Brust geöffneten Kragen, es hingen da noch ein Gesellschaftskleidchen aus schwarzer weicher Seide mit einem erstaunlichen weißen Kragen, ein bastseidenes Kleidchen und viele dieser kurzen, weitärmeligen weißen Blusen zu den knabenhaften, enthaltsamen Kittelkutten, von denen es zwei oder drei gab. Es läßt sich keine Norm dafür aufstellen, was der Schrank noch aufnahm, denn es wechselte ja beständig: Strümpfe aber in den oben beschriebenen Ansammlungen waren meistens darin. Es kam vor, daß er Schokolade und Büchschen mit Appetitsild zur Aufbewahrung bekam. Die Gummibadewanne suchte zuweilen Zuflucht in ihm, zusammen mit den freizügigen Schuhen und was sich gerade eben sonst noch auf Diwan oder Stühlen herumgetrieben hatte. Dies geschah wohl meist, ehe fremde Schuhe mit Zubehör das Zimmer besuchsweise betraten. Kurz, für den Kleiderschrank gab es keinen festen Index. Ebensowenig für die Schreibtischschieblade. In ihr war alles, was wir beim Auspacken der Koffer genannt haben und was nicht in Kommode und Schrank untergekommen war, bis auf den roten, irdenen Teetopf, die Teeschalen, die Florentiner Lampe, das Buch des verstorbenen Dichters, die Zigarettenschachteln, die Okarina, das Weihwasserkesselchen und den „Leitfaden der Geschichte der Philosophie“ nebst anderen ähnlichen Büchern. Diese Dinge standen auf der Tischplatte. So war es. Für einen Schreibtisch war der Tisch von Anfang an recht vielseitig beansprucht. Ein Blumentopf mit einem runden Kaktus darin kam auch noch dazu. Wenn der Füllfederhalter, der ebenfalls irgendwo darauf lag, arbeiten wollte, mußte ihm erst ein Betätigungsfeld freigelegt werden.

Wir sind herum. So hatten sich die neuen

Digitized by Google

Sachen eingerichtet, nicht anders. Noch eins! Die Wände des Zimmers waren ohne Bilder gewesen. Reißnägel befestigten am nächsten Tag zwei Blätter an der blau übertünchten Tapete: ein langes, schmales, aus japanischem Seidenpapier, wagerecht — es waren ein paar Wasserpflanzen mit roten Blüten darauf gepinselt. Das andere, rechteckige — senkrecht — zeigte einen Kristall aus Schatten und Licht, nichts als Linien, Kanten, Flächen. Die ausgetretenen Hausschuhe, die allmorgendlich, wenn die Halbschuhe ausgegangen waren, in Begleitung von Besen, Schrubber und Staubtuch hereinkamen, blieben oft vor diesem Blatt stehen, und die wenigen glatten Haarnadeln nebst der Stahlbrille, die immer dabei waren, wurden in eine sanfte, kurz hin und her schwingende Bewegung versetzt. — Aber zur Sache.

Diese Gegenstände, zusammengeführt und zusammengehalten durch ein Gesetz, das sie selber nicht kannten, lebten nicht glücklich miteinander, darüber müssen wir uns nun klar werden. Um mich gelehrt auszudrücken: sie lebten in einer nicht untereinander bedingten, in einer ungerechtfertigten und unorganischen Symbiose. Es gab keine Rangordnung, es gab keine Zeiteinteilung für sie: gleiches Recht für alle und ein Ende mit Schrecken.

Im Anfang wurde noch Rücksicht auf die ihnen angewiesenen Plätze genommen. Aber es dauerte nicht lange, so war es vorbei damit. Von Schuhen und Strümpfen sprach ich schon, und diese Freizügigkeit griff auf alle Kleidungsstücke über. Blusen hingen über Stühlen, Hüte hatten ihren Wechsel auf dem Diwan, Handschuhe waren meistens auf dem Fußboden, am liebsten unter etwas, unter dem Schrank, unter dem Diwan. Gürtel, diese langen schwarzen Riemen, schlängelten sich hinter die Kommode. Es war ja nicht viel Platz im Zimmer, das weiß der Himmel, aber immerhin ... Jedenfalls ein Schein von Ordnung hätte sich mit Hilfe der Hohlräume in den Möbeln wahren lassen müssen. Auf dem sogenannten Schreibtisch sah es am bösesten aus. Daß außer dem ernsten (aber langweiligen) Leitfaden und dem Buch des gestorbenen Dichters die Florentiner Lampe, der Weihwasserkessel und die Zigarettenschachteln dort Platz gefunden hatten, es mochte nicht mehr als natürlich sein. Daß das runde, silberne Tablettchen mit dem Teetopf und den Teeschalen darauf unter den einmal herrschenden Umständen ebenfalls eine Ecke angewiesen bekam, es mußte hingehen. Nun aber kamen zu den Urbüchern sehr bald eine Reihe windiger Heftchen, Inhalt: Theaterstücke zumeist, nein, immer Theaterstücke. Haarnadeln wurden zugezogen, sie aufzuschneiden: auf diese Weise bekamen die Haarnadeln eine Art Bürgerrecht auf dem Schreibtisch. Da blieb der Kamm auch nicht lange mehr fern, ein kleiner Stehspiegel kam unter dem Vorwand kurzen Verweilens und ging nie wieder weg, er brachte die Puderdose mit sich. Das nannte sich aber immer noch Schreibtisch, ja, als nicht lange darauf die ganze Fläche nur noch ein Stapelplatz aller kleiner Gegenstände unserer unseligen Symbiose war, als dort Parfümflaschen, Orangen, Eier, Streichholzschachteln, Tüten mit Tee, Tüten mit Zucker, Tüten mit doppeltkohlensaurem Natron das Feld in der Hauptsache erobert hatten, als der Rosenkranz und die silbernen Nadeln und Glasröhrchen mit Adalin, mit der Zeit auch Schminkstifte und Brauenschwärzer sich dazwischen herumtrieben, von Orangen- und Eierschalen, verschüttetem Salz, Puder und Zigarettenasche ganz zu schweigen — ja, da nannte sich das immer noch Schreibtisch! Es entblödete sich nicht — und schließlich — wenn geschrieben werden mußte, wo hätte auch geschrieben werden sollen! Und, so erstaunlich es ist, je weniger Platz dazu da war, desto mehr wurde an dem Tische geschrieben, freilich nicht in die Kollegshefte, wie im Anfang zuweilen, aber auf die hellblauen Bogen eines Blocks Briefpapier, für den zu allen Tageszeiten herrisch Platz geschafft wurde. Jeden Tag verließen vom Ende des ersten Monats an mehrere solche Bogen, auf denen der Füllfederhalter wie rasend hin und her getrippelt war, in einem blauen Umschlag vereint das Zimmer mit den Schuhen und Kleidern zusammen, die Ausgang hatten.

Briefe also verließen das Zimmer und Briefe kamen von außen in das Zimmer; es kamen gelegentlich neue Sachen, und zwar kamen am häufigsten neue Strümpfe, aber gelegentlich auch neue Wäschestücke von auffallend anderer, sozusagen unsoliderer Qualität als die ursprünglich eingezogenen. Es kamen, wie gesagt, die Heftchen mit den Theaterstücken, um sich von Haarnadeln mißhandeln und mit dem Bleistift verunzieren zu lassen. Es kamen und gingen fremde Schuhe und Kleider besuchsweise, es kam und ging das tägliche Waschwasser, der tägliche Staub, den der Besen mit wegnahm, und Grün Wollplüsch und Schäbig Ziegenfell hingen allmorgendlich zum Fenster hinaus, als Feldzeichen geordneter häuslicher Zeiteinteilung. Bei innerem Verfall also noch ein geregelter Verkehr mit der Außen-

Digitized by Google

welt, die Hoffnung anscheinend, darüber hinwegzukommen, nach der Erfahrung vielleicht, daß solche Verwirrungen (unter den Sachen) schon oft überstanden worden waren, daß ein neuer Lebensanfang schon mehr als einmal gescheitert war, und daß trotzdem ...

Aber es rissen unhaltbare Zustände ein. Die Sachen, sie waren es ja gewöhnt, sie waren es nun einmal gewöhnt und an sich hätten sie es wahrscheinlich wirklich überstanden. Sie wären damit fertig geworden, daß eine so verzweifelte Unruhe in die Schuhe fuhr, daß sie vormittags wegliefen, abends wiederkamen, dann nirgends Ruhe hielten, unaufhörlich die drei, vier Schritte durch das Zimmer machten und plötzlich wieder wegliefen, um erst wiederzukommen, Gott weiß wann, jedenfalls war Mitternacht lange vorbei. Dann kam meist noch die Reihe der Unruhe an die blauen Pantoffeln und den Kimono, sie huschten umher, Zigaretten verbrannten zu Rauch, der Weihwasserkessel füllte sich mit Asche, die Blätter der Theaterbüchlein knisterten aufgeregt. Aber zuweilen, gerade des Nachts, erging ein Appell zur Ordnung an alle Sachen, sie fanden sich an ihre Plätze zurück, ein Strumpf wischte Staub auf dem Schreibtisch, aufgeschlagen wurde der Leitfaden, die Kollegshefte wurden durchblättert. Aber wie lange dauerte das? Vierundzwanzig Stunden, dann bereitete sich das Chaos wieder vor. Mit der Zeit begannen auch die Bettstücke teilzunehmen, sie sahen des Morgens entsetzlich zerquält aus, — was sage ich — des Morgens — es wurde jetzt meistens Mittag, ehe sie dienstfrei wurden. Die kleine silberne Uhr ohne Kette wußte freilich die Stunde nicht. Sie wurde schon lange nicht mehr aufgezogen und lag, leer gegen die Decke starrend, auf dem Tisch. — Hing es mit gewissen Briefen zusammen, die seltener und seltener kamen, jenen Briefen, die sich in der kleinen, grünen Saffianmappe zu versammeln hatten? Sie hatten große Bogen aus starkem weißen Papier, und auf ihnen hatte keine Feder getrippelt und getanzt, auf ihnen war eine Feder auf und nieder gestrichen, sehr ruhig und mit langen, festen Zügen, wie ein sicherer Läufer mit scharfem Stahlschuh auf Eis. — Hing es mit den Besuchen eines gewissen Stiefelpaares — Herrenstiefel — zusammen, das ein paar Tage jeden Nachmittag kam? Es war rotbraun, solide mit breit vorspringenden Sohlen, aber elegant, aber wunderbar gepflegt! Alle Sachen, die es mit sich zog, entsprachen ihm so ganz, daß es sich erübrigt, sie zu beschreiben. Oh, wie stachen sie von jenen Besuchsschuhen ab, die sonst täglich kamen, ich meine von jenem einen Paar Herrenschuhe, die wohl auch eine anständige Form hatten, deren Leder jedoch brüchig, deren Sohlen beschädigt waren. In den Tagen des Besuchs der Rotbraunen blieben die Brüchigen völlig aus, indessen hatten die Rotbraunen ganz ähnliche Beziehungen zu gewissen Sachen im Zimmer wie jene, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Es handelte sich beispielsweise um den silbernen Ring mit dem grauen Stein und die Theaterbüchlein. Die letzteren erfreuten sich einer bevorzugten Inanspruchnahme, wenn die Brüchigen da waren; während des Besuches der Rotbraunen aber geschah es, daß sie einmal — allesamt — zu Boden geschleudert wurden, daß es klatschte. Sachen vertragen viel, sie sind ja geduldig. Sie müssen so oft ihre Lage wechseln, es ist dies ihr Schicksal. Dennoch glaube ich nicht, daß es belanglos ist, ob hart oder sanft mit ihnen verfahren wird. Was den Ring betrifft, so wurde er in jenen Tagen mit Gewalt veranlaßt, den Zusammenhang mit den zimmerbewohnenden Halbschuhen aufzugeben, deren beständiger Begleiter er gewesen war. Er kam in eine dunkle Westentasche, die zu den Rotbraunen gehörte. Was weiter mit ihm geschah, können wir hier nicht verfolgen.

Nach jenem Besuch der Rotbraunen begannen die großen ordentlichen Briefe zwar wieder einzutreffen, dafür blieben die brüchigen Schuhe auch fernerhin aus und es zog ein Dutzend kleiner Batisttaschentücher zu, da es sich herausgestellt hatte, daß die bereits vorhandenen gesteigerten Anforderungen nicht genügten.

Acht, ja vierzehn Tage lang herrschte nun ein gewisses System unter den Sachen, ein Schein von System. Sie wurden ihrer Bestimmung gemäß beansprucht. Überstunden und Nachtschicht hatten nur die eben erwähnten Taschentücher und merkwürdigerweise der Rosenkranz, der bisher rein dekorative Aufgaben gehabt hatte. Ob er nun seiner ursprünglichen sakralen Berufung wieder zugeführt wurde, oder ob er nur die Vertretung jenes Ringes übernommen hatte — er war nämlich, wie vordem jener, Tag und Nacht entweder in Berührung mit einem der Kleider und von den Schuhen umherbewegt, oder er ruhte im engen Anschluß an eins der Nachthemden zwischen den Bettstücken, wie ja der Ring es ähnlich gehalten hatte — das zu entscheiden ist nicht einfach; die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Trotz des während dieser kurzen Periode regelmäßigen Einhaltens der Tageszeiten, trotz der wohltätigen Ordnung, die auf einmal im Zimmer herrschte, lag in der Atmo-

Digitized by Google

sphäre etwas Unnatürliches. Es war eine Spannung vorhanden, die alle Sachen gleichsam noch einmal vibrierend mit ihrem gemeinsamen Zentrum verband. Diese Spannung ließ nach und entsetzlich schnell begann der völlige Verfall eines winzigen Kosmos.

Denn auf einmal, eines Tages, waren die brüchigen Schuhe wieder da, sie waren stürmend hereingekommen mit den üblichen unfrischen Kleidungsstücken, die sie immer begleiteten, und dann nahmen sie eine sonderbare Position ein, standen ganz auf den Spitzen, zeigten unbedacht ihre jetzt nicht mehr nur beschädigten, ihre durchlöcherten Sohlen, während das zu ihnen gehörige graue Beinkleid vom Knie bis zum Knöchel ebenfalls in heftige Berührung mit dem Fußboden kam, unmittelbar vor den zimmerbewohnenden Halbschuhen. Der übrige Teil der weder soliden, noch eleganten Herrensachen war einer jener grauen Kittelkutten und dem baumelnden Rosenkranz so nah, wie Sachen sich nur kommen können. Und dabei blieb es für diesen Abend, ja, obgleich die Stellung sowohl der Schuhe als der Kleider mehrfach verändert wurde: bei der großen Nähe blieb es, und die Brüchigen verweilten bis tief in die Nacht. In der Folge herrschte unter allen Sachen etwas wie Panikstimmunng, Flucht durchs ganze Zimmer von einem Ort zum anderen, Sturm auf den Schreibtisch, Chaos in allen Behältern wie nie zuvor. Einzelheiten sind kaum noch darstellbar. Zu bemerken wäre vielleicht, daß Füllfederhalter und Gummiwanne kaum mehr herangezogen, daß die Betten nie mehr vor Mittag dienstfrei wurden. Daß die niedergetretenen Hausschuhe mit dem Stampfen der Verachtung durch das Zimmer trabten, Besen und Schrubber ihre Arbeit lässig taten, und das Staubtuch vor der Schreibtischplatte völlig streikte, was schließlich zu verstehen war. Was in dieser letzten Zeit neu hinzukam, waren die Briefe, immer wieder die großen, harten, weißen Briefe, aber sie öffneten sich nicht mehr: so, wie sie ankamen, bezogen sie das grüne Saffiantäschchen, und, gewiß, das war nicht gut — dies war das Schlimmste! Schlimmer war es als dies, daß mit jedem Besuch der brüchigen Schuhe Flaschen das Zimmer betraten und daß diese sich öffneten und leerten, — Flaschen aller Gestalt, lange, runde und eckige! Ja, schlimm, sehr schlimm, daß Worte gefangen blieben, Papier um Wort geschlossen blieb, Sache Gewalt behielt über Geist! Sah es so aus, ja, hatte es den Anschein, als würden die Sachen mißhandelt, um Recht und Ordnung gebracht, ans Chaos verraten, an die ungeformte Materie? Aber wie tief, wie grauenvoll wurde die Macht der Sachen da unterschätzt! Regiert und eingeteilt, in Grenzen gehalten und sorglich gepflegt, waren sie dienstbar, gefahrlos. Jetzt verwahrlost, mißhandelt, Masse geworden, quoll es dämonisch durch sie herein in das Reich, dem sie sonst dienten. Ich sage nichts als eins: die Grenzen verwischten sich. Wo hörte Kleidung auf, wo begann Körper? Als eines Tages die zimmerbewohnenden Halbschuhe mit einem der grauen Kleidchen, mit der armen, braven Wäsche, die auch in dieser letzten Zeit nie das gewesen war, was man mit Fug schmutzig hätte nennen können — als so mit ihrem gewohnten Drum und Dran vereinigt die Schuhe das Zimmer in sausender Flucht durchs Fenster verließen und nicht durch die Tür — Tragödie: da nahmen sie etwas Gewichtiges mit, das ihnen gehörte — das, dem sie ursprünglich gedient hatten — über das sie nun triumphierten. Da unten im Hofe lagen dann Kleider und Schuhe und — Etwas — ja, Etwas, das nicht mehr zu brauchen war ...

Es ist nichts mehr zu sagen, nein. Oben im Zimmer standen noch zwei, drei Tage lang die Sachen und feierten ihren öden, blindstarrenden Sieg. In diesen Tagen trippelten einmal die kleinen, roten Kinderschuhe herein, die zuweilen die niedergetretenen Hausschuhe begleitet hatten. Mit ihnen kam etwas, das in dem Zimmer auch nicht fremd war, doch ist es bisher nie erwähnt worden, da es keine Sache war und nicht einmal von Sachen begleitet. Ich erwähne es jetzt im vollen Bewußtsein, ein fremdes Element in meine traurige Erzählung hineinzubringen: es war ein Hund, ein lebendiger Hund in Haut und Haar, schwarzweiß, mit Stummelschwanz und gestutzten Ohren, ein Foxterrier, ein sympathisches Tier ohne Halsband. Er beschnüffelte alles, was im Zimmer umherlag, stieß an die leeren Flaschen in der Ofenecke unterm Spiegel, daß sie zusammenstießen und leise klirrten, und schließlich sprang er mit zwei Sätzen über den Stuhl auf die Fensterbank, wo er sitzen blieb und hinaussah. Die roten Schuhchen, begleitet von einem blauen Samtkittel und verschiedenen winzigen Gegenständen, waren ihm gefolgt und standen am Fenster still. Nun klangen Worte in der Luft, die eine kleine Stimme langsam formte und die wir sehen, wie auf ein Spruchband geschrieben:

„Fall' nicht hinaus, Fox, sonst bist du tot. Und dann gehört dir nichts mehr, was dir gehört, — dann sind das alles nur noch Andenken!" —

Digitized by Google

Rund um die deutschen Sportmeister 1926

Von Hans-Caspar von Zobeltitz

Rekorde wurden aufgestellt und schnell wieder gebrochen. Meisterschaften wurden erobert und schnell wieder verloren. Namen waren in aller Mund und wurden schnell wieder vergessen. Nichts war beständig, nur der Wechsel. Wie kommt das?

Es sind eben auch nur Menschen, die um jene Rekorde und Meisterschaften gekämpft haben, Menschen mit allen Stärken und allen Schwächen, Menschen mit Nerven, Menschen, den Zufällen unterworfen wie alle anderen, Menschen voll Stolz und Ehrgeiz, und doch auch gequält vom Lampenfieber und von Schlaflosigkeit, Menschen mit hämmernden Herzen und schlagenden Pulsen. Und auch die liebe Eitelkeit fehlt ihnen nicht.

Ein paar Jährchen ist es her, da ging ich mit einer unserer ganz großen Tennisspielerinnen zwischen den hohen Fangnetzen eines Klubplatzes zu einem Kampfspiel. Sie trug ihre Meisterschaft fast ein Jahrzehnt, und das Spiel, das vor ihr lag, mußte ein leichter Sieg für sie werden, an ihrer und der Gegnerin „Form" gemessen. Es war kein großes Ringen in einem großen Turnier, es war nur ein kleines Wettspiel zwischen zwei Klubs, dem wenige Zuschauer und nur einige Presseleute beiwohnten. Eine Bagatelle also. Und doch: die Meisterin erschien mir auf dem kurzen Wege vom Klubhaus zum Platz seltsam unruhig.

Cilly Außem-Köln

„Nun, gnädige Frau, das wird heute ein schnelles Ende geben," sagte ich.

Sie sah mich von der Seite an, ihr Blick flackerte.

„Sie mögen recht haben — ich werde schnell geschlagen sein."

„Sie geschlagen?"

„Ja — ich! Sie dürfen nicht vergessen: meine Gegnerin hat die Jugend und die Anmut für sich. Da bin ich schwer gehandikapt."

Sie behielt recht. In kaum zwanzig Minuten war sie besiegt. 6:4 — 6:2. Sie hatte nicht schlecht gespielt, aber befangen. Und die wenigen Zuschauer hatten jeden Ball ihrer Gegnerin beklatscht — die ihren nicht und wenn sie noch so gut waren. Von ihr erwartete man solche Bälle als eine Selbstverständlichkeit und war deshalb auf der Seite der eigentlich Schwächeren. Und das verwirrte. Worte drangen an ihr Ohr: „Wie sieht sie wieder reizend aus — fabelhaft, wie sie heute spielt." Und diese Worte galten nicht ihr — sie galten ihrer Gegnerin. Da soll eine Frau ruhig bleiben!

Die Gegnerin — ich kann es ja heute ruhig sagen — war Toni Schomburgh, die Leipzigerin, die sich seitdem weiter aufwärts entwickelt hat, mit Heinrich Schomburgh, ihrem Mann, zu den besten Paaren im Gemischten Doppelspiel zählt. Sie ist immer die Vertreterin der Grazie und Anmut auf den Tennisplätzen gewesen, und Grazie und Anmut zu vertreten, ist nicht ganz leicht, wenn man in Schuhen ohne Absatz einen Kampf durchfechten muß.

Heinz Landmann

„Schöner macht der Sport die Frauen nicht," sagen die Feinde aller weiblichen Sportbetätigung, und sie sagen weiter: „Der Sport macht unweiblich." Aber darin haben sie unrecht. Denn wenn sie die Vorkämpferinnen kennen lernten, dann würden sie bald wissen, daß sie alle echte und rechte Weiblein sind, stolz darauf, daß sie als Frauen diese sportlichen Leistungen vollbringen.

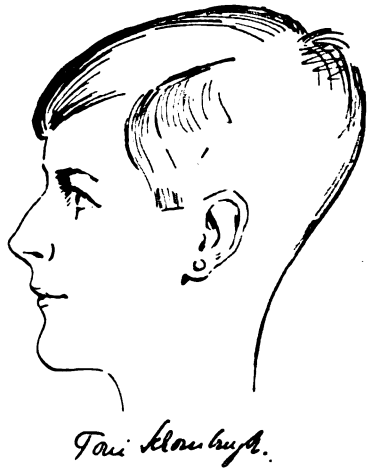
An den Kampf Toni Schomburghs damals mußte ich denken, als in diesem Jahr Fräulein Cilly Außem, die junge Kölnerin, Frau Friedleben, die deutsche Meisterin, beim herbstlichen Turnier auf den Plätzen des Berliner Tennis-Turnier-Klubs (rot-

Digitized by Google

weiß) schlug. Auch Frau Friedleben war gehandikapt. Die kleine Cilly — schlank, rank und siebzehnjährig — war schnell der erklärte Liebling der Zuschauer geworden. Der Beifall ging mit ihr. Und gerade im Tennis ist das eine gefährliche Sache, dem sich auch der Nervenstärkste nur schwer entziehen kann, denn der Kampf erfordert hier nicht einen Sieg, er fordert viele: jeder Ball will erstritten sein, jeder Ball bedingt neue Überlegung, neue Kraft, frische Nerven. Und dann: was applaudiert die Zuschauermenge? Was ihr gerade paßt. Zehn der besten Bälle läßt sie stumm vorbeigehen, um bei einem Zufall, der nett aussieht, plötzlich die Hände zu rühren.

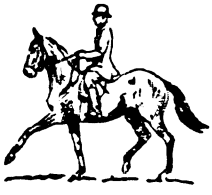
Das Handikap soll Cilly Außem den Sieg nicht schmälern. Denn sie spielte wirklich gut, hervorragend sogar. Sie wird später noch besser spielen, sie hat ja noch soviel Jugendjahre vor sich und gehört zu den Kindern des Glücks. Man munkelt, daß ihr die Mutter ein eignes Auto versprochen hat, für den Fall, daß sie den Sieg erränge, man munkelt aber auch, daß die kleine Cilly 1927 nicht auf den Turnieren erscheinen wird, weil sie erst einmal in der Schweiz oder in England ein Pensionat absolvieren soll. Sie ist ja noch so jung. Sie ist Juniorin und hat zwei Jahre zu warten, ehe sie in die großen Gefechte eintreten kann. Dabei hat sie aber heute schon einen klaren Kopf, sie spielte gegen Frau Friedleben auf „Warten", sie hütete sich, die starke Gegnerin anzugreifen, sie zermürbte sie mit immer wieder zurückgegebenen Bällen — sie hatte ja die jugendliche Ausdauer auf ihrer Seite.

Es gehört Ruhe und viel Kopf zum Tennisspiel. Nicht körperliche Gewandtheit und



Toni Kinsey.

vollendetes technisches Können allein führen hier zu großen Leistungen, die Siege werden zum guten Teil durch Taktik erfochten; die Schwächen des Gegners schnell zu erkennen und zu fassen, ist die Kunst. Lange hat es Deutschland am Messen mit der internationalen Klasse der Tennisgrößen gefehlt, in diesem Jahre traten sie unsern Meistern seit dem Kriege zum erstenmal wieder gegenüber. Ehrlich gesagt: wir erwarteten eine glatte Niederlage — und erfochten Siege. Den größten Anteil an diesem Siege hatte Dr. Heinz Landmann, den sie den Philosophen auf dem Tennisplatz nennen. Er ist ein richtiger Kopfspieler, der jeden Ball mit scharfer Überlegung über das Netz schickt. Dem Hessenland entstammt er, spielt seit seinem dreizehnten Lebensjahre Tennis, von Jahr zu Jahr besser werdend. Er gehört zu den Menschen, die jede Aufgabe, vor die sie gestellt werden, mit besonderem Ernste anfassen. Als gelernter Jurist ist er in einer unserer größten industriellen Unternehmungen angestellt, in seinem Berliner Arbeitszimmer lasten die Akten auf dem Schreibtische schwerer als die silbernen Preise, die er sich auf den Plätzen erstritt. „Gewiß," sagte er, „die Kämpfe mit den Amerikanern, mit Vincent Richards und Howard Kinsey waren die schönsten, die ich auszutragen hatte, schon weil der Reiz des Spiels gegen in der ganzen Welt anerkannte Größen da war." — „War es auch Ihr schwerster Kampf?" Er zögerte. „Ich glaube — nein. Aber das ist nicht so einfach klarzustellen, weil man es nicht leicht abmessen kann, da es Mensch gegen Mensch, Stimmung gegen Stimmung geht. Mit Froitzheim war wohl mancher Kampf schwerer." Dr. Landmann wehrt sich dagegen, daß die Zeitungen immer schreiben, daß ihn sein Beruf vom Tennis zurückhalte, daß es schade sei, daß man ihn so selten



Digitized by Google

auf den Turnierplätzen sähe. „Ich würde auch nicht mehr Tennis spielen, wenn ich ungebunden wäre, jedes Spiel ist eine Leistung, die Kraft und Nerven erfordert, volle, letzte Anspannung. Es kommt nicht auf das Wieviel, sondern allein auf das Wie an."

Aber natürlich: Sport und Beruf schlagen sich immer etwas — besonders bei den Männern. Der Sport kostet Zeit — nicht die Wettkämpfe allein sind es, zu denen man reisen muß, bei denen man oft tagelang verharren muß, bis die Reihe wieder an einen kommt; die Vorbereitungen, das Training erfordern fast tägliche Arbeit, geistige und körperliche, denn man muß in Form bleiben. Am glücklichsten ist daher der, bei dem sich Beruf und Sport decken. Bei unserm besten deutschen Turnierreiter, dem Major a. D. Bürkner, ist dies der Fall. Den alten Kavallerieoffizier und Reitlehrer sieht jeder Tag im Sattel. Seine Kunst erfordert Arbeit und wieder Arbeit an sich selbst und an den Pferden, die er zu der unvergleichlichen Höhe der Dressur bringt. Er selbst sagt: „Lust und Liebe zum Pferde, allergrößte Passion zum Reiten von frühester Jugend an, vielleicht auch Anlage und Vererbung dieser Passion seit Generationen haben mir die Reiterei zur zweiten Natur werden lassen." Früh hat er begonnen, mit zwölf Jahren erhielt er den ersten Reitunterricht und ist dann nicht wieder aus dem Sattel gekommen — stets ein Zulernender. Vom Rennreiten kam er dank der Schulung auf dem unvergeßlichen, berühmten Militär-Reitinstitut in Hannover zum Turnierreiten.

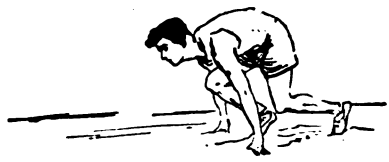
Der Vorwärtsdrang, der ihn in der ersten Jugend gelehrt worden war, der ihn dann auch im Rennen immer beherrscht hatte, wurde nicht gehemmt, aber unendlich verfeinert durch die hohe Kunst der Dressur. Die leichte, weiche Hand paarte sich nun mit dem Treiben; so erzielte er jenen gewaltigen Mitteltrab seiner Pferde, der ihm oft den jubelnden Beifall der Zuschauer eintrug. Vor dem Kriege erstritt und erritt er sich nicht weniger als sechs Kaiserpreise; soweit es sich feststellen ließ, errang er in über neunzig Dressurprüfungen den ersten Platz und war mehr als dreißigmal Zweiter, meist auf einem zweiten Pferde hinter dem von ihm gerittenen Sieger. Das Jahreschampionat hat er dreimal in Reiterprüfungen, siebenmal in Dressurprüfungen errungen und stets durch Siege auf den größten Plätzen gegen die stärksten Gegner. Gegen internationale Klasse war er in Stockholm und Malmö erfolgreich. Heute steht er mit Oskar M. Stensbeck, Freiherrn von Langen, Herrn von Platen und dem Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen in der vordersten Linie der Vertreter deutscher Reitkunst. Wer Major Bürkner zu Fuß sieht, wird kaum auf den Gedanken kommen, hier einen großen Reiter vor sich zu haben, denn er hat nicht das, was man eine Reiterfigur nennt, das fast Überschlanke, Drahtige. Um den Sportsmann in ihm zu erfühlen, muß man ihm in die markanten, etwas eckigen Züge und in die leuchtenden Augen sehen. Um die Größe seines Könnens und seiner Kunst zu erfassen, muß man ihn, ganz mit seinem Pferde verwachsen, im Sattel sehen, muß beobachten, wie er ohne merkliche Anstrengung dem Pferde seinen Willen aufzwingt und es doch wieder nicht zwingt, sondern an seinen Willen heranführt.

Thea Rasche

Bei Bürkner kommt wieder das Begreifen, daß Sport eben auch Kunst ist. Das ist, was zu Frau Brockhöft, unserer besten deutschen Eisläuferin, überleitet. Kunstlaufen ist es, was ihr die Siege eingetragen hat. Sie ist vielleicht die erste internationale aller deutschen Sportgrößen, denn auf den Plätzen, wo ihre Kämpfe ausgefochten werden, ist auch stets das Ausland vertreten. Davos ist ihr liebster Platz, St. Moritz, Oslo, Stockholm stehen daneben. Und sie ringt hier um die Weltmeisterschaft. Noch hat sie sie nicht erobert, aber sie wird sie erobern; sie will, das steht in ihr fest. Sie sagt es, und dabei plaudert sie aus, was fast unfaßlich er-

Digitized by Google

Körnig-Breslau



scheint, sie hatte eine Schwäche: sie friert leicht, sie, die Meisterin auf dem Eise. Und auch beim Eislauf heißt es oft lange warten. Die „Pflicht" muß absolviert werden mit ihren vielen einzelnen fest vorgeschriebenen Figuren — eine nach der anderen von allen Konkurrenten gelaufen. Auch an der Tücke des Objekts fehlt es nicht: jede Bahn hat ein anderes Eis und auf ihm ist ein anderes Gleiten, da zerschellt manchmal die Kunst an Kleinigkeiten, man muß sein ganzes Herz zusammennehmen, um den Zufall zu besiegen.

Daß Herz und Mut den Frauen im Sport nicht fehlen, hat uns im letzten Jahr Thea Rascher bewiesen. Die Hamburgerin hat sich wie Nelly Boese als Dame dem Flugsport zugewandt und bewiesen, daß sie nicht hinter den Männern zurücksteht. Auch Hanni Köhler betreibt einen völlig männlichen Sport: das Motorradfahren und das Motorradrennen. Bei ihr heißt es in den Berichten stets: „Als einzige Dame am Start und am Ziel . . ." Jawohl, auch am Ziel, denn gerade bei den Motorradrennen scheiden auf den langen Fahrten stets viele der Konkurrenten aus. Hanni Köhler — wir wollen für sie sagen: „unberufen" — noch nie. Sie ist das rechte Sportmädel, äußerlich und innerlich: der Körper fast überschlank, fast übertrainiert, der dunkle Bubenkopf wehend, das Auge klar und lachend, mutig und verwegen dreinschauend. „Ich kenne die Gefahren meines Sports," sagt sie ruhig, „ein Stein im Weg kann das Genick kosten, aber ich fürchte die Gefahren nicht." Und man muß ihr glauben, daß sie die Furcht nicht kennt. Sie schwimmt, sie läuft, sie spielt Tennis und Hockey, sie hat sogar einmal ein Pferderennen bei einem Wohltätigkeitsfest in Hoppegarten gewonnen, sie ist natürlich Inhaberin des Sportabzeichens, sie kann die Lanze werfen und den Diskus und holt sich ihr Motorrad aus dem Schuppen, wenn sie Besorgungen machen will. „Im Winter werde ich wieder Schlittschuh laufen," ist ihre Antwort, als ich sie nach ihrem Wintertraining frage, auch das kann sie — natürlich. „Hanni kann alles", das ist der Eindruck, den man von ihr hat, und der Eindruck bleibt haften, weil er echt ist. Sport ist ihr Lebensbedürfnis, der Lederanzug und die Kappe sind ihr Kleid, eine Ballrobe würde sie fremd erscheinen lassen. Ihr Ruf als Motorradfahrerin geht schon über Deutschlands Grenzen hinaus.

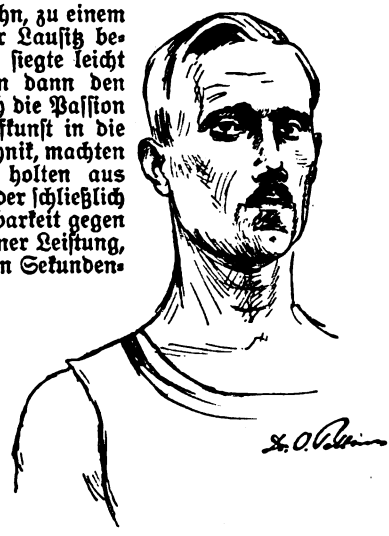
Vierkötter-Köln

Nach internationalen Erfolgen strebt ja heute der Sport. Wir Deutschen haben zum großen Teil noch nicht den Sinn dafür. Wir schütteln noch verwundert und halb belustigt den Kopf, wenn wir hören, daß Gertrud Ederle, die Deutschamerikanerin, in Neuyork nach ihrem Kanalsiege wie eine Fürstin empfangen wurde, daß man ihr in offizieller Rede sagte: „Cäsar gelang es, den Rubikon zu überschreiten, unser großer Washington überschritt einst den Delaware, dir aber, Miß Ederle, gelang es, den Kanal zu überwinden." Zuviel Worte, zu große Worte. Aber doch: gerade unsere Sportsiege im Auslande haben uns selbst erst unserem eigenen Sport nähergebracht. Wir haben aufhorchen gelernt, als plötzlich die Welt von den Deutschen Peltzer, Körnig, Rademacher, Vierkötter zu sprechen begann.

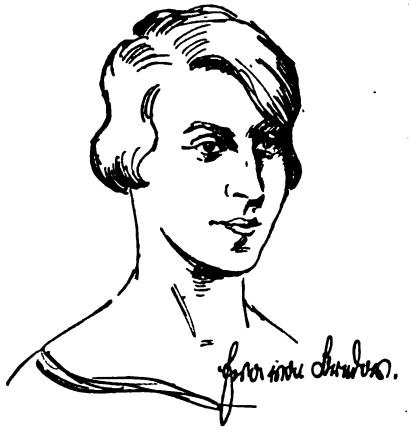
Körnig, der Kurzstreckenmeister, ist Schlesier. Jung ist er noch, Student. Als Schüler hat er einst in Glogau kleine Siege im Laufen errungen, ein schmächtiger Junge damals, der in seiner Kindheit viel mit Krankheiten gekämpft hatte. Es drängte ihn gar nicht zu großen Siegen, und nur das immer und

Digitized by Google

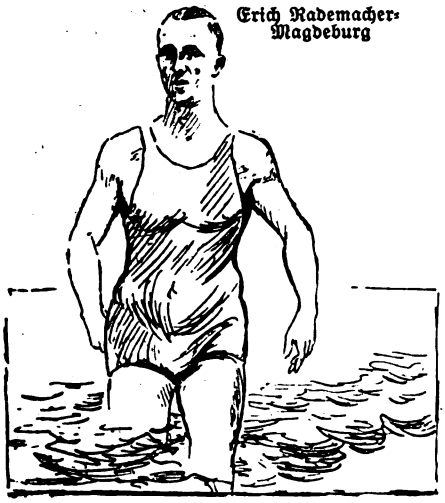
immer wiederholte Bitten seiner Kameraden bewog ihn, zu einem offiziellen Sportereignis zu fahren. In Forst in der Lausitz betrat er zum erstenmal die Aschenbahn, und siegte — siegte leicht und in hervorragender Zeit. Sieg und Zeit gaben dann den Anstoß zu weiteren Versuchen, und plötzlich war auch die Passion da. Und nun nahmen ihn die Altmeister der Laufkunst in die Lehre, zeigten dem Begabten die so unentbehrliche Technik, machten den kurzen, so windend schnellen Schritt länger, holten aus dem Körper den Bruchteil der Sekunde mehr heraus, der schließlich den Weltrekord erzielte. Körnig erzählt es voll Dankbarkeit gegen seine Lehrmeister, er fühlt sich noch nicht am Ende seiner Leistung, er weiß, es steckt noch mehr in seinem Körper, noch ein Sekundenbruchteil mehr. Gewiß, er siegte in Paris, aber die Zeit genügte ihm nicht, sie war gut, aber er hatte ein wenig Gegenwind, sie kann noch besser werden. Er trainiert nicht viel, nur die Zeit, die ihm sein Studium freiläßt, schenkt er dem Sport. Wenig und gründlich ist sein Prinzip. Und den Körper in Ordnung halten, nicht über die Stränge schlagen, das wirft um Wochen zurück. „Nur an den Abenden vor den Wettkämpfen bleibe ich länger auf, bis zwölf, wohl auch bis eins. Damit ich dann wirklich müde ins Bett sinke und sofort einschlafe. Sonst grüble ich wach oder im Halbschlaf noch stundenlang, wie ich es am nächsten Tage am besten anfange, und dann bin ich unfrisch. Und die Stimmung vor dem Start? Ich muß mich geärgert haben oder irgendwelchen kindischen Unsinn gemacht, dann geht es gut, nur nicht lasch und gleichgültig darf die Umwelt sein.“ Frischeste Jugend spricht aus ihm.



Dr. Peltzer ist anders. Er, der Langstreckenmeister, der Weltrekordler, der einen Nurmi schlug, ist ruhig und überlegt. Er ist erst verhältnismäßig spät zum Sport gekommen. Auch



er war ein schwächliches Kind, war viel krank, seine Eltern haben wohl am letzten geglaubt, daß sein Name einmal als Sieger in Wettläufen durch alle Welt gehen würde. Er schloß sich in Stettin der Jugendwanderbewegung an und kam durch diese zum Laufen. Er entdeckte seine Fähigkeiten und bildete sie systematisch durch. Er hat Nerven, ist leicht erregt, aber er meistert sich und seinen Kampf ganz mit dem Kopf. Der Sport und seine Weltgeltung sind für ihn Lebensziel geworden und Lebensinhalt. Sein Londoner Sieg, sein Weltrekord sind ihm deutsche Siege, sind ihm ein Stück Aufbauarbeit für das Vaterland, das er innigst liebt. Sein persönlicher Ehrgeiz ist immer mit dem Ehrgeiz für Deutschland gepaart.



Erich Rademacher-Magdeburg

In Amerika, dem Lande des Übersports, erfocht der Magdeburger Rademacher unsern Farben den Sieg — auch er ein Weltrekordler in der kurzen Schwimmstrecke. Die Gestalt mächtig und wuchtig, die Arme fast überlang, die Beine schlank und sehnig — eine Figur, die das Ideal einer Schwimmergestalt darstellt. Von Temperament forsch, draufgängerisch, froh. Man sieht den lachenden Augen an, daß sie Freude an den errungenen Erfolgen haben, daß sie aber nach besseren, noch höheren Leistungen streben. Sein Schwimmkamerad Vierkötter, der Kölner, der rheinische Jung', der deutsche Strommeister, der Kanalbezwinger, ist ruhiger. Die breite Brust kennzeichnet ihn, eine schwere Muskellast trägt er. Bei ihm scheint alles

Digitized by Google

gedämpft und überlegen. Es gibt da eine Parallele: Kurze und lange Strecke im Lauf, kurze und lange Strecke im Schwimmen — der, der in wenigen Atemzügen den Sieg erringt, muß ein anderes Temperament an den Start bringen wie der, dem ein langes Kämpfen bevorsteht. Sport ist eben nicht nur Muskelsache, er ist auch Sache des Herzens, des Geistes und des Kopfes.

Auch unsere Frauen errangen im feindlichen Paris Siege. Acht Damen fuhren an die Seine, unter ihnen Eva von Bredow, die den Rekord im Hochsprung hält. Auch ein Kampf um Millimeter, ein Kampf, der nicht in einem Siege besteht, sondern in einer Folge von Leistungen, der immer höher gestellten Stange folgend. Die letzte Leistung muß aber die beste sein. Da kommt es auf das Durchhalten an. So sagt die jugendliche Eva von Bredow: „Mein Können ist sicher besser, als auf dem Papier steht. Aber was nützt es, wenn der dritte Sprung hoch über die Stange hinausgeht, weit höher als sie im entscheidenden sechsten oder achten Sprung liegt — die letzten Millimeter zählen ja nur." Wie Hanni Köhler ist auch sie in jedem Sport gerecht, schwimmt, läuft, spielt Tennis, ist auf dem Eis zu Hause. Aber der übrige Sport ist ihr nur Training für das letzte: den Hochsprung. Man sieht ihr an, daß sie Springerin ist: ihr schlanker Körper federt im Gang in den Fesseln.

Noch einmal zu Pferd. Auf die Rennbahn. Ein Gebiet, das vor dem Kriege bei uns grundsätzlich von Engländern und Amerikanern siegreich behauptet wurde, hat nach dem Kriege Otto Schmidt sich erobert und gegen den neuen Ansturm ausländischer Invasion gehalten: das Championat auf der Flachen. Es stand so unwiderruflich fest, daß nur die englischen und amerikanischen Jockeis es zur höchsten Meisterschaft bringen könnten, daß diese These unumstürzlich schien. Da kam Otto Schmidt aus einer Berliner Handwerkerfamilie, die nichts mit dem Rennsport zu tun hatte, zufällig als Lehrling nach Hoppegarten und warf die These um. „Minister werden gemacht, Jockeis werden geboren," hat der alte Weinberg einmal zu ihm gesagt. Und er ist solch ein geborener Reiter. Mit einhundertdreiundvierzig Siegen in einer Rennsaison stellte er 1923 einen Rekord auf, der wohl nie wieder gebrochen werden wird. Auch in diesem Jahr überschritt er die Hundert bei weitem und in Summa steuert er seinem tausendsten Siege zu. Als Lehrling noch konnte er 1916 das Derby gewinnen. „Ich dachte, die ganze Bahn gehörte mir," das war sein Gefühl, als er damals vom Pferde stieg. Worin liegt seine Kunst? Einmal im steten Streben nach vorwärts, unbeirrt, dann aber in dem feinen Gefühl für das, was das Pferd unter ihm haben will. Er überlegt nicht vorher: so und so werde ich heute reiten, sondern das Wie ergibt sich während des Rittes instinktiv, er fühlt das richtige Führen des edlen Blutes unter ihm fast unbewußt heraus. Und das macht den feinen, überlegenen Reiter aus ihm. Klein, schlank, das Gesicht fast zart geschnitten, weich im Ausdruck, leicht lächelnd — so ist er. Eine kleine Villa in Hoppegarten nennt er sein eigen — erritten hat er sie sich und freut sich ihres Besitzes, zwei blonde Kinder spielen lachend um ihn herum, ein Junge dabei, dreijährig, den er gern im Spiel auf ein Holzpferdchen setzt: „So, nun reite du auch!"

Die kommende Generation. Ob die Kinder unserer Sportmeister auch Größen des Sports werden? Wer weiß es. Unsere Sportmeister sind eine neue Generation. Ihre Eltern wußten noch nichts oder sehr wenig vom Sport. Mancher, auf dessen klingenden Namen Vater und Mutter heute stolz sind, hat sich die erste Erlaubnis zur sportlichen Betätigung schwer erkämpfen müssen. Die neue Zeit hob eine neue Macht zu ungeahnter Geltung empor, schlug mit ihr Brücken zwischen den Völkern, baute ihr Seiten in der alles beherrschenden Presse aus, sicherte ihr Einfluß selbst auf Politik und Wirtschaft. Diese neue Macht ist noch im Werden; man darf nicht an ihr vorübergehen, sich ihr verschließen, dieser neuen Macht — dem Sport.

Zeichnungen von W. Wellenstein

Digitized by Google

Herberge zur halben Hoffnung

Novelle von L. Schwenger-Lords

Wer von der breiten Geschäftsstraße der großen Stadt abbiegt, dort, wo sie sich zu einem kleinen, wenig beleuchteten Platz ausbuchtet, wird auf diesen seitab vom starken Verkehr gelegenen Platz drei Gassen einmünden sehen, alle drei dunkel und trostlos wie Gassen, die aus dem vollen, üppigen Leben in die Öde der Verzweiflung führen. Jedenfalls führen sie in die Armut, denn nicht weit von dem reichen, strahlenden Lebenskern der Stadt ducken sich alte, kümmerlich verfallene Häuserviertel. Die breiteste der drei Gassen weist immerhin noch einige stattliche Häuser auf, sogar solche von guter, alter Art, wie sie in der Stadt, die durch neuzeitlichen schlechten Geschmack verunschönt ist, selten zu finden sind. Dort wo die Gasse sich biegt, einem dunklen, unheimlich anmutenden Ende zu, erhebt sich in breiter Front ein schöner, alter Patrizierhof, dem ein aufmerksames Auge trotz des Verfalls seinen Adel in jeder Linie ansieht. Über dem weiten Torbogen kräuselt sich launisches Rokoko, und in der Mitte darüber dunkelt eine Nische in der Mauer. Aus dem Dunkel der Wölbung springt in heller, weiß gekalkter Verzückung eine Heiligengestalt hervor in faltenreichem, schwungvollem Gewand, das der Pinsel des Malers in sattes italienisches Blau tauchte. Das Haupt, von dem üppige Locken wallen, hat die Heilige andächtig schmerzvollen Blickes erhoben. Zwischen dem Rokokogekräusel und der Heiligennische steht über dem Halbbogen in breiten, schwarzen, nicht allzu gewöhnlichen Buchstaben gemalt: „Herberge zur halben Hoffnung".

Es wird wohl kaum jemanden geben, den diese Aufschrift nicht zum Nachsinnen bewegte. „Zur halben Hoffnung" — Hoffnung ist das Haldeste, Unsterblichste, was wir haben, und auch eine halbe Hoffnung ist immer noch um die Hälfte mehr als das öde Nichts. Und in einer halben Hoffnung zu herbergen, die müden Glieder zur Ruhe auszustrecken, mag immer noch dem Labsal eines schlichten Lagers gleichkommen. Man möchte nun geneigt sein, die halbe Hoffnung auf die Heiligengestalt zu beziehen, aber da verbände sich wohl der Wunsch mit dem Gedanken. Einer kühlen, klaren Abwägung kann nicht verborgen bleiben, daß die Heilige im üppigen Lockenschmuck und fliegenden blauen Mantel für eine halbe Hoffnung zu vollblütig verzückt ist, und sie kann, da sie nun einmal Krönung der Aufschrift ist, höchstens als ideale Vollendung der fehlenden Hoffnungshälfte ihre Bedeutung finden.

Mehr als einen Zögernden wird dieser Gedankenzwiespalt dazu verführen, in den geheimnisvoll dunkelnden Torbogen einzutreten. Seine Decke ist niedrig und drückt ein wenig auf die Stirn, die just noch die frische Luft des Wintertags umspielte. Aber der Druck hebt sich, da die Augen ein in zierlichen Linien spielendes Stuckmuster an der Decke wahrnehmen. Durch den Torgang gelangt man in einen hohen, viereckigen Hof, um den sich die Fenster von vier Stockwerken ziehen, und wiederum erfreuen das Auge feine, vornehme Gesimse. Hinter jenen Fenstern ließe sich's wohnen, doch das alles ist noch nicht die „halbe Hoffnung". Sie tritt uns erst jetzt in schmuckloser Kahlheit entgegen.

Auf der weiß gekalkten Wand des Hinterhauses über einer trübschimmernden Glastür stehen noch einmal die kündenden, schwarzen Schriftzeichen: „Herberge zur halben Hoffnung". Und wir wissen es nun wirklich, daß wir vor ihrem eigentlichen Eingang stehen, und gegen unseren Willen schrumpft die halbe Hoffnung auf ein Bruchteil zusammen. Aber so schlimm ist es nicht. Die Tür führt in einen großen Wirtschaftsraum von sorgloser Ungepflegtheit und menschenfreundlicher Buntheit. Eine Anzahl Tische stehen umher, einige kahl, andere mit verfärbten, geflickten Tüchern bedeckt. In der Mitte des Raumes steht ein ungeheurer, eiserner Ofen, ein formloses Urtier, von dem das lange, schiefe Ofenrohr wie ein Rüssel durch den Raum greift. Die Wände sind zur Hälfte in einem Rot gestrichen, das zu schmutzig ist, um pompejanisch genannt zu werden, und darüber sind sie gekalkt. Aber der Kalk ist an vielen Stellen abgebröckelt, und große, feuchte Flecken grinsen von der Mauer, die den Gedanken an Schwamm und Fäulnis aufkommen lassen. Die schönste, tröstlichste Ecke ist aber dort, wo hinter einer häßlichen, breiten Wirtschaftstheke, auf der unter Glasglocken Brot, Wurst und Käse bereit stehen, sich drei große Fässer, nebeneinander lagernd, aufbauen. Der erstaunte Blick, der diese Fässer umfaßt, läßt die halbe Hoffnung sich blähen und ausdehnen, um so mehr, als vor den Fässern eine Gestalt geschäftig ist, die in ihrem Umfang eine beruhigende Ähnlichkeit mit ihnen aufweist und von einem lustigen, beweglichen Kugel-

Digitized by Google

kopf gekrönt wird. Kohlschwarz stehen die kurz geschnittenen Haare, funkeln die lebhaften Äuglein in dem runden, vollwangigen Gesicht, dessen Rundheit eine römische Nasenlinie seltsam durchschneidet. Ein schwarzes Bärtchen führt ein anspruchsloses Dasein über den breiten, vollen Lippen, hinter denen, dem starken Gebiß eines Tieres gleich, unverwüstliche Zähne blitzen.

Ulisse Heberle, der Wirt zur halben Hoffnung! Sein Vater war ein Deutscher, der sich, wikinghaft, nach Sizilien verlor, seine Mutter, schwarzhaarig, fast blauschwarz, eine Sizilianerin aus der alten Sarazenenstadt Cefalù. Es ist nicht zu verwundern, daß Ulisse, obwohl er seit Jahren der deutschen Sprache mächtig ist, es verschmäht, seinem Namen den eigenartigen, romanischen Klangreiz zu nehmen. Und so verhaucht das H zugunsten eines voll klingenden Anlautes. Ulisse Eberle! — Ulysses — der Vielgereiste, über die Meere Schweifende, mit allen Schicksalen Vertraute, mit allen göttlichen und menschlichen Listen Gegerbte. Daß ein Mann von der Art des Wirtes zur halben Hoffnung mit allen menschlichen Listen vertraut ist, darf nicht weiter wundernehmen: die Vertrautheit mit den listigen Feinheiten der Götter gewann er aus der himmlischen Gabe des Rebensafts, mit dem er frühzeitig Handel trieb. Die schweren, süßen Weine des Südens waren es, deren Wanderfahrten über die Meere er folgte, um zuletzt — nicht in Ithaka — doch in einem norddeutschen Hafen zu landen. Von hier aus bohrte sich der findige schwäbische Sizilianer weiter ins Innere des Landes vor, bis er in einer der großen Städte der Niederung festen Fuß faßte. Der Bedarf der Bevölkerung an süditalienischen und spanischen Weinen schien ihm unzweifelhaft, und um ihm abzuhelfen, eröffnete er eine Schenke. Dazu pachtete er einen kleinen Wirtschaftsraum im Erdgeschoß jenes alten Patrizierhofes, dessen untere Räume an kleine Ladeninhaber vermietet waren. Neben seiner Schenke betrieb ein galizischer Jude einen Althandel, und Ulisse verschwatzte manche Stunde in dem Kram des alten Ruben, der, gleich ihm, viel von der Welt gesehen hatte und sich seine eigenen Gedanken über Menschen und Dasein machte. Zudem war die Ware des Juden unterhaltsam anzusehen. Was kam dort alles zusammen an schicksalreichem Gerümpel! Ulisse — darin ein echtes kindliches Kind des Südens — liebte es leidenschaftlich, bunte, glitzernde Steine, Ketten, Ringe und alle Art Schmuck, Porzellane und alte Bilder durch seine Finger gleiten zu lassen. Und Ruben, innig befriedigt von solcher Vorliebe, ließ ihn gewähren. Hin und wieder schenkte er ihm auch wohl ein Stück und erhielt als Gegengabe stärkenden, süßen Rebensaft. So entdeckte Ulisse unter dem Reichtum seines Freundes eines Tages eine zierliche Porzellandame, der leider die Beine und eines der feinen Ärmchen fehlten. Aber mit dem anderen schwang sie noch einen Bandstreifen über dem schmalen, frisierten Köpfchen, und auf dem Streifen stand zu lesen: „Espérance", Hoffnung. Ulisse als Feinschmecker verliebte sich in die rassige, kleine Person, die etwas von einer Kunstreiterin an sich hatte, und er drang in Ruben, sie ihm zu schenken. Der Jude sah keinen Grund, der Bitte nicht zu willfahren. Und so nahm Ulisse die porzellanene Geliebte mit vorsichtigen Fingern und bewahrte sie wie einen Talisman.

Inzwischen hatte sich die Besucherzahl seiner Schenke so gesteigert, daß er sich genötigt sah, nach einem größeren Schankraum Ausschau zu halten.

Da traf es sich, daß der große Raum des Hinterhauses frei wurde. Einige ein Stockwerk höher gelegene Stuben gehörten dazu. Und Ulisse, von vulkanischem Antrieb, wo es galt, eine Erkenntnis in die Tat umzusetzen, sicherte sich diese Gelegenheit und erweiterte seine einfache Schenke zur Herberge. Und auf der Suche nach einem Namen dachte er seines Talismans, seiner verkrüppelten „Espérance", und nannte — in einem krausen, doch erleuchteten Einfall — seine Herberge zur „halben Hoffnung".

Diejenigen, die etwa die Heilige draußen über dem Torbogen mit dieser Benennung in Verbindung brachten, ahnten nichts von ihrer zerbrechlichen, feingliedrigen Nebenbuhlerin im geheimen Verwahr des Schankwirts, die so bestimmend in seinen Unternehmungen mitwirkte.

Das hintere Haus des Patrizierhofes stieß an den Kanal, der, vom Fluß abgeleitet, die Stadt durchfloß. Hinter dem Schankraum lag eine schmale, dunkle Küche und vor dieser ein freier, kleiner Hof, der bis an das Wasser reichte. Dort standen Kisten voller Flaschen gestapelt, und vor einer roh gezimmerten Hundehütte lag eine Art Wolfsspitz mit Fledermausohren. Ulisse, den sein Vater schon mit dem Lied des Homer bekannt gemacht, nannte diesen Hund Telemach. Das Tier war ihm einmal zugelaufen und hatte sich nicht mehr von ihm getrennt. Und da Ulisse einsam und kinderlos war — seine Frau starb ihm nach kurzer Ehe —, hängte sich sein Herz an dieses Tier, und er taufte ihn nach dem Sohn seines berühmten Paten. Telemach dankte

Digitized by Google

ihm diese Anerkennung durch unwandelbare Treue.

Das Wasser des Kanals hatte jenen weichen braunen Glanz, wie er den Gewässern der Ebene eigen ist, die stellenweise durch Moorerde ihren Lauf nehmen. Es war kein unschönes Wasser, jedoch — wie alle städtischen Kanäle — bot es bei grauem Wetter ein Bild schleichenden Trübsinns. Die wenigen Herbergsgäste, die in der „halben Hoffnung" Unterkunft suchten und fanden, sahen aus den Fenstern ihrer Stuben auf den Kanal hinunter.

Ulisse schenkte eine sizilianische Traube aus und einen schweren, dunkelroten, dickflüssigen Tropfen, der von den Hängen des Vesuvs stammen sollte und jene kindlich-gefühlsselige Benennung „Tränen Christi" trug. Eine mit der reifen Süße sich mischende, dunkle Herbheit mochte ihm diesen Namen gegeben haben.

*

Es waren einige unter den Kunden Ulisses, die nur um dieses Weines willen seine Schenke aufsuchten, unter ihnen eine Frau, eine unentwegte und aus Veranlagung unglückliche Malerin, die behauptete, daß dieser Wein durchaus nach Lava schmecke. Es blieb dabei unaufgeklärt, ob sie einmal ein Stück Lava auf der Zunge gehabt habe; immerhin war sie in glücklicheren Zeiten an den Hängen des Vesuvs umhergestreift, und ihren offenen, glutvollen Sinnen war in Dingen des Geschmacks zu trauen.

Julia Scholz-Beninga — ihre Voreltern waren Friesen und ihrer ganzen Veranlagung nach vermutlich Seeräuber — Julia Beninga zeichnete und malte die Arbeit, die Kraftauslösung in jeder Form. Der Rhythmus kraftvoller Bewegung vor allem vermochte sie zur künstlerischen Darstellung hinzureißen. Besonders ihre graphischen Schöpfungen hatten ihr einen gewissen Ruf gesichert, ohne daß sie selbst jemals von ihren Leistungen befriedigt gewesen wäre. Sie war an einen sehr tätigen und verständigen Mann verheiratet, litt aber trotz eines großzügigen Einverständnisses unter dem Einerlei der ehelichen Gemeinschaft. Obwohl diese von zwei sich eigenartig entwickelnden Söhnen, die das alte, verjüngte Seeräuberblut nicht verleugneten, belebt war, fühlte sie ihr Künstlertum doch zu stark, um nicht immer wieder den Wunsch zu hegen, sich in sich selbst zu flüchten. Und so gönnte sie sich täglich eine Stunde zur Dämmerung, schloß die Augen und glaubte sich in einer Osteria am Golf von Neapel. Wieder jung, ohne Lebensgrenze, ohne eng vorgezeichnetes Ziel. Und meistens — nach den ersten Schlücken — zog sie Papier und Stift hervor und begann zu skizzieren, oder sie zeichnete ihre kritischen Gedanken über die Ehe auf. Von solchen Blättern hatte sie schon eine ganze Mappe beisammen. Sie begannen mit der Betrachtung: „Die Ehe ist eine Einrichtung für Unmündige." Ulisse, der Wirt, stand sich gut mit der Künstlerin. Sie hatte in ihrer Mädchenzeit geläufig Italienisch gesprochen, und sogar mit dem sizilianischen Dialekt Ulissens war sie leicht vertraut, der das offene o wie ein weiches u auf die Farbentafel hintuscht. Signora Julia Beninga — Ulisse sprach ihren Namen mit unnachahmlichem Schmelz aus. Die Malerin hatte sein schwäbisches Sizilianergesicht auf manchem Skizzenblatt festgehalten.

Der älteste und treueste Gast des Wirtes zur „halben Hoffnung" war ein Mann von seltsam verwüstetem und doch kindlich freiem und edlem Aussehen. Die struppige, ungepflegte Tracht seines strohgrauen Haares ließ keine genaue Bestimmung seines Alters zu. Das immer noch reiche Haar fiel auf der rechten Seite in lockigen Strähnen in die Stirn, das Auge fast beschattend. Dieses Auge war trüb, seines Lichtes beraubt und schien erblindet. Dagegen funkelte das linke, gesunde Auge in feuriger Eindringlichkeit. Der ganze Kopf gewann bei längerem Anschauen. Ja, der beobachtende Blick entdeckte sogar, daß die Züge groß und kühn geschnitten waren, daß sie nur unter einer grollenden Trübung wie unter einem Schleier lebten.

Dieser sonderbare Mann, der die „halbe Hoffnung" nie anders betrat als in weitem Mantel und schwarzem Schlapphut, war der Doktor Emmerich Hövelmann, Privatgelehrter. In Julia Beningas Skizzenheft geisterten die Linien seines einäugigen Antlitzes auf einer der ersten Seiten, und darunter hatte die Malerin, im engen Zusammenhang mit dem Namen ihres Wirtes, vermerkt: Polyphem. Aber das ging nur auf die Einäugigkeit, denn die Wildheit täuschte, und nur im Geistigen trat ein menschenfresserischer Grimm zutage.

Emmerich Hövelmann war einer jener deutschen Menschen, die wie im Traum über den Boden der Gegenwart wandeln, ihr gegenwärtiges Leben dagegen ganz in einer geliebten Vergangenheit aufgehen lassen. In den Jahren seiner lebhaftesten, empfänglichsten Jugend hatte Hövelmann in London die Bildwerke des Parthenon gesehen und war ihrer göttlich dämonischen Wirkung verfallen. Er beschloß damals mit dem ganzen Feuer der Jugend, Kunstgelehr-

Digitized by Google

ter zu werden. Da ihm von väterlicher Seite Mittel zur Verfügung standen, machte er ausgedehnte Reisen nach Italien und Griechenland. Und er nannte das erste Buch seiner kritischen und dichterischen Ausführungen „Moira". Die göttlichen Gestalten der Schicksalsschwestern aus dem Giebel des Parthenon spendeten ihren Segen. Das Buch sprach für ihn, sein Name wurde bekannt. Angefeuert, stürzte er sich in Wesensuntersuchungen der griechischen Bildhauer und verfocht für die Kunstwissenschaft neue Entdeckungen.

Aber die Kreise, die das kleine Sonnensystem seiner Gedankenwelt lichtdurstig in sich aufnahmen, waren nur vereinzelt, und die Zeit, geladen mit Gärungsstoff, neigte neuen, lebendigeren Problemen zu. Hövelmann fühlte es: er ging auf einsamem Bergpfad, auf dem ihm die Gesamtheit nicht folgen mochte.

Da riß den bewußt Einsamen der große Krieg aus seiner luftklaren Höhe in das blutige Chaos. Er wurde eingezogen und kämpfte als Landwehrmann in der Front. Jetzt erst wurde der Geistige Mensch, — aus der erlebten Tragödie heraus begriff er die Größe seiner Griechen erst ganz. Aber er opferte dem Vaterlande sein Bestes, seine Gesundheit. Die Schlacht bei Arras brachte ihm zwar keine körperliche Verwundung, aber eine Nervenzerrüttung, von der er nur langsam genas.

Nach dem Kriege nahm er, behutsam und tastend, sein Werk wieder auf und, nur horchend auf den beglückenden Klang, der leise wieder auflebte, überhörte er das Getöse des Tages und erwachte eines Morgens, vielen Leidensgenossen gleich, ein Verarmter. Langsam nur vermochte er sich aus dem Wirbel dieser Erkenntnis zu retten. Doch dann, klar gesammelt, freilich auch schmerzlich ernüchtert, richtete er seinen Lebensrahmen nach den neuen, verringerten Möglichkeiten. Er bezog zwei einfache Zimmer, die fast erstickt wurden von der Fülle der Bücher, die er ringsum an ihren Wänden aufbaute. Und da bei der allgemeinen Verarmung seine Werke kaum mehr eine Einnahme bildeten, sah er sich genötigt, für Zeitschriften zu schreiben und einen kunstwissenschaftlichen Kursus für fortgeschrittene Schüler einzurichten.

Zu Anfang dieser Umstellung litt er maßlos. Aber allmählich erwachten ihm aus dem Umgang mit den jungen, wißbegierigen Menschen doch kleine Freuden. Angeregt durch den Unterricht, wuchs in ihm der Plan eines Lehrbuches, das in Form freundschaftlicher Unterhaltungen junge Menschen in das Wesen der griechischen Kunst einführen sollte.

Aber trotz dieses kleinen Aufschwungs verfiel Hövelmann noch oft in graue, ödeste Entmutigung. Er hatte Tage, an denen seine geschwächten Nerven völlig versagten.

Durch einen Einkauf bei dem alten Ruben geriet er auf die Spur der Herberge zur halben Hoffnung. Und nun rettete er sich täglich zur Dämmerstunde in die Halle des Ulisses. Schon der Vorname des Wirtes zog ihn unwiderstehlich an. Und als er die „Tränen Christi" gekostet, umspielte seine gequälte Stirn die heitere, verklärte Bläue südlicher Breiten. Die „halbe Hoffnung" rettete ihn hinüber in glückliche Vergangenheit.

War es Zufall oder war es Schicksal, daß Julia Beninga eines Abends ihr Skizzenbuch in der „halben Hoffnung" vergaß? — Ulisse, der Wirt, nahm es in Verwahr. Mit der ihm eigenen Sorgfalt und kindlichen Andacht blätterte er das Heft durch und fand zu seiner spitzbübischen Freude sich selbst und den Kreis seiner Kunden in bunter, vielfältiger Eintracht beisammen. „Polyphem" aber erregte ihm eine weidliche innere Belustigung. Er nahm das kostbare Büchlein in getreue Hut, widerstand sogar der Versuchung, es dem alten Ruben zu geheimer Ergötzung zu zeigen, konnte es sich aber nicht versagen, Emmerich Hövelmann den Polyphem unauffällig zuzuschieben.

Hövelmann — in einer grauen, unglückseligen Novemberlaune — unbefriedigter und weltübersättigter denn je, starrte wie abwesend auf das geheimnisvolle Blatt. Er war zuerst geneigt, es für den Entwurf eines Wahlplakats zu halten. Als er aber seine eigenen, außergewöhnlich lebhaft erfaßten Züge erkannte, in denen die Einäugigkeit gleichsam als geistvolles Merkmal gegeben war, hellte sich sein Gesicht zu kindlichem Staunen auf. Durch die Nebelschleier des Trübsinns brach eine freudige, fröhliche Sonne. Und als er vollends den Feinsinn der Zeichnung erkannte, löste sich urplötzlich aus ihm mit befreiender Wucht ein wahrhaft homerisches Lachen.

Ulisse war über die Wirkung seines Wagnisses erstaunt, ja, er empfand fast ein leises Unbehagen über die starke Gemütsbewegung. Und gerade, als Hövelmann fragen wollte, wer denn der Zeichner sei, erspähte der Wirt hinter der Glastür den bekannten Schatten Julia Beningas. Hastig nahm er das Blatt, fügte es in das Heft und, Hövelmann zuraunend: „Da kommt sie!" — trat er der Malerin entgegen, die er mit fröhlicher Verneigung begrüßte, während er ihr das verlorene Heft in die Hände legte.

Digitized by Google

Durchbrechende Sauen. Gemälde von Alfred Weczerzick

Digitized by Google

Digitized by Google

Julia Beninga dankte kurz und freudig und schritt zu ihrem gewohnten Platz.

Als der Wirt ihr den süßen Lavatropfen brachte, fragte sie mit leisem Spott: „Nun, haben Sie hineingesehen, Ulisse?“

Er legte beteuernd seine beiden kleinen, fleischigen Hände auf die Brust und zog ein biederes Gesicht. „Nur ganz flüchtig, Signora!“ Sie drohte ihm mit dem Finger: „Amico, amico!“

„Ich habe ein Herz für die Kunst, Signora Beninga,“ beteuerte er, und sie glaubte es ihm.

Aber das Ungeheuerliche begab sich noch an diesem Abend: nach dem zweiten Glase erhob sich Dr. Emmerich Hövelmann und ging auf die Malerin zu.

Er machte eine ganz linkische Verbeugung, die aussah, als sei er jeder Höflichkeit abhold. Dazu murmelte er verwischt, doch so, daß ihr scharfes Ohr es noch hören konnte: „Polyphem.“

Julia Beninga blickte überrascht auf. Lachen wetterleuchtete über ihre freien, gesunden Züge. „Bitte!“ sagte sie, mit entschlossener Handbewegung auf einen Stuhl neben sich weisend. Dabei zuckten ihre Brauen zu dem Wirt hinüber: Ulisse — der Schlingel!

Hövelmann wußte selbst nicht recht, wie er den Mut fand, sich zu setzen. Aber da saß er nun und schaute mit seinem gesunden, schönen Auge die Malerin offen an.

„Das haben Sie ausgezeichnet gemacht!“ polterten die Worte über seine Lippen.

„Finden Sie?“ lachte Julia Beninga und schlug vergleichend die Skizze auf. Und dann setzte sie hinzu: „Das freut mich.“ —

Es gibt Menschen, die sich mitten in einsamer Wüste treffen, die sich, wenn sie sich aus weiter Entfernung erspähen, wie Feinde vorkommen mögen, und in denen doch beim ersten wahrhaften Anblick ein Erkennen flammengleich emporschlägt, das von der Gewalt einer Weltschöpfung getragen wird.

Bebend und von dieser Erkenntnis durchdrungen, fühlten die Künstlerin und der einsame, kindliche Schwärmer Worte über ihre Lippen fließen, die, gleichsam lange vorbereitet, im Kerne ihres Wesens schlummerten. Monatelang hatten sie sich jeden Abend gesehen, ohne sich wirklich zu sehen. Bis das bildhafte Erfassen des Einsamen durch Julias Gestaltung den Funken zündete.

Ulisse sah zwischen seinen Fässern hervor mit der ganzen, von der Weisheit der Götter genährten List des Weltumsegelers die Wirkung dessen, was er angerichtet. „Santissima!“ murmelte er mit weinfeuchten Lippen. Das hatte er nicht erwartet.

Und er streichelte die hölzerne Rundung des großen Fasses, in dem die süß-herbe Fülle der Tränen Christi schwamm.

*

Um die Mitte des Januar zog in die Herberge zur halben Hoffnung ein stiller, sonderlicher Gast. Er war ein Mensch von etwa zweiunddreißig Jahren, dessen flächiges, von Leidenschaften durchzuktes Gesicht gefährlich verbittert aussah. Er kam, den Schlapphut in der Stirn, mit einem schmalen Koffer aus Segeltuch und verlangte ein Zimmer. Ulisse, der dem Gast trotz seiner abgerissenen Kleidung ein heimliches Herrentum ansah, gab ihm den besten Raum, den er zur Verfügung hatte, will sagen, denjenigen, in den am meisten Licht und Sonne fiel. Denn die Einrichtung war in allen Stuben ohne besonderen Aufwand und unterschied sich nur durch ein buntes Bild oder einen mit freudigem Glanz gerahmten Spiegel, mit dem Ulisses farbenfroher Sinn das Düster zu beleben trachtete.

Der neue Mieter nahm das Zimmer, ohne sich lang darin umzusehen. Er rückte nur sofort eifrig den kleinen Tisch, der in der Mitte stand, an das Fenster und setzte sich daran, wie um das Licht auszuproben. Dann stand er befriedigt wieder auf und begann, seinen Koffer auszupacken. Ein paar abgegriffene Bücher und ein Stoß beschriebener und unbeschriebener Blätter kamen zum Vorschein. Ulisse spähte, ob wohl auch noch andere Werte auf dem Grund des bescheidenen Gepäckstücks verborgen wären, konnte aber außer wenigen Kleidungs- und Wäschestücken keine Reichtümer entdecken.

Er reichte dem Gast den Schreibblock hin, damit er seinen Namen eintrage.

Flüchtig und mürrischen Gesichts kritzelte der Ankömmling einige Züge, aus denen Ulisses findiger Blick „Anselm Brandt“ entzifferte.

Einen kurzen Augenblick stutzte er nachdenklich. Ihm war, als habe er den Namen irgendwann schon einmal gehört oder gelesen. War da nicht ein Zeitungsbericht — irgend etwas Aufregendes, ganz Ungewöhnliches? Er entsann sich nicht genau. Doch der forschende Blick seiner liebenswürdigen Äuglein flog noch einmal rasch über das wetterverhangene Gesicht des Fremden. Man konnte diesen Zügen eine Gewalttat aus Verzweiflung zutrauen, aber kein gemeines Verbrechen. Ach nein, kein Verbrechen! Es war sogar ein versteckter, gütiger Zug in diesem Gesicht, der sich unter äußerer Rauheit verbarg. Und Ulisse dienerte höflich vor seinem Gast und empfahl ihm die Köstlichkeiten seiner Küche, nicht ohne die innere Ge-

Digitized by Google

wißheit, daß dieser Mann schon manchen Abend hungrig zu Bett gegangen war.

Im Hausgang sprang ihm der Hund, freudig wedelnd, entgegen.

„Telemach," sagte Ulisse, dem Hund das Nackenfell krauend, „Telemach, horch: Anselm Brandt! Kannst du mich nicht auf die Spur bringen?"

Aber Telemach bellte und wedelte. Er war noch zu jung, um zu grübeln.

Für Ulisse wäre es nun ein leichtes gewesen, bei seinen übrigen Gästen Umfrage zu halten, was für Bewandtnis es mit Anselm Brandt habe, aber solche Offenheit vermied er peinlich. Sein Gast, wer es auch sein mochte, war ihm heilig, solange er sich nicht als gänzlich zahlungsunfähig oder für die menschliche Gesellschaft schädlich erwiesen hatte. Da aber die Erinnerung an einen Zeitungsbericht nicht aus seinen Gedanken wegzuwischen war, beschloß er zunächst einmal, einen Stoß alter Zeitungen durchzublättern, die er mit genauester Sorgfalt aufzubewahren pflegte. Denn in Dingen der Ordnung war er Pedant, gleich als ob seine bewegliche Einbildungskraft einer gut verankerten Stütze bedurft hätte.

Zu Mittag kam Herr Brandt hinunter und aß seine Suppe mit Nudeln, die Ulisse in der Sprache seines Landes als „minestra" anzupreisen pflegte. Der Gast aß mit gutem Hunger und ließ keinen Rest im Teller, jedoch dankte er für weitere Leckerbissen und vermied auch den Wein. Große Summen waren nicht mit ihm umzusetzen, das sah Ulisse voraus. Dennoch empfand er für diesen Fremden, der unter seinem Dach Wohnung genommen, eine ihm selbst unerklärliche Zärtlichkeit, deren Grund vielleicht in der völligen Verschiedenheit ihrer beiden Naturen zu suchen war. Denn gegen den rundlichen Wirt zur halben Hoffnung, der jeden Augenblick bereit war, das Leben von der leichten, freudigen Seite zu nehmen, wirkte Brandt wie ein von schlangenumzüngelten Furien Verfolgter.

Als sein Gast den Mantel umgeworfen und mit kurzem Gruß die Schenke verlassen hatte, blieb Ulisse einen Augenblick regungslos stehen. Er legte den Kopf auf die Seite und dachte nach. Für einen Wirt gehörte es sich nun einmal, sich über seine Gäste im klaren zu sein. Und er nahm eilends den Schritt in das obere Stockwerk.

Die Tür zu Brandts Zimmer war nicht abgeschlossen. Ulisse trat ein.

Auf dem Tisch am Fenster lag eine abgescheuerte Ledermappe, dicht voll gepackt mit beschriebenen Papieren. Auf einer Tischecke türmten sich Bücher.

Ulisse las die Titel. Ein Band Strindberg, die Dramen des Euripides, Byrons Don Juan in Englisch und — der Sizilianer verneigte sich fast — Dante: Divina Commedia. Er schlug das Buch auf — in der Ursprache, Altitalienisch. Beinahe hätte Ulisse sich bekreuzt. Anselm Brandt stieg vor seinem Geist zu beachtenswerter Höhe.

In einer Ecke standen zwei Paar abgetretene Stiefel und ein derber Knotenstock. Über dem Bett hing hinter dem Bilde des pfeilgespickten heiligen Sebastian, dem Ulisse dort einen Ehrenplatz verliehen, eine Reitpeitsche, deren Ende völlig zerfranst war. Ein heftiger und etwas gewalttätiger Herr schien Anselm Brandt, wie sein Gesicht es schon verhieß. Aber trotz des Knotenstocks und der Reitpeitsche, der drohenden Strafwerkzeuge, wagte Ulisse, behutsam den Kleiderschrank zu öffnen. Traurig vereinsamt hingen zwei Anzüge, die nicht ohne Schicksale waren, und auf dem Querbrett lag ein Bündel zerknitterter Wäsche. Schon wollte Ulisse, um jede Überraschung geprellt, den Schrank wieder schließen, als er auf seiner inneren Tür, mit Reißnägeln angeheftet, zwei Zeitungsausschnitte sah. Es mochte ein Fahrplan oder Posttarif sein. Als er aber näher zuschaute, ging ein jähes, gespanntes Staunen in dem freundlichen Schelmengesicht auf. Da las er, fein säuberlich ausgeschnitten und angeheftet, das, was er suchte. Unter den Vermischten Nachrichten stand: „Der Schauspieler und Dramatiker Anselm Brandt drang in die Wohnung des Kritikers Emanuel Scheele vom ‚Tageblatt' ein und mißhandelte diesen, von dem er sich durch eine schlechte Kritik beleidigt glaubte, mit einer Reitpeitsche derart, daß Scheele das Bett hüten muß."

Die letzten Worte waren freudig rot unterstrichen. Und auf dem zweiten Ausschnitt stand aus dem „Gerichtssaal": „In dem Prozeß des Kritikers Emanuel Scheele gegen den Schauspieler und Dramatiker Anselm Brandt wurde dieser wegen Hausfriedensbruch und beleidigender Körperverletzung zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt."

Auch hier war der letzte Teil des Satzes rot unterstrichen. Langsam und nachdenklich schloß Ulisse den Schrank. Er ließ sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer fallen. Also darum hauste solche Verwüstung in den Zügen seines Gastes! Er hatte Gefängnisluft geatmet. Warum? — Weil er einem albernen Federfuchser, der ihm seine Kunst verunglimpfen wollte, ein wenig das Fell gegerbt!

Ulisses Zärtlichkeitsempfinden für Brandt strömte nur um so wärmer, und er hätte

Digitized by Google

Herrn Emanuel Scheele noch einmal eigenhändig züchtigen mögen.

Der brave Sizilianer hatte gleich vielen seiner Landsleute eine natürliche Ehrfurcht vor allem, was Kunst hieß und Kunst zu schaffen fähig war. Und er beschloß, über das unglückselige Geschick des Dramatikers Schweigen zu bewahren, um so mehr, als es nicht zu vermeiden war, daß seine Gegenwart bald genug die Neugierde seiner anderen Gäste erregen würde.

Aber der erste Abend verlief, ohne daß sich eine Seele um Anselm Brandt kümmerte. Der Dichter saß einsam in einer Ecke der Schenke, hastig essend und unablässig lesend. Am anderen Ende des langen Tisches würfelten einige Arbeiter.

Ulisse näherte sich seinem stillen Gast. Vorsichtig zwischen den Fingern hielt er ein kleines Glas, gefüllt mit dem dunkelroten, vulkanischen Tropfen. „Versuchen Sie!“ ermunterte er Brandt, „versuchen Sie!“ Und er setzte den heilig-wehmütigen Namen des Weines hinzu.

Brandt lächelte. Die kindliche, herzliche Güte des Wirtes rührte ihn. Er dankte und setzte das Glas an die Lippen. Und er fühlte, wie der Wein beglückend sein Blut belebte. Ulisse hatte gewonnen. Der Gast forderte mehr. Brandt, von seinem Buch gefesselt, schenkte seiner Umgebung keine Achtung. Sonst hätte er kaum Julia Beningas breitzügiges, leuchtendes Frauengesicht übersehen, das neben Emmerich Hövelmanns wilder Silhouette auftauchte. Der Gelehrte hatte sein Buch „Moira“ mitgebracht, und die Malerin blätterte darin. Das Heft, in dem sie die Ehe sezierte, ruhte, doch hin und wieder fuhr ihr Zeichenstift über ein Blatt, sei es, daß sie die Linien der Wiedergaben im Buche nachzeichnete oder Eindrücke um sich her festhielt. Schon hatten ihre lebhaften Augen den starken „Ich“-Ausdruck im Gesicht des Dichters gestreift, aber Brandt beugte sich im Lesen zu tief.

Hövelmanns einäugiger Blick ruhte mit wahrer Andacht auf der Frau neben ihm. Er hatte ein einziges Mal in seinem Leben geliebt, ein griechisches Mädchen, Charis. Und er fiel der Wut ihrer Brüder zum Opfer. Seine Liebe kostete ihn das Licht eines Auges. Nun, da ihm diese fremde Frau in ihrer starken, göttinnengleichen Gesundheit, in ihrer blutdurchpulsten Geistigkeit aufging, glaubte er blind zu werden vor beseligtem Staunen. Die Flamme ergriff ihn wie ausgedörrtes Stroh. Er entbrannte, zuckte auf und verging.

„Wenn ich Sie meinen Schülern vorführen könnte, würden sie besser begreifen, was eine Göttin ist!“ Er sagte es so rauh, als beabsichtigte er eine Grobheit. Die Malerin lachte. „Ihr armen Schüler!“ spottete sie. Und dann erkundigte sie sich nach dem Unterricht, den er erteilte.

„Da müssen meine Jungen mitmachen!“ sprühte sie auf. „Ich schicke sie Ihnen. Rudolf und Werner, Raufbolde, Seeräuber, und doch wieder seelenzart und empfindlich wie Mädchen.“

Er starrte sie an, als habe er sich übersonnen. „Sie sind —“ stammelte er.

„Verheiratet, freilich! Ich sehe gar nicht so aus. Mein einziger Trost!“ Sie lachte übermütig. „Ich habe den besten Mann der Welt und wäre doch fähig, als Wanderprediger von Pol zu Pol zu ziehen, um die Ehe zu bekämpfen. Die Ehe ist etwas Entsetzliches, lieber Freund! Sie machen sich keinen Begriff. Die Ehe ist mörderisch, im höchsten Grade unsittlich. Eine Erfindung von Maklern und Irrenärzten!“ Sie trommelte mit den großen, gut geformten Fingern auf den Tisch und blitzte ihn wütend an. „Aber so sagen Sie doch etwas!“ unterbrach sie sein starres Schweigen.

„Sie sind unglücklich?“ entfuhr es ihm.

Sie lachte gesund auf.

„Unglücklich? — Pah! Wir sind alle unglücklich. Es ist geradezu unser Glück, unglücklich zu sein! — Lieber Freund, möchten Sie sich von dieser Mehlsuppe nähren, die gemeinhin Glück genannt wird? — Die Erlebnisse, die uns unglücklich machen, sind wahre Speckwürfel in der Daseinsspeise.“

Und sie nahm einen heftigen Schluck der Tränen Christi, als ob sie die Speckwürfel hinunterspülen wolle.

Hövelmann wurde um so hilfloser, je mehr sie ihr eigen bewußtes Wesen entwickelte. Er starrte sie an wie eine Erscheinung. Und er rettete seine Ergriffenheit wieder hinüber in seine eigene Gedankenwelt.

„Sie — Sie haben —“ stotterte er, „das gleiche wissende Lächeln wie jene archaische Göttin. Ich glaube, sie steht in Berlin. Warten Sie —“ Und er begann hastig in dem Buch zu blättern.

Aber ehe er noch seine Göttin fand, lenkte ein eintretendes Paar Julias immer sprungbereite Aufmerksamkeit ab.

Ein etwa sechzigjähriger, großer, breitschultriger Mann, der Schultern und Nacken eines Stiers hatte und wie ein früh vom Schlage Getroffener vornüber geneigt ging, wurde von einem jungen Mädchen, das kaum die Zwanzig erreicht haben mochte, geführt. Man sah, daß das Paar Vater und Tochter war.

Und doch waren die Züge des Mädchens

Digitized by Google

eine fast unirdische Wiederholunng derjenigen des Vaters, die irdische Unzulänglichkeit mit trauriger Zerstörung gestempelt hatte.

Ulisse sah diese Gäste nicht zum erstenmal in seiner Schenke. Er eilte herzu, begrüßte den Alten, der seine blaue Kapitänsmütze abnahm, mit Händeschütteln und verneigte sich fast ehrerbietig vor dem Mädchen. Sie hatte ein Lächeln, das halb das eines Kindes, halb das einer Mutter war, und zwang jeden Blick in den Bann ihrer Anmut.

Sie half dem Alten, der augenscheinlich gelähmt war, sich setzen und ließ sich scheu und sittsam neben ihm nieder.

Ulisse brachte mit strahlendem Lächeln seinen feurigen Tropfen und setzte sich dem Paar gegenüber.

Kapitän Lukas Bents war ein Anwohner der dunklen Gasse. Ulisse kannte ihn und Modesta, seine liebliche Tochter, schon lange. Ja, als der Alte einmal an einer schweren Lungenentzündung krank lag, zählte Ulisse Heberle zu seinen treuen Besuchern. Dem blumenhaften, stillen Mädchen gegenüber empfand er eine Scheu und zugleich ein grenzenloses, überströmendes Vertrauen, wie es der Südländer vor seinen schönen Madonnen empfinden mag. Er sah sie schalten und sich bewegen wie einen unwirklichen Traum und sah ihr so lange zu, bis jeder ihrer Züge in sein Herz übergegangen war. Der gute Ulisse wurde sich dessen erst spät bewußt, ja, so ganz im Bewußtsein ging ihm die selige Gebundenheit überhaupt nicht auf. Fortan liebkoste er jedoch neben der porzellanenen halben Hoffnung ein traumhaftes Madonnenbild.

Kapitän Lukas Bents war eine glücklose Natur, und es bedurfte der ganzen innigen Unerschütterlichkeit seiner Tochter, ihn zu ertragen und ihm den Rest seiner Tage erträglich zu machen.

Zeitlebens hatte Lukas Bents das Unglück verfolgt. Zwei Schiffe und damit sein ganzes Vermögen verlor er im Skagerrak. Dann machte er als Angestellter einer Gesellschaft langweilige Pendelfahrten in der Ostsee, und als es seiner Seemannssehnsucht endlich gelang, eine Fahrt nach Südafrika zu erhalten, überfiel ein Orkan das Schiff in der Biscaya und warf es schwer beschädigt an die spanische Küste. Dieses Unheil raubte ihm die Ruhe seines Gemüts. Er kehrte an die Ostseeküste zurück, begrub seine Sehnsucht und leistete Frondienste, um sich und die Seinen durchzubringen. Doch was ihm die Wirklichkeit vorenthalten, gestaltete sich als Erlebnis in seiner krankhaft schweifenden Phantasie. Zuzeiten kam ein Rausch des Erzählens über ihn, und er berichtete von seinen Fahrten in tropischen Breiten, von seinen Abenteuern auf nie befahrenen Meeren und weltverlorenen Inseln. Diejenigen, die ihm zuhörten, belustigte die bunte, feurige Art seiner Schilderungen. Dennoch nannten sie — was freilich kaum zu beanstanden war — seine Träume Lügengeschichten.

Doch Modesta, die Tochter, ging mütterlich liebevoll auf seine Ausschweifungen, die sie Gedankenfieber nannte, ein. Ja, sie brachte ihn sogar durch kluge, geschickte Fragen aus der dichtesten Traumwirrnis einer möglichen Wahrheit näher. Während der Kapitän das brach liegende Gemüt mit den Tränen Christi tränkte, und auch Modesta zu Ulisses Freude an ihrem Gläschen nippte, hatte Julia Beninga in raschen Zügen den abenteuerlichen Kopf des Kapitäns festgehalten und begann, die zarten Züge der Tochter ihm gegenüber zu setzen.

Hövelmann, unzufrieden mit der Ablenkung, blätterte verlorenen Blicks in seinem Buch, bis die Malerin das Skizzenheft zusammenschlug, den letzten Schluck aus dem Glas nahm und aufstand. Da hüllte auch er sich in den Wettermantel und begleitete sie.

Am wenigsten berührte das, was sich im Schankraum abspielte, den lesenden Dichter. Er sog den schweren, süßen Tropfen in sich hinein, und als der Abschnitt, der ihn fesselte, zu Ende und das Glas geleert war, winkte er dem Wirt. Ulisse näherte sich ihm eilfertig und sah zu seinem Staunen, daß der Gast zu zahlen wünschte. Solch pünktliche Erledigung war für einen Schauspieler und Dichter sehr ungewöhnlich. Von liebenswürdigen Versicherungen und Gutenachtwünschen Ulisses begleitet, suchte er seine Schlafstube auf.

Er trat an das geöffnete Fenster. Es war eine laue Januarnacht, durch die schon eine Ahnung des Vorfrühlings bebte. Der halbe Mond stand hinter leichten, ruhigen Wolken und warf sein Licht auf das spiegelnd dahingleitende Wasser des Kanals. Jenseits des Wassers stand eine hohe, dunkle Häuserreihe.

Anselm Brandt lehnte sich hinaus und atmete in tiefen Zügen die wohltuende Luft ein. Dann warf er seinen Mantel um die Schultern, entzündete eine Kerze, setzte sich bei geöffnetem Fenster an den Tisch und schlug einen Band des Euripides auf. Phädras Liebesklage! — Er las die Worte unsterblichen Liebesverlangens. Er las von der Keuschheit des Hippolyt, der sich in den Schutz der jungfräulichen Göttin flüchtet.

Sinnend legte er das Buch hin und stand auf. Er entnahm seinem Koffer einen Brief. Und er las — er wußte nicht, wie oft:

Digitized by Google

„Hören Sie mich, Brandt. Hören Sie mich und verzeihen Sie mir. Ich habe gegen Sie, gegen mich selbst, gegen unser besseres Sein gewütet. Verzeihen Sie, teilen Sie mir mit, wo ich Sie sprechen kann. Ich muß Sie wiedersehen, Brandt, — und sei es als Büßende. Leonore."

Brandts Augen bohrten sich in die Zeilen des Briefs, suchten jede Linie der Schriftzüge zu enträtseln. Seine schmalen, entschlossenen Lippen preßten sich scharf aufeinander. Dann näherte er sich wieder dem Tisch. Seine Hand liebkoste den Euripides. Und mit jäher, fast haßerfüllter Bewegung zerknitterte er den Brief und hielt die dünne Papierkugel in die Kerzenflamme. Sie lohte auf und zerfiel, glutzerfressen, in Asche.

Der Dichter entkleidete sich und warf sich auf das Bett, über dem der pfeilzermarterte, schöne Sebastian des Sodoma in der halben Helle des Mondes geisterte. Und tief und ruhig schlummerte Anselm Brandt die erste Nacht unter dem Dach der halben Hoffnung.

*

Friedrich Scholz, der Gatte der Malerin, war eine gemäßigte Herrennatur. Aus einer alten Familie begüterter, einflußreicher Kaufleute stammend, wurde auch er ein Kaufherr von Ansehen. Er trat überhaupt in die Fußstapfen seiner Vorfahren, nur in der Wahl seiner Ehefrau tat er einen eigenwilligen Griff, den die Familie nie verstand und nie verzieh.

Julia Beninga studierte an der Kunstakademie seiner Heimatstadt.

Ihre herbe, gesunde Anmut, ihr ausgesprochener Wille, ihr feuriges, von Hingabe durchdrungenes Talent fesselten ihn mit einer Gewalt, die die Wahrheit selbst zu verkörpern schien. Er warb mit unerschütterlicher Treue und Zähigkeit und überwand endlich siegreich einen zweijährigen, spröden Widerstand. Es bedurfte einer wahren, kunstvollen Zähmung, die Eigenwillige zum gemeinsamen Ehewollen zu bringen, und es gab trotz liebender Gemeinsamkeit immer wieder trostlose und verzweifelte Abkehr.

Als der erste Sohn geboren wurde, war das Glück der Eltern vollkommen. Doch schon als der kleine Rudolf ein Jahr alt war, begann in Julia die Künstlerin heftiger zu erwachen und verlangte, zum mindesten so deutlich wie die Mutter gehört zu werden. Doch die Geburt des zweiten Kindes warf die Aufbegehrende wieder in die Fesselung der Natur zurück. Als aber dieses Kind der dringendsten Mutterpflege entwachsen war, vollzog sich in der reifenden Frau die vulkanische Umwälzung. Sie ergriff eines Tages regelrecht die Flucht. Doch nun trat — zu seinem und ihrem Glück — Friedrich Scholz zum erstenmal aus seiner ruhigen Mäßigung heraus. Er fand sie und brachte sie unverzüglich wieder an den häuslichen Herd zurück. Wie ihm das gelang, darüber flocht der Stadtklatsch seine verschiedensten, kraus geschüttelten Meinungen — immerhin, es gelang. Julia Beninga blieb, wenn auch keine einfache, so doch allem Anschein nach eine gehorsame Ehefrau, während ihr Gebieter darauf bedacht war, ihrer künstlerischen Entwicklung die nötige Muße zu verschaffen. Und sie errang in wenigen Jahren eine eigene Kraft des Ausdrucks, die ihr den Weg bereitete.

Die schwere Krise der Dreißigerin brach freilich vollends mit der Heftigkeit eines Vulkans aus und drohte, die Ehe von Grund auf zu erschüttern. Es versteht sich, daß eine in ihren Instinkten gleich gelagerte, überlegene Künstlernatur die Ursache war. Ein Bildhauer von Ruf, dem es keineswegs so tief um das Ganze ging wie der hingerissenen Frau. Julia war ein zu anständiger Kamerad, eine zu sittenreine Mutter, um ihren Mann belügen zu können. Sie schlug eine ehrliche Scheidung vor, obwohl sie wußte, daß es Mord an seiner Seele war. Aber da regte sich in Scholz wieder die alte Condottierenatur, die seine Vorfahren über die Meere schweifen und ihr Handelsreich begründen ließ. Sein Wille panzerte sich zur eisernen Faust. Er schüttelte alle Mäßigung, gleich einer falschen Hülle, von sich ab und machte sein nacktes Besitzerrecht geltend. Monatelang stand der Tod zwischen ihnen. Sie wußte, daß eine tatsächliche Untreue sie — und nicht nur sie — das Leben kosten würde. Manchmal — in den Augenblicken seligsten Wahnsinns — dachte sie daran, sich selbst zu töten. Aber sei es, daß sie plötzlich die Stimmen ihrer Söhne hörte, daß sie das zuckende Herz ihres Mannes pochen fühlte — die zerstörende Tat blieb ungetan. Julia entschloß sich zu leben, und der Strom der Leidenschaften ergoß sich rauschend in ihre Kunst. Ihr Mann und sie waren nun nicht weniger ehrlich verbunden, als zwei Freunde es sind, die einander zu Lebensrettern wurden. Und sie hatten jeder für sich und den anderen den gesunden Spott rücksichtsloser Selbsterkenntnis. Dabei wußte Friedrich Scholz ganz genau: mochte seine kluge Frau noch so scharfe Feststellungen über die Ehe im allgemeinen machen, in der Ehe im besonderen war sie trotz aller Auflehnung von waffenumstarrter Treue.

Rudolf und Werner, die Seeräuber, gehorchten willig der Zähmung durch Hövelmanns Unterricht. Emmerich Hövelmann

Digitized by Google

sah und liebte in ihnen die Mutter, ja, er machte in seinem überschwenglichen Herzen junge Götterknaben aus ihnen, die zu lehren und leiten er ehrfürchtig beseligt war. Aber wie vermochte auch dieser Lehrer zu lehren! Er beschwor ein pochendes, vielfarbiges Lebensbild vergangener Zeit herauf und las mit den Knaben Homer und Pindar, so daß sie die griechische Seele blutvoll in sich schlagen fühlten, ehe sie den Tempel der Kunst betraten. Bald waren die Seeräuber auf Kreta, in Mykene, in den Tempeln der Akropolis besser zu Hause als in den Schlupfwinkeln ihrer Räuberspiele. Das feurige Erfassen der Mutter, der starke, klar bewußte Geist des Vaters lebte in beiden. Und die Eltern vermochten sich vor ihrer jungen Wissenschaft kaum mehr zu retten. Mit der Unbekümmertheit der Jugend verachteten sie alles, was in den schimmernden Gedankenkreis ihrer neu eroberten Welt nicht hineinpaßte. Ihre Begeisterung rannte einen atemlosen Siegeslauf und errang den Ölzweig zu Olympia, den Lorbeer zu Delphi und den Fichtenzweig zu Korinth.

Hin und wieder war es, als ob Emmerich Hövelmann vom Wetter der Jahre mitgenommen und etwas gebrechlich, aber immerhin noch ein Beherrscher der Palästra, auf dem Siegeswagen stände und die beiden jungen Rosse zu zügeln und lenken bestrebt gewesen wäre. Aber es kam vor, daß sie mit ihm durchgingen.

„Du mußt mir deinen Polyphem bringen," lachte Friedrich Scholz, als er das lebendig aufgestöberte Wesen seiner Knaben sah. „Diesen Volksverführer muß ich kennen lernen."

Julia gelang es, den Gelehrten eines Abends aus der Halle des Ulyß in ihr Heim zu entführen. Sonderlich, schüchtern und ungeschickt, faßte er doch zu Friedrich Scholz ein quellenreines, unbedingtes Vertrauen. Und er wurde ein gern gesehener Gast im Hause seiner Göttin.

*

Viele Menschen kamen zu dem alten Ruben, viele, die schattengleich durch das Leben huschten oder sich kaum mehr aus ihren Wohnungen wagten. Andere auch, die es verstanden hatten, sich einen guten, festen Platz zu erobern und von dieser Festung aus, kleinen, fürstlichen Tyrannen gleich, sich alle Genüsse dienstbar zu machen. Auch solche kamen, die auf schwankender Scholle trieben und mit dem Griff der Verzweiflung die seltenen Köstlichkeiten in ihren Besitz zu bringen trachteten.

In den letzten Januartagen aber — die Witterung war wieder winterlich geworden, und schmutziger Schnee lag in den Straßen — betrat eine Frau den Kramladen des alten Juden, deren Miene so abwesend, so bleich und verloren war, daß sie selbst den menschenerfahrenen Alten erschreckte. Er bot der Dame, die schlichte, gute Kleidung trug, einen Stuhl an und fragte nach ihren Wünschen. Sie sah ihn mit leerem Blick an, als wisse sie selbst nicht, warum sie gekommen, dann aber richtete sie sich mit Anstrengung auf und streifte ihren Handschuh von der linken Hand. Ein schöner, altertümlich gefaßter Brillant blitzte auf.

„Ich möchte diesen Ring verkaufen," sagte sie matt, doch entschlossen und reichte den Ring dem Althändler hin.

Ruben rückte an der Brille und nahm das Schmuckstück vorsichtig mit zwei Fingern.

„Das ist ein sehr schöner Ring," sagte er und legte ihn auf eine Glasplatte vor sich. Dann nahm er die Lupe.

Die Frau — sie mochte kaum die Mitte der Zwanzig überschritten haben — saß, teilnahmlos vor sich hinstarrend. Ihr weiches, leidgezeichnetes Gesicht war von namenloser Trauer überschattet.

„Der Ring ist kostbar," sagte Ruben nachdenklich, „und ich muß Ihnen sagen, daß ich augenblicklich nicht in der Lage bin, ihn zu kaufen. Vielleicht —" Er hielt inne, denn er sah, daß die Frau sich nach dem Herzen griff und schwer atmete. „Mein Gott," stammelte sie, „ich kann unmöglich noch weiter — —" Sie sank zur Seite. Ruben konnte sie eben noch auffangen. Da hielt er nun eine Ohnmächtige in seinen alten, gichtgepeinigten Armen. Er blickte sich hilflos um. Im Raum stand nur ein schmales, zierliches Sofa aus der Zeit des Empire. Da es das einzige Lager war, ließ er die Ohnmächtige darauf niedergleiten. Er schob ein altes Kissen aus gepreßtem Leder, auch ein Stück seines Warenbestandes, unter ihren Kopf, um den das dunkelblonde Haar wie ein weicher Schimmer stand. Dann schlurfte er eilig zur Tür und rief heiser erregt: „Sami! Sami!"

Die steile Holztreppe polterten Schritte herunter. Samuel, der sechzehnjährige Gehilfe und Laufbursche des Alten, streckte neugierig den struppigen Schwarzkopf vor.

„Lauf zum Heberle!" befahl Ruben hastig. „Er soll dir Wein geben, ein Glas — schnell, schnell! Hier ist eine Kranke!"

Samuel hätte gar zu gern einen Blick auf die Kranke geworfen, aber sein Herr unterstützte seinen Befehl durch einen gelinden Stoß, der den Jungen sich eiligst hinausbewegen ließ.

Digitized by Google

Ruben nahm fürsorglich den Ring der Ohnmächtigen und streifte ihn wieder über ihren linken Ringfinger. Mit zarter Sorgfalt hielt er die weiße, kleine Hand, die von guter, fester Bildung war. Und kopfschüttelnd ließ er seine kleinen, gelblichen Augen auf dem todblassen Antlitz ruhen, das die Ohnmacht verschleierte.

Ulisse, von Samuel herbeigerufen, kam eilig in begreiflicher Aufregung. Er trug ein Becherglas voll Wein. Als er die anmutige Frau in ihrer Ohnmacht sah, rief er ein leises, ergriffenes: „Misericordia!"

Vorsichtig mit der weichen, sicheren Bewegung eines Krankenpflegers legte er den Arm unten den Nacken der Frau und richtete sie ein wenig empor.

Ruben reichte ihm den Wein zu, und es gelang Ulisse ohne allzu große Mühe, der Kranken etwas davon einzuflößen. Dann ließ er sie wieder niedersinken, und wirklich schien es nach einigen Minuten, als belebe sich die bleiche Farbe der Wangen. Auch die Lippen regten sich, und Ulisse, redlich beglückt, wiederholte seinen Belebungsversuch.

Dann rief er Sami heran und hieß ihn, sich in aller Eile zu Kapitän Bents zu begeben: das Fräulein Modesta möge die Güte haben, mit ihm zu gehen, um einer Kranken Beistand zu leisten.

Samuel, der Wichtigkeit des Auftrages bewußt und stets bereit, dem menschenfreundlichen Wirt einen Dienst zu leisten, schoß bolzengerade die Gasse hinab. Ruben und Ulisse bemühten sich indes um die Frau, die neue Zeichen zurückkehrenden Lebens gab. Ihre Lippen regten sich und flüsterten, aber Worte waren nicht zu verstehen.

Die Männer betrachteten sie. „Eine feine Frau," flüsterte der alte Jude, „eine feine Frau," und er strich sich nachdenklich den Bart.

Ulisse nickte mitfühlend. „Eine müde Seele," meinte er, und der Jude wiederholte: „Eine müde Seele."

Da trat schon Samuel mit Modesta Bents in den Hausgang.

Das Mädchen hatte ein dunkles Wolltuch um den Kopf geschlungen, und ihr Gesicht sah darunter hervor wie das der Gottesmutter.

Ulisse vermochte trotz der Traurigkeit des Anlasses das Strahlen seiner Augen nicht zurückzuhalten.

„Fräulein Modesta," sagte er, mit Inbrunst ihre Hand ergreifend, „hier wartet man Ihrer Hilfe."

Und er führte sie zu der Fremden, mit kurzen Worten berichtend, was geschehen war. Modesta legte ihr Tuch ab und beugte sich zu der Frau nieder. Dann bat sie die Männer, sie mit der Kranken allein zu lassen.

Und Ulisse und Ruben zogen sich zurück.

Modesta lockerte die Kleidung der Ohnmächtigen und rieb ihr kundig und behutsam Schultern und Brust. Dann richtete sie sie in ihrem Arm auf wie die Mutter das Kind. Und als die Frau wirklich leise die Augen öffnete, freilich um die Lider sofort wieder zufallen zu lassen, nahm Modesta den Becher und flößte ihr noch einmal von den wohltätigen Tränen Christi ein. Auch rieb sie ihr mit Melissengeist, den sie vorsorglich mitgebracht, die Schläfen.

Und es dauerte nicht lange, so schlug die Fremde die Augen wieder auf. Fragend hing ihr müder, unbewußter Blick an dem Mädchen.

Modesta lächelte ihr zu. „Ist es besser?" fragte sie freundlich.

„Ja, viel besser," nickte die Kranke und legte ihren Kopf an die Brust des Mädchens.

Modesta löste den seidenen, kleinen Hut aus dem schönen Haar und zog mit der freien Hand einen Biedermeiersessel heran.

„Setzen Sie sich," ermunterte sie die Fremde. „Sie kommen bald wieder zu Kräften." Die Frau gehorchte, und es schien wirklich, als habe Modesta das Richtige getroffen, denn in der gut gestützten, sitzenden Haltung schien sich die Entkräftete wohler zu fühlen und wieder Gewalt über sich zu gewinnen.

Als sie endlich die Augen wieder voll und bewußt aufschlug war ihre erste Frage: „Sagen Sie mir, wo ich bin, liebes Fräulein!"

„Sie sind bei Silas Ruben, dem Althändler, gnädige Frau," entgegnete das Mädchen mit weicher Stimme. Die Fremde strich sich über die Stirn. Langsam schien ein Erinnern in ihr wach zu werden. „Der Ring!" rief sie dann und blickte auf ihre Hand. „Der Ring!" wiederholte sie leise, als sie ihn dort sah — und schloß wieder die Augen.

Modesta ordnete ihre Kleidung und berichtete den draußen harrenden Männern, daß die Kranke sich erhole, nur noch einige Zeit der Ruhe bedürfe. Und sie ging wieder hinein und setzte sich neben die Frau.

„Wohnen Sie hier, liebes Fräulein?" fragte diese nach einigen Augenblicken des Schweigens.

„Nein, ich wohne in der Nähe. Man hat mich gerufen," gab Modesta ihr Auskunft.

„Man hat Sie gerufen," nickte die Fremde und setzte leise, wie zu sich selbst sprechend, hinzu: „Es wäre vielleicht besser gewesen, ich wäre nicht wieder erwacht."

Digitized by Google

„Sagen Sie das nicht, gnädige Frau," tröstete Modesta, — „Gott hilft immer, wenn die Dinge am schlimmsten stehen."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Mir hilft Gott nicht," sagte sie gepreßt, und während ihre Lippen schmal aufeinander lagen, flossen zwei schwere Tränen aus ihren Augen. Und es war, als ob durch die Tränen ihrem Leib und ihrer Seele Befreiung käme, denn sie atmete leichter auf und richtete sich empor. Sie sah durch das Fenster auf die Straße.

„Hier bin ich nie gewesen," sagte sie sinnend. „Hier ist es wie abseits von der Welt."

„Ja, wir hier in den Gassen leben abseits," bestätigte Modesta, „aber wir leben darum nicht unglücklich."

„Sicherlich nicht," nickte die Fremde und drückte dem Mädchen schwesterlich die Hand.

So saß sie still, ruhiger und freier atmend und schien sich, während sie ihren Blick ziellos durch das Fenster schweifen ließ, sichtlich zu erholen. Wenige Vorübergehende bogen aus der belebten Verkehrsstraße in die stille Gasse ab. Hin und wieder nur bewegte sich draußen in der beginnenden Dämmerung ein vorüberschwindender Schatten.

Die schwarze Gestalt eines Mannes zögerte einen Augenblick lang vor der Auslage des Althändlers. Modesta erkannte in ihm den einsamen, lesenden Gast aus Ulisses Halle. Und während noch dieses Erkennen durch ihre Gedanken huschte, sah sie erschreckt, daß die Fremde aufgesprungen war, Hut und Mantel ergriff und sich mit zitternder Hast ankleidete.

„Ich muß fort!" sagte sie, „ich muß fort!"

Hastig drückte sie dem Mädchen die Hand, stammelte einen Dank und eilte hinaus.

Ruben und Ulisse, die im Hintergrund des Hausgangs beschäftigt waren, sahen zu ihrem starren Staunen die Kranke auf die Straße stieben. Als sie ihr nachschauten, konnten sie sie nur noch fern verschwindend in der Dämmerung der Gasse erspähen.

Modesta, fassungslos, vermochte ihnen nur zu erklären, daß die Fremde beim Anblick eines Vorübergehenden aufgefahren sei. Sie glaube, es sei der einsame, lesende Herr aus Ulisses Herberge gewesen.

„Brandt," überlegte Ulisse, „Brandt —," und unruhige Gedankenverbindungen tanzten einen Reigen in seinem lebhaften Hirn. Brandt war für ihn eine Bestätigung des Außergewöhnlichen.

Und während er sich vor Modesta ritterlich verneigte und sie mit der Anmut des Südländers bat, ihren Vater zu grüßen, ging er kopfschüttelnd in seine „halbe Hoffnung" zurück. Brandt! — Brandt — —

Der Gast war nicht in der Halle, mußte also, da er zurückgekehrt, in seinem Zimmer sein.

Die Fremde indessen, die Brandts Erscheinung derart aufgestört hatte, wankte von Haus zu Haus in die graue Tiefe der Gasse hinab.

Wo war er? — Sie hatte ihn doch gesehen, es konnte doch nicht nur sein Schatten sein. War er in einem Hause verschwunden — wohnte er in dieser trostlosen Öde?

Dann wieder glaubte sie, ihn vor sich zu sehen, und atemlos verdoppelte sie ihre Schritte.

Aber wenn sie der Gestalt näher kam, blickte ein Fremder verwundert oder dreist in ihre großen, angstvollen Augen.

Die Gasse mündete am Kanal, an dem entlang sie als schmaler, gepflasterter Streifen weiterging. Die Frau wankte vorwärts in fast bewußtloser Schwäche. Sie fand nicht den, den sie suchte, nach dem ihre Seele schrie. Warum überließ er sie dem Schicksal, sie, die eine Ertrinkende war in der Sturmflut? Warum strafte er ihren Stolz, der sich in unbegreiflicher Verblendung gegen ihn auflehnen zu können glaubte, mit tyrannischer Abkehr? —

Warum antwortete er ihr nicht? —

Sie war nur ein Mensch, und die Last des Leids, die sie zu tragen hatte, begann, sie zu erdrücken.

Sie lehnte an dem niedrigen Gitter und starrte hinunter in das stille, weiche, moorbraune Wasser. Vor ihren Augen begann die Feuchte zu flimmern.

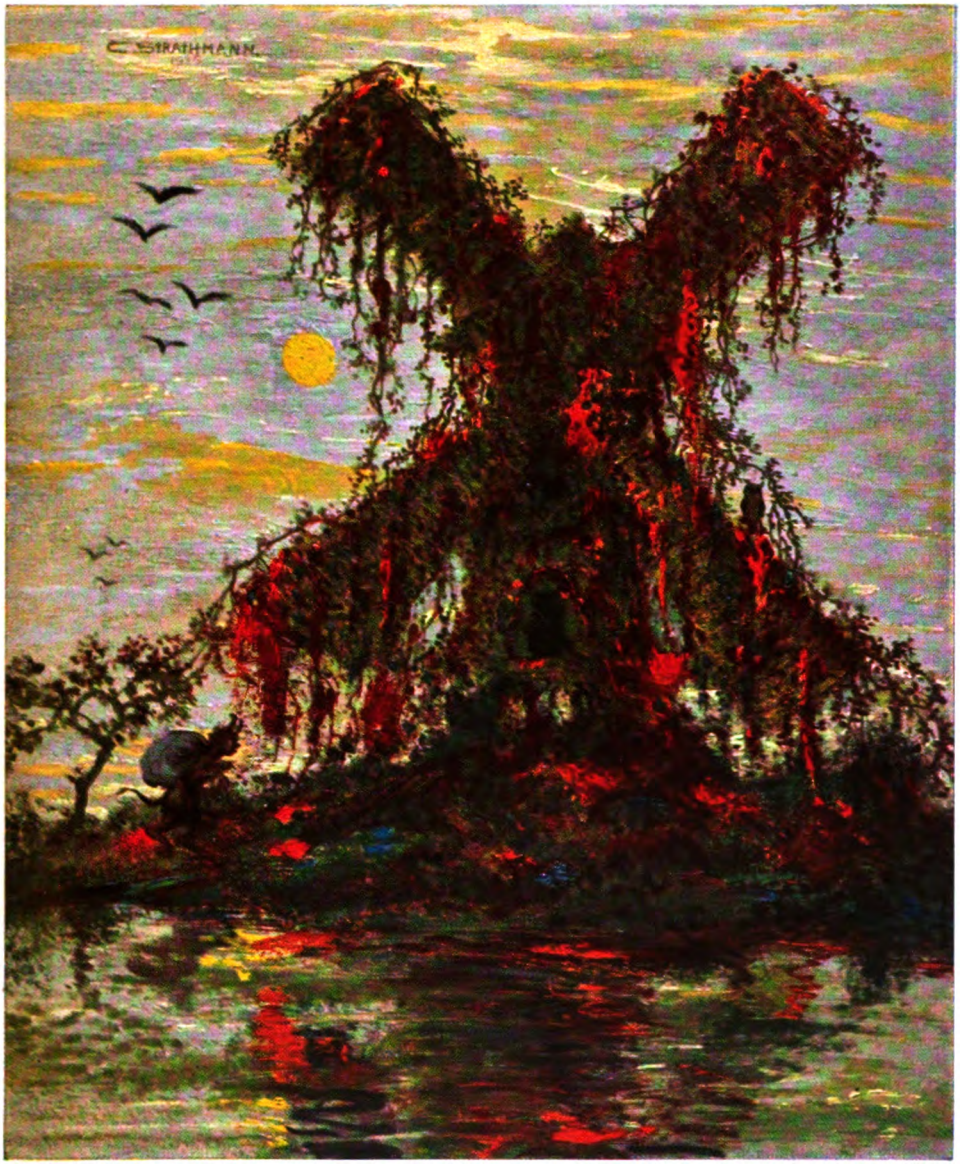
Wie sie atmete, wie sie schwoll und sich teilte, wie sie neue, spiegelnde Schichten nach oben trieb. Ach, da unten war eine Welt, eine weiche, milde, mütterliche Welt, in der sich ruhen ließ. Sonne war dort unten, Sonne und Blühen und der Glanz eines liebenden Herzens.

Die Lichter im Wasser tanzten und flimmerten und begannen zu kreisen, die Wellen wogten auf wie verborgene Quellen, stiegen höher und höher wie Arme, die greifen und liebkosen wollen — —

Von der anderen Seite der Gasse kam schnellen und kräftigen Schrittes Julia Beninga. Sie streifte oft durch diese Gegend, zeichnete die Gestalten des Volks und fühlte sich in ihr Leben ein. Ihren Eindrücken nachhängend, genoß sie die weiche, fließende Dämmerung.

Aber jäh riß eine Beobachtung sie empor. Sie stürzte vorwärts, warf ihre Mappe zur Erde und fing die Frauengestalt auf, die, tief über das Gitter geneigt, das Gleichgewicht zu verlieren drohte.

Digitized by Google



Verzauberte Mühle. Gemälde von Prof. Carl Strathmann
(München, Galerie Caspari)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Vorsicht! Um des Himmels willen, — Sie stürzen!“ schrie sie auf.

Da merkte sie, daß sie eine Entkräftete in den Armen hielt und als sie den blassen Kopf zurückbog, erkannte sie die Schauspielerin Lenore Walser, die ihr in ihrer Studienzeit befreundet gewesen.

„Sie hätten mich nicht zurückhalten sollen, Julia Beninga,“ sagte Lenore leise. „Ich war auf dem Wege zur Erlösung.“

Julia, erschüttert, lächelte sie dennoch an.

„Kommen Sie, Lenore, kommen Sie, Kind,“ sagte sie ermunternd zu der Jüngeren. „Sie sind müde, blaß, übernächtigt, haben sich überanstrengt. Kommen Sie mit mir nach Hause. Wir wollen es wieder halten wie als Studentinnen. Wie oft hat die eine die andere beherbergt, wenn sie zu müde war, ihr eigenes Heim aufzusuchen. Kommen Sie, liebe Lenore!“ drängte sie und nahm stützend Lenores Arm. Sie fühlte, daß es hier zu handeln galt, daß mehr als ein Leben, daß eine Seele auf dem Spiel stand.

Und Leonore sagte, indem sie sich führen ließ: „Sie sind gütig, Julia Beninga, stark und gütig — wie Ihr Werk. Man muß Ihnen gehorchen.“

Julia vergaß die „halbe Hoffnung“ und fachte ihr Herz mit innersten Lebensgluten an. Hier galt es, Sonne auszustrahlen, Wärme zu geben. Und was ihre eigene Herbheit, der unbezwingbare Wahrheitsdrang, ihr oft vorenthielt, vermochte sie an andere, die ihrer bedurften, in unerschöpflicher Fülle auszuteilen.

In ihrem Hause bettete sie die Schauspielerin auf ein Lager, brachte ihr heißen Tee, in den sie ein Beruhigungspulver geschüttet, und setzte sich neben sie, ihre Hand haltend und leise ihre Stirn streichend.

„Ich muß Ihnen sagen, Julia —“ begann die Leidende.

„Zwingen Sie sich zu nichts, Kind,“ entgegnete Julia. „Sie sind müde. Schlafen wäre das Beste für Sie.“

„Schlafen — schlafen,“ lächelte Lenore, „schlafen, hundert Jahre schlafen!“

Und sie schloß die Augen und begann, unter der sicheren, milden Hand der Malerin tiefberuhigt zu atmen.

Noch einmal regte sie sich, wie aufgestört. Ihre Hände krampften sich in die Decke. „Ach!“ stöhnte sie, und dann murmelten ihre Lippen Worte, die Julia nicht verstand.

Wieder legte sie ihre Hand auf die Stirn der Gequälten. Da lächelte Lenore und wendete den Kopf schlummernd zur Seite.

Julia schlug ihr Nachtlager im Zimmer der Freundin auf und hatte die Genugtuung, die Erschöpfte einem tiefen Schlummer überlassen zu sehen.

Doch wenn auch der Schlummer Erquikkung wirkte, so stand immer noch eine hilflose Gehetztheit in den Augen Lenores, ja, oft vermochte sie kaum, Julias Blick zu ertragen, und als Julia einmal unvermutet ins Zimmer kam, sah sie Lenore still vor sich hin weinen.

Nun setzte sie sich wieder an ihr Bett und ergriff ihre Hand.

„Sprechen Sie sich aus, Lenore,“ sagte sie.

„Mir ist nicht zu helfen, Julia,“ sagte Lenore leise. „Ich habe mein Glück selbst zerschlagen.“

„Wer weiß, ob es ein Glück gewesen wäre, was in Ihrer Vorstellung als Glück lebt,“ suchte Julia sie zu ermuntern.

„Glück oder Unglück — mag es selbst Vernichtung sein,“ flüsterte die Kranke. Und wieder kamen ihr die Tränen und flossen heftiger als zuvor.

„Sprechen Sie sich aus! Nur das wird Sie befreien,“ redete Julia ihr zu.

„Julia,“ sagte Lenore, ruhiger werdend, „Sie werden mich verachten. — Ich liebe, ich liebe aus ganzer Seele, ach, ich liebe weit über meine Seele hinaus und habe — in einem Trotz, der mir ewig unbegreiflich bleiben wird — mich einem Manne verlobt, der mir gleichgültig ist.“

„Und dieses Verlöbnis können Sie nicht lösen?“ fragte Julia still.

„Ich habe es gelöst,“ entgegnete Lenore leise, „denn die Unwahrheit des Zustandes wurde mir unerträglich.“

„Und dennoch sagen Sie, Ihnen sei nicht zu helfen?“

Lenore wendete das Gesicht nach der Wand.

„Mir ist nicht zu helfen, Julia,“ sagte sie müde. „Denn der Mann, den ich liebe, hat sich von mir abgekehrt.“

„Trotzdem er früher um Ihre Liebe warb?“ fragte die Malerin.

„Ja — wie sollte er auch meine wahnsinnige Handlungsweise begreifen? — Ich begriff mich ja selber nicht!“ rief sie verzweifelt aus, die Hände vor das Gesicht schlagend.

„Wissen Sie, daß er Sie nicht mehr liebt?“ fragte Julia.

„Nein, das weiß ich nicht,“ entgegnete die Leidende dumpf, „ich weiß nur, daß er schweigt.“

„Schweigen kann tiefste Liebe bedeuten.“

„Kann — ich glaube meiner Hoffnung nicht mehr.“

„Wie kamen Sie nur zu dieser unglückseligen Tat wider Ihr besseres Wissen?“

Digitized by Google

Lenore erhob sich halb, mit dem Tuch die brennenden Augen betupfend.

„Eine Meinungsverschiedenheit in künstlerischen Dingen. — Wir sind beide von heftiger Art. Es erschien mir, als wolle er mir seinen Willen aufzwingen, meine künstlerische Persönlichkeit ersticken. Das warf uns auseinander, und jeder verharrte im Trotz. Wir hatten es uns nicht einmal gesagt, daß wir uns liebten, wenn nicht unsere Augen es sich unbezwingbar verraten hätten. — Und da kam dieser Mann, ein reicher Großindustrieller, der in Kunst dilettiert, kam und vernarrte sich in mich, wollte mich um jeden Preis zu seiner Frau machen."

Lenores Wangen röteten sich. Sie haschte erregt nach der Hand der Freundin. „Julia, — welcher Teufel treibt uns nur, gegen unser tiefste Einsicht zu handeln? — Ich war schamlos, schamlos wie eine Dirne. Sehen Sie —" sie hob ihre Hand und wies auf den kostbaren Ring — „sehen Sie, diesen Ring ließ ich mir von dem reichen Manne schenken, weil der, den ich liebte, ihn schön fand. Meine ganze Liebe lebt in diesem edlen Ring. Und als ich meine Verlobung löste und versuchte, ihn zurückzugeben, wurde er mir am anderen Tage als mein Eigentum wieder zugesandt. Gegen den Fels anständiger Gesinnung und männlichen Bewußtseins stürme ich an wie eine Woge, die vor dem Widerstand zu Schaum zerfließt. Und da ich mittellos bin — ich löste meinen Kontrakt, um — Wahnsinn über Wahnsinn — den so sehr Geliebten nicht mehr sehen zu müssen — da ich mittellos bin, versuchte ich heute, diesen Ring, das Sinnbild meiner Liebe, in Geld umzusetzen."

Wieder schossen der Unglücklichen die Tränen in die Augen.

Julia strich ihr tröstend über das Haar.

„Seitdem ich die eine große Lüge getan," fuhr Lenore fort, „grinst mich das ganze Leben wie ein grauenhaftes Schicksal an. — Bei dem Althändler faßte mich eine Schwäche, eine plötzliche Ohnmacht, und kaum war ich wieder zum Bewußtsein erwacht, sah ich —" Sie hielt die Hand auf das Herz und legte den Kopf an Julias Schulter — „sah ich draußen auf der Straße, vorbeihuschend wie ein Schatten, einen Mann. Er war es. Er muß es gewesen sein! Ich stürzte hinaus, ihm nach, ich wollte, mußte ihn sprechen, aber er war verschwunden — wie ein Hauch, wie ein Luftbild. — Das war in der Gasse beim Kanal, und dann taumelte ich bewußtlos weiter hinab zum Wasser."

Sie ließ sich wieder in das Kissen fallen.

Julia betrachtete nachdenklich ihre leidenden Züge. „Ist der Mann, den Sie lieben, nicht mehr dort zu finden, wo Sie ihn vermeiden wollten, im Schauspielhause?"

„Nein," Lenore schüttelte den Kopf. „Ein Zwischenfall — Sie werden davon gelesen haben — ach, der Ärmste!" flüsterte sie in die Kissen hinein.

„Glauben Sie mir, Lenore," sagte nun Julia mit frischerer Stimme, „wir werden ihn finden. Ich will Ihnen suchen helfen. Seien Sie guten Mutes. Und nun lenken Sie Ihre wehen, verstörten Gedanken ab. Sehen Sie, hier sind Hefte, Zeichnungen. Da haben Sie das Leben, den Kampf, das Leid. — Sie sind nicht allein, Lenore," setzte sie hinzu. Und sie reichte der Schauspielerin eine Anzahl Hefte hin, darunter auch ihr eigenes Skizzenbuch. „Ich fasse und gestalte das Leben, wo es mir begegnet, Kind, und nur darum — vermag ich zu leben," sagte sie zögernd, bekennend.

Lenore dankte lächelnd und schlug die Seiten des Buches auf.

Ulisse Heberle blinkte ihr entgegen in südlich-schwäbischer Munterkeit.

„Polyphem —," Lenore, schnell erfassend, lachte leise. „Lebt dieser Polyphem wirklich?"

„Er lebt," sagte Julia, und ein mütterliches, weiches Lächeln glitt über ihre Züge. Lenore wendete das Blatt. Da sah sie den Kopf des alten Ruben, groß und scharf umrissen.

„O!" sagte sie, wie unter leisem Schmerz, „das — das ist der Althändler, bei dem ich — —"

„Bei Silas Ruben waren Sie?" fragte Julia lebhaft. „Er hat einen prächtigen Kopf. Sehen Sie hier —" und sie schlug einige Blätter weiter auf.

Aber da griff Lenorens Hand über die ihrige hinweg und hielt eine Seite fest. Mit bewußtlosem Ausdruck starrten ihre Augen auf einen flüchtig skizzierten Kopf. „Wo — haben Sie —" fragte sie stammelnd, und die Worte wollten ihr kaum von den Lippen, — „wo haben Sie diesen Mann — —?"

Angstgehetzt sah sie Julia in die Augen.

„In der Herberge zur halben Hoffnung, aus der alle diese Skizzen stammen," entgegnete die Malerin.

„Es ist Brandt," Lenore lächelte beglückt und schloß die Augen, „es ist Brandt."

„Brandt, der Dramatiker?" fragte Julia, aufhorchend.

„Brandt, der Schauspieler und Dramatiker." Es war, als hätte ihr der Anblick der Skizze neue Kraft gegeben.

Digitized by Google

Sie sah Julia schwesterlich in die Augen. „Er ist es!“

Julia löste das Blatt aus dem Heft und reichte es der Freundin. „Behalten Sie es,“ sagte sie, „nun werden wir schon unseren Weg finden.“

Am Abend ging Julia, wie gewohnt, in die „halbe Hoffnung“.

Sie traf Emmerich Hövelmann, glücklich darüber, sie wiederzusehen, doch von seltsamer, fast krankhafter Erregung. Sein Auge hatte fiebrigen Glanz.

„Wie gut, daß Sie da sind,“ sagte er.

Julia hätte sein verändertes Wesen bemerken müssen, wäre nicht ihre Aufmerksamkeit auf Brandt gerichtet gewesen.

Der Dichter saß an seinem gewohnten Platz, essend und lesend. Er blickte kaum auf. Als sie sah, daß er die Börse zog, um zu zahlen, stand Julia auf, entschuldigte sich kurz bei Hövelmann und ging mit entschlossenem Schritt zu Brandt hinüber.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie kurz, eine Einleitung vermeidend, „es handelt sich um das Leben einer Frau, die auf Ihre Antwort wartet.“

Brandt erhob sich. In seinem Gesicht kämpfte Abwehr mit Ergriffenheit. „Handelt es sich wirklich um das Leben?“ fragte er verhalten.

„Sie tun nicht mehr als Menschenpflicht, wenn Sie diese Frage aus eigener Anschauung beurteilen,“ entgegnete Julia herb. Sie nannte ihren Namen. „Lenore Walser ist bei mir,“ erklärte sie. „Ein gnädiger Zufall trieb mich ihr in den Weg, ehe es zu spät war.“

Brandts Augen blitzten auf, um sich bald darauf mit trüberem Blick wieder zu senken. „Es ist nicht möglich,“ murmelte er.

„Es ist möglich,“ bekräftigte Julia Beninga. „Wollen Sie mir folgen?“

In Brandts Zügen arbeiteten Zweifel, Hohn und überströmende Zärtlichkeit. Er neigte stumm zustimmend den Kopf.

Julia kam zu Hövelmann zurück, um ihm mitzuteilen, daß sie früher nach Hause müsse, da eine Freundin bei ihr zu Gast sei.

Sie sah im Gesicht ihres Freundes einen hilflosen Ausdruck.

„Kommen Sie morgen?“ fragte er.

„Ich hoffe,“ sagte sie herzlich. „Und wenn es nicht gelingt, so kehren Sie doch bei uns ein.“

Sie ging, und Brandt folgte ihr.

Hövelmann sank in sich zusammen.

„Noch ein Gläschen, Herr Doktor?“ fragte Ulisse, sich seinem Gast nähernd. Hövelmann hörte gar nicht. Er murmelte in sich hinein. Als er aber aufblickte und des Wirtes ansichtig wurde, lachte er unvermittelt auf und klopfte Ulisse auf die Schulter.

„Ulisse Eberle, Liebling der Götter und Menschen!“ rief er lallend, so daß sich dem braven Wirt die Meinung aufdrängte, der redliche Doktor habe an den Tränen Christi des Guten zu viel getan.

Ulisse schaute sich betrübt in der leergewordenen Schenke um.

Nachdem auch Hövelmann gegangen, saßen nur noch einige spielende und trinkende Arbeiter an den Tischen.

Da regte sich Telemach, der beim Ofen lag. Er spitzte die Ohren, und die Fahne seines braun-weißen Schweifes schwenkte leise, freudig hin und her.

Hinter der Schenkentür bewegten sich zwei Schatten, und schon traten Kapitän Bents und Modesta in die Stube. Beide glitzerten von weißen Schneeflocken. Denn draußen fegte ein scharfer Wind schneeschwere Wolken vor sich her. Telemach sprang freudig an dem Mädchen hoch, und auch sein Herr vermochte nicht, seine Freude zurückzudämmen. Ja, sie schoß in wahren Strahlen aus seinen kindlichen, schwarzen Augen, und er streckte dem Alten und seiner Tochter beide Hände entgegen.

Modesta schälte ihren blütenfeinen Kopf aus der braunen, glitzernden Umhüllung und lächelte dem warmen Willkomm Ulisses freundlich zu. Schon lange empfand sie die herzliche, liebestrahlende Fürsorge des Wirtes wie eine Wohltat, deren sie nicht mehr entbehren mochte. Trotz aller schlichten Bescheidenheit nahm sie diese Fürsorge mit der hoheitsvollen Haltung einer kleinen Fürstin entgegen.

Der Kapitän, dessen Gesicht von der scharfen Schneeluft hochgerötet war, ließ sich, von Modesta unterstützt, schwerfällig auf seinen Stuhl fallen.

Er schlürfte gierig das erste Glas des süßen, schweren Weines, das Ulisse ihm unaufgefordert brachte. Und sichtlich belebt, lehnte er sich zurück und schloß die schweren Lider über den kranken, trüben Augen.

Ulisse fragte höflich nach seinem Befinden.

„Der Vater befindet sich gar nicht so wohl,“ klagte Modesta. „Ich wollte ihn bitten, sich zu Bett zu legen, aber er war voller Unruhe und drängte immer wieder zu Ihrer ‚halben Hoffnung‘ hin, Herr Heberle.“

Ulisse nickte und betrachtete den Kapitän, der noch die Augen müde geschlossen hielt.

„Sie haben Sorge, Fräulein Modesta?“ fragte er teilnehmend.

Sie lächelte wehmütig. „Wenn er nur einmal besser werden wollte!“ klagte sie

Digitized by Google

leise. „Aber es ist, als ob er mit Gewalt ein Ende machen wolle. Jeden Abend trinkt und wütet er."

Ulisse sah voll brennenden Mitleids in ihr blasses, duldendes Gesicht.

„Sie sollten einen Arzt rufen," riet er.

„Er will keinen Arzt. Er hat zu niemand Vertrauen als zu mir und auch zu Ihnen, Herr Heberle."

Und sie lächelte ihn so gütig-fraulich an, daß er nicht mehr wußte, ob sie lebe oder ein Madonnenbild sei, vor dem er auf die Knie sinken müsse.

Mit einer Beglückheit, die er sich selbst nicht erklären konnte, begann er, mit Modesta von ihren häuslichen Sorgen und Geschäften zu sprechen, und unwillkürlich floß in seine Rede eine Klage ein über seine Einsamkeit. Wie wohltätig, ordnend und segnend wirke doch in einem Hauswesen eine frauliche Hand!

„Sehen Sie, Fräulein Modesta," sagte er, „da ist nur die Magd, die ihre Sache ja nicht schlecht macht. Aber wenn ich einmal eine Herzenszwiesprache halten will, so habe ich nur den Telemach."

Und er kraute dem Hund, der sich wedelnd an ihn schmiegte, den Nacken.

Modesta war leicht errötet und vermochte nichts zu antworten.

Inzwischen hatte Kapitän Bents auch das zweite Glas geleert. Er klopfte dem Wirt auf die Schulter.

„Noch eins, lieber Freund — weil's draußen Schneesturm ist." Und er stützte den Kopf in die Hand. „Solch ein Sturm war es, als mir die ‚Euridice' im Skagerrak vor die Hunde ging."

Modesta sah ihn besorgt an. Sie beobachtete in seinen Augen das beginnende Flackern. Wie die ersten Anzeichen eines Gewittersturmes zuckten die beginnenden Phantasien in seinem unsteten Blick auf. Und es währte nicht lang, so begann er: „Am tollsten aber war es bei den Falklandinseln — —"

Modesta und Ulisse wechselten einen Blick. Nun begann wieder die gehetzte Jagd der unbefriedigten Sehnsüchte, der schmerzgepeitschten Enttäuschungen. Und sie hörten ihm stillergeben zu, als lauschten sie dem schweren Fieberatem eines Kranken.

Als er aber immer noch mehr Wein verlangte, erhob sich Modesta und sagte fest: „Es ist spät, Vater. Wir müssen nach Hause. Komm, der Schneesturm läßt nach. Es wird Zeit, daß ich im Ofen Holz nachlege, wenn wir nicht morgen früh frieren wollen."

Aber der Alte tat, als hörte er sie gar nicht. Er befand sich auf der Flucht vor australischen Kopfjägern und schilderte ihre Bräuche auf die anschaulichste Weise.

„Zu wissen, daß Ihr Schädel einmal zusammenschrumpfen wird zu der Größe einer Birne, daß Ihr Gesicht diesen braunen oder schwarzen Hund, der Sie ermordet hat, in seinen lebendigen Zügen getreu, nur verkleinert, wie ein Nußknacker, angrinsen wird, wenn es ihn gelüstet, Sie zu betrachten — —" Und er winkte vielsagend mit der großen, schweren Hand und kicherte kopfschüttelnd in sich hinein.

Modesta warf Ulisse einen flehenden Blick zu.

Da fand die Liebe des Listenreichen den richtigen Weg.

„Haben Sie denn keine Erinnerungen von Ihren Fahrten mitgebracht, Kapitän?" fragte er angelegentlich. „Haben Sie nicht solch einen eingeschrumpften Menschenkopf von der Größe einer Frühzwetschge — oder einen vergifteten Pfeil oder einen Nasenpflock? — Könnten Sie mir nicht einmal Ihre Kuriositäten zeigen?"

Er hatte das Richtige getroffen, denn er wußte, daß Kapitän Bents einige exotische Seltsamkeiten bewahrte, die er in irgendeinem Hafen erhandelt haben mochte.

Der Kapitän horchte auf wie von einem Alarm geweckt.

„Aber gewiß, Ulisse, gewiß! Kommen Sie, kommen Sie sofort! Modesta braut uns zu Hause einen steifen Grog, und ich zeige Ihnen — — Ah, Sie werden staunen! Es sind Dinge dabei — — Sie haben keine Ahnung von den Sitten dieser Polynesier —" Und schon stand er schwankend, und während seine Lippen lüstern schnalzten, blinzelte er Ulisse zu. „Wir schicken das Kind zu Bett, Ulisse, und dann werden Sie Geschichten hören — —"

Mit Mühe halfen Modesta und Ulisse ihm in den Mantel.

Schnell warf Ulisse noch einen Blick in die Schenke, die ungewöhnlich leer war, gab der Magd, die hinter der Theke stand, einen Auftrag, und dann hüllte auch er sich in einen Überwurf.

Modesta rechts, Ulisse links, der schwankende Kapitän in der Mitte und Telemach treulich folgend — so verließen sie die Schenke.

Der Sturm hatte nachgelassen, aber die Flocken trieben immer noch dicht. Modesta und Ulisse hatten es schwer, den Schwankenden in dem feuchten Wirbel über die glatte Straße vorwärts zu bewegen. Bei einem Übergang glitt er aus und wäre fast gestürzt. Und als sie das Haus erreicht hatten, machten ihm die Stufen der Treppe zu

Digitized by Google

schaffen. Sein Körper hing mit lastender Schwere an den Armen der beiden ihn Stützenden.

In der Wohnstube machte er den Gastgeber und bot, kaum fähig, sich selbst aufrecht zu halten, Ulisse einen Stuhl an.

Doch der Wirt dankte, denn es war seine Absicht, Modesta nach Möglichkeit zu helfen und den Alten am erneuten Trinken zu hindern.

„Und Ihre Seltenheiten, Kapitän, wo sind sie?" fragte er ablenkend.

Kapitän Bents schwankte zu einem Wandschrank hin, dem er einige sonderbare, abgegriffene Gegenstände entnahm. Geschnitzte Pfeifen mit Darstellungen, die ein europäisches Auge beschämten, aber doch eines derben Humors nicht entbehrten.

„Neu-Guinea!" sagte Bents und hielt solch ein wunderbares Ding zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, Ulisse verschmitzt zublinzelnd.

Der Sizilianer befand sich in Verwirrung. Er fürchtete für Modesta, in deren Gegenwart er um keinen Preis diese Dinge ausgestellt sehen mochte.

Aber Modesta hatte sich aus der nämlichen Angst in die Küche zurückgezogen.

Um Bents einen Gefallen zu tun, brach Ulisse in helles Lachen aus und beantwortete das Blinzeln des Kapitäns mit listigem Verständnis.

Dann nahm er wie von ungefähr den Arm des Alten und zog ihn in die nebenan liegende Schlafstube.

„Kommen Sie, Kapitän, es ist kalt im Zimmer. Das Feuer muß ausgegangen sein. Kommen Sie, ich helfe Ihnen in die Federn. — Aber ein Schelm sind Sie — ein Schelm!"

Und er hielt, höchst belustigt, wieder eine der Pfeifen zwischen den Fingern. Bents sah ihn von der Seite an und prustete dann in einem unvermittelten Lachen los. Dabei fiel er vornüber auf das weiche Deckbett. Der feurige Wein hatte sein Gehirn schwer umwölkt.

Ulisse — mit dem geschwinden Geschick eines Taschenspielers — vermochte es, ihn, ohne daß er sich widersetzen konnte, zu entkleiden. Der Alte brummte einen schwachen Widerstand, aber im Grunde meinte er es nicht ernst damit und war froh, als er sich zwischen den Federbetten fühlte.

„Modesta soll den Grog —" murmelte er.

Das kluge Mädchen stand schon in der Tür und hielt ein dampfendes Glas. Sie brachte den Schlaftrunk, den der Alte willig nahm, um dann, noch einmal auflachend, in die Kissen zu sinken. Bald atmete er im schweren, röchelnden Schlaf des Trunkenen. Ulisse erhob sich, nahm die Neu-Guinea-Schnitzereien und schloß sie wieder in den Wandschrank. Dann lächelte er dankend und glücklich Modesta zu, die auch ihm ein dampfendes Glas brachte.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, Herr Heberle!" sagte sie leise.

Er sah ihr in die Augen, stellte das Glas auf den Tisch und ergriff ihre beiden Hände.

„Fräulein Modesta — liebes Fräulein Modesta — —" stammelte er.

„Gute Nacht, lieber Herr Heberle!" flüsterte sie und entzog sich ihm.

Und so ging er denn, nicht ohne das Mädchen und die ganze Stube noch einmal mit seinen Blicken zu liebkosen. Telemach trottete hinter ihm her.

*

Julia Beninga, von Brandt begleitet, legte den Weg nach ihrem Hause in Eile zurück. Sie fühlte sich als Werkzeug, durch dessen Vermittlung sich ein Schicksal erfüllte. Sie vermochte kaum zu sprechen, war auch gesonnen, jedes überflüssige Wort zu vermeiden.

Sie kannte Brandts Dichtungen und besaß eine hohe Meinung von seinem Geist. Es war gar nicht anders möglich, als daß er in Lenore, dieser weiblichsten aller Frauen, die doch zugleich ihm geistig ebenbürtig war, die Gefährtin ersehnte und unter ihrer rätselhaften Handlungsweise tief gelitten hatte.

Einmal fragte Brandt nur, kurz, abgerissen: „Ist es wahr, daß sie sich das Leben nehmen wollte?"

In Julia bäumte sich die Empörung für die leidende Schwester. „Glauben Sie, daß ich lüge?" fragte sie herb.

Er schwieg wie ein gescholtener Knabe — und empfand eine kleine, leise Freude über diese tapfere Frau, deren mutiges Eintreten für Lenore ein erster Sonnenstrahl war, durch das finstre Gewölk seiner Schwermut brechend.

Im Hause bat Julia ihn zu warten, da sie Lenore verständigen wolle.

Sie fand die Schauspielerin ruhend, Brandts Bildnis auf den Knien.

„Lenore," sagte Julia leise, über das schöne Haar der Freundin streichend, „ich habe Brandt gefunden. Wollen Sie ihn sehen? — Er wartet unten."

Lenore war aufgesprungen. Sie sah die Freundin traumverloren an.

„Er wartet unten — sagen Sie mir das noch einmal — er wartet unten? —"

Julia nickte. „Er hat mich begleitet, um Sie wiederzufinden."

Digitized by Google

Da umklammerte Lenore Julias Arm. „O, ich habe solche Angst, ich habe solche Angst! — Ich glaube mein Herz wird versagen!“

„Still, Kind,“ beruhigte Julia und reichte ihr eine Essenz. „Kühlen Sie die Schläfen ein wenig. Ich werde Brandt nebenan in meine Werkstatt führen. Dort stört Sie niemand.“

Nach wenigen Minuten schlug nebenan eine Tür.

Lenore raffte sich auf, fast unfähig, ihre Bewegung zu meistern.

Sie öffnete die Verbindungstür, tat ein paar Schritte vorwärts und lehnte sich dann, haltsuchend, an die Wand.

Brandt stand vor ihr.

Wortlos sank sie ihm entgegen.

*

Julia Beninga machte sich in den unteren Räumen zu schaffen. Eine starke Erregung arbeitete in ihr. Eigenes Erleben wurde wach und bäumte sich auf. Da trat ihr Mann ins Zimmer. Die Winterluft brannte auf seinen Wangen, sein klarer, kluger Blick, seine ganze Persönlichkeit strömte gesundes Gleichgewicht aus.

Mit kurzen Worten erklärte Julia ihm, was sich oben ereignete.

Er sah ihr ihre Erregung und Zerrissenheit an. Er nahm ihre Hand und küßte sie, strich über ihren dunklen Scheitel.

Da legte sie beschämt und schutzbedürftig wie ein Kind ihren Kopf an seine Brust.

Und sie fühlte: auch er litt, litt an der Hoffnung, die sich ihm nie voll erfüllte.

In das Haus, in dessen Schutz den Irrenden, Gequälten endliche Glückserkenntnis geworden, brachten Rudolf und Werner, die Knaben, am anderen Tage eine böse Kunde.

Als sie bei Emmerich Hövelmann zur gewohnten Stunde zum Unterricht antraten, erklärte ihnen die Wirtschafterin, der Herr Doktor liege seit dem gestrigen Abend krank zu Bett. Er sei mit hohem Fieber nach Hause zurückgekehrt, und der Arzt, den sie aus eigenem Antrieb herbeigerufen, mache ein sorgenvolles Gesicht. Lungenentzündung — das Herz sei sehr geschwächt.

Julia hatte kaum das Unheilvolle gehört, als sie schon bereit war, dem kranken Freund zur Hilfe zu eilen.

Sie fand ihn in einem Zustand großer Schwäche und Qual.

Obwohl sein Hirn von den Phantasien der Krankheit durchschattet war, erkannte er sie, und das Glück, das seine Augen spiegelten, zerschnitt der Malerin das Herz.

Sie blieb an seinem Lager und pflegte ihn, bis der Arzt eine kundige Pflegerin sandte. Aber auch sie konnte ihm nur noch die letzte Erleichterung bringen. Am Abend des folgenden Tages war er ein Sterbender. Seine Gedanken rangen mit den dunklen Erlebnissen des Krieges. Meldungen stieß er hervor, Antworten auf Befehle, und dann war es, als ob er der Kameraden gedächte, und er nannte verworrene Namen.

Aber als Julia sich über ihn beugte, seinen Blick suchend, klärten sich seine Züge, die der Auflösung entgegengingen, zu milder Ruhe auf. „Moira!“ flüsterte er, „Moira!“

Julia stürzten die Tränen aus den Augen, sie sank an seinem Lager in die Knie. Sie eilte dem sterbenden Glanz seiner Seele voraus.

„Inseln in Licht und blauer Flut,“ flüsterte sie, als wolle sie ihm den Weg weisen.

Er sah sie an, als verstände er sie, und ergriff ihre Hand.

„Freundin,“ murmelte er, „morgen — zur halben Hoffnung — —“

Er lächelte — das erlösende Geheimnis des Todes breitete sich über ihn.

*

Die Knaben traf der erste, tiefe Schmerz ihres Lebens.

Sie hatten ihren Lehrer, der es verstanden hatte, sich zu ihrem Kameraden zu machen, vergöttert. Zum erstenmal wurden die durch nichts zu erschreckenden, jungen Seeräuber still.

Rudolf, der Weichere, weinte. Werner ging mit nach innen gerichteten Augen und schrieb eine Ode des Abschieds.

Die Schüler schlossen sich zusammen und trugen den Ruheschrein des geliebten Lehrers wie den eines Heros auf ihren Schultern.

Und Julia Beninga begann nach einigen Wochen wieder die stillen, wein- und schaubelebten Abende in der „halben Hoffnung“.

Oft spürte sie Hövelmann neben sich und redete in Gedanken mit ihm. Sie arbeitete viel, und die, die ihre Kunst kannten, behaupteten, ihre Darstellung vertiefe sich und gewinne eine andeutende Zartheit, die ihr bis dahin nicht eigen gewesen.

Ulisse war das Herz schwer. Ihm war es, wie es dem Weltenwanderer gewesen sein mag, dessen Namen er trug, als er, ein Fremder, den Fuß auf seine Heimatinsel setzte: er fand sich nicht mehr zurecht in seiner „halben Hoffnung“. Die vertrauten Gäste blieben aus, gleichgültige Gesichter stierten blöde in den Raum. Erst als die Malerin wiederkam, belebten sich seine Mienen. Aber auch Julia war nicht

Digitized by Google

mehr die gleiche. Stumme Trauer beschattete ihre Züge. Und Ulisse trauerte mit ihr gemeinsam um Polyphem, den Einäugigen. Am tiefsten aber quälte ihn, ohne daß er es sich gestehen wollte, Modestas Abwesenheit.

Denn seit jenem Abend, als er den trunkenen Kapitän nach Hause geleitete, war es mit Bents' Gesundheit rasch abwärts gegangen. Die Lähmung nahm zu, und es war nur allzu wahrscheinlich, daß der Frühling, der mit ersten, lauen Lüften sich anzeigte, Kapitän Bents' letzter Frühling sein würde.

Ulisse ging wohl des öfteren hin, um sich nach seinem kranken Freund zu erkundigen, aber Modesta war so sehr um den Kranken bemüht, zeigte solch ein mildes, abwehrendes Lächeln, daß es ihm nicht noch einmal gelang, ihre Seele in ihren Augen herauf zu beschwören, wie an jenem Abend, als sie ihn „lieber Herr Heberle" genannt.

Ja, Ulisse magerte ab. Sein Wein schmeckte ihm nicht mehr, und er nahm die Speise ohne sonderliche Freude, ein Zustand, der ihm ungewohnt und unbehaglich war. Er saß oft im Laden bei dem alten Ruben, und sie konnten sich nicht genug tun in immer wiederholtem Staunen über die höchst seltsame Aufklärung, die die plötzliche Flucht der Ohnmächtigen gefunden hatte.

Brandt und Lenore hatten bald, nachdem sie sich gefunden, die Stadt verlassen. Ulisse gedachte des Dichters mit Zärtlichkeit, und er und Ruben woben um die fraulich-verführerische Erscheinung Lenores sanfte Träume.

Als die Blumenverkäufer in den Straßen Schneeglöckchen und erste Märzveilchen anboten, hielt es Ulisse nicht mehr.

Er kaufte ein Blütenbüschel, füllte einen Krug mit den „Tränen Christi" und stieg, gefolgt von Telemach, die Stufen zu Kapitän Bents' Wohnung hinauf. Er traf Modesta nähend in der Wohnstube.

Als sie aufblickte, lag auf ihrem Gesicht der Widerschein der Frühlingssonne. Da schlug sein Herz schneller.

Er stellte den Krug auf den Tisch und reichte ihr die Blumen dar. In seinen Augen flehte und sang die Liebe.

Sie war schüchtern, still-überwältigt, wußte nicht, wohin sie die Blicke wenden sollte und streichelte den Hund.

„Kommen Sie zu mir, Modesta!" flehte Ulisse, „ich bin so allein."

Sie nickte ihm still wissend und beglückt zu. „Wenn der Vater mich nicht mehr braucht," sagte sie leise.

*

Kapitän Bents brauchte sein Kind nicht mehr lange.

Im Mai trat er die große Fahrt in den Ozean an nach den weltverlorenen Inseln, um die sein armes, vom Leben müde gehetztes Gehirn bunte, abenteuerliche Träume gesponnen.

„Lügengeschichten" hatten die Klugen sie genannt. Lügengeschichten! Als ob Törichte oder Kluge irgend etwas davon wüßten!

Und Ulisse, um Jahre verjüngt, hob sein Madonnenbild aus der geweihten Andachtsnische und trug es mitten in die „halbe Hoffnung" hinein.

Modesta wurde eine Wirtin, die, der Madonna gleich, einen Stall in einen Königspalast zu verwandeln fähig war.

Und Ulisse, dessen Lebensschifflein mit windgeschwellten Segeln fuhr, sagte eines Tages: „Herberge zur ‚halben Hoffnung'? — Sollen wir nicht das ‚halbe' übermalen lassen und unsre Herberge ‚Zur Hoffnung' nennen?"

Aber Modesta lächelte fein mit entzückender Frauenklugheit.

„Lassen wir es bei der halben Hoffnung, Lieber," sagte sie. „In ihrem Zeichen haben wir uns gefunden, in ihrem Zeichen wollen wir weiter leben. Die Hälfte, die in den Wolken schwebt, wollen wir Gott überlassen."

Winter. Von Gustav von Festenberg

Die Schimmel ziehn den Schlitten in die Ferne.
Die Flocken wehen, drehen ihre Schleier.
Ein Baum, ein Haus, ein schwerverschneiter Weiher.
Wie freundlich ist die Fahrt zum Wintersterne.

Ein Schwan mit Silberglocken ist der Schlitten.
Wir lehnen in dem weißen Flaumgefieder.
Und weißes Flaumgefieder sinkt hernieder.
Die Schimmel sind schon fern, davon, entglitten.

Bald wird der Schwan die weißen Flügel breiten.
Die Flocken drehen, wehen ihre Schleier.
Wir gleiten über Wälder, über Weiher.
Die Welt verweht. Wir schweben in die Weiten.

Digitized by Google

Hafenbilder

Amsterdam. Von Berend de Vries

O Morgenruf der Händler auf den Straßen
Und Glockensingen dächerhin verschwimmend!
An den Alleen die ersten, müden, blassen
Herbstlichen Blätter gelb im Laube glimmend.

Des Himmels Klarheit ist heut kaum zu fassen;
Aus Grachtendunkel, gestern trübe stimmend,
Gleißt es an Häuserwände, Kais, in Gassen,
Macht Brückenbogen sonnenkringelflimmend.

Auf Markt und Straßen braust das bunte Leben;
Wohin du blickst, gibt es sich südlich frei.
Obstkarren leuchten früchterotes Beben.

Meerhungrig grollt des Dampfers dumpfer Schrei...
Bog in die Bree-Straat Meister Rembrandt eben?
Du siehst dich um, als ob es wohl so sei.

Die alte Zille. Von Friedrich Wischmann

Krank und rank die breiten Zillen lagen.
Eine mochte kaum der Fluß noch tragen.
Regen, Sturm
Zehrten an der Planke und der Wurm.
Diese alte hob ein dürres Klagen:

„Daß wir stets uns nur gedulden müssen,
Bis uns wieder frohe Wellen küssen,
Das ist hart!
Daß uns keine Kraft gegeben ward,
Hoffnungslos verendend auf den Flüssen!

Selig war ich, wenn der Pudel bellte,
Der Sirene lauter Jubel gellte
Vor dem Tag.
Wie die Sonne in den Nebeln lag,
Bis sie siegend meinen Leib erhellte!"

Traurig sie der guten Zeiten dachte.
Und die kleinen Wellen kamen sachte
Wie ein Hauch,
Neckisch kitzelnd ihrer Prähme Bauch,
Bis die alte Zille brummend lachte.

Hamburger Hafen. Von Ludwig Beil

Die Riesenleiber wühlen durch die Wucht
Der schweren Wellen sich mit Plansch und Rauschen,
Barkassen, reich an Messing, flink an Flucht,
Die aufgeregt die Wasserpläze tauschen. — —
Sirenen höhnen dumpfen Tons die Ohren,
Zum Himmel stößt des Qualmes braune Brunst,
Der Schall von Hämmern siebert aus dem Dunst,
Daß jedes Wort geht schon am Mund verloren...

Wie Faust an Faust, so reiht sich Kran an Kran
Und leert den Kai und füllt das Deck mit Lasten,
Kraftharte Arme drängen sich heran
Mit Schwung und Zuruf, Fluch und Händehasten.
Die Männerstirnen tropfen vor den Blicken,
Breit ist die Brust und braun vor Sonnenbrut —
Aus ihren Augen springt ein Flecken Blut,
Den sie wie Haß dem trägen Träumer schicken.

Ein weißer Dampfer zischt und schäumt hinaus,
An steile Ufer schwillt und schwappt die Welle,
Der Wirbel folgt. Es stampft das grelle Haus
Aus rotem Rauch in blanke Sonnenhelle.
Der Möwen Schrei ist wie Raketenpfeifen,
Vom Feiertuten heiser überbrüllt — —
Die Hand mit Mohn und Bernstein angefüllt,
Will nun der Abend in das Wasser greifen...

Digitized by Google

Das Frauenkleid in Mode und Malerei seit zwei Jahrhunderten

Von Dr. Wolfgang Bruhn

(Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbe-Museum)

Was wüßten wir von den Menschen und Sitten vergangener Zeiten, wenn wir nur auf die schriftliche Überlieferung angewiesen wären! Wie mangelhaft und unzutreffend müßte unsere Vorstellung sein, wenn nicht die bildliche Anschauung durch zeitgenössische Darstellungen der Bildhauer, Maler, Zeichner und Graphiker hinzukäme. Ganz besonders gilt das für das große Gebiet der Trachten- und

Elisabeth Christine von Preußen, die Gemahlin Friedrichs des Großen, als Kronprinzessin. Gemälde von Antoine Pesne vom Jahre 1738. Dunkelblaues Samtkleid mit schwerer, silberner Reliefstickerei. Unterkleid aus weißem Atlas, Spitzenmanschetten, niedrige Puderperücke

Digitized by Google

Gräfin Lichtenau als Jägerin. Gemälde von Anna Dorothea Terbusch, geb. Liszewska, vom Jahre 1776
Gestreifter rosa Seidenrock mit Caracojäckchen, Halstuch und hohem Federhut

Modenwelt, die erst in der farbenreichen Wiedergabe durch die Maler für die späteren Generationen zum Leben erweckt werden und greifbare Gestalt annehmen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die richtige Anschauung, die objektive Kenntnis von der äußeren Erscheinung der Menschen vergangener Jahrhunderte, von ihrem Auftreten, Gebaren, von Haltung und Kleidung durch das persönliche Temperament des Malers, durch seine künstlerische Handschrift und sein Auge ebenso beeinflußt wird wie etwa das historische Urteil über ganze Zeiten und Ereignisse durch die notwendig subjektive Einstellung des Geschichtsforschers. Und daher sind als Ergänzung zu den bildlichen Darstellungen des Zeitkostüms jene greifbaren Zeugen der modischen Kleidung

Digitized by Google

Fürstin Liegnitz. Gemälde von Adolf Henning vom Jahre 1832. Weinrotes Samtkleid mit Gazeärmeln, Turkenschal und Goldgürtel

von unschätzbarem Wert, die als Originalkleider bis in unsere Tage ein mehr oder weniger beachtetes Dasein gefristet haben.

Nur spärlich sind aber die Reste an Originalgewändern, die sich aus früheren Zeiten erhalten haben. Gehen wir zurück in die Vergangenheit, so stoßen wir bereits im 17. Jahrhundert, etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, auf riesige Lücken in dem Bestande an erhaltenen Originalkleidern, und erst das 18. Jahrhundert bietet in reicherem Maße die Möglichkeit, zeitgenössische echte modische Gewänder, die nachweislich von Herren und Damen meist der höheren Stände getragen wurden, neben die gemalten Modendarstellungen zu halten.

Dadurch sind wir in einer doppelt glücklichen Lage: Wir können uns die Trageweise, die Gesamterscheinung, gleichsam den Geist einer Mode seit dem 18. Jahrhundert durch den Vergleich des Originalkleides mit dem Modenporträt vergegenwärtigen und hauchen damit

Digitized by Google

dem toten Schneidermodell erſt Leben ein; und wiederum können wir dem nachſchaffenden oder frei erfindenden Maler im wahren Sinne ein wenig auf die Finger ſehen, indem wir ſeine Darſtellung an dem gleichzeitigen, mehr oder minder ähnlichen Modell nachprüfen.

Nicht ein Zufall iſt es daher und keine willkürliche Zuſammenſtellung, wenn die Ausſtellung „Das Frauenkleid“ ſich zum Sichtbarmachen der genannten Zuſammenhänge zwiſchen Mode und Malerei einmal ſtreng auf die letzten zwei Jahrhunderte beſchränkt hat. Der an den Objekten und Kunſtwerken entlang wandelnde Betrachter konnte ſcheinbar mühelos den modiſchen Zeit-

Bildnis der Frau v. Ledermann. Gemälde von Otto Kreyher vom Jahre 1874. Roſa Atlaskleid mit geknöpfter enger Schoßtaille und langer Schleppe. Dreifach abgebundene Faltenärmel mit Spitzenmanſchetten. Original im Beſitz von Frau Generalkonſul Eiſenmann

Digitized by Google

stil jeder einzelnen Periode daran „ablesen“ und den mehr oder weniger raschen Wandel des modischen Geschmackes gleichsam miterleben.

Lassen wir nun, im Anschluß an die Ausstellung, das vielfältige und wechselvolle Bild der modischen Entwicklung vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur allerjüngsten Gegenwart wie ein Wandelpanorama vor uns abrollen. Wenn uns dabei die farbigen Bilder nach ausgewählten Gemälden von der Ausstellung und die andeutenden, gleichsam stenographischen Glossen von Marlice Hinz die erwünschte Anschauung geben, so müssen wir dazu noch im Geiste die kostbare Schatzkammer des „Moden-Museums“ (vom Verband der Deutschen Modenindustrie vor Jahren aufgebracht!) mit heranziehen, deren Einzelstücke mit ihrem ganzen farbigen Reichtum und ihrem stofflichen Reiz auf der Ausstellung das Auge entzückten, die aber in der Reproduktion nur kalt und leblos wirken würden. — Die neue französische Weltmode trat seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit prunkvoll und majestätisch auf den Plan. Das Kleid der vornehmen Dame dieser Zeit des Spätbarocks war stoffreich und von stattlicher Wirkung. Ein enger, ziemlich rundlicher Rock reicht von den Hüften bis über die Füße, von oben bis unten mit schweren metallischen Stickereien reich verziert oder mit Volants und Spitzen mehrfach besetzt. Dieser Rock war mit dem vorn verlängerten steifen Leibchen verbunden. Darüber trug die Dame den sog. „manteau“: ein langes Oberkleid mit halblangen Ärmeln, das von den Schultern über den freien Hals den Oberkörper fest umschloß, aber an den Hüften vorn über den unteren Rock zurückgeschlagen, in weitem Bausch nach hinten gerafft ward und in einer langen Schleppe endigte. Diese ganze stattliche Erscheinung wurde nach oben zu noch ver-

In Heringsdorf. Dame in Turnüre. Ausschnitt aus einem Aquarell von Anton v. Werner vom Jahre 1877
Im Besitze von Fräulein Lilli von Werner, Berlin

Digitized by Google

Bildnis der Frau Anna Reichenheim. Gemälde von Carl Gussow vom Jahre 1886
Gelblich weißes Seidenkleid mit Atlasschleppe

anschauung, in den Gesellschaftsformen und in der Mode sich auswirken konnte. Diese Übergangszeit vom Barock zum Rokoko sind wir gewohnt, in der Kunst als Regence-Stil zu bezeichnen. Auch in der Frauenmode lösen sich die schweren Barockformen auf und geben dem Umriß der weiblichen Gestalt ein leichteres, eleganteres Gepräge. Ein geschmeidigeres Zusammenspiel der Linien und Farben, ein freies Fließen der Stoffe und ein zarter Schimmer ihrer Oberfläche ist wesentlich für diese Mode. Die Bilder von Antoine Watteau sind am besten geeignet, einen Begriff von dieser reizvollen Übergangsmode zu geben (1715—30). Besonderer Beliebtheit erfreute sich damals die sog. Kontusche, ein bequemes, salopp hängendes Kleid, das vom offenen Halse lose über den unteren Rock herabfällt. Dieser Rock selbst ist zusammengearbeitet mit dem kurzärmeligen Schnürleibchen und bildet seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts jene charakteristische Glok-

längert durch die hochgetürmte Haarfrisur oder die sog. fontange, eine Haube aus gesteiftem Leinen oder Spitzen, entsprechend der Allongeperücke des Herrn. Die für solches Kleid gewählten Gewebe waren aus schwerem Samt oder kostbarem Brokat mit mächtig geschwungenen Ornamenten, dazu starke Farben von dunkler Tönung.

Fast vierzig Jahre lang hat diese strenge und pomphafte Mode geherrscht und drohte zu verknöchern, als endlich ein neuer Geist der Leichtlebigkeit und Ungebundenheit mit dem Tode Ludwigs XIV. die Fesseln der Tradition sprengte und in Kunst und Lebens-

kenform aus, die von innen durch einen sog. panier, den Reifrock, gehalten wird. Mehr als fünfzig Jahre sollte diese Reifrockmode sich halten. Der Wandel vom leicht abgesteiften Glockenrock um 1725 über den vollen runden Kuppelrock (bis etwa 1750) bis zu der ovalen, die Hüften stark verbreiternden Gestalt um 1770 war an den ausgestellten Kleidern und Gemälden dieses Zeitraums deutlich zu

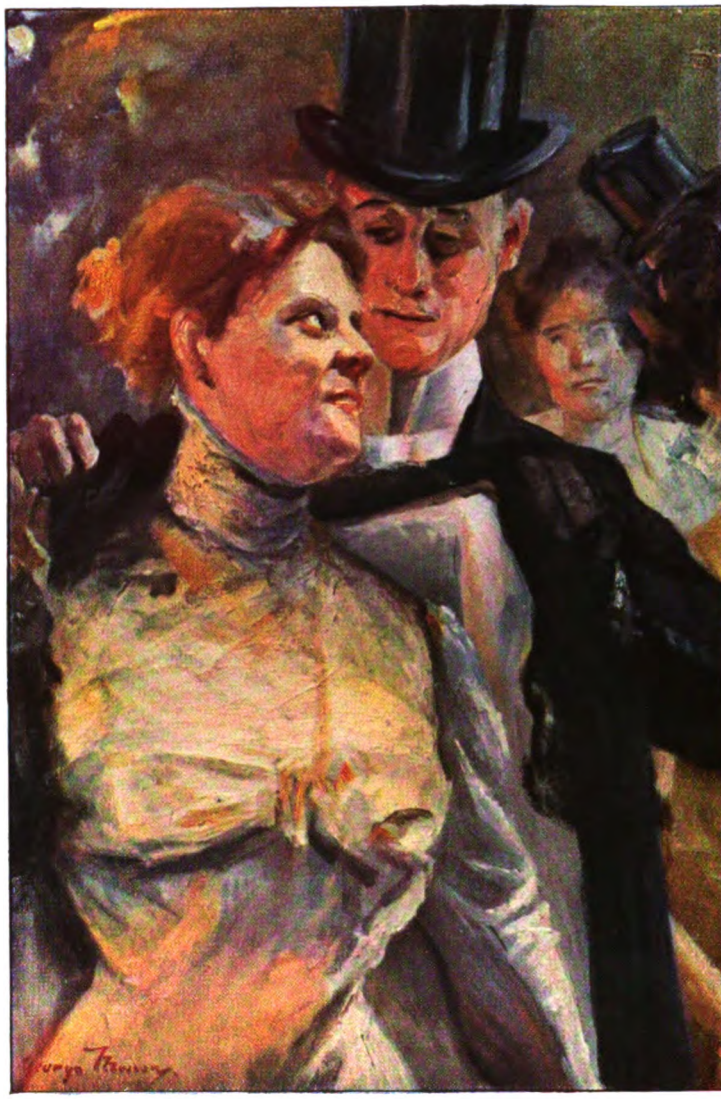
Digitized by Google

Bildnis eines Mädchens in geblümtem Kleid. Gemälde von Raffael Schuster-Woldan vom Jahre 1893

verfolgen. Das Kleid, das die preußische Königin Elisabeth Christine, Friedrichs des Großen einsame Gemahlin, auf dem prachtvollen Bildnis von Antoine Pesne trägt, zeigt den Übergang von der ersten zur zweiten Form dieser Mode.

Die eigentliche Rokoko-Mode bildet das zaghaft Begonnene und leicht Angedeutete zu größerer Fülle und zu bewußterem Kontrastreichtum aus. Aus den zarten Tönen werden sattere Farben, aus dem matten Schimmer der Stoffe wird ein leuchtendes Strahlen, aus dem dünnlinigen Ornament oder dem leicht hingestreuten Blumenmuster wird ein üppig sich ausbreitender Blumenteppich, eingerahmt von den Falbeln, Rüschen und Schleifen der Kleidsäume, des Mieders und der Ärmel.

Digitized by Google



Bildnis der Frau Dr. Kathi Schaps
Gemälde von George Mosson vom Jahre 1904

Am stärksten ist vielleicht die Wirkung der engen, spitzen Wespentaille im Widerspiel mit dem breit ausladenden Reifrock.

Immer mehr wird in der Folge dieses Reifrockkleid zur eigentlichen Staatsrobe. Seit den siebziger Jahren hat es auch den äußersten Umfang nach den Seiten erreicht und bemüht sich, zum Schaden des ästhetischen Eindrucks, die breiter gewordene abgeplattete Vorderfläche möglichst reich zu dekorieren. Blumengewinde und Puffen aus Tüll, Perlschnüre und andere heterogene Zierelemente umziehen und überwuchern den Kleiderstoff. Der Kopf ist bekrönt von riesigen turmartigen Aufbauten aus kunstvollen Haarfrisuren und hohen Hauben.

Die in der Ausstellung vorgeführten Originalkleider dieser langen Epoche vom Regence- zum Rokokostil und zum Ausklang in der Louis XVI-Zeit zeigen so ziemlich alle Hauptformen dieser Entwicklung des Frauenkleides vom glockenförmigen Reifrock mit engem, aber noch kürzerem Mieder über die große, runde Kuppel mit tiefer, spitzer Wespentaille bis zur riesigen Staatsrobe mit breitester Hüftenverstärkung. Als Maler dieser Epoche, der den modischen Stil und den stofflichen Reiz, den Reichtum der farbigen Kontraste und der erlesenen Textilmuster ganz besonders fein und liebevoll bis in die Details wiederzugeben verstand, ist in Berlin Antoine Pesne so vorbildlich, daß seine Frauenbildnisse geradezu als Musterbeispiele gelten können.

Bemerkenswerterweise treten in der letzten Periode dieses großen Modenabschnittes, als die Verfeinerung und der Luxus ihren Höhepunkt erreichten, einige bedeutende weibliche Modenmaler auf den Plan, die zu dem angeborenen Blick und Geschmack ihres Geschlechtes für die Kleidkunst auch noch die besondere Begabung zum Malen mitbringen; zwei Schwestern aus der bekannten Malerfamilie der Liszewski, von denen besonders die jüngere, Anna Dorothea, verehelichte Terbusch, auf dem Bildnis der Gräfin

Digitized by Google

Bildnis der Frau M. von Seemann
Gemälde von J. D. Adams vom Jahre 1912
Schwarzes Taftkleid, an den Hüften breiter, nach unten enger werdend

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Arthur Grunenberg vom Jahre 1916

Lichtenau als Jägerin (1776), der Geliebten Friedrich Wilhelms II., ihre reiche Farbenpalette in den Dienst der entzückendsten Schneiderkunst als Hülle für eine pikante Frau stellt.

Die Jahrzehnte von 1780 bis 1800 sind nicht nur politisch und sozial reich an Umwälzungen gewesen, sondern zeigen auch auf dem Gebiet der Mode viele Veränderungen. Das Hof- und Staatskleid der Frau

hielt sich zwar noch längere Zeit konservativ in Form und Schnitt. Aber im bürgerlichen Leben hatte der große Reifrock seine Rolle bald nach 1780 ausgespielt. Der lange Rock, noch immer ziemlich weit, legte sich nun in dichten Falten um den Körper. Die weichere Wolle verdrängte vielfach die starren Brokatstoffe und Seiden, deren Ornamente und Farbenverbindungen ja auch nicht mehr dem Stil des

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Martel Schwichtenberg
(Akademie-Ausstellung, Berlin 1925)

Digitized by Google

Bildnis vom Jahre 1923
Gemälde von Paul Scheurich. Großgeblümtes, weißes Atlaskleid

neuen Kleides entsprachen. Auf dem Kopf weichen die unförmlichen, hohen Frisuren einem leichteren Spiel von dichtem Lockenhaar, das, meist noch gepudert, Scheitel und Schläfen bedeckt. Von dem früheren Kleide blieben eigentlich nur die Schnürtaille und die Stöckelschuhe übrig. Dazu brachte die neue Mode damals noch eine sehr anmutige Neuheit: den Caraco, ein Schoßjäckchen, das über dem Faltenrock getragen wurde. Vervollständigt wurde diese Tracht dann noch etwa durch eine Tändelschürze, wie sie heute jedes bessere Kammerkätzchen auf dem Theater (als Erbe des späten 18. Jahrhunderts) zu tragen hat. Auch das Brusttuch oder Fischü (fichu), das weitbauschig über Brust und Hals bis zum Kinn steigt, trat als charakteristisches modisches Zubehör hinzu.

Die große französische Revolution und die Reformideen der englischen und französischen Philosophen waren auch auf die Mode des ausgehenden 18. Jahrhunderts von nachhaltigem Einfluß. Von England her drang gleichzeitig eine Richtung auf das Praktische, Gesunde und Schlichte herüber, die gut zu dem Bürgertum paßte, das sich soeben seine Gleichberechtigung als neuer Stand neben der Gesellschaft des ancien régime errungen hatte. Schriftsteller und Ärzte kämpften erfolgreich gegen die Unnatur in der Kleidung, die besonders in dem Schnürleib und den Stöckelschuhen zum Ausdruck kam. Auch Künstler wie Chodowiecki hatten schon praktische Entwürfe von Kleidern zu verschiedenen Zwecken geliefert, die den neuen ästhetischen und hygienischen Forderungen entgegenkamen. Kurz vor dem Ende des Jahrhunderts waren jedenfalls Schnürleib und Stöckelschuhe überall von der Bildfläche verschwunden.

Das neue klassizistische Zeitideal, schon in den Tagen des Louis Seize-Stils erwacht und durch die französische Republik noch bewußter geworden, traf mit jener Tendenz zum Natürlichen und Einfachen zusammen. So nimmt es nicht wunder, daß die Mode kurz vor 1800 das

Digitized by Google

griechisch-römische Kleid rasch als das erstrebte Vorbild nachahmte. Natürlich nur in den Grundlinien und in gewissen Einzelheiten. Wie eine Griechin trug die Dame der Directoire-Zeit Hals und Arme bloß, wie die Römerin trug sie den Tituskopf oder die sandalenartigen Schuhe mit Beinbändern, und das lange Schleppkleid floß in weichen Falten herab. Mit Vorliebe verwendete man farblose, leichte Musselinstoffe und beschränkte sich auf geringste Unterkleidung.

Einige charakteristische Proben dieser frühen sowie der späteren sog. Empirekleidung fanden im Zusammenklang mit zeitgenössischen Frauenbildnissen (Königin Luise von Böttner, Fürstin Galitzin von Füger z. B.) in unserer Ausstellung Berücksichtigung. Um 1805 paßt sich das Kleid wieder mehr dem nordischen Klima mit Ärmeln und Halsschluß an. Anderseits verschwindet die Schleppe, der Rock wird fußfrei und reicht um 1810 bloß noch zum Knöchel. Die Taille bleibt hochgeschlossen und ungeschnürt. Das kleidsame Spengerjäckchen mit hohem Kragen kommt damals auf, das den etwas unschönen, zu hohen Taillenschluß zu verschleiern bemüht ist.

Allmählich ziehen (zwischen 1815 bis 1820) alte Formen der Mode wieder ein. Die Taille rückt wieder leicht eingeschnürt an ihre natürliche Stelle oberhalb der Hüften. Der Rock wird unten trichterförmig weiter. Die Hüfteneinschnürung verstärkt sich aber rasch wieder, und die Taille erscheint durch die stark geblähten Ärmel und breiten Schultern noch schlanker. Nach 1825 werden die Ärmel immer umfangreicher. Auch der ziemlich kurze, glatte Rock nimmt diese Richtung in die Breite auf und wird am unteren Rande bald immer reicher besetzt. Vom Saume aus braucht diese Verzierung aus „Frisuren“ und Blumenmustern auch nach

Bildnis der Frau Mercedes-Peine
Gemälde von Joseph Oppenheimer vom Jahre 1926

Digitized by Google

rocks, der nun schon zum dritten Male in der Geschichte der Mode eine Rolle spielt. Der lange, faltige Rock wird immer weiter und bauschiger, bis die Masse des Stoffes wiederum eines festen Innengerüstes bedarf, das aus Bändern und Metallreifen hergestellt wurde. Zuerst bildet die Krinoline eine runde Kuppel, ähnlich dem panier der Rokokozeit, in den sechziger Jahren wird sie um die Hüften enger und läuft nach unten oval auseinander, von einer Schleppe verlängert. Spitzenverzierung, reiche Volants und anderer Ausputz verzieren die große Fläche des Stoffes. Die Ähnlichkeit der Einzelformen und der modischen Umrisse mit denen der Reifrockmode vor damals hundert Jahren springt in die Augen: der spitze Schnürleib, die schmalen Schultern, der Halbärmel mit Spitzenmanschette u. a. Auch die Vorliebe für schönfarbige französische Seidenstoffe, oft gestreift oder zart gemustert, gibt dieser Mode bis in die siebziger Jahre ihren besonderen Reiz. Nicht mit

Bildnis der Modenzeichnerin Liselotte Friedländer. Gemälde von Georg Walter Rößner vom Jahre 1926. Grünes Komplet

oben zu mehr Raum. Der Gegensatz von schmaler Einschnürung und breiter Ausdehnung tritt in dem Kleide, das die Fürstin Liegnitz, Friedrich Wilhelms III. zweite Gattin, auf Adolf Hennings Bildnis 1832 trägt, deutlich in Erscheinung. Selbst die Haarfrisur spielt mit diesem Kontrast. Es ist die typische Mode des sog. Biedermeier, die sich noch bis vor kurzem großer Beliebtheit erfreute.

Farbenfreude und Abwechslung in den Formen hat sich das Frauenkleid auch in den Zeiten erhalten, als das Männerkleid immer düsterer und nüchterner zu werden begann: Die Zeit von 1845 bis 1865 ist für die Frauenmode bedeutsam durch das Aufkommen und Wiederverschwinden der Krinoline, jenes Reif-

Der Hermelinschal. Gemälde von Fritz Rhein vom Jahre 1926
Pelzmantel aus Hermelin mit Nerzschweifen

Digitized by Google

Unrecht spricht man wie im Kunstgewerbe auch in der Mode dieser Zeit von einem „zweiten Rokoko". Neu hinzu tritt die häufige, oft überreiche Verwendung von Posamenten und Bändern allerart. „Mantillen" aus Seide oder ganz aus schwarzen oder weißen Spitzen, „Türkenschals" und andere Umschlagtücher beleben das Gesamtbild dieser Mode in ansprechender Weise.

Die Mode der letzten Generation des 19. Jahrhunderts (von 1870 bis 1900) nimmt einen weit weniger organischen Verlauf als die zuletzt behandelte der Krinolinenzeit. Zunächst verdrängte ein enger Rock mit einem durch das sog. „cul" nach hinten gebauschten Oberkleid (Tunika), das weite Frauenkleid. Bald nach 1870 erscheint noch einmal ein weiterer Schlepprock unterhalb der stark geschnürten, vorn mit Haken geschlossenen Schoß-Taille, mit deutlich sichtbaren Nähten, oft von prunkvollem Seiden- oder Atlasstoff. Das riesige, sehr repräsentative Bildnis der Frau v. Ledermann von dem zu wenig bekannten Breslauer Otto Kreyher gibt eine glänzende Probe dieses Modenstils der siebziger Jahre. Die folgende, ziemlich gering geschätzte Mode nach 1875 ist durch den von den Hüften bis zu den Knien ganz engen Rock mit langer Schleppe gekennzeichnet, der mit Falbeln, Bändern, Schleifen und allerlei aufgebundenen Frisuren überladen wird. Daß solche Mode nicht durchaus unkleidsam sein mußte, zeigt uns das reizende Heringsdorfer Aquarell von Anton v. Werner (1887), dessen feine Kostümstudien und liebevolle Kleidmalerei auf der Ausstellung überhaupt Laien und Kenner allgemein überrascht haben.

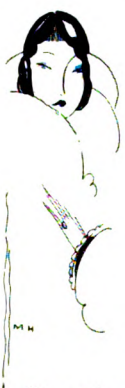
In den achtziger Jahren wird der Rock wieder gleichmäßig weiter und fußfrei. Die Rückensilhouette wird durch die sog. Turnüre charakteristisch belebt. Einige Maler dieser Zeit haben diesem heute etwas vernachlässigten

Bildnis der Frau Masius
Gemälde von Augusta von Zitzewitz vom Jahre 1926
Rosa Taftstilkleid mit großer Schleife und Stickerei

Digitized by Google

Modenstil manchen Reiz und manchen ungeahnten Zauber abzulauschen verstanden. Unter ihnen ragt Carl Gussow als zartsinniger und feinfühliger Frauenmaler hervor, dessen Bildnis der Frau Anna Reichenheim in der Berliner Kunstausstellung von 1886 berechtigtes Aufsehen erregte.

Eine überragende Rolle spielte der Ärmel in der Mode der neunziger Jahre. Vom Ballon- und Keulenärmel an durchläuft er alle Formen, die die dreißiger Jahre bereits vorgebildet hatten, in Verbindung mit dem sich bald einstellenden Glockenrock ein Wiederaufleben der sog. Biedermeiermode. Das reizvolle, frühe Bildnis des Mädchens im rosa geblümten Kleid auf dem Bärenfell von Raffael Schuster-Woldan ist in dieser Zeit des wiederauflebenden Ärmels entstanden. Mancher Zug in der Modenentwicklung um die Wende zum 20. Jahrhundert erscheint uns Heutigen ebenso unschön wie naturwidrig. Aber dieser letzte Einwand könnte gewiß in verstärktem Maße auf die Moden des 17. und 18. Jahrhunderts bezogen werden. Auf jeden Fall hat unseren Eltern *ihre* Mode gut gefallen. Es gehört eben ein größerer Zeitabstand dazu, um einen eben erst verschwundenen Modegeschmack objektiv zu würdigen. George Mossons amüsantes kleines Gesellschaftsbild von 1903 läßt das Prickelnde dieser Frauenmode lebhaft nachfühlen.



Über die allerjüngste und über die heutige Frauenmode im Rahmen dieses Aufsatzes etwas Entwicklungsgeschichtliches zu sagen, ist nicht die Absicht. Wer die Ausstellung der besten Berliner Modenateliers von heute im Verein mit den neu gemalten Frauenbildnissen ausgewählter Berliner Künstler aufmerksam betrachtet hat, oder auch nur flüchtig auf sich wirken ließ, wird auf jeden Fall das Empfinden gehabt haben, daß hier ein stark pulsierendes Leben sich regt, und daß unser eigenes Zeitgefühl von heute seine beredte Sprache spricht. Ein frischer Atemzug, eine reiche Farbenfreude, geschmackvolle, ungekünstelte technische Verarbeitung erlesener Stoffe! Vielleicht täte nur eine größere Zurückhaltung in der Wahl der Muster und Stoffverbindungen not, um den Stoff als edles Material besser zur Wirkung zu bringen und um den Geschmack des Publikums nicht zu verwirren. — Die Maler von heute haben jeder auf seine Weise das aktuelle und doch — ach — von der Kunst so stiefmütterlich behandelte Problem der Mode und weiblichen Eleganz zu bewältigen versucht. Interessant, wie grundverschieden diese Künstler sich zur Frauenmode stellen, verglichen etwa mit den Malern des 19. und 20. Jahrhunderts. Aber auch grundverschieden untereinander. Die verschiedensten Stile in bezug auf die Wiedergabe des Frauenkleids laufen hier durcheinander. Altmeisterliches in der Treue gegen das Naturobjekt wechselt mit souveräner Verachtung der spezifisch modischen Werte und der stofflichen Vorlage. Hier ein sinnvolles Auskosten der künstlerischen Möglichkeiten einer elegant gekleideten schönen Frau von lässig-pikanter Haltung, dort eine freie Paraphrase über ein Modethema ohne die Absicht auf sachliche Wiedergabe.

Hier erlebten wir's: wie köstlich duftend die Blumen sind, die uns die Mode auf den Weg streut!

Bildnis der Frau Carola Toelle
Gemälde von Kuenze-Graefe vom Jahre 1926

Federzeichnungen von Marlice Hinz

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen und Bekenntnisse. Von Karl Strecker

Heinrich Federer: Das deutsche ABC (Heilbronn 1926, Eugen Salzer) — Hans Leip: Tinser (Leipzig 1926, Grethlein & Co.) — Sophie Hoechstetter: Flucht in den Sommer (Berlin 1926, Guido Hackebeil) — Gustav Frenssen: Otto Babendiek (Berlin 1926, G. Grote) — Richard Dehmel: Bekenntnisse (Berlin 1926, S. Fischer)

Durch alle Bücher unserer Alpenerzähler wachsen schwere Felsen und schwarze Tannen und donnernde Bäche und wird es früh Nacht und gibt es Frost und Schwielen. Aber gelacht wird kaum, und nie leicht und leer." So sagt Heinrich Federer von den Schweizer Erzählern. Er muß es wissen, denn er gehört zu ihren besten. Nur versteht gerade er sich auch aufs Lachen, denn er verfügt über einen gar feinen lieblichen Humor. Humor und deutsches Fühlen sind auch in seinem neuen Buch nicht zu verkennen: Das deutsche ABC mit dem Untertitel „Ein Volksgeschichtlein". Federer schildert da in seiner wunderbar knappen, gehaltvollen Sprache den launigen Kampf um die lateinische und deutsche Schrift, ausgefochten in einem Dörflein zwischen einem jungen Lehrer und seinem Vorgesetzten, seinen Landsleuten, endlich seinen Schülern. Aber hinter diesen einfachen Geschehnissen verbirgt sich das Sinnbild deutschen Wesens und eine ohne Aufdringlichkeit gegebene Nutzanwendung. Die Zusammenhänge unsrer Kultur und Politik mit dem ABC-Krieg werden in überlegener Laune aufgedeckt und schließlich wird die Freiheit in der Wahl der Schrift zur Freiheit des Gedankens erhoben. „Lehret und lernet deutsch denken und deutsch handeln, dann schreibt meinetwegen mit chinesischen Buchstaben", sagt ein kluger alter Polterer zum Schluß. Solche Stimmen müssen, scheint's, erst über die Grenze kommen, um ohne Mißtrauen gehört zu werden . . .

Der Dichter von „Godekes Knecht", Hans Leip, legt ein neues Buch auf den Tisch: Tinser, „Roman einer Heimkehr". Der Hamburger Jonke Tinser hat in russischer Gefangenschaft Jahre unsäglichen Leides durchgemacht und gelangt schließlich durch eine abenteuerliche Flucht nach Deutschland zurück. Die Höllenqualen, die er erlitten, verfolgen ihn im Wachen und im Traum. Nicht so sehr die körperlichen, obwohl sie kaum erträglich waren (so hatte er sich wochenlang von Moos ernähren müssen) — sondern die seelischen, die Schattenbilder grauenvoller Erlebnisse, blutiger Morde, die ihm und einem Kameraden nicht erspart blieben, wollten sie sich retten. Zuletzt war er bei den deutschen Platinsuchern im Ural gewesen. Von da auf abenteuerlicher Flucht durch die Steppe, über Moskau kommt er glücklich heim, wenn auch ohne seinen Kameraden, der sich in Moskau in einem Wahnsinnsanfall (der auch Tinser nicht erspart blieb) erschossen hat. Wie findet er alles verändert daheim! Die blühende Werft seines Vaters verfällt, und nur in zähem Hanseatentrotz hält der Alte noch an ihren Trümmern fest. Und wie dem Vater, so geht es Tausenden und Abertausenden. Nie, so fürchtet Tinser, wird er in diese Verhältnisse wieder sich eingliedern, hier eine Bestimmung finden können. Trotzdem läßt er den Mut nicht sinken. Er geht nach Berlin und gewöhnt sich langsam an Nackttänze und Kaugummi, an Sipo, Lichtreklame und Zeitungsgeschrei. „In Musik und Dichtung findet er alles scheußlich, es tönt ihm wie Händlergeschrei, wie Jahrmarkt, der mit heftigem Brustton als heilige Handlung ausgegeben wird." Aber er studiert mit Fleiß, sitzt zwischen weit jüngeren Menschen und beginnt langsam seine Gedankenbahnen wieder in Ordnung zu bringen.

Dafür beginnt aber jetzt der Verfasser ein rasendes Jagen, als wäre er auf der Flucht vor Spitzeln und Schergen. Ich weiß nicht, inwieweit ein bekannter Zeitungswettbewerb, in dem dieser Roman gestartet ist und auch eine Auszeichnung erhalten hat, den Anlaß zu diesem fabelhaften Tempo, zu diesen zahllos vorüberflitzenden Filmbildern gegeben hat, jedenfalls ist es unmöglich, hier anders als flüchtig andeutend die wirbelnden Erlebnisse Tinsers zu erwähnen, die er in Berlin, Hamburg, London, Paris, Kopenhagen hat, die verwegenen Flugfahrten, auf denen es zum Kampf auf Leben und Tod in enger Kabine, mit Chloroformmaske und Revolver kommt, Seereisen mit galanten Abenteuern, endlich die Schilderung großer Arbeitsstätten, seltsamer Männer (ein Typ Stinnes ist wundervoll gezeichnet), eigenartige Frauen, zu denen Tinser in mitunter recht intime Beziehungen tritt. Immer noch spuken die schaurigen Erlebnisse wieder einmal in seinem erregten Hirn, aber schließlich rauscht das Leben so stark, daß er die Stimmen des Grauens nicht mehr hört. Die Gegenwart mit ihren Forderungen nimmt ihn ganz gefangen und, vom Leben tüchtig gegerbt, in allen Feuergluten gehärtet, wird er jetzt der rechte Mann sein, die herabgekommene

Digitized by Google

Werft seines Vaters wieder in die Höhe zu bringen — aufzubauen.

In der Anlage ist auch dieser Roman gut, in der Ausführung erkennt man zwar an vielen Stellen wieder den Meister des Worts, des Schauens, der eine Sachlage, ein Bild in eine Zeile preßt, der seltsame Begebenheiten lebensprühend zu schildern weiß — aber je weiter man liest, um so enttäuschter wird man durch die Wahrnehmung, daß es nicht schöpferischer Drang ist, aus dem dieser Roman entstand, sondern die doktrinären Vorschriften eines Preisausschreibens, das unbedingt alle Merkmale des speziellen Zeitungsromans fordert, nebenher aber noch (soviel ich mich erinnere) verlangt, daß der Roman politisch und kulturell erzieherisch wirken, daß er in den tiefsten Problemen des deutschen Volks wurzeln soll und einiges andere mehr. Immerfort merkt man beim Lesen den Fluch dieser Bedingungen: hier würde der Stoff ein Ausschwingen der Stimmung fordern, hier eine psychologische Vertiefung, hier ein farbiges Bild mit breiterem Pinselstrich — aber ängstlich knippst der Verfasser mit der Schere, sobald ein „Fortsetzung folgt" in Sicht ist. Ausdrücklich lautet ja die Vorschrift, daß jede Fortsetzung in sich den Leser interessieren und zugleich seine Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten müsse. Noch schlimmer aber wird es beim Befolgen der übrigen Bedingungen. Da der Verfasser augenscheinlich ebensowenig wie andere Leute genau zu sagen wußte, welches denn nun eigentlich „die tiefsten Probleme des deutschen Volkes" seien, in denen der Roman „wurzeln" soll, faßt er die Aufgabe von der negativen Seite: er läßt seine Helden in allen Ländern Europas umherreisen und erkennen: nein, hier sind sie nicht, diese tiefsten Probleme, auch bei Stinnes sind sie nicht, denn „er stört zu rasch den Genesungsschlaf des Vaterlandes". Wo also sind sie? Auf der Suche nach ihnen wird Leip zum Theoretiker, zum Schulmeister und Wanderredner. Auf der vorletzten Seite lautet seiner Weisheit letzter Schluß: „daß es wichtig wäre, an irgendeiner Stelle nunmehr nach bestem Können und Gewissen anzupacken und auf kleinem Raume nach der menschlich möglichen Vollkommenheit zu streben und somit, unbeschadet aller großen Vorsätze, erstmal dem Nächstliegenden und der Tat zu dienen."

Nun wissen wir's. Und „politisch wie kulturell erzogen" legen wir das Buch aus der Hand, dessen Vorzüge trotz dieser Mängel immer noch groß genug sind, in Leip nach wie vor eine der besten Hoffnungen der deutschen Erzählungskunst sehen zu dürfen: — nur muß er wieder bei sich selber einkehren.

Ein Buch, in dem diese Selbsteinkehr, wie bei Faust in der Höhle, aus jeder Zeile spricht, zugleich ein Frauenroman im besten Sinne, ist Die Flucht in den Sommer von Sophie Hoechstetter. Die rührende Geschichte einer sehr empfindlichen, aber im Grunde doch starken und lebensfrohen Künstlernatur, die sich von den Fesseln ihrer Liebe allgemach befreit, weil der Mann, dem sie gilt, ihrer unwürdig ist. Eine berühmte Sängerin flieht aus Berlin, wo der verführerische Mann wohnt und wirkt, in ihre kleine ländliche Heimat der Weihermühle. Der alte Gegensatz zwischen der Scheinkultur der Millionenstadt und den Lebenswerten einfacher, starker Naturen, die im Heimatboden wurzeln, wird hier nicht mit Redensarten, sondern mit vielen feinen Zügen, die innerstem Erleben abgelauscht sind, zum Grundmotiv des Geschehens gemacht. Dort in der Weihermühle findet Elsa sich zurück zu den Kräften ihres Lebens, eine alte Liebe steigt wie ein Schattenbild aus der Vergangenheit noch einmal herauf, aber sie weckt nur ein Gefühl der Wehmut. Denn noch immer fiebert Elsa, wenn sie an ihren jetzigen Geliebten denkt, der „so kühl und überlegen ihr Dinge befahl, die Verstand und Vernunft und auch die Gesundheit ihrer ganzen Natur ablehnten". Die Erinnerung an ihn erblaßt nicht — er selber muß erst kommen in diese ländliche Umgebung, zu diesen gesunden und schlichten Menschen, um ihr zu zeigen, was für eine dürftige Figur er mit seiner ganzen Sicherheit und Gescheitheit und Eleganz auf diesem Hintergrunde macht, wie kränklich, unredlich und gekünstelt sein ganzes Wesen im Grunde ist. Ein anderer Mann tritt ihr in den Weg. Eine jener Naturen, die der Krieg und seine Folgen bis in die Grundfesten ihres Seins erschüttert, aber nicht zerstört haben. Allem Schein abgewandt, liebt er sie so still und tief, daß er um ihretwillen aus dem Leben gehen will. Hier erkennt Elsa erst, was wahre Liebe ist, und entschlossen zieht sie die Folgerung.

Auffallend ist hier wieder einmal die Doppelerscheinung künstlerischer Motive. Im Augustheft hatte ich den Roman „Caliban" von Isolde Kurz hier betrachtet — es ist durchaus dieselbe Geschichte: auch dort flieht eine große Sängerin, umstrickt von der Liebe zu einem bestechenden Lebemann der großen Welt, in die einfache Natur, zu Verwandten (sogar die verheiratete Schwester fehlt nicht) und gesundet so. Der Stoff liegt freilich nah, denn jede Frauennatur, die echt und stark genug ist, sich in ähnlicher Weise von Trugerscheinungen der großen Welt zu befreien und reinmenschliche Werte zu finden, erlebt mutatis mutandis diesen typischen Roman. Er bietet auch den dankbarsten Stoff für einen weiblichen Erzähler. Denn hier wird nicht die Gestaltung eines Menschen aus dem vollen, in großen Zügen und mit weiten Horizontlinien gefordert, sondern das, was die Feder der Frau so besonders gut versteht: das Zusammentragen vieler Striche und Strichelchen zu einem lebenswahren Seelenbilde, die feinste und schärfste Beobachtung scheinbar unwesentlicher Züge, die in ihrer Gesamtheit das

Digitized by Google

Porträt geben. Freilich gelingt dies auch den großen Schriftstellerinnen meist nur bei der Schilderung einer Frauenseele, die Darstellung der Männer ist bis auf eine oder zwei Gestalten selten ohne kleine Stachelgelüste und Bosheiten.

Ein dichterisches Lebensbekenntnis schweren Gewichts ist Gustav Frenssens selbstbiographischer Roman: Otto Babendiek. Zunächst rein wörtlich genommen: es zählt nicht weniger als 1291 Seiten. Dann aber auch dem Plane nach: es gibt ein ganzes Leben, Frenssen selber nennt es in einem Vorwort seine Lebensgeschichte, freilich sei sie anders als die reine Wirklichkeit: „Die Erzählung ist immer in jener Schwebe zwischen Wahrheit und Dichtung, welche allen ähnlichen Werken eigen ist."

Dieser deutliche Hinweis auf Goethes „Dichtung und Wahrheit" hätte besser gefehlt. Denn unwillkürlich tritt man nun mit einem großen Maßstab an Frenssens Werk — und erschrickt dann über seine Enge. Wir finden bei Frenssen in der Hauptsache Äußerlichkeiten, allerdings sehr anschaulich dargestellt, und vor allem ein paar Dutzend perspektivisch abgestufte Einzelpersönlichkeiten, die mit erhöhter Naturalistenkunst erstaunlich lebenswahr und eigenartig gezeichnet sind. Aber von dem geistigen Leben seiner Zeit wenig, von dem Naturprozeß der eigenen inneren Entwicklung so gut wie nichts. Frenssen sollte einmal „Dichtung und Wahrheit" ehrfürchtig lesen — nicht mit der satten Selbstgefälligkeit, die immer erschreckender bei ihm hervortritt, sondern mit dem reinen Auge des „ewigen Schülers" — er würde dann erkennen, wie ein großer Selbstbiograph um der höheren Wahrheit willen das Nebensächliche beiseite läßt, das Bedeutende und Charakteristische zusammenrückt und in den Lichtstrahl vergeistigter Darstellung stellt.

Frenssen bietet im Grunde nicht mehr als einen neuen „Jörn Uhl", nur ohne dessen Frische und künstlerische Sorgfalt geschrieben. Seine Eltern sind anscheinend stark verändert: er macht seinen Vater zu einem schwindsüchtigen Dorfschmied und seine Mutter zu einer geisteskranken Selbstmörderin. Otto Babendieks Kindheit ist traurig, böse Menschen, an die er durch des Lebens Not gekettet ist, quälen ihn unsäglich, man wird mitunter an „Oliver Twist" erinnert, nur daß dort die Seelenregungen des Kindes feiner vom Dichter nachempfunden sind. Ein paar Bösewichte: sein Onkel Peter, ein Gymnasialdirektor und ein kleiner Gentleman-Verbrecher heben sich in scharfen Umrissen aus dürftiger Umwelt ab, ihnen stehen Lichtgestalten wie Tante Lene und Engel Tiedje gegenüber; ein Gewimmel von anderen Figuren aus der engeren Heimat Frenssens (die wirklich sehr eng ist) bewegt sich dazwischen, wunderlich und vertrackt wie ihre Namen: da ist Fräulein Butenschön und Herr Sööth, Sibbert Gehl, Michel Hahntritt, da ist Eilert Mumm und Balle Bohnsack, Uhle Munck und Dutti Kohl. So dumpf und grämlich wie diese Namen mutet auch die ganze Umwelt an. Man merkt: der alternde Dichter steht vor vielen dieser Gestalten noch immer mit persönlicher Befangenheit, oft mit heimlichem Groll; er hat sich — auch den Zuständen und Gesellschaftsklassen gegenüber — nicht zu der hellen und überlegenen Objektivität durchgerungen, die „anderen Werken dieser Art" eigen ist, abgesehen davon, daß dort die einzelnen aus ihrem eigenen Mittelpunkt heraus dargestellt werden, während die Personen Frenssens mit äußeren Strichelchen gezeichnet, langsam nur sich zur Gestalt runden, so daß man über manchen Charakter, dem man in den ersten Kapiteln begegnete, erst nach achthundert oder tausend Seiten vollen Aufschluß erhält.

Nach den trostlosen Jahren, die der früh elternlose Knabe bei seinem Onkel Peter, einem ausgemachten Verbrecher, und in der Schule verlebt hat, erhellt sich langsam sein Schicksal; er kommt zu der prächtig gezeichneten Tante Lene und auf ein ordentliches Gymnasium, wo er sich bald zum Musterschüler entwickelt. Sein erstes Gedicht, „Gänsegeschrei", das in der „Ballumer Zeitung" erscheint, bringt ihn in tragikomische Nöte, da die Ballumer Weiblichkeit glaubt, sie sei damit gemeint. Es kommt die Zeit der Pubertät, der ersten Liebe — alles ohne die alte Frische des Jörn Uhl-Dichters erzählt. Von dem Pfarrer Frenssen hören wir nichts, es sei denn der belehrende und sorgende Ton seines Vortrags, er ist Student, Redakteur, Schriftsteller, aber auch da wird uns nichts von innerer Entwicklung, von seelischem und geistigem Ringen gezeigt. Höchstens, daß er als Schriftsteller sich bald dem Roman zuwendet, denn — sagt er wörtlich —: „Novellen, und wenn sie noch so bunt und klug sind, bringen kein Geld" . . . Daß er bei seinem jungen Ruhm umständlich und selbstgefällig verweilt, ist menschlich, auch daß er sich heftig gegen die wendet, welche persönlich oder brieflich geistige Hilfe haben wollen: „Nein, ich habe bei Gott keine Zeit für andre Leute." — Auch von seinem Liebes- und Eheleben erfahren wir weniger, als man bei Frenssen erwarten sollte, nur die Segelpassion seiner Gesa wird oft betont. Dafür folgen dann einige Kapitel vom Kriege — aus Erzählungen anderer, denn der Dichter selber war gar nicht im Felde. Lebensgeschichte? Nun ja, er hat ihn innerlich erlebt, wird er antworten. Er zeigt uns auch Wilhelm II. und schüttet über ihn und die Deutschen sein Herz in herber Kritik aus. Wir kennen diese Urteile schon aus Frenssens früheren Schriften, sie sind, abgesehen von einer gewissen friesischen Einseitigkeit, treffend und verständig, aber hier völlig fehl am Ort. Ich fürchte, viele Leser werden diese Kriegskapitel, so anschaulich sie erzählt sind, überschlagen. Auch Wilhelm II. steht heute nicht

Digitized by Google

mehr zur Diskussion, in Frenssens Einsamkeit sind die Schatten der Vergangenheit, wie es scheint, noch zu ständige Besucher, als daß die Sorgen der Gegenwart gebührend zur Audienz gelangten. Das Werk ist als Ganzes nicht gelungen. Trotz einzelner Schönheiten und vieler trefflich gezeichneter Menschen macht der Roman in seiner redseligen Breite den Eindruck der Zerfahrenheit. Gänzlich überflüssig sind die umständlichen Rechtfertigungen, namentlich seiner politischen und religiösen Anschauungen, die der Verfasser geben zu müssen meint, wobei es nicht ohne Eiertänze abgeht. Welcher verständige Leser wird denn von einem Autor, der etwas zu sagen hat, verlangen, daß er genau dieselben Anschauungen über Gott und die Politik habe, wie er? Etwas anderes wäre es, wenn Frenssen seine Überzeugungen im Laufe der Erzählung aus seinem inneren Wachsen und Werden heraus entwickelt hätte. Aber wie gesagt: von dieser inneren Entwicklung, also der Hauptsache, erfahren wir so gut wie nichts, die fast zwei Jahrzehnte, die er Theologe war (zwölf Jahre als Pfarrer in Hemme), gibt es für diesen Selbstbiographen nicht. Dafür erfahren wir: „In meiner Schriftstellerei habe ich gute Erfolge, im Inland, wie im Ausland. Auf dem Bord stehen meine Bücher in allerlei Ausgaben, einfachen und teuren, und in allerhand Sprachen; eines von ihnen in acht Sprachen; und im Kasten liegen Briefe und Anerkennungen erster Geister.“ Man sollte meinen, ein Frenssen hätte es nicht nötig, so etwas zu schreiben.

Ein stärkerer Gegensatz ist kaum denkbar, als der zwischen dieser Selbstbiographie Frenssens und den Bekenntnissen Richard Dehmels, die erst nach seinem Tode herausgegeben werden durften und jetzt erscheinen. Freilich lautet der Gegensatz zunächst einmal: Alter und Jugend, denn das „Tagebuch“ Dehmels, mit dem das bedeutende Werk beginnt, schrieb ein Zweiunddreißiger. Der Gegensatz lautet aber auch: Herdfeuer und lodernde Bergflamme. Wir wollen die Gegenüberstellung nicht fortsetzen, denn Verschiedenheit der Naturen ist an sich kein Wertmesser. Aber ich muß gestehen: mit klopfendem Herzen habe ich dies Buch fast in einem Zuge durchgelesen. Wie beglückend ist dies jugendliche Ringen, Planen, Denken, Fühlen einer so reichen, aufwärtsgerichteten Dichternatur. Welch ein Himmelsgeschenk nach dem dürftigen Gestammel unsrer sogenannten „jungen“ Generation. Wer wissen will, was wirkliche Jugend ist, was auch Expressionismus im höchsten idealsten Sinne hätte sein können, der lese dies Buch. Wir sind ergriffen von dem Druck der Lebenslasten, unter denen Dehmels zarte Seele leidet, so daß Selbstmordgedanken ihm keine Seltenheit sind, aber auf der nächsten Seite schon sind wir wieder mit- und fortgerissen von seinem Gedankenflug, der die Nöte des Lebens weit hinter sich läßt. Es sind Bekenntnisse innerlichster Art, Konfessionen des Geistes, des Herzens, des Lebens selbst. Auf das Tagebuch folgen Antworten auf Rundfragen, offene Briefe, Ansprachen und Bücherbesprechungen, immer ist es der ganze Dehmel, der auch in diesen Partikelchen zu erkennen ist, einer der edelsten und höchststrebenden Dichter unsres Volks, der sich früh schon als ein Kulturführer dieses Volks gefühlt hat. Das ungewöhnlich fesselnde und anregende Buch ist von Frau Ida Dehmel, seiner treuen und wahlverwandten Kameradin, herausgegeben.

Das Buch auf dem Weihnachtstisch. Von Dr. Georg Giesecke

Die Leser dieser Zeitschrift brauchen nicht zum Buch erzogen oder bekehrt zu werden. Sie würden diese Hefte nicht lesen, wenn sie es nicht als einen Herzenswunsch empfänden, teilzunehmen an dem gesamten geistigen Leben der Gegenwart. Sie brauchen Literatur als die Vermittlerin großer Gedanken und starker Gefühle. Sie wären in schlimmste Armut gestoßen, würde man ihnen den Zutritt zu den geistigen Gütern der Nation versperren. Eine Weile schien es, als ob viele, auch gebildete Deutsche nicht mehr so dächten. Unzählige begannen, sich mit der eilig durchblätterten Zeitung, dem schnell vergessenen Magazin zu begnügen. Bücher — wann sollte man sie lesen? Man hatte sein Geschäft und man hatte den Sport, und wenn man müde war vom Geldverdienen — war es nicht besser, man schwamm und ruderte, man spielte Tennis oder Fußball, statt mit krummem Rücken über Büchern zu hocken? Der Sport hat sich gewaltige Verdienste um unser Volk errungen. Aber er war dicht daran, der geistigen Schulung der Nation gefährlich zu werden. Grade jetzt, will uns scheinen, erkennt man allgemein, daß die Umbildung der Masse nicht zur Unbildung führen darf, und es wird sogar einmal wieder als schick gelten, belesen zu sein, eine auserlesene und gelesene Bibliothek zu besitzen. Dann wird das Buch auf dem Weihnachtstisch wieder den Ehrenplatz einnehmen, der ihm heut noch von vielen andern nützlichen Dingen streitig gemacht wird. Und unsre Leser, die das Buch liebten, auch als es beinah unmodern war, werden mit schmunzelnder Ruhe den Eifrigen zuschauen, die sich in Bildung trainieren wie einst im Tennis.

Der Verlag der Monatshefte hat auch in diesem Jahr eine Anzahl bedeutender Werke herausgebracht. Nur einige wenige, von denen anzunehmen ist, daß sie die Leser unsrer Zeitschrift besonders anziehen, seien hier angezeigt. An erster Stelle nennen wir „Velhagen & Klasings Almanach“.

Digitized by Google

Er ist herausgegeben von der Schriftleitung der Monatshefte und spinnt den Faden weiter, den der vorjährige Almanach begonnen hatte. Kam jener im Rokokogewand einher, so ist der neue Almanach ein Biedermeier-Jahrbuch. Für die künstlerische Ausstattung der Novellen, Aufsätze, Gedichte gewann man den besten Künstler, der in Deutschland dafür zu finden war, den Maler Erich M. Simon. Mit unbeschreiblicher Liebe hat er sich in die Aufgabe vertieft und den Band zu einer einheitlichen Schöpfung werden lassen. Nichts hat er zufälligem Gelingen überlassen. Er hat mit einer an Menzel erinnernden, wissenschaftlichen Genauigkeit illustriert. Aber damit nicht genug: der Einband, der Titel, das Vorsatzpapier, die Überschriftzeilen — alles, Großes und Kleines, ist aus seiner Werkstatt hervorgegangen, und man darf ohne Ruhmredigkeit sagen, daß das Werk, auf das die Mühe von vielen Monaten verwendet worden ist, seinen Meister lobt. Trotzdem auch dieser Band wie alle seine Vorgänger reichen farbigen Bilderschmuck aufweist, ist es gelungen, den Preis wesentlich zu ermäßigen. Wem er im Vergleich zu den Almanachen vieler andrer Verleger teuer erscheint, der läßt außer acht, daß es sich dort um Verlagskataloge mit Kostproben aus bereits erschienenen Werken, nicht wie hier um ein neues Buch handelt.

Velhagen & Klasings Verlag hat sich nie mit Saisonbüchern abgegeben. Seine Veröffentlichungen genießen den Ruf, Dauerwerte darzustellen, die sich viele Jahre, ja Jahrzehnte ihren Ehrenplatz in der Bibliothek des Gebildeten erhalten. Dies gilt besonders von den biographischen Miniaturen, die Professor Dr. Ludwig Darmstaedter unter dem Titel „Naturforscher und Erfinder" zu einem schon äußerlich höchst verführerischen Bande zusammengestellt hat. Der Schöpfer der Quantentheorie, Professor Dr. Max Planck, schreibt als einer der wahrhaft berufenen Kenner an den Verfasser: „Gerade dem Naturforscher bieten diese biographischen Zusammenstellungen mit ihrer knappen Zusammenfassung des Wesentlichen und mit der eindringlichen Sprache der Bildnisse und der Faksimiles eine herrliche Anregung, sich ein wenig mehr in die Geschichte seiner Wissenschaft zu vertiefen, als er dies sonst leider zu tun pflegt." Diesen Worten können unsre Leser hinzufügen, daß Darmstaedters biographische Kunst auch zum Laien spricht, denn einige dieser Miniaturen sind zuerst in unsern Heften erschienen.

Der dem Verlag durch mehrere ausgezeichnete geographische Monographien ver-

Zeichnung von M. Coing aus Lely Kempins „Tänzen des Lebens". (Verlag von Velhagen & Klasing)

bundene Hamburger Professor Dr. Richard Linde hat unter dem Titel „Der Alte vom Walde" ein Bismarck-Gedenkbuch geschaffen, das in der riesenhaften Literatur über unsern Einiger eine eigentümliche Stellung einnimmt. Es schildert den Herrn des Sachsenwaldes als den niederdeutschen Menschen, der er von Urvätern her war und der er geblieben ist, auch als er die Welt nach seinem Willen gestaltet hatte. Dieser mit dem Walde verbundene Mann, dem die stummen Bäume mehr zu sagen hatten als die Menschen und dem am besten zumute war in der Einsamkeit, wo man nur den Specht hört, wächst in der Lindeschen Darstellung zu jener sagenhaften Größe empor, in der er schon heute unter den Nachgeborenen zu wandeln beginnt, und zu dieser Größe gehören auch die Herzlichkeit, der Humor des plattdeutschen Landedelmanns, ja grade diese einfach liebenswerten Züge machen uns die Größe des Charakters erst begreiflich. Eng verbunden mit dem Text sind die nach Aufnahmen des Verfassers

Digitized by Google

hergestellten Waldbilder. In ihnen glauben wir die leise mahnenden Stimmen aus der Geschichte des uralten Grenzwaldes zu vernehmen und sie vereinen sich mit der liebevoll gewählten Sammlung von Weisheitsworten des Alten.

Als vor Jahren die ersten Bücher von Lely Kempin erschienen, waren sie frühe Vorboten einer Bewegung, die in der Folge alle Welt ergreifen sollte und die unter dem Schlagwort „Körperkultur" marschierte. Sie hatten gewaltigen Erfolg und haben ihre Stellung auch heute noch inne, nachdem das Evangelium des Tanzes als einer den andern Künsten gleichwertigen Ausdruckskunst in alle Welt gedrungen ist. Daß die Verfasserin eine Dichterin von anmutiger Phantasie und tiefem Gefühl war, beschwingte ihre schmalen Bände, die sie mit ungewöhnlich geschmackvollen Photographien zu illustrieren pflegte. Für ihr neues Buch „Tänze des Lebens" hat sie in Frau Coing eine Künstlerin gefunden, die die stimmungsvollen novellistischen Skizzen mit kräftigen und durchgefühlten Zeichnungen begleitet. Man sieht, die moderne Kunst, die viel gescholtene, hat auch zum Märchen innige Beziehung. Unser Bild gehört zu der Geschichte von den tanzenden Sternen; der Held, Teetje Eggers, zählt zu den Sternkiekern, die im Gegensatz zu den gewöhnlichen Menschen immer nur das sehen, was über fünfundsiebzig Zentimeter Höhe liegt.

Für einen modernen Künstler war es von jeher ein Zeugnis, daß er klassisch wurde, wenn sein Werk in den Monographien zur Kunstgeschichte erschien. In diesem Jahr ist Max Slevogt an die Reihe gekommen. Der Bremer Kunstgelehrte Dr. H. von Alten hat das Leben und die Entwicklung des Meisters mit jener Liebe geschildert, die mindestens so wichtig wie wissenschaftliche Kritik ist. Das Buch, das textlich und bildlich nur mit williger Unterstützung Slevogts so vollkommen zustande kommen konnte, wird seinen Wert behalten, solange man an dem Schaffen des großen Phantasten Anteil nimmt.

Im Anschluß an diesen neuen Band sei auf einige neue Auflagen hingewiesen, soweit sie wesentlich bereichert erscheinen, namentlich durch Beigabe farbiger Tafeln. Doch so wichtig und wertvoll sie sind: der Verlag hat es nicht dabei bewenden lassen, sondern auch dafür gesorgt, daß die Texte mit der neuen wissenschaftlichen Forschung in Einklang stehen. Das war nicht immer so leicht wie bei dem Bande über Perugino, den der Verfasser, Prof. Dr. Fritz Knapp, selbst bearbeiten konnte. Hier ist fast ein neues Buch entstanden. Namentlich auf die bisher in Dunkel gehüllte Frühzeit des Meisters fällt jetzt helles Licht.

Schwieriger war die Bearbeitung der Bände über Fra Angelico und Donatello. Hier hatten sich die Neuherausgeber Prof. Dr. Frida Schottmüller und Prof. Dr. Max Semrau mit den verdienten inzwischen verstorbenen Verfassern Max Wingenroth und Alfred Gotthold Meyer auseinander zu setzen. Sie haben der neuen Forschung ihr Recht gegönnt, aber die Vorzüge der alten Darstellung, namentlich den bei aller gelehrten Gründlichkeit volkstümlichen Ton erhalten.

Außerordentlich vermehrt und verbessert, textlich wie bildlich, hat Prof. Dr. Alfred Koepp seine geschichtliche Monographie „Die Römer in Deutschland". Das in dritter Auflage vorliegende Buch hat längst klassische Geltung erlangt. Es gibt kein zweites, das mit gleicher Ausführlichkeit, Anschaulichkeit und Treue diesen wichtigen, noch heute nachwirkenden Abschnitt unserer Geschichte schildert. — Unter den Monographien zur Erdkunde — sie erfreuen sich in einer Zeit gesteigerter Reiselust besonders freudiger Aufnahme — seien zwei erwähnt: die erst im vorigen Jahr erschienene, wundervoll und einzigartig illustrierte Monographie über „Sturmsee und Brandung" von dem Grafen Franz von Larisch-Moennich hat es schon zur zweiten Auflage gebracht. Die schöne Haushofersche Arbeit über Tirol und Vorarlberg hat A. Steinitzer in fünfter Auflage durchgesehen und bearbeitet. Auch hier hat der Verlag in der Beigabe von farbigen Bildern nicht gespart. Besondern Dank verdienen die bunten Tafeln mit Alpenblumen. So bedroht wie Tirol im Süden, ja noch bedrohter, weil nicht so gekannt und so geliebt, ist Ostpreußen. Diesem schönen Lande hat Prof. Dr. Richard Linde eine ebenso kenntnisreiche wie begeisternde Darstellung gewidmet.

Mit dem immer wieder anregenden und wichtigen Thema „Goethe und Rom" beschäftigt sich ein Buch des Leipziger Geschichtsforschers Prof. Dr. Otto Theod. Schulz. Es ist in der seit langem so elegant gewordenen Reihe der Volksbücher erschienen, für jeden Goethe- und Italienfreund eine willkommene Gabe. Schildert doch die Abhandlung nicht bloß, was Rom Goethe war, wie Goethe Rom sah, sondern zeigt auch an den alten Stichen der Piranesi das Rom in der Gestalt, wie es auf Goethe gewirkt hat.

Zum Schluß der Hinweis auf einen alten Freund des deutschen Hauses, den Daheim-Kalender. Er stammt aus der Glanzzeit unsers Reichs und hat gute und böse Tage überlebt. Außer vielen praktischen Angaben und Winken bringt er eine Fülle von hübschen Erzählungen, formvollendeten Gedichten und reich illustrierten Aufsätzen aus allen möglichen Gebieten. Ein künstlerisch hochstehendes Hausbuch, das auch verwöhntem Geschmack in seiner altererbten Tüchtigkeit gefallen wird und das in seinem schmucken blauen Leinenrock unter jedem Christbaum freundlicher Aufnahme sicher ist.

Digitized by Google

Neue Theaterliteratur. Von Dr. Paul Legband

Karl Glossy: Das Burgtheater unter seinem Gründer Kaiser Josef II. (Wien, A. Hartlebens Verlag) — Siegfried Loewy: Das Burgtheater im Wandel der Zeiten (Wien, Verlag Paul Knepler) — Friedrich Rosenthal: Theater in Österreich (Bd. 16 der „Österreichischen Bücherei", Wien, A. Hartlebens Verlag) — Bianca Segantini und Francesco v. Mendelssohn: Eleonora Duse. Bildnisse und Worte von Gerhart Hauptmann, Hermann Bahr u. a. (Berlin, Rudolf Kaemmerer Verlag) — Edouard Schneider. Deutsch von Th. Mutzenbecher: Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe (Leipzig, Insel-Verlag)

Theatergeschichtliche Betrachtung hat im Lauf der letzten Jahrzehnte starke Wandlungen durchgemacht. Neben feuilletonistischer Plauderei, die Anekdotisches und Familiäres liebt und, von lokalem Stolz gefüttert, alles Vergangene vergoldet, steht nun häufiger sachliche, auf festem Boden gegründete, kritisch sondernde Forscherarbeit. Selten sind — das liegt am Wesen dieses sonderbaren Stoffes nicht minder als an der Persönlichkeit der Schreibenden — künstlerisch gefaßte, psychologisch vertiefte, zwischen Wahrheit und Dichtung glücklich geformte Biographien, menschliche Dokumente, die durch Stoff und Darstellung ergreifen. Karl Glossy, dessen Lebensarbeit der Wiener Theatergeschichte fruchtbar diente, hat die Gründung und die Schicksale des Burgtheaters in der josefinischen Zeit — hauptsächlich die der Jahre 1776 bis 1790 — erzählt. Er liebt sein Wien, kennt es, fördert jede Erkenntnis, verfällt aber, in seiner Liebe kritisch durchsonnt, niemals in Jubiläumshymnen. Er weiß, daß das josefinische Theater keine höchste Vollkommenheit erreichte, aber durch die politische Klugheit eines Kaisers aus kulturell verwilderten Zuständen zu einer ernsten Bühne entwickelt wurde. Noch Maria Theresia klagte über die „böse Brut" der Komödianten, Josef II. kannte ihre Verwilderung und setzte auf Trunkenheit 24 Stunden Arrest, hob den Stand der Schauspieler in sozialer und künstlerischer Hinsicht, auch wenn er in Kriegssorgen dann wieder kurz resolvierte, daß hundert Grenadiere ihm mehr Dienste leisteten als drei Buffons. Die planvolle Arbeit, die auf des Kaisers Geheiß Männer wie Sonnenfels, der Staatsrat Gebler und der Zensor Hägelin verrichteten, kommt in Glossys vornehmer Schilderung zu Ehren. Man erlebt, wie aus welscher Orientierung, finanziellem Wirrwarr, schweren Organisationsfehlern — Lessing konnte nicht berufen, Schröder nicht gehalten werden! — allmählich der Weg gefunden wird für die ruhmreiche Geschichte dieser aristokratischen Bühne.

Glossys stille, sachliche Arbeit findet ihre Fortsetzung in Siegfried Loewys leichter wiegender, populärer Plauderei über das Burgtheater „im Wandel der Zeiten". Schon dieser Titelzusatz, schon der Untertitel „Kleine Bausteine", schon der saloppere Stil kennzeichnen das Buch, dessen Verfasser mehr huldigen als kritisch Kulturzusammenhänge aufzeigen möchte. Es geht wirklich nicht an, dem josefinischen Theater einen „ungewöhnlich interessanten Spielplan" nachzusagen. Aber Loewy weiß die markanten Erscheinungen aus den zwei Dutzend Burgtheaterdirektoren herauszugreifen, den Leidensweg zu schildern, den Schreyvogel, Holbein, Laube, Dingelstedt, Wildbrandt, fast alle verstrickt in Konflikte mit k. k. Behörden, zurücklegten, und bringt auch manches unbekannte Detail an die Öffentlichkeit. Einer klaren Stellungnahme zum heutigen Burgtheater geht Loewy dabei geschickt aus dem Wege. Er vermeidet es, das Elend aufzudecken, in dem nach Kriegs- und Wirtschaftskatastrophen schlimmster Art heute Österreich samt seinem Burgtheater liegt.

Diese Kulturkrise, die kein Kriegsland so getroffen hat wie die alte habsburgische Monarchie, nimmt Rosenthal zur Basis eines klugen Buches über „Theater in Österreich", d. h. über Kunst der Bühne und ihre Volkswurzeln im alten, sowie Kunst und Können, Wollen und Müssen für ein neues Österreich. Das Buch bekennt sich bei aller Kritik und schmerzlicher Einsicht zu frohem Optimismus. Rosenthal weiß, in Österreich ist alles Lebendige aus dem Volksganzen hervorgegangen, Schönheit der Bauten, der Musik, des Theaters. Er deckt die seltene Verwurzelung alles Österreichischen mit dem Theater auf, springt ohne starke Gliederung seines Themas wohl vom hundertsten ins tausendste, findet aber immer wieder sein Leitmotiv: Theater in Österreich, Ausstrahlung alles Lebens, Zentralpunkt alles Genießens, selbst in dem traurig schmerzlichen Zustand von heute. Dabei strömt „unzerstörbares Vertrauen zu den sich erhaltenden, sich neu verjüngenden Lebensmächten guten Österreichertums" aus allen Seiten dieses ernsten Buches.

Unter allen Schauspieler-Büchern und Biographien, die die Theatergeschichte kennt, zählen die beiden neuen Duse-Bücher zu den wertvollsten. In dem schönen Buche der Bianca Segantini und Franscesco v. Mendelssohns mündet Shaws spöttische Geistigkeit in superlativisches Bekennen, Pirandellos sezierende Methode findet großen Aufbau, Hofmannsthals Kritik weitet sich

Digitized by Google

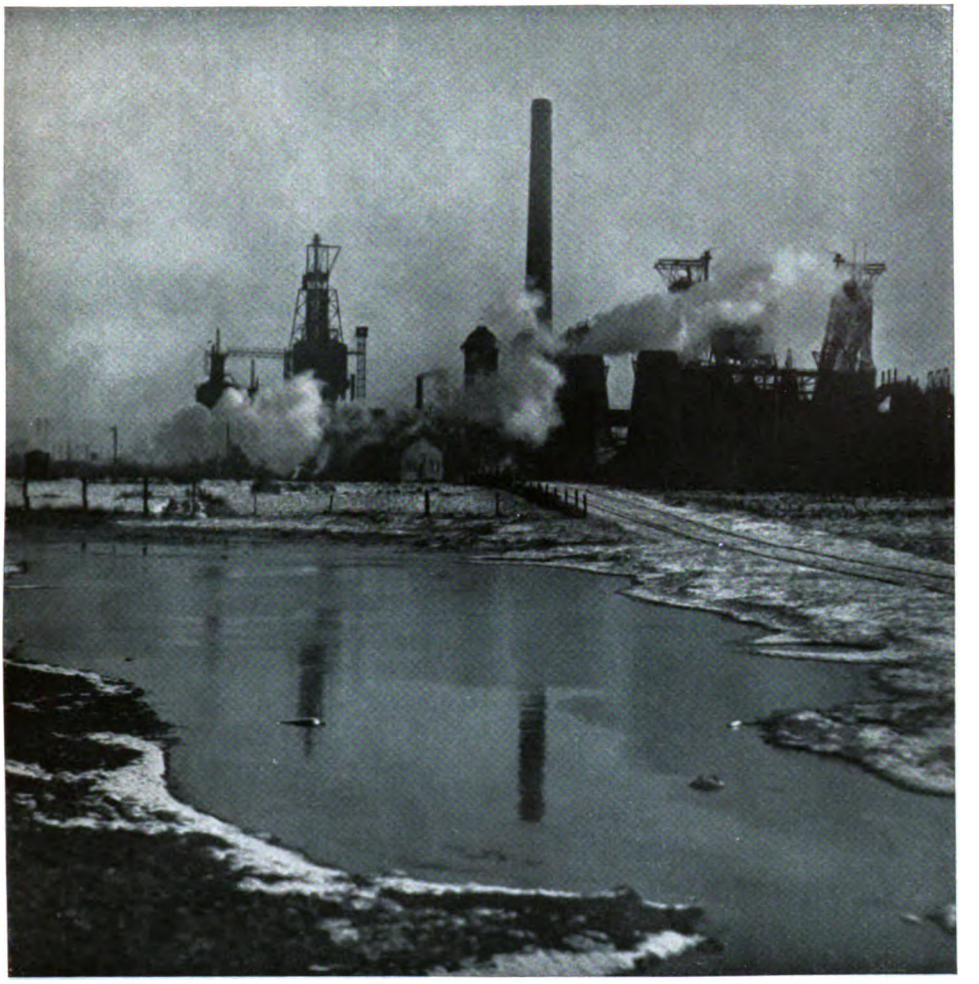
zum Hymnus, Kerrs Verehrung zur Anbetung der Magie und Gloria eines wunderbaren Menschen („die Summe dieser Frau war Schönheit!"), Hermann Bahrs Betrachtung stipuliert in ihr das Genie. So ist das ganze Buch, prachtvoll aufgebaut, voller Lobpreisung. Von Bericht zu Bericht sich steigernd enthüllt es die reine Form eines reinen Daseins. Von den Erschütterungen, die Hermann Bahr 1891 erlebte, bis zu den ergreifenden Worten derer, die 1924 die alte Frau in Amerika sahen, ein hohes Lied ihrer Kunst. Jenseits aller Worte zeigt ein halbes Hundert herrlicher Bilder sie selbst, die Hoheit und Schönheit ihres Gesichts, das in immer erneuter Fülle, in immer neuen Möglichkeiten uns anschaut. Die Schauspielerin, der Mensch, die Frau, seltene Einheit, werden sichtbar. Auch wer sie nie sah, fühlt ein großes Erlebnis. Wer war sie? Kind eines armen Wanderkomödianten. Vom Vater und Großvater vererbt sich Schauspielerblut. Mit vier Jahren ist ihr die Bühne vertraut. Mit 14 Jahren spielt sie die shakespearische Julia in Verona, mit 19 Jahren beginnt ihr Ruhm, mit 20 siegt sie über Sarah Bernhard. Dann geht der Weg immer höher, Paris, Wien, Berlin, Neuyork, die ganze Welt jubelt ihr zu. Lorbeer überschüttet sie. Findet sie Ruhe, Genügen, bleibende Stätte? Nein. Ihre Reisen sind Triumphzüge und Flucht vor sich selbst. Von den Dämonen ihrer eigenen Brust getrieben durchrast sie die Welt. Auf dem Höhepunkt ihres Ruhms, ihrer Erfolge verläßt sie nach dem Berliner Gastspiel 1909 die Bühne und bleibt zwölf Jahre lang ruhig-unruhig verschollen. Der Weltkrieg scheint ihre Spuren zu verwischen, dann wird 1921 in Turin ihre Stimme wieder hörbar. Eine Frau in weißem Haar spielt Ibsens Ellida, die Rolle, die ihrem Wesen am nächsten stand. Aus der Verborgenheit reißt der Krieg mit seinen chaotischen Folgen diese Frau wieder ans Tageslicht. „Ich habe den Kanonendonner vom Monte Grappa aus nächster Nähe mit angehört. Verwüstung und Elend haben mich aufgerüttelt. Ich will da sein, wo man handelt" — schreibt sie. Die Zeit ist gekommen, Opfer zu sein, sich selbst darzubringen. „Bomben hinein, tausend Bomben! Hinaus aus dem Tempel mit all den Krämern!" Sie drängt zu Tat und Hingabe, zur Erneuerung des Theaters. Aber ihre Heimat, Italien, versteht ihren Ruf nicht. Finanzielle Sorgen kommen hinzu. Da bringt Amerika ihr, das Land, das ihr das fremdeste ist, am Ende die größten Huldigungen. Sehnsucht nach ihrem geliebten Italien zehrt an ihr. Einsam, verzweifelt stirbt sie in der häßlichen Fabrikstadt Pittsburg am 21. April 1924.

Über diese letzten Jahre der Duse bringt Edouard Schneiders (von Th. Mutzenbecher gut übersetztes) Buch Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Hier steht der Mensch im Vordergrund, hier wird die Tragödie der alternden und doch jungen, der einsamen Frau Erlebnis. Hier finden sich Worte, Briefe, Gebete von ihr, hier leben wir ihren Glauben und ihre Verzweiflung, ihren neuen Lebensmut, ihre innerste Wandlung. „Ich gehe im Sturm, wie jemand, der seinen Weg kennt, und gehorche doch nur dem inneren Marschtakt, der mich allzeit vorwärts treibt. Und was ist am Ende der langen Reise? Vielleicht ... das süße Bewußtsein: ich bin meinem Schicksal gehorsam gewesen. — Vielleicht! — Dies eine hoffe ich — und vergesse, was ich gelitten!" So enthält dieses Wort das Fazit ihres Lebens. Was aber war ihr Schicksal? Sich überschwenglich an das Leben, die Menschen und die Kunst zu verschenken, bis an ihr Ende zu kämpfen und einer reinen Idee bis zum Tode zu dienen. Am tiefsten erschüttert in Schneiders Buch die Einsamkeit dieser Frau, der eine Welt gehuldigt hat. Wie klammert sie sich an die wenigen Freunde, die ihr im Alter geblieben sind, wie verhallt ihr Ruf nach einem eigenen neuen Theater, wie tragisch ist ihr mutiger Kampf um die äußere Existenz. Wie beschämend für die italienische Nation, die ihr Hilfe versagte! Keine noch so prunkvolle Leichenfeier, keine noch so tönende Grabrede löschen den Satz aus: „In meiner Heimat hat sich nicht eine Seele gefunden, die mir in der schrecklichen Krankheit geholfen hätte. An Mussolini hab' ich geschrieben, er hat nichts für mich getan!" So litt diese alternde Frau, und Spuren tiefen Schmerzes gruben sich in ihr Gesicht. In ihrer Jugend ganz dem Element ausgeliefert, der Maßlosigkeit der Empfindung, zerriß und sprengte sie jede Form. In der mittleren Zeit ihres Lebens fand sie durch Ibsens Dramen zu sich selbst, fand ihren Stil und die Bändigung der Triebe, auch wenn ihrer scheuen, keuschen Kunst d'Annunzio literarische Masken vorhängte, im Alter aber hob sie sich in ethische Luft, in eine Atmosphäre reiner Geistigkeit über die Dinge dieser Welt hinaus. Das war im Zeichen ihrer stärksten inneren Wandlung, als sie, längst von Grauen und Überschwang gelöst, nach einer neuen Kunstform suchte, als sie, schwesterlich der Katharina von Siena verbunden, mit den Schriften der Mystiker sich beschäftigte, als sie ihre Kunst zu immer reinerem Ausdruck zu läutern strebte. Wahrhaftigkeit und Schönheit ist stets Stempel und Prägung ihrer Kunst und ihres Wesens geblieben.

Auf dem kleinen Friedhof von Asolo, in dem Bergstädtchen, wo sie während eines ruhelosen Lebens sich vor den Menschen verbarg, ruht ihr Körper. Ein schlichter Granitblock vom Monte Grappa, ihrer montagna sacra, liegt auf dem Grabe.

Das Denkmal ihres Lebens aber ist in diesen Büchern errichtet. Hier lebt Eleonora Duse.

Digitized by Google



Die Zeche. Künſtleriſche Aufnahme von Dr. A. Eyermann-Dortmund

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Proben aus Velhagen & Klasings Monographien — Papierplastiken von Adolph Musz — Glasarbeiten von W. von Eiff und Glasfenster von Sepp Frank — Nadelmalereien von Edda Wiese — Zu unsern Bildern

Um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, wie reich und sorgfältig die Monographien unsers Verlages ausgestattet sind, sei die Rundschau mit zwei Blättern eröffnet, die aus zwei der von Georg Giesecke angezeigten Bänden stammen: mit der Geburt Christi von Fra Angelico und dem sogenannten schwarzen d'Andrade von Slevogt. Die farbigen Reproduktionen unsers Verlages sind ständig besser, d. h. originalgetreuer geworden. Es gibt nur noch wenige Kunstphilologen, die an der Brauchbarkeit des Farbendrucks zweifeln, weil es selbstverständlich auch auf diesem Gebiet Pfuscher gibt. Und es ist ein Segen, daß der Verlag, allen Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit zum Trotz, auf die Herstellung farbiger Blätter nie verzichtet hat. Denn nur so konnte eine handwerkliche Überlieferung erhalten werden, deren Früchte wir jetzt ernten. Von den Schwierigkeiten, die mit dem Herankommen an das Original beginnen und oft erst nach Monaten mit der letzten Korrektur enden,

PARVVLVS NAT Ē NOB 7 FILS DAT Ē NOBIS 7 FACT Ē PRINCIPAT SVP HVMERV EI. YSA. IX. C
IMPLETI SVNT DIES VT PARERET 7 PEPERIT FILIVM SVVM PRIMOGENITVM. LVCE. II. C.

Fra Angelico: Geburt Christi. Von den Sportelli der S. S. Annunciata, Florenz, Galerie S. Marco
Aus Prof. Dr. Frida Schottmüller: Fra Angelico. Band 85 von Velhagen & Klasings Künstlermonographien

Digitized by Google

Francisco d'Andrade als Don Juan (der schwarze Andrade). Gemälde von Prof. Max Slevogt. Illustration aus Dr. W. v. Alten: Max Slevogt. (Band 116 von Velhagen & Klasings Künstlermonographien)

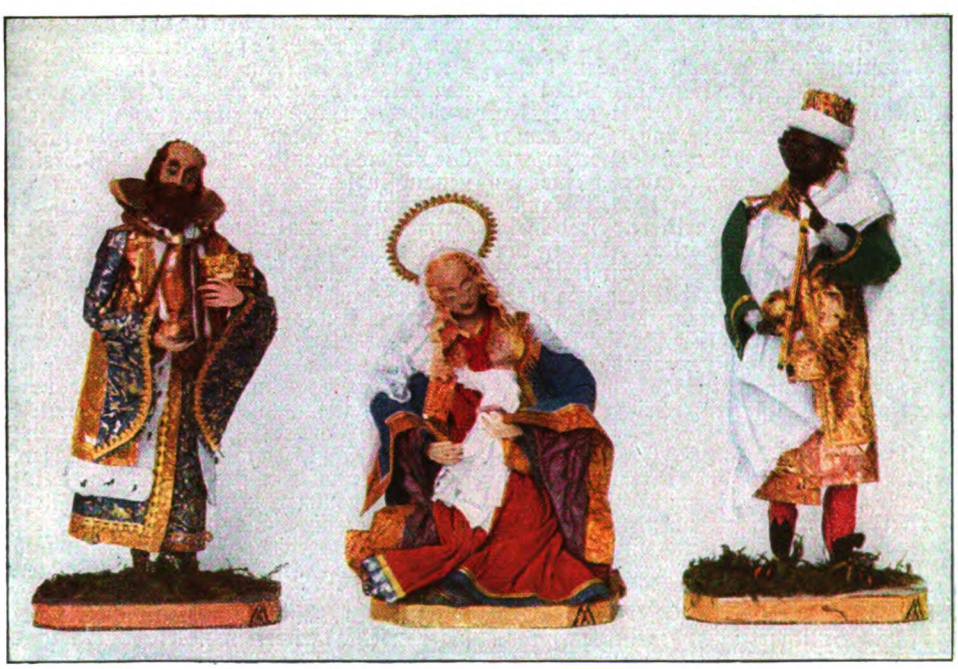
braucht der Laie nichts zu wissen. Er genieße mit Freuden das Ergebnis kunstgerecht geschulter Hände und Augen und sei überzeugt, daß Verlag und Schriftleitung jede technische Neuerung begierig aufgreifen, um, aller Kosten ungeachtet, alle Herrlichkeiten des Urbildes in die Wiedergabe zu retten.

★

Digitized by Google

Oben: Fischer, Biedermann und Bauer. Unten: Figuren aus der Weihnachtskrippe. Künstlerische Papierplastiken von Adolph Musz Oldenburg i. O.

Papierplastik — hört man nur das Wort, so denkt man leicht an etwas Unkünstlerisches, an eine dilettantische Betätigung, wie sie früher recht überflüssig ausgeübt wurde, als es noch müßige Haustöchterchen gab. Aber es ist nichts so gering, daß es nicht durch ein echt künstlerisches Empfinden geadelt werden könnte, und das ist bei den Krepp-Papierfigürchen der Fall, deren Bekanntschaft wir dem Direktor des Oldenburger Landesmuseums Dr. Walter Müller-Wulckow verdanken. Sie stammen von Adolph Musz in Oldenburg, keinem berufsmäßigen Künstler, sondern einem ehemaligen Gärtner, den jedoch sein ausgezeichneter Farbensinn im Bunde mit einer feinfühligen Hand und



Digitized by Google

Arbeiten in Glasreliefschnitt von Prof. W. von Eiff-Stuttgart

starker Beobachtungsgabe für das Charakteristische der menschlichen Erscheinung zum Künstler stempeln. Er hat im verflossenen Jahr eine vielfigurige Krippe in Oldenburg, Leipzig, Wien und Köln ausgestellt und allerorten einen bedeutenden und durchaus gerechtfertigten Erfolg erzielt. Vor kurzem hat er ein Abendmahl mit besonders feiner Farbenstimmung vollendet. Neben diesen uraltheiligen Stoffen fühlt sich Musz zur Karikatur hingezogen. So hat er Juden vom Leipziger Brühl und Handwerksburschen, aber auch vornehme Herren wie den Grafen Kuno Hardenberg, eine im Kunstleben der Gegenwart weitbekannte Persönlichkeit, köstlich karikiert. Grade jetzt ist er beschäftigt, seine zierliche Kunst in den Dienst realistischer Darstellungen treten zu lassen: er bildet die Arbeitsvorgänge einer großen Leipziger Druckerei nach. Wir freuen uns, diesen ursprünglichen Künstler mit einigen Proben seines merkwürdigen Schaffens zum erstenmal in die Öffentlichkeit einer großen Zeitschrift zu bringen.

★

Als eine willkommene Ergänzung des reichen Bildes, das die Hefte vor kurzem (Januarheft 1926) von dem Schaffen Sepp Franks entworfen haben, werden die Leser die farbige Nachbildung eines wirkungsvollen Glasfensters betrachten. — Edles Gerät für den Toilettentisch der Damen bilden wir aus der Werkstatt Prof. Wilh. von Eiff in Stuttgart nach, der in das spröde Glas die herrlichsten Darstellungen zu schleifen und zu schneiden versteht, ein Künstler, wie er in dieser schwierigen Kunst gleich meisterlich seit Menschengedenken nicht aufgetreten ist.

★

Mit besonderem Verständnis werden unsre Leserinnen die Nadelmalereien von Edda Wiese betrachten. Die Berliner Künstlerin hat eine Technik neu belebt, die uns aus dem fernen Osten wohlbekannt ist, die aber auch in mittelalterlichen Nonnenklöstern gepflegt wurde. Sie hat die japanischen Landschaftsstickereien genau studiert und früh erkannt, daß es darauf ankam, die Eigenart unsrer deutschen Heimat stark zum Ausdruck zu bringen. Das ist überraschend glücklich gelungen. Ein nächtliches Straßenbild ist perspektivisch und koloristisch ein Meisterstück. Aber fast noch besser, will uns scheinen, eignet sich der leuchtende Glanz ihrer Seidenfäden für den Sonnenglast einer afrikanischen Landschaft. Die Stickereien Edda Wieses sind dauerhafter als die japanischen. Sie stellt sie nicht als lockere Wandbehänge her, weil sich kaum vermeiden läßt, daß sie Falten schlagen, sobald sie aus dem straffgespannten Stickrahmen genommen werden. Und das sieht sehr häßlich aus. Sie spannt deshalb die fertigen Stickereien auf Blendrahmen und rahmt sie wie Pastelle unter einer luftdichten Verglasung ein. Große Schwierigkeiten bereiteten der Künstlerin Figuren. Sie erschienen leicht karikiert und störten den ruhigen Gesamteindruck der Bilder. Ihre Berliner

Digitized by Google

Friedrichstraße zeigt, daß sie auch diese Schwierigkeit glücklich überwunden hat. Unsre farbigen Wiedergaben sind so genau, daß sie bei näherer Prüfung sogar gestatten, die Lage der einzelnen Fäden zu erkennen. Auf den ersten Blick wirken die Bilder wie gemalt, und sie erfüllen auch in der Tat den Zweck gemalter Bilder: ein Stück farbige Welt und Freude an der Natur in die dunkeln Höhlen unsrer Wohnungen zu tragen.

★

Zu unsern Bildern! Konrad Meindl steht bei unsern Lesern in gutem Andenken, seit wir von ihm einige seiner leichtgetönten Bildniszeichnungen brachten (Aprilheft 1926). Er handhabt den Stift mit ungemeiner Zartheit, ja man darf schon sagen: Zärtlichkeit, ohne daß die Schärfe seiner Charakteristik darunter litte. Wir zeigen hier von ihm ein Blatt, das eine weltberühmte Künstlerin in einer ihrer Glanzpartien darstellt: Maria Jeritza als Minnie in Puccinis Wildwestoper „Das Mädchen aus dem goldenen Westen". Wundervoll, wie der geschwungene große Hut die Lieblichkeit des Kopfes umschließt und hebt und wie kräftig die sparsam und duftig verwendeten Farben, das Weizengelb des Haares, das Meerblau des Auges, das grade nur angedeutete Rot der Lippen wirken. — Ganz anders als der in der Überlieferung seiner Heimat stehende Wiener packt ein Führer unsrer jüngsten Kunst eine Bildnisaufgabe an: Wilhelm Schnarrenberger mit seinem Knabenporträt (zw. S. 376 u. 377). Seine Haupttätigkeit lag lange vorwiegend auf graphischem Gebiet. Namentlich die Gebrauchsgraphik verdankt ihm viel, und als er vor sechs Jahren an die Landeskunstschule nach Karlsruhe berufen wurde, wollte man sich den gewandten, in Holzschnitt und Lithographie besonders erfahrenen Meister sichern. Trotz rein dekorativer Schulung, die der jetzt Dreiunddreißig-

Glasfenster. Von Sepp Frank-München. Röthenbach a. L., Haus Conradty

Digitized by Google

Kakteen. Nadelmalerei von Edda Wiese, Berlin-Friedenau

jährige in München 1911 bis 1916 genossen hat, ist von Anbeginn der Trieb zur Bildgestaltung in ihm wachgewesen. Vor anderem fesselt ihn das Bildnis. Er will unter Ausschaltung aller dekorativen Absichten und Wirkungen den Ausdruck des Menschen und seiner Zeit geben. Er will los vom Graphischen zur formalen und seelischen Steigerung im Erleben des Menschen und seiner Umgebung, seiner Welt gelangen, und so kommt es ihm auch bei unserm Bildnis auf die seelische Erfassung des in ihrer Umgebung Dargestellten an. Hand in Hand geht damit die harmonische Lösung der farbigen Aufgabe.

Mitternacht in der Friedrichstraße zu Berlin
Nadelarbeit von Edda Wiese, Berlin-Friedenau

— Von Jägerfreude und Naturgenuß ist das Gemälde von Alfred Weczerzick (zw. S. 424 u. 425) erfüllt. Diese „Durchbrechenden Sauen" sind ein köstliches Jagdstück, wie es mit gleichem künstlerischen Geschmack nur selten gemalt wird. — Der „Wintertag von Otto Bauriedl greift eigentlich der Jahreszeit schon vor. Der Münchner Maler hat ein so inniges Verhältnis zur Natur, daß man auf den ersten Blick merkt: der Föhnwind weht. Die Luft hat schon Wärme. Man weiß gar nicht recht: wird es noch einmal kalt oder steigt schon der Frühling über die Berge? Nach trüben, regnerischen Stun-

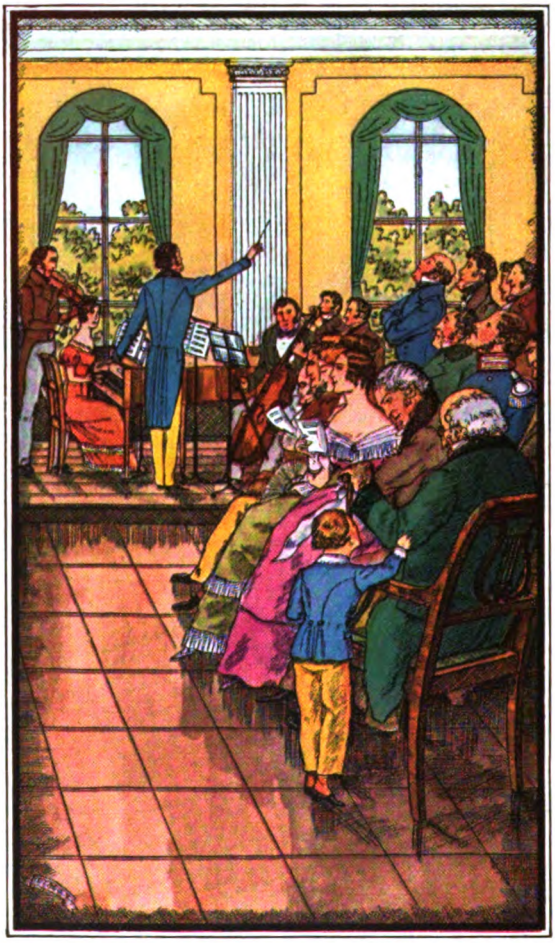
Digitized by Google

Maria Jeritza als „Minnie“ in Puccinis Oper „Das Mädchen aus dem goldenen Westen“
Buntstiftzeichnung von Konrad Meindl

den öffnet sich ein Stück Himmel und läßt die Sonne da und dort in glitzernden Lichtern spielen. Die Landschaft ist das westliche Algäu. Im Hintergrund wuchten die Vorarlberger Gipfel. — Ein echtes Winterbild stellt die Zeche von D. A. Eyermann in Dortmund dar. Diese künstlerische Aufnahme ist von so starker Stimmung und Wirkung, daß sie sich als Einschaltbild den Gemälden dieses Heftes würdig einreiht

Digitized by Google

(zw. S. 464 u. 465). — Professor Selmar Werner, dem wir den „Bogenschützen“ (zw. S. 392 u. 393) verdanken, ist der Schöpfer des Schillerdenkmals in Dresden, eines der schönsten, dessen sich Deutschland rühmen darf. Werner ist ein Schüler von Robert Diez und hat sich auch als Maler und Radierer hervorgetan. Als Lehrer der plastischen Komposition wirkt er an der Dresdner Akademie. Sein „Bogenschütze“ zeigt ihn als einen Künstler, der das unvergängliche Ideal klassischer Gestaltung mit modernem Geist zu erfüllen weiß. — Den weihnachtlichen Klang, den das Titelblatt dieses Heftes, die Madonna des Meisters der heiligen Veronika, so machtvoll anstimmt, nimmt die hier zum erstenmal farbig wiedergegebene „Christnacht“ Ludwig Richters wieder auf (zw. S. 400 u. 401), eine der größten Kostbarkeiten des Dresdner Kupferstichkabinetts und den meisten Freunden unsers Hausmeisters nur als die Radierung bekannt, die 1854 als Vereinsblatt des Sächsischen Kunstvereins erschien. Paul Mohn hat recht, wenn er in seiner unübertrefflichen Richter-Monographie unsers Verlages schreibt: „In dieser poetischen Komposition klingt der ganze geheimnisvolle Zauber der deutschen Weihnacht wider.“ — Zu Weihnachten gehört auch das Märchen. In Carl Strathmanns „Zaubermühle“ wird es laut. Der Münchner Meister, der im verflossenen Herbst seinen 60. Geburtstag feiern konnte, stammt aus Düsseldorf, ist aber in 35 Jahren in München eingesessen und zählt zu den ausgeprägten Erscheinungen des Münchner Kunstlebens. Unser Bild (zw. S. 432 u. 433) verrät, was ihn vor vielen andern glücklich auszeichnet: reiche Phantasie, üppiger Farbensinn, starke Gestaltungskraft. Das Märchen, das die „Mühle“ erzählt, in Worte zu kleiden, wäre ein törichtes Unterfangen. Das Bild wendet sich an alle die, die noch fähig sind, sich dem Zauber des Unglaublichen hinzugeben, und das werden in diesen geheimnisvollen Wochen viele sein. — Zur Feier dieser festlichen Tage gehört auch die Musik, und so mag ein Bild aus unserm an andrer Stelle angezeigten Almanach diese Rundschau beschließen. Erich M. Simon hat es zu einem Brief gezeichnet, den Oskar Bie Fanny Mendelssohn in die Feder diktiert hat. Der Brief schildert eine Sonntagsmusik im Hause Mendelssohn, und Simon war der rechte Künstler, um die dokumentarische Treue dieser Schilderung zu illustrieren. Der Geist kultivierter Behaglichkeit, harmonischen Genusses, den dieses bunte Blatt atmet und der mehr wert ist als äußerlich blendende Güter, möge unsre Leserinnen und Leser in ein glückliches neues Jahr geleiten!



Sonntagsmusik im Hause Mendelssohn. Illustration von Erich M. Simon aus Velhagen & Klasings Almanach für 1927

★

Mit dem alten Jahr sei noch ein Irrtum abgetan, der uns in dem schönen Aufsatz über die Dahlie (Septemberheft) unterlaufen ist. Die dort erwähnten und abgebildeten Sorten Andreas Hofer, Goldene Sonne, Heimweh, Markhilde, Weltfrieden, Meisterstück, Andenken an Bornemann, Schwarzwaldmädel, Friedrich Rückert, Schönes Farbenkönigin, Richard Koch, Aureola sind Züchtungen des Herrn Karl Schöne in Leipzig-Sellerhausen. Dahlienfreunde werden wissen, daß manche dieser Sorten als Züchtungen Schönes wohlbekannt sind. **P. W.**

Digitized by Google

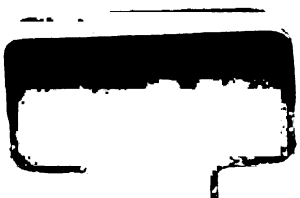
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE HECKMAN BINDERY
N. MANCHESTER, INDIANA

AP30
.V4



Digitized by Google

3 0000 093 415 010

Digitized by Google